Die

Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe

zur

Erheiterung für Stadt und Land.

(I. Jahrgang 1855.)

Beilage zum Landshuter Wochenblatt.

Landshut.

Druck und Verlag von J. F. Rietsch.

Nro. 1. **I. Jahrg.**

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt.)

Sonntag den 7. Januar 1855.

Unsern verehrten lieben Lesern, wenn sie sich durch alle möglichen diplomatischen und undiplomatischen Verhandlungen, durch alle politischen und unpolitischen Verträge durchgearbeitet, wenn sie die Krim'schen Schlachten und Sebastopolischen Belagerungsgefährlichkeiten im Geiste mit ausgestanden, insbesonders den verehrlichen Wochenblattlesern, wenn sie sich alle Verordnungen und Gesetze tief eingeprägt haben und vor Angst Blut schwitzen möchten, um ja keine zu vergessen und in Strafe zu kommen, ist zur Beruhigung des Blutes und zur Herstellung des menschlichen Gleichgewichts nolens volens eine Geisteserheiterung nöthig, und dieses beruhigende, aufheiternde Mittel soll unsere neue „**Plauderstube**" bilden. „Der Mensch muss a Freud hab'n" heisst es, und eingedenk dieser praktischen Lebensregel, hoffen wir mit dieser Plauderstube unsern werthen Abonnenten zum neuen Jahre eine Freude zu machen, zum Lohne dagegen verlangen wir nichts von Ihnen als dass Sie uns treu bleiben, oder noch besser: sich vermehren möchten wie Sand am Meer.

Die Plauderstube, wöchentlich aus einem ganzen Bogen von 8 kleinen Quartseiten bestehend, wird ohne dass sich der Preis desselben im mindesten erhöht, dem Landshuter Wochenblatte beigelegt, und der Inhalt so eingetheilt werden, dass die ersten 5—6 Seiten eine fortlaufende grössere Erzählung, die 6te und 7te Seite Reiseabenteuer, Geschichtliches ꝛc. ꝛc., und circa die 8te Seite lustige Stücklein, Schnaken und Schnurren bilden. Der Druck ist so deutlich und gross, dass auch geschwächte Augen und ältliche Personen denselben ohne Anstrengung lesen können. Wer sich die Plauderstube fleissig sammelt und am Ende des Jahres einbinden lässt, erhält einen recht hübschen Band, und nach und nach eine kleine Familien- und Hausbibliothek, woran sich in spätesten Zeiten noch Kinder und Kindskinder erfreuen und erlustiren können.

Das Wochenblatt wird, da der Hausfreund natürlich daraus wegfällt, wenn der Stoff nicht mehr bietet, dann nur in einem halben Bogen gross Quart bestehen.

Und nun liebe Leser „Gott zum Grusse und ein recht glückliches Jahr."

Die Redaction des Landshuter Wochenblattes
mit der Plauderstube.

J. F. Rietsch,

Buchdrucker in Landshut, Nahensteig Nro. 182.

Bastel-Jakob.

Erzählung von Gustav Pfarrius.

(A. d. Illust. Famil.)

Peter Haas, der Ferge von Oberhausen, war ein kleiner, untersetzter Mann, einsilbig und knurrig; er konnte grob sein, wenn man ihn mit Fragen behelligte, und war ohne ein Wort des Dankes, wenn man ihm den Lohn für die Ueberfahrt auch verdreifachte. Wohlhabend sah er aus, stets rein war sein Anzug, bestehend im Sommer wie im Winter in einer landesüblichen Sonntagsmütze ohne Schirm, aber mit Pelz besetzt, einem blauem Tuchwamms und Beinkleidern von weißgebleichter Leinwand. So sah man ihn bei Sonnenschein und Regen in seinem Nachen stehen, die Stange regieren oder das eingedrungene Wasser ausschöpfen, und so bildete seine selten unterbrochene, bedachtsame Thätigkeit auf dem stillen Spiegel der Nahe einen Charakterzug des Thales, schien unerläßlich im Rundgemälde desselben und gab der an sich reizenden Landschaft erst ihre idyllische Vollendung. Seiner einsam stehenden Wohnung auf dem etwas erhöhten linken Ufer der Nahe, kaum zwanzig Schritte vom Wasser, schräg gegenüber ragte der Lemberg, der König unter den Bergen des Nahethals, in dessen unmittelbarster Obhut das einen Büchsenschuß oberhalb der Furth hinter Bäumen sich versteckende Dörfchen Oberhausen lag. Das kleine von innen und außen sauber gehaltene Fergenhaus hatte eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Aeußern seines Eigenthümers; ein blaues Schieferdach reichte tief herab über weiß getünchte Wände und setzte sich fort dem reinen Höfchen entlang über Neben- und Hintergebände, die an eine waldbewachsene Höhe sich anlehnten; Alles deutete auf Ordnung und Wohlhabenheit. Einen vollkommenen Gegensatz aber zu Haus und Herrn bildete Frau Haas; sie war lang und hager, schlumpig und geschwätzig. Das einzige Töchterlein des Ehepaars dagegen, Anna Marie, verkürzt in Ammie, kam wieder ganz auf den Vater hinaus; an Niedlichkeit, Sauberkeit und dabei — Schweigsamkeit fand sie in der ganzen Umgegend nicht ihres Gleichen.

Peter Haas hatte die Ueberfahrt an dieser Stelle der Nahe gepachtet, wie sie schon sein Vater und Großvater gepachtet hatten. Er zahlte einen geringen Zins, denn da Haus und Hof ihm erb und eigen waren, so vermochte nicht leicht ein Anderer mit ihm in Concurrenz zu treten. Und doch gehörte die Passage zu den frequenteren, nicht blos durch den Verkehr, den die auf beiden Seiten der Nahe gelegenen Dörfer mit einander unterhielten, sondern auch, weil mancher Wanderer aus der Ferne, der vom Hunsrücken nach dem Westrich wollte und den kürzeren, wenn auch holperigen Weg über Berg und Thal der breiten Landstraße vorzog, hier sich übersetzen lassen mußte. Doch konnte es nur ein Fußgänger sein, denn zum Transport von Roß und Wagen war Peter Haas nicht eingerichtet; für solche gab es einen Uebergang etwas oberhalb des Fergenhauses, wo das Wasser im breiteren Flußbett über Steine rauschte, und in der Regel seicht genug war, um Vieh und Fuhrwerke hindurchzulassen. Reich war die Ernte des Fährmannes an schönen Sommertagen, an Kirchweihen und Jahrmärkten; dann drängte es durch die Uferweiden zur Furth in buntem Gewimmel; „Holüber!“ hallte es bei Tag und bei Nacht an den Felsenwänden des Lemberg wieder, und wenn auch der Kahn zum Umsinken angefüllt war, so mußte doch noch ein Theil der Passagiere sich in Geduld fassen, und bis zur nächsten Fahrt auf dem Ufer harren. Musterhaft war bei solchen Gelegenheiten des Fährmanns Gleichmuth und Seelenruhe; man hätte eher den Lemberg von seiner Stelle bewegen können, als Peter

Haas zur Eile; mit einer Bitte oder gar mit einer Drohung machte man sich lächerlich; bedächtiger selbst an sonst, schritt er alsdann zum Wasser herab, langsamer und sauertöpfiger, als an gewöhnlichen Tagen, sammelte er die Kreuzer ein.

Neben seinem Fergengewerbe trieb Peter Haas auch Gastwirthschaft. Die einsame Lage seines freundlich winkenden Hauses in diesem romantischen Theile des Flußthales bot hiezu die trefflichste Gelegenheit. Was des Weges kam über Schloß Böckelheim die Nahe herab, oder von Norbheim und Niederhausen herauf, oder von drüben herüber, Bauern und Pächter, Pfarrer und Förster, Hausirer und Bänkelsänger, klopfte an bei Peter Haas. Er trieb aber die Wirthschaft in wunderlicher Weise; bei weitem nicht Alle, die etwa bezahlen konnten, wurden aufgenommen, sondern nur wer ihm behagte: ja, zu Zeiten schien es, als wenn für Jedermann seine Thüre verschlossen wäre Oft sah man die wohl instruirte kleine Ammi aus dem Fenster heraus mit hungrigen oder durstigen Reisenden, die Einlaß begehrt hatten, parlamentiren. »Geht nur weiter!« rief sie kurz; »der Wein ist verzapft, und zu essen haben wir jetzt nichts im Hause!« wenn auch die Küche an Speisevorrath Ueberfluß hatte, und der Keller vom prächtigsten Norheimer strotzte. Die Abgewiesenen pflegten sich dann wohl noch etwas zu besinnen, ehe sie weiter gingen, denn gar lockend erschien ihnen durch die Scheiben das Innere des Stübchens mit dem blinkenden Gläserschrank und noch lockender Manchem das schnippische Mädchen, wie es da im schneeweißen Häubchen und knappen Nanking-Mieder aus dem rebenumkränzten Fenster schaute, um ihnen den Laufpaß zu geben. Ein andermal trat wohl auch ein Fremder ins Zimmer, forderte, an den Wirth gewendet, einen Schoppen, erhielt aber von Peter Haas keine Silbe zur Antwort, und nachdem er vielleicht dreimal vergebens sein Begehren wiederholt hatte, rief ihm Ammie vorwurfsvoll zu: »Ihr hört ja, daß der Vater sagt, der Wein wäre ihm trübe geworden; so geht denn!«

Doch solches geschah, wie gesagt, nur in gewissen Fällen; es gab auch Zeiten, wo man bis um Mitternacht im Fergenhause die Gläser konnte klirren hören, und es gab Gäste, die vielleicht nie mit einem bloßen Gotthelf abgespeist wurden. Welche Eigenschaften aber zu einem solchen Privilegium verhalfen, war schwer zu ermitteln; der vornehmste Herr mußte eben so gut, wie der ärmste Handwerksbursche die Laune des Wirthes und seines Töchterleins erfahren. War Ammie einmal ausgegangen, was freilich nur selten geschah, und der Vater auf dem Wasser, dann hatte man leichteres Spiel; denn Frau Haas, die sonst in untergeordneter Rolle ihren Platz in der Küche hatte, benutzte nach Kräften das ihr interimistisch zugetheilte Regiment, um sich einmal auszuplaudern, und schickte selten Jemanden weiter. Trat Mann oder Tochter herein, so verstummte sie mitten im Satz und schlich in die Küche.

So wenig nun im Benehmen von Peter Haas ein Haschen nach Geldgewinn zu Tage trat, so sehr ihm Gleichgiltigkeit und Flauheit eher, als emsiges Scharren und Wühlen zum Vorwurf gemacht werden konnte in der Betreibung seiner Gewerbe, so war doch die Zunahme seines Wohlstandes unverkennbar, sogar auffallend. Es war nicht nur Thatsache, daß er einen Weinberg nach dem andern in der besten Lage der Gegend ankaufte, sondern man wußte auch, daß er manches Capitälchen ausstehen hatte. »Sechzig Kreuzer machen einen Gulden, und elf Gulden machen einen Karolin, sagt Peter Haas, wenn er reden will,« so lautete zwar ein Sprichwort in der Umgegend, aber man wollte doch nicht recht begreifen, wie sich die einzelnen Ueberfahrtskreuzer bis zum Kaufpreis von Weinbergen vermehren können, und was den Erlös aus der Gastwirthschaft betraf, so meinten Manche, damit könnte

es auch so arg nicht sein, und raunten sich einander wohl etwas ins Ohr, wobei einer den Andern äußerst schlau und geheimnißvoll ansah.

Es war, um mich der in jenen Gegenden damals eingeführten Zeitrechnung zu bedienen, in der Nacht vom 17. auf den 18. Prairial des Jahres X. der französischen Republik — vom 6. auf den 7. Juni 1802 — gegen zwei Uhr, als ich, ein vierzehnjähriger Knabe, an der Seite meines Vaters des Weges wanderte, der von Tuchroth herab am Dörfchen Oberhausen vorüber ins Nahethal führt. Wir waren daheim um Mitternacht aufgebrochen, weil ich schon des Morgens gegen acht Uhr in Bingen sein sollte, um mit dem Marktschiff nach Mainz zu fahren. Mein Vater hatte die Absicht, mir blos bis zur Nahe das Geleite zu geben, um meine Ueberfahrt zu so ungewöhnlicher Zeit glücklich bewerkstelligt zu sehen. Des Weges war ich kundig, und die helle anmuthige Sommernacht ließ keine Furcht vor Verirrung oder andern Gefahren in mir aufkommen, denen sonst wohl der Wanderer auf den steilen Pfaden an den abschüssigen Ufern des Flüßchens in jener Gegend ausgesetzt ist. Nach dreiviertelstündigem Marsch hatten wir Oberhausen erreicht, das lautlos in friedlichem Schlummer uns zur Seite lag. Noch heute unvergeßlich ist mir der Eindruck, den damals die Landschaft auf mich machte, als wir in der hehren Stille der Nacht, aus dem finstern Seitenthal ins offenere Flußgebiet bogen und die Nahe sich plötzlich vor uns hindehnte, halb im Schatten ihrer Berge, halb im milden Silberlichte des Mondes, dessen Sichel mit so traulichem Wink ins schöne Flußthal niederstrahlte, als wäre sie ganz allein um seinetwillen am Himmel. Höher als sonst schienen die Berge, ausdrucksvoller und gewaltiger, diesseits gehüllt in die Schatten der Nacht, jenseits hell umflossen vom Glanze des Mondes; alle aber überragte weit der nahe, finstere Lemberg in stiller Majestät. Das Wehen der Nacht, das leise Rauschen des Flusses, das geheimnißvolle Leben und Weben der Natur um uns her, dies Alles zusammen versetzte mich in eine eigenthümlich weiche, erregbare Stimmung, wie sie mir bis dahin fast noch unbekannt war. Seltsam ergriffen, trat ich dichter an die Seite meines Vaters. (Forts. folgt.)

Die Nacht auf dem Wallfisch.

Skizze von Fr. Gerstäcker.

(Hausblätter.)

Der englische Wallfischfänger „König Harold“ kreuzte in der Nähe der Kingmillsgruppe, ziemlich unter der Linie, auf Spermfische, in der Absicht, die Wintermonate hier zuzubringen, um mit Beginn des Frühjahrs wieder nach Norden auf den Fang des rechten Wallfisches auszulaufen. Vergebens waren sie aber jetzt Monate lang hin- und hergefahren und durch die sonst besten Jagdgründe für diese Fische wieder und wieder auf- und abgesegelt, die Ausgucks in den Tops der Masten, die dort oben den ganzen Tag gehalten werden, um nach etwa auftauchenden Fischen auszuschauen, und einander zu gewissen Stunden ablösen müssen, blieben still und stumm, und wenn wirklich einmal ein Ruf kam, glaubte schon Niemand mehr daran, denn es hatte sich fast jedesmal als ein nicht zu gebrauchender Finback oder vielleicht eine School kleinerer Braunfische ausgewiesen, auf die man nicht Jagd machen wollte.

Die Sonne brannte dabei heiß und sengend auf das, ihren vollen Strahlen preisgegebene

Deck nieder und das Schiff, so still und reinlich, mit den klein gerefften Segeln in der leichten Brise sah gerade so aus, als ob es hier an einem freundlichen, aber etwas langen Sonntag Nachmittag zum Vergnügen herum fahre, und eben keinen andern Zweck, kein bestimmteres Ziel kenne. Die Leute haben dabei natürlich immer ihre Arbeit; Segel müssen ausgebessert, das Tackelwerk, stehendes wie laufendes, muß nachgesehen werden, die Eisen und Lanzen für den Fang des Fisches selber dürfen nicht rosten, und den „Bootsteurern“ liegt die besondere Pflicht ob, sie blank und im Stand zu halten; auch der Böttcher an Bord hat seine Arbeit, mit den Fässern zu einem etwaigen Fang gleich bereit zu sein, und der Zimmermann macht sich eine Beschäftigung an den zur Vorsorge mitgenommenen Booten, hie und da morsche Stellen daran zu finden und neue Stücke einzusetzen. Aber in der ganzen Sache ist kein Leben, keine wirkliche Thätigkeit; man sieht, daß die Leute, die sich schon Monate lang auf dieselbe Art herumgetrieben, eben nur arbeiten, um nicht müßig zu stehen, und von der Arbeit fort schweift bei Allen der sehnsüchtige Blick über die leicht gekräuselte Meeresfläche, in der allerdings vergeblichen Hoffnung, vom Deck aus den aufgeblasenen Strahl eines Fisches zwischen dem Blitzen der Wogen zu erkennen, den aber die Leute oben in den Masten, wenn etwas derartiges in Sicht wäre, schon lange angeschrieen hätten.

There she blows! („Dort bläst sie.“)

Wie auf Kommandowort ruht jede Arbeit — der Böttcher wirft seinen Hammer, der Tischler seinen Hobel hin, und der Kapitän, der unten in seiner Kajüte auf dem Sopha gelegen und gelesen oder geschlafen hat, um die entsetzlich langweilige Zeit eines solchen müßigen Umherfahrens zu tödten, springt die Kajütstreppe hinauf, um zu windwärts und nach dem Mann oben im Top zu sehen und die Details über die „aufgekommenen“ Fische erfahren zu können.

„**There she blows!**“ ruft der Mann oben wieder — und **b l o w** — **b l o w** — **b l o w** — setzt er langsam und gedehnt hinzu, als mehrere Strahlen nach einander aufschießen, jeden Strahl bezeichnend.

„Wohinaus zu?“ lautet der Ruf vom Deck, und der ausgestreckte Arm des Ausgucks bezeichnet die Richtung; aber der Arm deutet zu windwärts, d. h. gegen den Wind an, und die Bootsteuerer rufen in wilder Eile ihre Bootsmannschaften zusammen, die ersten zu sein, die fertig in See sind — immer eine ehrenvolle Auszeichnung. Das kleine Wasserfaß wird gefüllt, die Butte mit dem aufgerollten Tau für die Harpunen, die auf einem Gestell an der Wand dicht über dem Boot gestanden, damit sie dieses durch ihre Schwere nicht schädige, wird hineingelassen, das Boot selber gleitet unter dem Krahnen nieder auf's Wasser — die Leute folgen, wie Katzen an den Außenwänden des Schiffes niederkletternd, die Riemen werden eingelegt, und wie der Harpunier oder **boatsheader** seinen Platz hinten am Steuerriemen eingenommen, stoßen sie ab; und der Bug des scharfgebauten leichten kleinen Fahrzeugs strebt schäumend und die Fluth an beiden Seiten zurückwerfend der bezeichneten Richtung zu.

Kommen die Fische in leewärts, d. h. unter dem Winde auf, dann können ihnen die Schiffe selber mit vollen Segeln bis zu einer gewissen Entfernung folgen, ohne sie scheu zu machen, und die nun rasch ausgesetzten Boote gleiten ebenfalls mit ihren Segeln geräuschlos und unbemerkt an ihre Beute hinan; die Jagd ist in dem Fall auch immer weit schneller gemacht und sicherer sowohl, als auch weit weniger mühsam. Wollte das Schiff aber zu windwärts aufkreuzen, um den Fischen den Wind abzugewinnen, so würde dadurch viel Zeit verloren gehen, und die Beute jedenfalls nur höchst selten eingeholt werden. Das Aufrudern ist deshalb, wenn auch das mühsamste, doch gewiß in diesem Fall das schnellste und sicherste, und das Schiff folgt dann mit

der zurückgelassenen Mannschaft so rasch es eben kann seinen Booten, um diese nach vollendeter Jagd wieder auf- und einen etwa geworfenen und getödteten Fisch langseits zu nehmen.

Die vier Boote des »König Harold« ruderten denn auch, so rasch sie die elastischen Riemen vorwärts treiben konnten, dem Wind gerad' in die Zähne, und kamen nach einer etwa halbstündigen wackeren Arbeit in Sicht der ersten »Strahlen« der dort wahrscheinlich spielenden und bald auf- bald untertauchenden Fische. Von Bord des Wallfischfängers wurde ihnen bis dahin m[illegible] an einer Stange befestigten und schwarz bemalten runden Korbe, das Zeichen gegeben, [illegible]r Ri[illegible]ung die Fische sich wandten. Ein dort postirter Matrose mußte diesen nämlich, [illegible] hin sichtbar ist, hinaushalten, und die Boote richteten oder änderten darnach [illegible]

[illegible] Wetteifer herrscht aber bei solcher Fahrt, nicht allein unter den Bootssteuerern [illegible], wer zuerst an einen Fisch »festkommt«, sondern unter der ganzen Mannschaft; [illegible]renſache, welches Boot den ersten glücklichen und auch einträglichen Wurf gethan, [illegible]er Jagd Alle, vom Kapitän zum Schiffsjungen hinunter, auf Antheil ausgehen, un[illegible]te thun gewiß ihr Aeußerstes, nicht hinter den anderen zurück zu bleiben.

(Forts. folgt.)

Zeit-Jeremiade.

Montag.

Das ist die schwere Noth der Zeit:
»Zehn Louisd'or ein Atlaskleid!«

Dienstag.

O welche Noth, o welche Pein!
»Was sind die Austern schrecklich klein!«

Mittwoch.

Es steigt die Noth fast täglich mehr:
»'s gibt keinen ächten Champagner mehr!«

Donnerstag.

Ach, Jedermann verliert heut viel —
Dukaten bei dem Pharospiel!

Freitag.

Wann hört die Noth auf? Sagt uns, wann,
Wo man sich Alles kaufen kann?

Sonnabend.

Wann wird uns beſſ're Zeit zu Theil,
Wo endlich wieder Alles — **feil?!**

Müller. Hast de jelesen, Schultze, wie sie ins Englische Parlament auf uns Deutsche jeschimpft haben?

Schultze. Ja wol. Und daß es jrade ins Oberhaus jewesen is!

Müller. Na, das Haus der **Gemeinen** hätte doch ooch nich so schimpfen können!

Schultze. Worum denn nich?

Müller. Na weil es doch schon **mehr** wie gemein is!

Schultze. Da hast de Recht.

Monsieur Zwickauer bemerkt: „Um vülfachen beschaudenen Anfragen zu begögnen, erklöre üch es hürmüt für eiuner gemeunen Lüge, daß üch mür zu düser Oenglüschen Frömdenlögion hötte anwörben lassen. Dönn wönn schon eune Realünjurie beu uns wönigstens 5 Thaler kostet, würde üch nücht so dumm seun, für 15 Sülbergroschen töglüch mür so schümpfen zu lassen, wü düses Oenglüsche Oberhaus süch alleweule zu erdreusten bewögen gefunden hat." (Kladderadatsch.)

(Eine Reichstagsuhr.) Ein nürnberg'scher Chronist meldet von einer sonderbaren Reichstagsuhr: „Es geschah nemlich im Jahre 1487, als Kaiser Friedericus III. zum Reichstag gegen Nürnberg kommen, ließ er daselbst auf dem hohen runden Thurm der Veste, genannt „Luginsland", ein großes zinnernes Horn machen, welches mit einem großen Blasbalge getreten wurde, also, daß es sehr laut über die Stadt hinbrummte. Mit diesem Horn mußten die Wächter bei Tag und Nacht, so lange der Reichstag währte, die Stunden abblasen, auf daß die Herren erinnert würden, sich in ihren Reden kurz zu fassen." (Wäre auch jetzt manchmal nicht übel.)

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers.

Nro. 2. **I. Jahrg.**

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt u[…]

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt.)

Sonntag den 14. Januar 1855.

Bastel-Jakob.

Erzählung von Gustav Pfarrius.

Fortsetzung.

„Ist dir bange," sagte dieser, „so begleite ich dich weiter, etwa bis nach Norheim oder an den Rothenfels, wo alsdann der Tag anbrechen wird, auch der Weg keine weitere Schwierigkeit mehr hat."

Ich nahm ihm durch die Versicherung, daß ich mich nicht im Geringsten fürchte, jede Besorgniß. Nun schritten wir rüstig der Nahe entlang, bis wir zur Furth und an die Stelle kamen, wo Peter Haas seine Fahrgäste abzuholen pflegte, gegenüber seiner Wohnung, die wir schon längst im Mondschein glänzen sahen.

Zu wiederholten Malen ließ mein Vater ein kräftiges „Holüber!" durch die nächtliche Stille erschallen; das Echo der jenseitigen Uferhöhe, aber kein Fährmann beantwortete den Ruf. Da feuerte er seine Jagdflinte über den Wasserspiegel ab, Berg und Thal erdröhnten von dem Knall, aber drüben im Fergenhause blieb Alles ruhig, wie zuvor; — doch nein, alsbald hörte man das Zuschlagen einer Thüre, alsbald das Rasseln der Kette, womit der Nachen am Ufer befestigt war.

„Er kommt", sagte mein Vater; „vor einem Schuß pflegt er immer Respect zu haben. Doch eine gute Weile können wir uns noch gedulden."

In der That hatten wir auch, bis er da war, noch Zeit genug zu beobachten, wie die Sichel des Mondes dem düstern Haupte des Lembergs immer näher rückte, bis sie hinter ihm zu verschwinden drohte.

„Guten Morgen, Fährmann, oder wollt Ihr lieber guten Abend!" rief mein Vater ihm entgegen.

Peter Haas antwortete nicht, lüftete aber seine Pelzmütze, denn mein Vater war ihm bekannt, und stets mit besonderer Rücksicht von ihm behandelt.

Ich habe Euch dieses Jungen wegen in Eurer besten Ruhe stören müssen; der soll noch heute nach Mainz."

Peter Haas gab ein trockenes „Hm" zur Antwort, war überhaupt kürzer aufgebunden und mürrischer, denn je. Ich nahm Abschied vom Vater und sprang in den Nachen, der sogleich vom Ufer abstieß. Einige Fragen, die ich unterwegs an den trübseligen Charon richtete, sowie mein Adieu beim Aussteigen, als wir drüben waren, ließ er völlig unbeachtet, schloß den Nachen an die Kette und begab sich, ohne sich weiter um mich zu kümmern, in seine Wohnung, deren Thüre er hinter sich zuwarf.

Durch die völlige Einsamkeit um mich her, und das wunderliche Benehmen des grämlichen Mannes etwas verblüfft, blieb ich eine Weile stehen und betrachtete mir seine Wohnung die ein Bild traulicher Einsamkeit, eine Herberge stillen, ländlichen Glückes, im tiefsten Frieden vor mir lag, betrachtete mir noch einmal die ganze herrliche Umgebung, die selbst im nächtlichen Zwielicht so heiter und freundlich war, daß ich meinte, sie hätte diese ihre Stimmung auf jeden ihrer Bewohner übertragen müssen. Dann wandt' ich ihr den Rücken und machte mich mit eifrigen Schritten auf meinem Weg flußabwärts.

Eine Strecke von höchstens zehn Minuten mochte zurückgelegt sein, als ich links, quer über das Feld vom Walde her drei Männer nach dem Ufer und auf mich zuschreiten sah, die, je mehr sie sich näherten, desto unheimlicher mir vorkamen. Sie trugen zwar wie Bauern, Harken und Schaufeln auf den Schultern, waren aber ganz anders gekleidet, als die Landleute der dortigen Gegend, und an der Seite des Vordersten und Größten unter ihnen, schien eine Waffe zu blinken. Schon fing ich an zu bereuen, das Anerbieten meines Vaters, mich weiter zu begleiten, nicht angenommen zu haben, so abenteuerlich sahen von Weitem die Gesellen aus. Doch da sie im Mondlicht gingen, ich dagegen mich im Schatten befand, so durfte ich annehmen, von ihnen noch nicht bemerkt zu sein, bog schleunig rechts von meinem Wege ab und setzte mich in die dichten Uferweiden, um dort wohlversteckt so lange zu harren, bis sie vorüber wären. Aber, wie steigerte sich meine Angst, als sie quer über den Weg just derselben Stelle zuschritten, wo ich untergekrochen war, und wie pochte mein Herz, als sie, dicht an mir vorüberstreifend, ebenfalls in die Weiden schritten, die ich mir als Zufluchtsstätte erwählt hatte! Schweigend gingen sie auf und nieder in dem Gebüsch und spähten rings umher, als ob sie etwas suchten. Anfangs meinte ich, ich selbst wäre der Gegenstand ihrer Nachforschung und hielt mich für verloren; doch bald gewann ich die Hoffnung, daß sie andere Zwecke verfolgten, hatte aber während dessen die unerwünschte Gelegenheit, sie ganz genau zu betrachten. Es waren Männer im besten Alter und von kräftigem Körperbau; der Hervorragendste unter ihnen, der auch beim Suchen die eifrigste Thätigkeit an den Tag legte, und oft dicht an meinen Schlupfwinkel herantrat, eine hohe, schlanke, imposante Figur, hatte schöne Gesichtszüge, die jedoch durch einen, wie es schien, augenblicklichen Grimm oder Schmerz aufs Abschreckendste entstellt waren; er trug außer der Schaufel auf dem Rücken und dem Säbel an der Seite, im Gürtel zwei Pistolen, die nur dann sichtbar wurden, wenn der graue Leinwandkittel auseinanderflog, auf dem Kopf einen runden Hut. Die beiden Andern, in ähnlicher Kleidung, aber unbewaffnet, hatten ein rohes, gemeines und recht vagabundenmäßiges Aussehen.

Kein Wort kam während des längeren Suchens über ihre Lippen, bis endlich der Größere mit dem Rufe „Hier!" auf einem kleinen Rasenplatz zwischen dem Gebüsch seine Schaufel in den Boden stieß. Die Andern traten an seine Seite, und nun begannen sie eine Stelle abzumessen, von der Größe eines Grabes, schaufelten den Rasen vorsichtig ab, setzten ihn auf die Seite und begaben sich ruhig ans Graben.

Ich hielt unterdessen lautlos aus in meinem Versteck, das kaum zwanzig Schritte von dem Schauplatz ihrer unheimlichen Thätigkeit entfernt lag. Zwar kam mir bald der Gedanke, heimlich leise zu entweichen, bald rasch aufzubrechen und davon zu laufen, aber das Erstere war nicht möglich, da ich ohne Geräusch dem dichten Gestrüppe nicht entkommen konnte, und zu Letzterem fehlte mir vollends der Muth, da ich mir einbildete, bei offener Flucht werde ein Schuß mich ohne Weiteres zu Boden strecken. So blieb ich bei dem Entschluß, ruhig bis zum Ausgang des Abenteuers zu verharren, und kann dabei nicht leugnen, daß meine Angst mitunter auch der gespanntesten Neugierde Raum gab.

Die Arbeit der Männer ging rasch von statten; ihre stumme Eilfertigkeit war ohne Pause, und der lockere Ufersand ließ sich leicht aufwerfen. Nur ein einzigesmal hatte Einer derselben das Schweigen durch die räthselhaften Worte unterbrochen: „Spur ist Spur; an einem Stein in die Nahe wäre besser, meine ich.“ Als Antwort versetzte ihm der Größere einen grimmigen Stoß auf die Brust, entriß ihm die Harke und schleuderte sie zur Seite und das Schweigen war wieder hergestellt. In kurzer Frist hatten sie eine tiefe Grube zu Stande gebracht. Da entfernte sich der Größere mit dem einen der Genossen, während der Andere als Wächter an der Grube zurückblieb. Sie nahmen ihre Richtung nach dem Fergenhause. Dort angekommen, sahen sie sich erst nach allen Seiten um, pochten dann leise an einem der niedern Fenster desselben, schritten längs den Nebengebäuden bis zur Scheune, verschwanden durch eine leichtgeöffnete Pforte derselben, und kamen ohne Verzug wieder heraus mit einem weiblichen Leichnam, den der Größere auf den Armen trug. Langsam und vorsichtig schritt er mit der Last, die ihm keine zu sein schien, nach dem Ufer. Als er den Weiden sich näherte, hieß er den Begleiter die Zweige sorgfältig aus dem Wege biegen, als hätte die Leiche vor Verletzung bewahrt werden sollen, dann legte er sie auf den Rasen neben dem Grabe nieder. Es war, so viel ich sehen konnte — und ich bemühte mich trotz dem Schauder, der mich durchbebte, so genau wie möglich zu sehen — ein schönes junges Weib von stattlichem, ja üppigem Wuchse, keiner der Züge war entstellt in dem bleichen Antlitz; das aufgelöste Haar hing getheilt über die Schultern; ihr Anzug, nach etwas feinerem Zuschnitt, als bei den Landleuten, war sorgfältig und wohl geordnet; kein Merkmal irgend einer Verletzung, keine Blutspur konnte ich entdecken, und doch ließ ihr ganzes Aussehen keinen Zweifel in mir, daß ihr Leben erst ganz vor Kurzem entwichen, daß sie ermordet war.

Nachdem ihr Träger sie niedergelegt hatte, sank er neben ihr auf die Kniee, schlug sich mehreremale krampfhaft mit der Faust auf Stirn und Brust, bog sich über sie hin, küßte sie heftig, und ein Thränenstrom schien seinen Augen zu entstürzen. Darauf deckte er ein weißes Tuch über ihr Antlitz und senkte sie mit Hilfe der Gefährten sanft und leise in das Grab, das sich bald unter den eifrig in Bewegung gesetzten Schaufeln über ihr schloß. Mit großer Sorgfalt wurden die früher abgehobenen Rasenstücke darauf gelegt und festgetreten, so daß keine Erhöhung übrig blieb. Und nachdem sie auch die Spuren des frischen Sandes mit einem spähenden Blick in die Runde möglichst verscharrt hatten, verließen sie die Stätte schweigend und finster, wie sie gekommen waren.

Da kroch ich langsam hervor aus meinem Versteck; entlastet war ich von der Angst um meine Person, aber niedergedrückt und wie gelähmt von der Wucht eines schauerlichen Geheimnisses. Was hatte sich hier begeben? Welchen Gräueln dient hier der Schleier der Nacht, leistet Vorschub der heuchlerische Frieden dieses Thales? O welche Schuld, welch

Verbrechen ward mit der Leiche in den Boden verscharrt? Solche Fragen warfen sich mir auf und erfüllten mich mit Entsetzen. Ja, der Gedanke, Zeuge gewesen zu sein dieses Werkes der Finsterniß, beklemmte mein Gewissen, als hätte ich Theil daran. Und wer war die Todte? Und was bedeutete der verzweiflungsvolle Schmerz ihres Trägers, und was der höhnische Blick seiner Gefährten? Mit Schauder blickte ich nach dem Fergenhause, blickte ich nach der harmlosen Scheune, die mir jetzt den Eindruck einer Mördergrube machte. Meine jugendliche Einbildungskraft bevölkerte sie mit grauenvollen Wesen; ein Licht ging mir auf über den grämlichen Fährmann, seine Frau und Tochter; sie waren die ruchlosen Helfershelfer bei den Verbrechen, die dort vollzogen wurden. Dann raffte ich mich zusammen, um dem Bereich des Schreckens mit raschen Schritten zu entfliehen. Ich eilte der Nahe entlang, ohne mich wieder umzusehen, aber das offene Grab und das blühende Weib, wie es hineingesenkt wurde, und die finsteren Gestalten der arbeitenden Männer schwebten unablässig meiner geängsteten Seele vor. Selbst das anbrechende Tageslicht vermochte mich nicht zu beruhigen; scheu schlich ich an den Menschen vorüber, die mir begegneten, als trüge ich die Zeichen einer That, die Merkmale eines Ereignisses auf meiner Stirne, die den Glanz des Sonnenlichtes nicht vertrügen.

So eilte ich mit verdoppelten Schritten meinem Reiseziel entgegen, und erreichte trotz jener Unterbrechung meines Marsches Bingen um die erforderliche Zeit; das Marktschiff war noch da, aber im Begriffe abzufahren. Schnell mischte ich mich unter die Passagiere, die aus Juden und Christen, Krämern, Gemüseweibern, französischen Douaniers und allerlei andern schwer zu kategorisirenden Menschen bestanden. Der Reiz der Neuheit, den dies Gewimmel für mich hatte, zog von dem Gegenstande, über welchem ich brütete, einen Augenblick meine Gedanken ab, als sie von außen her plötzlich wieder mit allem Nachdruck darauf zurückgelenkt wurden. Unter den Nachzüglern nämlich, die aus dem Städtchen dem Rheine zu eilten und die Abfahrt des Schiffes fort und fort verzögerten, und zwar unter den Letzten, gewahrte ich jenen Mann, der in dem Drama dieser Nacht die Hauptrolle gespielt hatte. Den Schiffern zuwinkend, kam er mit eiligen Schritten in Begleitung eines alten häßlichen Weibes, dem ein kaum zweijähriges Kind auf dem Rücken hing, und bestieg mit diesem unser Fahrzeug. Ich erkannte ihn sogleich, trotz seinem sehr veränderten Aussehen; er war unbewaffnet, trug einen abgenutzten Frack und drüber eine alte Jagdtasche, aus welcher eine Violine hervorsah, die ihn als herumziehenden Fiedler charakterisirte. In seinen Gesichtszügen lag Gleichgiltigkeit, sein Auge schien ausdruckslos, einzelne Momente ausgenommen, in welchen er mit stechendem Blick den Einen oder Andern der Reisegesellschaft fixirte; seine Bewegungen waren ungeschickt und hatten den Schein von Bettlerdemuth. Unvermerkt schob er sich durchs Gedränge nach dem Hintertheil des Schiffs, wo er sich mit seiner Begleitung auf einen Waarenballen setzte und mit dem Kinde spielte, dem er große Theilnahme und Sorgfalt zuzuwenden schien. Im ersten Moment, als ich seiner ansichtig wurde, erwachten wieder alle die Schauer in mir, die ich bei der Begräbnißscene empfunden hatte, doch war mir's, als wenn in dem Manne eine der Figuren aus einem mit der Nacht geschwundenen Traumgesichte vor mich hintrete. Allmälig legte sich meine Aufregung, aber trotz seinem harmlosen Benehmen blieb er mir furchtbar, blieb er der einzige Gegenstand meiner Aufmerksamkeit und Beobachtung von Allem, was mich umgab. Wenn er einen der leuchtenden Blicke entsandte, wenn es zuweilen wie eine Wetterwolke durch sein Antlitz fuhr, wenn bei seinem Lächeln mit dem Kinde statt Freude tiefer Schmerz hervortrat, dann

schlug ich betroffen die Augen nieder, vertiefte mich in mein Geheimniß und — fürchtete mich vor seiner Enthüllung.

In dieser Weise war die Fahrt begonnen und geendet. Der Fiedler verließ während derselben kaum einmal seinen Sitz. Als wir in Mainz ankamen, verlor er sich mit den Seinigen im Gedränge.

Der Zweck, weshalb ich meine Reise unternommen hatte, ein kurzer Besuch bei Verwandten und die Besorgungen einiger Angelegenheiten meines Vaters, war in vierzehn Tagen erreicht, und ich kehrte wieder zurück in meine Heimath, jedoch nicht durch Kreuznach und das Nahethal, sondern auf einem andern Wege über Alzei. Mein Geheimniß hatte ich während dieser Zeit scheu und bange im Busen bewahrt; in einer sonderbaren Gemüthsbeklommenheit hatte ich mich nicht überwinden können, irgend Jemanden eine leise Andeutung davon zu geben. Als ich aber zu Hause kam, war es mein Erstes, mich seiner zu entlasten und meinen Vater auf's Vollständigste von Allem in Kenntniß zu setzen. Obgleich ich wußte, daß dieser, schon durch seine amtliche Stellung dazu aufgefordert, meiner Mittheilung ein reges Interesse schenken werde, so übertraf doch der Eindruck, den sie auf ihn machte, alle meine Erwartung. Innerlich bewegt schritt er auf und nieder; dann erkundigte er sich aufs Sorgfältigste nach den kleinsten Nebenumständen, ließ sich wiederholt das Aussehen der Leiche, besonders aber Gestalt, Gesichtszüge und Benehmen des Fiedlers so genau wie möglich beschreiben, und durch einzelne, dabei hingeworfene Worte wurde ich bald überzeugt, daß eine in ihm aufgestiegene Muthmaßung sich allmälig fast zur Gewißheit bei ihm befestigt hatte.

„Glaubst du die Stelle des Grabes noch mit Sicherheit wiederfinden zu können?“ fragte er endlich, nachdem er zu einem Entschluß gekommen zu sein schien.

Ich bejahte die Frage und fügte hinzu, daß ich nur allzulange Muße gehabt hätte, mir jeden Stein und Strauch und Rasenflecken der dortigen Uferstrecke einzuprägen.'

Da befahl er, augenblicklich einen Boten nach dem benachbarten Dorfe Lettweiler zu schicken und den dortigen Gutsbesitzer Adam Pfeifer zu sich entbieten zu lassen.

Adam Pfeifer erschien.

„Habt Ihr lange nichts von Eurer Tochter vernommen, Bürger Pfeifer?“ fragte er den Eintretenden in theilnehmendem, aber nachdrücklichem Tone.

„Nein, Herr Friedensrichter;“ antwortete dieser, ein wohlhabend aussehender, aber schlichter Bauer, dem die gebräuchliche Anrede „Bürger“ noch nicht mundgerecht worden war. „Nein“, wiederholte er gelassen und mit scheinbarer Theilnahmlosigkeit, „ich habe nichts von ihr gehört und will nichts von ihr hören.“

„Wann empfingt Ihr die letzte Nachricht?“

„Vor etwa zwei Jahren, als sie ihre Niederkunft meldete.“

„Und seitdem habt Ihr kein Zeichen ihres Lebens vernommen, keine Spur ihres Aufenthaltes entdeckt?

„Herr Friedensrichter“, entgegnete jetzt der Mann, sichtlich ergriffen, aber mit Anstrengung seine Empfindungen niederkämpfend, „fragen Sie mich nicht weiter über diesen Gegenstand! — Ich habe keine Tochter mehr! — Wohl hatte ich ein liebes, rechtschaffenes Kind, voll Zucht und Gottesfurcht, aber, wie Sie wissen, das existirt nicht mehr!“

„Pfeifer, Ihr dürft voraussetzen,“ nahm darauf mein Vater das Wort, indem er seine Hand faßte, „daß ich nicht aus Zeitvertreib oder Muthwillen einen Gegenstand berühre,

der Euch schmerzlich ist, sondern daß ich durch die gewichtvollsten Gründe zu meinen Fragen mich veranlaßt fühle. Habt Ihr nicht gehört, ob Bastel-Jakob sich kürzlich wieder in der Gegend hat sehen lassen?“

„Ich weiß nichts von ihm,“ antwortete der Befragte, zur früheren Ruhe und Unbefangenheit zurückkehrend. (Forts. folgt.)

Die Nacht auf dem Wallfisch.

Skizze von Fr. Gerstäcker.

Fortsetzung.

Die drei schnellsten Boote hatten denn auch heute wieder die beste Aussicht bald in Wurfsnähe zu kommen, während das vierte, das ein junger tollköpfiger Ire befehligte, trotz der wirklich verzweifelten Anstrengung seiner Mannschaft nicht im Stande war ihnen nachzukommen, und als sich in den ersten Booten die Bootssteuerer schon zum Harpunenwurf fertig machten, wohl eine ganze Kabelslänge noch hinter diesen zurück war. Gerade da ging rechts von ihnen, aber freilich noch eine weite Strecke entfernt, ein einzelner Strahl auf, und wenn sich auch die Boote nicht gern zu weit von einander trennen, um im Fall der Noth einander Hülfe leisten zu können, sah doch der hinten an seinem Steuerriemen stehende junge Ire kaum den einzelnen Strahl, der ihm auch nach der Richtung zu Fische versprach, als er den Bug seines Bootes blitzschnell herum warf, und von den übrigen Booten ab, dem neu aufgetauchtem Wilde nachjagte.

In dem Augenblick hatten die anderen Boote zu viel mit sich selber zu thun, um darauf zu achten; und die rudernden Matrosen, die mit dem Gesichte nach rückwärts im Boot saßen und den veränderten Cours ihrer Kameraden sahen, konnten sich leicht denken, daß dort ebenfalls Fische aufgekommen waren, und hatten nicht das Mindeste dagegen, einen Concurrenten auf ihrer Hetze los zu werden. Ueberdies befanden sie sich näher bei den Fischen, als sie im Anfang selber gedacht, denn als diese plötzlich nach unten gegangen waren und eine Zeitlang fort blieben, während die Boote, so rasch sie konnten, ihren Cours beibehielten, tauchten sie plötzlich kaum dreißig Schritt vor ihnen wieder empor, und ein Fisch kam sogar in Wurfsnähe von dem ersten Harpunier auf, dessen Bootsteuerer denn auch seine Eisen augenblicklich an ihm festwarf. Die anderen beiden kamen ebenfalls fest, ehe sie zehn Minuten gelaufen waren, das Eisen des zweiten Bootes riß aber wieder aus und der Fisch ging tief, so daß das zweite Boot, jetzt außer dem Bereich der anderen Fische, dem dritten folgte, und dessen Beute mit zu sichern suchte, was ihm auch nach einiger Anstrengung gelang. In voller Flucht gingen aber die festgekommenen Fische gerade nach Norden auf, die Boote hinter sich drein reißend, daß die Wellen an ihrem Buge hoch empor schäumten, bis es dem dritten Harpunier zuerst gelang, seine Lanze hinter der Finne seines Fisches einzuwerfen und ihm den Todesstoß zu geben, während der erste Harpunier wohl noch eine englische Meile weiter mit fortgenommen wurde, dann aber den seinigen ebenfalls tödtete, und auf seinen Rudern liegen blieb, das Schiff zu erwarten. Mit dem gewaltigen Fisch im Schlepptau wäre es ihm nicht möglich gewesen zu rudern.

So weit hatten sie sich übrigens von ihrem Schiff entfernt, daß sie den Rumpf schon nicht mehr über Wasser sahen, und mühselig genug mußte dieses jetzt zu ihnen gegen die schwache

Brise aufkreuzen, die nicht einmal recht in seine Segel fassen wollte, und wieder und wieder über Stag gehen, dem Nordost die verlorenen Meilen abzugewinnen.

Die drei Boote sahen sich jetzt auch, freilich vergebens, nach dem vierten um, das ihnen ganz aus Sicht gekommen, und suchten rund um sich her, das vielleicht gesetzte hellere Segel desselben irgendwo zu erkennen; es blieb verschwunden, und sie trösteten sich damit, daß sie es von Bord und den Masten aus wohl jedenfalls im Auge behalten haben und genau die Richtung kennen würden, die es genommen.

Der »König Harold« war aber keineswegs ein sehr schneller Segler, wenigstens nicht dicht am Winde, und der Nachmittag ging darüber hin, bis es ihm gelang, zu den beiden Fischen aufzukreuzen und sie an beiden Seiten seines Bords zu befestigen. Der zweite Harpunier war schon früher an Bord zurück gekehrt, um mit der also vergrößerten Mannschaft das Schiff leichter regieren zu können; und ein Mann wurde jetzt wieder mit dem Fernglas nach oben geschickt, sich zu vergewissern, wo das vierte Boot läge, damit man ihm, falls es ebenfalls einen Fisch hätte, lieber alle anderen Boote zu Hülfe schicke, um die Beute in's Schlepptau zu nehmen.

»Nun Sirrah, nach welcher Richtung liegt es? fragte der Kapitän vom Deck aus, als er die bis jetzt gemachte Beute geborgen wußte, und nun auch dem anderen Boot seine Aufmerksamkeit zuwandte: »ist es weit von hier?« »Kann es nirgends finden, Sir!« lautete die Antwort zurück, und der Mann begann von Neuem den Horizont um den ganzen Compaß herum zu bestreichen. »Ach Unsinn, Du brauchst nicht nach windwärts zu sehen, da hinzu ist es nicht!« rief der Kapitän wieder hinauf, »laß die Sonne rechts und such' aufmerksam nach Süden hinüber — dort muß es liegen.«

Der Mann gehorchte die Weisung, schaute aber ohne ein scheinbares Resultat so lange durch das Glas, daß der Kapitän endlich ungeduldig wurde, und selber auf die Schanzkleidung sprang und die Wanten hinauf lief nach dem Boot auszuschauen, dessen Verschwinden ihn doch jetzt anfing, zu beunruhigen.

»Da drüben ist es mir schon ein paar Mal so vorgekommen, Sir«, sagte der Mann, dem er das Glas abgenommen und deutete nach Süd-Süd-West hinunter — »als ob ich einen etwas dunkleren Punkt auf dem Wasser erkennen könnte, wenn ich aber genauer hinsah, war es immer wieder verschwunden.« »Wo hinaus?« »Gerade dorthin, etwa in der Richtung, wo die kleine weiße Wolke liegt — vielleicht noch ein wenig mehr nach Westen.«

Der Kapitän folgte der angegebenen Richtung eine Zeit lang mit dem Glas, schüttelte dann mit dem Kopf, und fing an weiter zu suchen. Aber vergebens blieb er oben, bis die Sonne hinter den Horizont sank, und dabei alle auch die geringsten Gegenstände auf das klarste und deutlichste hervortreten ließ. Er konnte nicht das Mindeste von dem Boot bemerken, das doch auch jedenfalls um diese Zeit, wo es wußte, daß man es besonders mit dem Glase suchen würde, sein Segel hätte setzen müssen, dessen weißer Schein weit hin über das Wasser leuchtet. Auch der erste Harpunier war jetzt nach oben gekommen — dem Boot mußte jedenfalls ein Unglück geschehen sein, und die Leute fingen an unruhig deshalb zu werden. Aber auch dieser konnte durch das ihm gereichte Glas nicht das Mindeste erkennen, was einem Boot oder Segel glich, und die jetzt rasch einbrechende Dämmerung, der die Nacht in jenen Breiten auf dem Fuße folgt, machte ein weiteres Ausschauen bald unmöglich.

(Fortſ. folgt.)

Deutsche Wind-Chronik.

München. Trotz unserm Preßgesetz ist beim Beginn des neuen Jahres dahier wieder ein Orkan des Umsturzes entstanden, von welchem die höhern Stände, namentlich die Dultstände auf's heftigste angegriffen wurden. Auch wird dadurch auf allen Hausdächern der Ziegellosigkeit Vorschub geleistet. Alle Freunde der Ruhe wünschen, daß diesem Treiben baldigst Einhalt gethan werde.

Wien. In vergangener Nacht wüthete dahier ein solcher Sturm, daß die letzte russische Sympathie mit der Wurzel ausgerissen wurde. Fürst Gortschakoff konnte die ganze Nacht kein Auge zuthun.

Berlin. Der Barometer steht zugleich auf »Wind« und »beständig«, was so viel bedeutet, als: »beständig Wind«.

Frankfurt. Bei dem neulichen Sturm haben die Börsenmänner die Fenster aufgemacht, in der Hoffnung, der Wind werde die Staatspapiere in die Höhe treiben. Er hat aber nur geheult.

Hannover. Man hoffte dahier in gewissen Kreisen: Der Orkan werde die Anfänge der preußischen Seefestung und Seemacht im Jahdebusen zerstören. Die Anfänge derselben, bestehend in einem Meßtisch, 3 Stangen und 10 Pfund Spagat, wurden jedoch vorher in Sicherheit gebracht.

Was der
flachshaarige, blauäugige deutsche Michl
zu erwarten hat.

Von den Russen: die **Dressur** —
Von den Engländern: die **Schur.**
Bei Beiden aber:
Von Vortheil — **keine Spur.**

Haste gehört Schmulche, daß die Pferdeausfuhr ist verboten?

— Hob ich gehört. Ich wollt' die Frauenausfuhr wäre aach verboten.

Worum?

— Weil ich nachher nicht mehr dürft' ausführen mei Frau, was nicht will daham bleiben, wenn is ä Feiertag. (Punsch.)

Die Casseler Zeitung meldet, daß aus dem Wildgarten zu Cassel fünf wilde Schweine entlaufen seien.

Wenn die in dem gesegneten Kurhessen grassirende Auswanderungssucht schon diese geachtete und mit besonderer Vorliebe gehegte und gepflegte Classe der Einwohnerschaft zu ergreifen beginnt, dann ist es wohl kein Wunder, daß die Engländer das erste Werbebureau für die Fremdenlegion gerade in Bockenheim errichten zu müssen geglaubt haben. (Kladderadatsch.)

Ein wohlmeinender Beamter ließ die Schuhmacher in *** zu sich kommen und sagte ihnen: »Meine Herren Deputirten der löblichen Schuhmacherzunft! — Ich habe Sie rufen lassen, um einem Krawall vorzubeugen, da Sie sich kein Beispiel an den Bäckern zu nehmen scheinen. Ich weiß aus den genauesten Quellen, daß das Leder bedeutend wohlfeiler wurde, und rathe Ihnen daher freundlich, auch die Stiefel größer zu machen, als bisher, da ich sonst für die Folgen nicht stehen kann.«

(Seltsame Brautwerbung.) Die Kunstreiterin Clementine fiel im Cirkus in Paris vom Pferde und flog einem reichen Chokolade-Fabrikanten zu, der von der auf ihn gefallenen Bürde mit einigen Kontusionen davonkam. Kaum hergestellt, bot er der Schönen, die ihm von dem Schulpferde zugeschlendert worden, seine Hand und seine hübschen Renten an. Beides wurde bereitwillig acceptirt.

Eine Frau, deren Mann in den letzten Zügen lag, schien so untröstlich, daß ihre Freundinnen sie in ein anderes Zimmer führen wollten. »Lassen Sie mich nur hier« sagte sie, »man ist doch immer froh, seinen Mann sterben zu sehen.«

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers.

Nro. 3. **I. Jahrg.**

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt.)

Sonntag den 21. Januar 1855.

Bastel-Jakob.

Erzählung von Gustav Pfarrius.

Fortsetzung.

Nun erzählte ihm mein Vater mit möglichster Ausführlichkeit und genauester Beschreibung der Personen mein Erlebniß an der Furth von Oberhausen.

Anfangs hörte er mit der Miene der größten Gleichgiltigkeit zu, dann aber begann er sich zu entfärben und sank endlich zitternd auf einen Stuhl.

„Faßt Euch,“ redete ihm mein Vater zu; „es ist und bleibt immerhin vorläufig nur eine bloße Vermuthung.“

„Nein, nein,“ entgegnete der Mann tief aufathmend, „es ist Gewißheit! So vernehmen Sie denn,“ fügte er nach einer Pause mit Selbstüberwindung hinzu, „was zu Hause vor Kurzem bei uns vorging. Des Abends gegen elf Uhr — es mögen grade vierzehn Tage her sein — pochte es am Fenster unseres Schlafzimmers, das nach hinten zu in den Garten geht. Meine Frau erhob sich aus dem Bett, um nachzusehen. Gott steh mir bei! rief sie, Juli, wo kommst du her? Mache dich fort, daß dich der Vater nicht merkt, sonst bist du verloren! Die Unglückliche stand im Garten vor dem Fenster, ihr Kind auf dem Arm, und faßte die Hand meiner Frau und hielt sie fest und sagte, sie würde nicht gehen, ehe sie mich gesprochen hätte; sie verlange auch nichts, als daß ich meinen Fluch zurücknähme, um ihres Kindes willen, und wenn sie mich nicht noch einmal sähe, würde das Herz ihr brechen. Meine Frau kam und sagte mir's, ich hatte aber Alles schon gehört, hatte meinen Entschluß gefaßt, sie unerbittlich abzuweisen. Ich ließ ihr sagen, wenn sie sich nicht ungesäumt entfernte, würde ich Lärm im Dorfe machen, sie durch die Polizei ergreifen und in ein Gefängniß führen lassen. Da gab es ein Weinen und Flehen an dem Fenster, daß ich Gott anrief, mir Stärke zu verleihen, um in meinem Vorsatz nicht wankend zu werden. Meine Frau, die schon so viele Thränen um das verlorne Kind vergossen hatte, die seit ihrem Verschwinden kränkelte und meinte, sie würde gesund werden, wenn sie sie noch einmal sähe, vereinigte ihre Bitten mit den ihrigen, aber ich blieb hart. Als sie nun nicht aufhörten, mich zu bestürmen, da ward es für mein Gemüth zu viel, ich wurde weich

und war im Begriff, mich dem Fenster zu nähern. In demselben Augenblick jedoch hörte ich von einer entfernten Stelle des Gartens her die Worte: Julie, halte dich nicht länger auf; laß sie in drei Teufelsnamen und komme! Es war die Stimme Bastel's. Ein entsetzlicher Abscheu schüttelte mich zusammen, all mein Herzleiden erwachte und ich rief laut, daß man es draußen hören konnte, meiner Frau zu: Sage ihr, das Einzige, was mich im Leben von ihr noch erfreuen könnte, wäre die Nachricht von ihrem Tode! Darauf verschwand sie, wie sie gekommen war.«

Auf diese im Ton der schmerzlichsten Aufregung gesprochenen Worte folgte eine Pause, nach welcher er mit unerwarteter Fassung und Ruhe hinzufügte:

»Nun, die Nachricht ist gekommen; mein Wunsch ward erhört; sie ist todt! Gott vergebe ihr die Sünden! Ich vergebe ihr Alles, was sie mir zu leid gethan hat; Alles, Alles vergebe ich ihr von Herzen. Die Qual wird von jetzt an aufhören, mich zu peinigen, und mein Auge den verlorenen Schlaf wieder finden. Ich danke Ihnen, Herr Friedensrichter, für die Mittheilung!«

Damit griff er nach seinem Hut und wollte das Zimmer verlassen.

»Noch einen Augenblick, Pfeifer!« sagte mein Vater, ihm den Weg vertretend. »Erstlich ist es trotz aller Wahrscheinlichkeit doch noch nicht erwiesen, daß die versenkte Leiche Eure Tochter war, so sehr auch die Beschreibung, die mein Sohn von dem Fiedler und dem alten Weibe gibt, auf Bastel-Jakob und dessen Mutter paßt; zweitens liegt hier ohne Zweifel ein scheußliches Verbrechen vor, dessen Schleier zu lüften, dessen Urheber oder Helfershelfer zu entdecken und dem Arm der Gerechtigkeit zu überliefern, unsere dringendste Pflicht ist. Ich habe festgesetzt, am morgenden Tage in Eurer, des Maires und meines Sohnes Begleitung mich nach der Furth zu begeben und eine Ausgrabung zu veranstalten, um zunächst in Betreff der Leiche die Identität der Person festzustellen.

»Nein, Herr Friedensrichter, nein, thun Sie das nicht!« fiel ihm Pfeifer mit Aengstlichkeit ins Wort; »lassen Sie die Todten ruhen! Gott hat es also gewollt, Gott hat gerichtet; auch die Urheber werden ihre Richter finden.«

Vergeblich bot mein Vater alle Beredsamkeit auf, den von Neuem in heftige Unruhe versetzten Mann zur freiwilligen Theilnahme an der beabsichtigten Untersuchung zu bewegen, und als keine Vorstellung half, forderte er ihn Kraft seines Amtes und im Namen des Gesetzes auf, am nächsten Morgen in der Frühe vor ihm wieder zu erscheinen, um zu dem genannten Zweck den Weg mit ihm nach dem Fergenhause anzutreten.

»Ich werde gehorchen, Herr Friedensrichter; auch das muß noch ausgetrunken werden;« antwortete der Landmann mit ergreifender Resignation und begab sich nach seinem Dorfe.

Die Geschichte seiner Tochter, wie ich sie erst später in ihrem vollständigen Zusammenhange erfuhr, war bis zu dem Momente ihres letzten Verschwindens mit wenigen Worten folgende.

Adam Pfeifer, der einzige wohlhabende Bauer in dem durch den Krieg verarmten Dörfchen Lettweiler, ein durch seine Rechtschaffenheit und Zuverläßigkeit in der ganzen Gegend bekannter Mann, hatte eine einzige Tochter, Julie, die er wie seinen Augapfel liebte. Munter, herzensgut, aber, nach Art reicher Bauernkinder, verwöhnt und verzogen, hatte sie wenig Wünsche, die ihr nicht befriedigt wurden. Seit ihrer frühen Kindheit stand sie in einem von ihren Eltern stets mißbilligten, aber nie gehörig verhinderten Umgang mit Jakob Bastel, gewöhnlich Bastel-Jakob genannt, der der Sohn einer zurückgekommenen Wittwe

und der wildeste Bursche des Dorfes war. Von Kindesbeinen an zeigte Bastel-Jakob Geschicklichkeit zu allen möglichen Dingen; die Violine lernte er von einem herumziehenden Spielmann und übertraf in dieser Kunst alsbald seinen Meister. Klug, gewandt, an Körperstärke alle seine Altersgenossen übertreffend und, seit er die Kirchmessen als Geigenspieler besuchte, stets mit Geld versehen, spielte er eine Hauptrolle unter den Burschen der Gegend. Man sah ihn gern, wo er erschien; er hatte eine Anzahl von Freunden, aber wehe Dem, der seinen Zorn reizte. Wenn die Wuth über ihn kam, was oft auf sehr geringe Veranlassung geschah, konnte Keiner eilig genug vor ihm entfliehen; wie unsinnig schlug er Alles um sich her in Stücke, wenn er den Gegenstand derselben nicht erreichen konnte. Doch nur einen Moment dauerte der Paroxismus; war dieser vorüber, so versank er oft in die tiefste Reue. Sein Verhältniß mit Julie Pfeifer, welches aus unverfänglicher Spielerei allmälig in gegenseitige innige Zuneigung übergegangen war, sah er keineswegs als hoffnungslos an, obgleich die Eltern Juliens gegen ihn und besonders gegen seine in übelem Rufe stehende Mutter bei jeder Gelegenheit den entschiedensten Widerwillen an den Tag legten. Im Gefühl seiner Kraft und vielfachen Ueberlegenheit über Andere, steckte er sich ein hohes Ziel und glaubte auf eine ungewöhnliche Zukunft rechnen zu dürfen. Doch ein Strich durch diese Rechnung ward ihm einstweilen von dem unbändigen Dämon seines Zornes gemacht. Auf der Kirmeß eines benachbarten Dorfes wollte es sein Schicksal, daß er bei einer Prügelei seinem Gegner einen lebensgefährlichen Schlag versetzte. Er mußte, um nicht den Gerichten anheim zu fallen, aus seiner Heimat fliehen, wenigstens sich verborgen halten. Seine Kunst auf der Fiedel schützte ihn vor Mangel, überlieferte ihn aber einem wüsten Vagabundenleben, das um so gefährlicher für ihn wurde, als die zahlreichen Ausreißer und Marodeurs des Krieges, dessen Schauplatz vor Kurzem die Rhein- und Moselgegenden waren, in den Felsenschluchten und einsamen Burgtrümmern des Nahethals wie in den rauhen Höhen des Westrichs und tiefen Forsten des Soonwaldes unvergleichliche Schlupfwinkel gefunden hatten und hier eine wahre Pflanzschule von Spitzbuben und Räubern bildeten. Der schwarze Peter, Leyendecker, Schinderhannes waren aus diesem Seminar hervorgegangene Zöglinge, deren schreckenverbreitende Namen bald auch durch den des Bastel-Jakob einen Zuwachs erhalten sollten. Seine Lebensweise und sein Loos als Flüchtling führte ihn mit jenen wilden Gesellen und ihren Banden an den entlegensten Orten zusammen; er fand Wohlgefallen an ihrer Ungebundenheit und spielte ihnen auf zum Tanz, wenn sie in verborgenen Herbergen bei nächtlichen Gelagen mit ihren Dirnen sich lustig machten. Lange enthielt er sich in dieser schwierigen Lage gewissenhaft jeder Theilnahme an ihren Raubzügen, endlich hatten sie gewonnen und von nun an war er der Kühnste und Wildeste von Allen.

Nach seiner Flucht aus seinem Dorfe ward dort lange nichts von ihm ruchbar; Niemand wußte, wo er geblieben war, außer — Julie Pfeifer. Sie bewahrte ihm ihr Herz und verkehrte mit ihm in nächtlicher Weile seit den ersten Wochen seines Verschwindens. Ohne zu ahnen, welchem Gewerbe er allmälig verfallen war, lebte sie der Hoffnung, die Zeit könne nicht ausbleiben, wo er sich wieder öffentlich zeigen dürfe, und konnte nicht begreifen, warum er fortwährend noch so hartnäckig sich verborgen hielt, nachdem er wegen der Kirchmeßrauferei längst außer Verfolgung gesetzt war. Auch gestand er selbst später wiederholt, daß ihm seine Liebe zu Julien und seine Achtung vor ihr so lange die Kraft verliehen hätte, den Verlockungen seiner Verführer zu widerstehen, so wie auch, daß er nachher keine größere Sorge gehabt, als die, seine Vergehungen vor ihr geheim zu halten, ja

daß er den bei ihr im Stillen gefaßten Vorsatz, mit seinen Genossen zu brechen, mehreremal, aber freilich nur auf kurze Zeit, ausgeführt habe.

Drei Dinge, die sich fast zu gleicher Zeit ereigneten, gaben diesem Verhältniß eine plötzliche Wendung. Adam Pfeifer verlobte Julien, trotz ihrer Weigerung, die er für gewöhnliche Sprödigkeit hielt, mit einem reichen Bauernsohn aus der Nachbarschaft; Julie befand sich in einer Lage, in welcher sie keinem Andern mehr angehören durfte, als ihrem bisherigen Liebhaber; Bastel-Jakob war bei dem in Gesellschaft von Schinderhannes verübten Einbruch auf der Eigener Mühle von Gend'armen ergriffen und ins Gefängniß abgeführt worden, aber nach drei Tagen seiner Haft entsprungen. Die Nachricht von dem letzteren Ereigniß war kaum nach Lettweiler gelangt, als auch Bastel-Jakob daselbst eine nächtliche Zusammenkunft mit Julien hatte. Sie entfloh mit ihm. Pfeifer, der zeitig von der Flucht Kunde erhielt, verfolgte sie, bis er sie erreichte in der Nähe der drei Eichen, einem verrufenen Räubersammelplatz der damaligen Zeit im Canton Obermoschel. Julie widerstand den Thränen des Vaters und folgte den Bitten des Mordbrenners. Der Vater schickte ihr seinen Fluch nach und kehrte verzweiflungsvoll in sein Dorf zurück. Von dieser Zeit an datirte erst der eigentliche Ruf Bastel-Jakobs als der eines ausgemachten Diebes und Räubers; allmälig war er der Schrecken des Landes; wo ein bedeutender Diebstahl, ein nächtlicher Einbruch, eine Brandstiftung geschah, wurde sein Name unter den Haupturhebern genannt; die Bewohner des Hunsrücks, des Nahe- und Glanthales fürchteten ihn bei den noch mangelhaften Polizei-Einrichtungen unter der französischen Republik mehr, als den berüchtigten Schinderhannes selbst. Bastel-Jakobs Mutter hatte sich alsbald nach Juliens Entweichung ebenfalls aus Lettweiler entfernt und den Weg zu ihrem Sohne gefunden. Von Julien, die ein verbreitetes Gerücht als thätige Gehilfin ihres Liebhabers bei dessen Raubzügen brandmarkte, verlautete bis daher nichts Zuverläßiges, außer Dem, was dem Leser bereits bekannt ist.

Mein Vater, der Maire, Adam Pfeifer und ich, wir befanden uns an dem festgesetzten Morgen auf dem Wege nach der Furth von Oberhausen. Für mich hatte das Vorhaben etwas Schauerliches und Beklemmendes. Schon am vorhergehenden Tage würde ich mich den Bitten des Pfeifers meinem Vater gegenüber gern angeschlossen haben, wenn ich nicht gewußt hätte, daß der Letztere in dergleichen Dingen nicht mit sich unterhandeln ließ. Es war mir überaus peinigend, der Urheber und Haupttheilnehmer einer Untersuchung zu sein, deren Ergebniß Menschen auf das Schaffot führen konnte, und besonders erwachten in mir bei dem Gedanken an die Leiche, die ich noch einmal sehen sollte, alle Erinnerungen an das Grauen jener Nacht, deren Andenken ich lieber in meiner Seele ganz vertilgt hätte. Adam Pfeifer aber war völlig sich selbst wiedergegeben und äußerlich wenigstens in einer Fassung, als gelte es, etwa ein käufliches Stück Land oder ein Paar Zugochsen anzusehen. Innerlich schien er in Betreff der Ergebnisse des Geschäftes, welches uns ins Nahethal führte, sich eine feste Ueberzeugung gebildet zu haben, und über die Rolle, die er dabei zu spielen hatte, mit sich ganz und gar im Reinen zu sein. Mein Vater und der Maire unterhielten sich eifrig. Der Hauptgegenstand ihres Gesprächs, an welchem Pfeifer sich unbefangen betheiligte, war das überhand nehmende Unwesen der Diebesbanden auf dem Westrich und in den Nahegegenden. Die Nachricht, daß Seibert, der gefürchtetste Raubmörder zwischen Rhein und Mosel, bei einem Streifzug, welchen Polizeigarden und Zollbeamten in Verbindung mit einer ansehnlichen Schaar bewaffneter Bauern gegen ihn unternommen hatten,

in der Nähe von Lippshausen auf dem Hunsrück durch einen Schuß erlegt worden sei, hatte sich in diesen Tagen in der Gegend verbreitet und bot den Wanderern Stoff genug zu den mannigfaltigsten Meinungsäußerungen.

»Was half uns die neue Organisation der National-Gend'armerie?« sagte der Maire, ein schon etwas bejahrter, an sich einsichtsvoller Mann, der sich aber in die neuen, durch die französische Republik in diesen Theilen der Rheinlande eingeführten Rechtsformen und Polizei-Einrichtungen überhaupt nicht zurechtfinden konnte; »die Angestellten kennen weder Menschen, Gegend noch Sitten und was das Schlimmste ist, die meisten verstehen kein Wort Deutsch, so daß sie unter dem vielen Lumpengesindel auf den Dörfern, Höfen und Mühlen, das mit den Räubern unter einer Decke steckt, wie verrathen und verkauft sind. Wenn wir es in unserem Distrikt nicht auch machen wie die Hunsrücker und Moselaner, daß wir ganze Gemeinden aufbieten zu allgemeinen Treibjagden auf die Schelme und sie sammt ihren Helfershelfern in ihren Schlupfwinkeln überfallen, nimmt der Unfug von Tag zu Tag bei uns zu.«

»Von Tag zu Tag bei uns zu,« stimmte Adam Pfeifer ein; »wer einsam wohnt, ist völlig preisgegeben, er hat nur die Wahl, entweder den Spitzbuben Zuflucht zu gewähren, oder vor ihnen flüchtig zu gehen, entweder mit zu stehlen, oder von ihnen bestohlen zu werden.' Ich selbst weiß leider nur zu gut, wem ich es wahrscheinlich bisher zu danken hatte, daß mir inmitten des ruchlosen Gesindels meines Dorfes der rothe Hahn noch nicht aufs Dach gesteckt wurde.«

»Der neue General-Commissair in Mainz,« fuhr der Maire fort, -- »wie heißt er doch? Jambon« — —

»Jambon-St. André«, sagte mein Vater.

»Er mag es gut meinen; ich habe ihm meinen Bericht schon eingesandt; aber so lange sie die wälschen Beamten nicht durch andere ersetzen, wird nichts erreicht. Es ist ein Jammer, wie diese fremden Garden von den einheimischen Gaunern an der Nase herumgeführt und getäuscht werden!«

»In der ganzen Nahegegend«, nahm Pfeifer wieder das Wort, »sind nur zwei Männer, vor denen sie Respekt haben, das ist der Gend'arm Adam von Kirn, und der Förster Baumann von Stauderheim. Adam spricht mit ihnen auf gut deutsch und thut allein mehr, als alle die anderen Brigaden zusammen, und der Förster Baumann hat sie so in der Furcht, daß ganze Banden auseinander stieben, wenn er einsam daher schleicht. Die Gegend von Sobernheim hat ihm Alles zu verdanken und der Schinderhannes selbst nimmt Reißaus, wo er ihn wittert.«

»Ist der Baumann nicht mit dem Fergen Peter Haas befreundet?« fragte mein Vater.

»Er freit um seine Tochter,« antwortete der Maire, »und wird auch, wie es heißt, sein Schwiegersohn werden. Glauben Sie nur, der Peter Haas hat in diesen Zeiten einen schweren Stand auf seinem Posten; ohne Baumann wäre er bei all seiner Klugheit sicher den Räubern schon zum Opfer gefallen. Ich kenne wohl, was man über ihn munkelt, und es befremdet mich gar nicht, daß Sie ihn nach dem letzten Vorfall, worüber wir, wenn es glückt, noch heute nähere Aufklärung erhalten werden, in schwerem Verdacht haben. Doch ich habe bisher dergleichen Meinungen über ihn noch nicht beitreten können.

(Forts. folgt.)

Die Nacht auf dem Wallfisch.

Skizze von Fr. Gerstäcker.

Fortsetzung.

Dem Kapitän des „König Harold“ blieb aber keine Wahl, was er in diesem Fall zu thun habe; auf- und abkreuzen konnte er schon der langseits genommenen Fische wegen nicht, hätte er aber nur eine Richtung gewußt, wohin er halten solle, würde er doch vielleicht selbst die gemachte Beute im Stiche gelassen haben, um seine verlorenen Leute wieder aufzufinden. So aber hatte er noch immer die Hoffnung, daß er sie in Lee finden würde, und dorthin trieb jetzt das Schiff, an dem alle Segel aufgegeit waren, überdies mit dem Passat und der Aequatorialströmung. War dann am nächsten Morgen noch Nichts von dem Boot zu sehen, so konnte er, was über Nacht von den Fischen noch nicht eingeschnitten worden, mit einer darauf gesteckten Flagge zurückgelassen, und nach dem verlorenen Boot umherkreuzen. Aber dann blieb ihnen auch wenig Hoffnung es wieder zu finden, und es wäre das eben nur geschehen, um sich selber nicht den Vorwurf machen zu müssen, daß man einen Theil der Kameraden leichtsinnig aufgegeben habe. Die höchste Wahrscheinlichkeit blieb immer, daß ein, vielleicht verwundeter Spermfisch das Boot zertrümmert und die Mannschaft nicht im Stande gewesen war, sich so lange mit Schwimmen an der Oberfläche zu halten. Die See war freilich ruhig genug, aber der furchtbare Hai wittert rasch das Blut eines geworfenen Fisches; und wie jetzt sechs oder sieben dieser gierigen Bursche ihr Schiff umschwammen und undeduldig das Anschneiden der Beute erwarteten, daran herumzerrten und rissen, und doch die scharfen Fänge nicht in die riesige zähe Masse einschlagen konnten, so waren sie auch sicher dort aufgekommen, wo sich das andere vermißte Boot befand, und wehe den Unglücklichen, die, des schützenden Fahrzeugs beraubt, ihrem Heißhunger preisgegeben waren.

Aber auch die Möglichkeit blieb noch immer, daß das unbeschädigte Boot durch die Jagd nur zu weit nach Lee zu verschlagen worden, um so bald wieder aufrudern zu können; ein Boot ist nur ein kleiner Fleck auf dem ungeheueren Ocean, und kann bei dem besten Fernrohr wohl dem Auge entgehen. Dann wußten sie aber auch recht gut, welcher Richtung sie zu folgen hatten, und um ihnen die auch für die Nacht klar und deutlich anzugeben, wurden zwei Laternen auf dem Vor- und Haupttop befestigt, damit sie das Schiff nicht etwa in der Dunkelheit vorbeiruderten. Nach Dunkelwerden, dann um Mitternacht und vor der Morgenwacht ließ der Kapitän ebenfalls die kleinen Kanonen lösen, die er auf dem Deck stehen hatte, um auch durch den Schall dem Boot die Richtung anzudeuten; aber umsonst, die Nacht verging und von den vermißten war Nichts zu hören noch zu sehen.

Das Einschneiden der Fische ging indessen rüstig vor sich; der Blubber oder Speck war angestoßen, und wurde, mit einem besonders dazu eingerichteten Windwerk, aufgeholt, und selbst das Auskochen begann zugleich mit dem Anbordnehmen, um keine Zeit zu versäumen und das unter der Linie sonst leicht in Verwesung übergehende Material aus dem Weg zu bekommen. Große mit Streifen Blubber genährte Fackeln hingen in einer aus Eisenbändern gefertigten Art von Käfig oder Netz über Bord, und warfen ihren blutrothen flammenden Schein über ein wildbewegtes, reges Bild. Noch vor Mitternacht war auch der eine gewaltige Fisch schon eingeschnitten, und mit dem schwermächtigen Blubberhacken wurde der riesige Kopf, der im Wasser noch von der Wirbelsäule abgestoßen worden, ganz an Bord gehoben, so daß sich das Schiff neigte unter der gewaltigen Last, als er über die Seite kam.

Mit Tagesanbruch, wo die ganze Mannschaft schon scharf an dem zweiten Fisch arbeitete, mußten aber wieder ein paar von den Harpunieren, jeder mit einem Fernrohr, nach oben, und vergebens hatten sie schon bis zu Sonnenaufgang den Horizont nach jeder Richtung hin durchsucht und Nichts entdecken können, als der Blick des ersten Harpuniers auf einen dunklen Punkt in dem jetzt hellblitzenden Wasser traf, und diesen festhielt. Die Entfernung war aber selbst für das gute Glas zu groß, etwas Genaueres unterscheiden zu können, nichts desto weniger wurde der Kapitän gleich davon in Kenntniß gesetzt, der dann ebenfalls nach oben kam.

Jedenfalls schwamm dort irgend etwas auf dem Wasser, was es auch sein mochte, aber es lag zu windwärts. Sie mußten in der Nacht daran vorbeigetrieben sein und, um sich erst davon zu überzeugen, was es sein könne, wurde der zweite Harpunier mit seinem Boote beordert, hinzufahren. Wenn auch nicht das vermißte Boot, denn so sah es nicht aus, war es möglicher Weise ein todter Wallfisch und lohnte nicht allein die Mühe danach zu sehen, sondern konnte sie auch auf die Spur der Verlorenen bringen, da der Fisch, wenn er von ihnen geworfen worden, jedenfalls noch eine der Schiffsharpunen oder »Eisen« in sich trug.

Der Befehl wurde hinunter an Deck gerufen, und wenige Minuten später stieß das Boot schon vom Bord und schoß von den vier kräftigen Riemen getrieben, pfeilschnell der Richtung zu, die ihm von dem Hauptmast aus durch den ausgehaltenen Korb fortwährend angedeutet ward; der Kapitän aber blieb oben in der großen Bramstengensalung, um den einmal gefaßten Punkt nicht wieder aus dem Glas zu verlieren und den Erfolg des Bootes beobachten zu können.

Wohl eine halbe Stunde war dieses indeß, nur dem Zeichen vom Bord aus folgend, gerudert, ohne selber etwas nach vorne wahrnehmen zu können, als endlich der vorne im Boot auf der Bank stehende Harpunier einen dunklen Gegenstand gerade vor sich und dicht über dem Wasser zu erkennen glaubte. Der eingezogene Korb an Bord zeigte ihnen ebenfalls, daß sie die rechte Richtung hätten, und nicht lange mehr dauerte es, so rief der Harpunier plötzlich, indem er sich nach seinen Leuten halb umwandte und mit dem Arm nach vorne deutete:

»Greift aus, meine Burschen, greift aus — das ist bei Gott ein Mensch, der da auf einem Floß oder Boot oder sonst was steht — greift aus, denn wie mir scheint, kommen wir eben noch zur rechten Zeit!« Dann ein lautes »Hallo!« ausstoßend, suchte er dadurch den Gegenruf von da drüben zu erwecken; aber kein Laut antwortete ihm, und indem sie nun alle Kraft in den Druck der Ruder legten, daß sie sich fast zum Zerspringen bogen, schäumte das scharfgebaute schlanke Fahrzeug seinem wunderlichen Ziel entgegen.

»Ein Mann! ein Mann!« riefen aber auch die Leute jetzt im Boot, die neugierig den Kopf nach ihm wandten, und: „damn my eyes!“ brummte der Bootssteuerer, der ebenfalls mit dem Steuerriemen in der Hand hoch im Boot stand — if that ai'nt Patrik!“ (Verdamm meine Augen, wenn das nicht Patrik ist.)

„Patrik, by God!“ rief jetzt auch der Harpunier — »aber wo sind die Andern?« Jede weitere Frage erstarb jedoch in den neuen Ausrufen des Staunens, als sie nähre kamen und nicht allein wirklich den vierten Harpunier, den jungen Iren Patrik in dem Schiffsbrüchigen erkannten, sondern auch fanden, daß er keineswegs auf einem Floß oder umgedrehten Boot, sondern auf einem todten Spermfisch kniete, der mit seiner Last einige Zoll unter der Oberfläche des Wassers lag. — Die linke Hand hatte er dabei um das kurze Tau einer noch in dem Blubber steckenden Harpune geschlagen, was ihn allein auf seinem schlüpfrigen Stand gehalten, und mit der rechten hielt er den Harpunenstiel, den er von der Leine losgeschnitten, so krampfhaft umfaßt,

daß er ihn nicht einmal lassen wollte, als das Boot an ihn hinanschoß, und sich Aller Arme nach ihm ausstreckten, um ihm hinein zu helfen.

Der arme Teufel sah dabei todtenbleich aus, und brachte keinen Laut über die Lippen — ja sein Blick schweifte wild und stier selbst über die Kameraden hin, als ob er sie nicht mehr kenne; wie mechanisch nur richtete er sich selber auf, in das Boot zu steigen, brach aber dort, sobald er nur die festen Planken unter sich fühlte, ohnmächtig zusammen. Er hatte eine furchtbare Nacht durchlebt, und wir müssen zu dem Augenblick zurückgehen, wo er mit seinem Boote die übrigen verließ, um den einzeln aufgekommenen und von der übrigen School abschwimmenden Fisch zu verfolgen. (Forts. folgt.)

Bei der gensdärmlichen Neujahrshetze in Kurhessen sind 123 Individuen wegen unbefugten Gratulirens arretirt worden.

Es sollen meist gefährliche und böswillige Subjekte gewesen sein, die man auf diese Weise schadlos gemacht hat; und wir glauben dies gern, denn nur ein Böswilliger oder Schadenfroher kann seinem Mitmenschen — ein langes Leben in Kurhessen wünschen. (Kladderadatsch.)

(Pikanter Doppelsinn.) In einer Gesellschaft wurden sogenannte Spiele des Geistes beliebt, die aber leider nur zu oft Spiele der Geistlosigkeit werden. Nach einigen andern Versuchen sollte eine Person aus der Gesellschaft irgend ein Wort bildlich darstellen, und eine andere es aus der Pantomime errathen. Es kam die Reihe des Rathens an einen als sehr geistreichen bekannten Schriftsteller, und während er aus dem Zimmer geschickt wurde, sann die übrige Gesellschaft auf ein recht schweres Wort. — Man wählte Silberblick, den Besuchern von Silberhütten gewiß bekannt, und um es darzustellen, nahm eine Dame — es war die reizendste und zugleich die vornehmste aus der ganzen Gesellschaft — einen silbernen Löffel in die Hand, blickte denselben scharf an. Der Hereingerufene vermochte aber, seines gerühmten Geistes ungeachtet das Wort nicht zu errathen, (vielleicht weil ihm die Sache unbekannt war) und sah die Dame und ihren Löffel längere Zeit an, ohne zu wissen, was er sagen sollte. Da ging ein boshafter Spottvogel an ihm vorbei, und raunte ihm zu: „Löffelgans!“ Und: Löffelgans! platzte der geistreiche Mann zum allgemeinen Vergnügen heraus, selbst zu dem der vornehmen Dame, welche ihm für dies Kompliment spöttisch dankte und sich an seiner grenzenlosen Verlegenheit weidete.

(Kunstgenuß.) Unter den Weihnachtsgeschenken, welche die Dienstleute eines Hauses in Hamburg erhielten, waren Billets und die Erlaubniß, an den folgenden Feiertagen das Theater zu besuchen. Zwei weibliche Personen vom Lande machten den Anfang und gingen am ersten Festtage in die „Jungfrau von Orleans“. Als sie nach Hause zurückkehrten, wollte die Herrin von dem Eindrucke hören und fragte daher, wie ihnen das Stück gefallen. „Nicht sonderlich“, lautete die Antwort, „denn die Schauspieler sprachen so laut, aber auch so laut, daß man immer gestört war und gar nichts Ordentliches mit einander reden konnte.“

Im Canton Wallis darf Keiner Tabak rauchen, bevor er 25 Jahre alt ist, selbst dann nicht, wenn er früher heirathet, weil es vorgekommen ist, daß junge Leute geheirathet haben, um nur rauchen zu können.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers.

Nro. 4. **I. Jahrg.**

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt.)

Sonntag den 28. Januar 1855.

Bastel-Jakob.

Erzählung von Gustav Pfarrius.

Fortsetzung.

Peter Haas war von Jugend auf ein braver, stiller Bursche und, seit er die Furth übernommen, immer ein ehrlicher Mann, wie es sein Vater war. Vorsichtig und klug zeigte er sich immer, das liegt in der Familie; auch hielt er das Seine stets zu Rath, in den Kriegszeiten, wo manche Andere zu Schaden gekommen, wußte er in seiner Stellung als Wirth und Fährmann den besten Vortheil zu ziehen, und daher datirt sich auch sein größerer Wohlstand. Daß er jetzt mit den Buschkleppern in Berührung kommt, daß er sie kennt, zuweilen wohl auch beherbergt ohne sie zu denunciren, liegt unvermeidlich in seinem Geschäfte und der Einsamkeit seiner Wohnung. Daß er sie aber nicht zu fürchten braucht und bis jetzt von ihnen stets ungeschoren blieb, hat er meines Erachtens hauptsächlich seinem künftigen Schwiegersohn Baumann zu verdanken, der durch seine Entschlossenheit, Leibesstärke und wer weiß durch welche geheime Zauberkraft den Banden, wie Jedem bekannt ist, so imponirt, als sähen sie in ihm den ersten Consul der Republik. Klug war Peter Haas von jeher; durch sein seltsames mürrisches Wesen schiebt er der Neugierde seiner Nachbarn einen Riegel vor, durch die Wahl dieses Schwiegersohnes hält er die Anmaßungen des Raubgesindels im Zaune; aber für ehrlich muß ich ihn halten, bis ich vom Gegentheil den augenscheinlichsten Beweis habe.« — Und nun erzählte der Maire ausführlich, wie der an sich unbemittelte Förster Baumann, der schon ein Vierziger wäre, bei der Tochter des reichen Haas, der kleinen Ammi, nach und nach alle Freier ausgestochen und selbst den Mühl-Philipp von Oberhausen, mit dem Ammie schon so gut wie verlobt gewesen, verdrängt habe.

»Ich kenne ja,« sagte er, »durch meine häufige Anwesenheit in Oberhausen alle diese Verhältnisse ganz genau. Mühl-Philipp ging lange mit ihr, ist reich, steht ihr näher an Jahren, wohnt am Ende von Oberhausen, dem Fergenhause fast gegenüber, Ammie hatte ihn gern, aber er mußte dem Baumann weichen. Baumann stahl sich gleichsam dem Mädchen ins Herz; wenn er kam in seiner Jägeruniform mit Hund und Büchse, mit seinem feinen Benehmen und Anstand, und im Fergenhause einen Schoppen forderte, ward die einsilbige

Ammie bald so freundlich und gesprächig, daß man sie gar nicht wieder erkannte. Einmal kam es vor, es muß jetzt fast ein Jahr sein, daß eines Nachmittags Schinderhannes mit einem großen Theil seiner Bande zechend im Fergenhause sich aufhielt. Die Leute in Oberhausen wußten es, Mühl-Philipp zitterte für seinen Schatz, aber er hätte um keine Million sich hinüber gewagt. Da kam Baumann allein von Staudernheim das Nahe-Thal herab, trat mitten unter die Spitzbuben, und in einigen Minuten war das Haus leer. Von dieser Zeit an hatte es ein Ende mit Mühl-Philipp. Baumann kam wöchentlich, ermuntert von Peter Haas, welcher sah, was er an ihm hatte, und stieg von Tag zu Tag in Ammie's Gunst und Achtung, bis sie sich ihm verlobte.“

Unter solchen Gesprächen war ein beträchtlicher Theil unseres Weges zurückgelegt, und wir bogen schon hinab in das Seitenthal, welches nach Oberhausen und dem Bett der Nahe entgegen führt. Es wurde jetzt verabredet, zunächst gegen den Fergen durchaus nichts von unserer Absicht, besonders keine Miene irgend eines Verdachtes an den Tag zu legen, sodann aber nach Befund der Umstände ihn und sein Haus der schärfsten Inquisition zu unterwerfen. Je mehr wir unserm Ziele uns näherten, desto schwächer ward die Unterhaltung, bis sie gänzlich verstummte. Auch Pfeifer sah wieder etwas niedergeschlagen drein, und mir pochte das Herz hörbar, als wir die Dächer von Oberhausen und jenseits der Nahe das weiß schimmernde Fergenhaus erblickten. Doch bald sollten wir inne werden, daß der Ausgang unsers Unternehmens ein ganz anderer war, als es Einer von uns gedacht hatte.

In der Gegend von Sobernheim hatte im Lauf der acht Tage unter fürchterlichen Gewittern ein Wolkenbruch Statt gehabt, wie keiner seit Menschengedenken erlebt worden war. Die Nahe schwoll in wenig Augenblicken an zum reißenden Strom; Brücken trieben fort, Gebäude wurden niedergerissen und die Ufer weit und breit aufs Gräßlichste verwüstet. Bereits hatte sich das Wasser wieder verlaufen, der Fluß war in sein gewöhnliches Bett zurückgetreten, aber noch pupurfarben von dem Schlamm der rothen Erde, welche seine Nebenbäche durchfluthet hatten, und in mächtigen Wogen eilte er durch die Windungen des Thals, das hierdurch gar viel von der sonst ihm eigenthümlichen friedlichen Heiterkeit eingebüßt hatte.

Wir ließen uns übersetzen. Peter Haas lüftete äußerst höflich seine Pelzmütze, als er den Maire in unserer Mitte gewahrte, der einen besondern Stein bei ihm im Bret zu haben schien und in der Unterredung mehr aus ihm herausbrachte, als irgend ein Anderer. Doch hielten wir uns zuvörderst nicht bei ihm auf, ließen ihn bei seinem Nachen und gingen der Stelle zu, die ich voraneilend nun näher zu bezeichnen übernommen hatte. Aber wie groß war mein Erstaunen, als ich auch nicht ein einziges Kennzeichen, nicht ein einziges Hilfsmittel wiederfand, mich zu orientiren! Keine Spur von Weidengebüsch, keine Spur von Rasen! Wie durch eine Zauberei war der ganze Schauplatz meines nächtlichen Erlebnisses verwandelt. Die Uferstrecke vom Fergenhause an bis drei- oder vierhundert Schritte stromabwärts war ein hoher, nackter Sandaufwurf, der Pfad und Versteck, Laub und Gras, Alles tief unter sich begraben hatte. Wie versteinert stand ich da und neben mir meine Begleiter, die, über den natürlichen Grund meiner Verwirrung keinen Augenblick im Unklaren, achselzuckend einander ansahen. Die ohngefähre Entfernung der Stelle vom Fergenhause ab, die ohngefähre Richtung derselben dem Lemberg gegenüber war Alles, was ich anzugeben vermochte, und darauf hin ließ sich keine Nachgrabung veranstalten in einem Boden, der jetzt vielleicht sechs bis acht Fuß höher war, als früher. Daß wir demnach mit unserm

ganzen Plane und Allem, was darauf weiter gebaut werden sollte, gescheitert seien, sahen jetzt meine Begleiter so gut wie ich selbst ein.

„Das Verbrechen ist vom Sand verschüttet!“ sagte mein Vater, auf den Boden starrend; „seine Spuren sind erloschen! Der Fluß hat nicht gewollt, daß wir es an das Tageslicht ziehen sollten. Vielleicht wühlt er dereinst einmal die Gebeine der da drunten Schlummernden, die er jetzt versteckt hat, wieder auf und führt sie vor die Augen einer Generation, die nichts mehr weiß von Bastel-Jakob und von Schinderhannes! Unser Geschäft hier ist einstweilen beendigt.“

Nun wurde verabredet, im Fergenhause zuvörderst einzukehren, die Besichtigung der Ueberschwemmung als Zweck unserer Reise anzugeben, dabei aber die Gelegenheit zu ergreifen, das Innere des Hauses nebst seinen Bewohnern und allem Zubehör aufs Genaueste zu durchforschen. Meine bloße Aussage, die Aussage eines vierzehnjährigen Knaben, deren Inhalt ohnehin wie ein traumartiges Phantasiegebilde sich ausnahm, war, wenn sie nicht in irgend einem thatsächlichen Beweise eine Unterstützung finden konnte, nicht geeignet, Veranlassung zu einer gerichtlichen Untersuchung zu geben.

Ein gepflasterter Fußpfad, der allmälig in eine steinerne Treppe überging, führte von der Nahe aus zu dem mit massiver, wagrecht getheilter Hausthür versehenen Eingang der Fergen-Wohnung, die wir jetzt betraten. Peter Haas war an der Nahe beschäftigt, Frau Haas in der Küche, von einer lahmen, harthörigen Taglöhnerin, die ab- und zuhinkte, unterstützt; Ammie befand sich allein in dem Gastzimmer, das zugleich das Wohnzimmer der Familie war, aber durch seinen blankgescheuerten Boden, seine frischgetünchten Wände und saubern Möbeln aus Eichenholz vor den gewöhnlichen Bauernstuben gar sehr sich auszeichnete. Sie saß am Fenster, wie immer nett gekleidet, und nähte an neuer Leinwand. Wir bedurften einer ordentlichen Erquickung; auf unsere desfalls an sie gerichtete Bitte setzte sie sich sofort in Bewegung; auf unsere sonstigen Fragen gab sie kurzen höflichen Bescheid, ohne sich dabei in den für unsere Bewirthung zu treffenden Vorkehrungen unterbrechen zu lassen, und in wenigen Minuten hatten wir das Erforderliche zu einem behaglichen Imbiß.

Adam Pfeifer, der sich weit leichter, als die Andern, ja, wie es schien, mit innerer Befriedigung in die Unausführbarkeit unseres ursprünglichen Vorhabens gefunden hatte, ließ sich Speise und Trank ebenfalls wohlgefallen. Doch bemerkte ich, daß er einmal Ammie, als sie sich wieder dem Tische näherte, plötzlich mit einem auffallenden, scharfen Blick ins Auge faßte und wie von einer Ueberraschung getroffen die zum Mund gehobene Gabel niedersinken ließ, dann noch einigemal verstohlen nach ihr hinsah und Essen und Trinken darüber allmälig zu vergessen schien.

Nachdem hierauf der Ferge eingetreten war und das Gespräch sich eine Weile um die verheerenden Wirkungen der Ueberschwemmung gedreht hatte, lenkte der Maire dasselbe auf die Wirthschaft und äußerte gegen Peter Haas den Wunsch, die Einrichtung seines Hauses, dessen Hintergebäude, Viehstand u. s. w. einmal in Augenschein nehmen zu dürfen. Eine solche Anmuthung mochte dem griesgramen Wirth lange keiner seiner Gäste gemacht haben, doch zeigte er sich bereit sie zu erfüllen. Der Maire und mein Vater begaben sich mit ihm auf den Hof; Pfeifer und ich wir blieben mit Ammie, die wieder an ihrem Nähzeuge saß, im Zimmer.

Da vernahm man ein polterndes Geräusch an der Hauspforte, die Stubenthüre öffnete sich, und ein stattlicher Mann in Jägeruniform, einen Hühnerhund an der Seite, trat ins

Zimmer; es war Baumann, der Förster von Staudernheim. Als bemerkte er uns nicht, hing er Büchse und Jagdtasche an die Wand und trat ans Fenster zu Ammie, die ihm, wie die Wendung verrieth, die er gegen uns machte, durch ein Paar leise Worte über uns und unsere Begleiter Näheres berichtete. Wie ich mir damals sagen mußte, hatte ich nie einen schöneren Mann gesehen, nie einen, dessen ganze Erscheinung beim ersten Blick solche Anziehungs-, ich möchte sagen Zauberkraft auf mich ausübte. Noch sehe ich ihn leibhaftig vor mir in dem grauen, grünausgeschlagenen Jägeranzug, der ihn vortrefflich kleidete, mit dem feinen Anstand in jeder Bewegung, mit dem gewinnenden Ausdruck eines Antlitzes das in den einzelnen Theilen vielleicht nicht allen Anforderungen der Schönheit entsprach, im Ganzen aber das Gepräge der edelsten Männlichkeit trug. Die Blatternarben, die man zu damaliger Zeit noch in den meisten Gesichtern, besonders der Landbewohner, zu sehen gewohnt war, thaten den frischen, von der Sonne etwas gebräunten Wangen wenig Eintrag; zu den grau-blauen Augen, aus denen Geist und Wohlwollen leuchtete, bildete das glänzend braune Haar des Hauptes und Backenbartes einen angenehmen Gegensatz. Und dabei diese volltönende Sprache, diese städtischen Sitten, diese überlegene Sicherheit in Allem, was er sprach und that! So und nicht anders, dachte ich mir, mußte ein Mann aussehen, vor dem kein Spitzbube Stand hält, den Schinderhannes selbst respektirt, dem kein Mädchenherz widerstehen kann. Kein Wunder, dachte ich, daß dieser bei der Fergentochter jeden Bewerber, auch den reichen Mühlen-Philipp ausstach!

Baumann unterhielt sich, ohne von uns weitere Notiz zu nehmen, bald laut, bald flüsternd, nur mit Ammie. Bei den Scherzen und Neckereien, denen er sich überließ, schien er der abwehrenden Schönen zu verstehen zu geben, daß es nicht der Mühe werth sei wegen der Anwesenheit eines fremden Landmannes und eines Knaben sich sehr zu stören. Doch Ammie wußte den Forderungen weiblicher Zurückhaltung aufs Vollkommenste zu genügen.

Als nach einer Weile an die Stelle der Liebestândelei wieder eine ernsthafte Unterhaltung getretet war, näherte sich Baumann dem Tisch, hinter welchem wir saßen und wandte sich mit der Frage: »Ihr seid aus Lettweiler?« an Pfeifer, der in stummen Hinbrüten dasaß und nach der Rückkehr unserer Begleiter sich zu sehnen schien. Auf dessen Bejahung fuhr er fort: »So kennt Ihr wohl den Gutsbesitzer Adam Pfeifer daselbst?«

»Der bin ich selbst,« antwortete Pfeifer.

»Charmant!« entgegnete Baumann; »Ihr erspart mir damit einen Gang dahin. Ich komme von Mainz und habe etwas an Euch zu bestellen, nämlich einen Brief und einen Gruß.«

Damit ging er an seine Jagdtasche, suchte ein Portefeuille hervor, nahm einen Brief heraus und übergab ihn Pfeifern.

»Gestern Morgen,« sagte er, »empfing ich ihn in Mainz von Eurer Tochter, nebst einem schönen Gruß an Euch.«

Grade in diesem Augenblicke traten der Maire und mein Vater mit Peter Haas wieder in das Zimmer. Der Maire begrüßte den Förster als einen Bekannten, mein Vater, der durch dessen Anwesenheit gerade jetzt nicht angenehm überrascht schien, bezeugte gleichwohl seine Freude, ihn kennen zu lernen. Pfeifer hatte unterdessen den Brief unerbrochen in zitternder Hand gehalten.

»Ihr habt selbst gestern Morgen meine Tochter gesehen und sie hat Euch diesen

Brief für mich übergeben? fragte er den Förster mit bebendem Ton und schmerzhaft zuckenden Mundwickeln.

„Verzeihen Sie dieses Intermezzo“, sagte Baumann gegen den Maire und meinen Vater gerichtet; „ich habe gestern **nolens volens** eine Bestellung übernommen, deren ich mich zu entledigen, eben im Begriff war. Sie ist für den Empfänger, wie ersichtlich und wohl begreiflich, mit herben Empfindungen verbunden; er mag selbst entscheiden, ob ich in Ihrer Gegenwart das Nähere darüber erörtern soll.“

Pfeifer gab einen bejahenden Wink.

„In Mainz“, erzählte nun Baumann, „begab ich mich gestern früh, bald nach Tagesanbruch nach dem Rheinufer, um mit dem Marktschiff nach Bingen zu fahren. Kurz vor meinem Einsteigen kam eine mir unbekannte junge Frau auf mich zu.

Sie sind der Förster Baumann von Staudernheim, sagte sie im Dialecte unserer Gegend; schon seit mehreren Tagen komme ich hierher an's Ufer, um irgend Jemanden aus meiner Heimath zu finden, der an Adam Pfeifer aus Lettweiler diesen Brief besorgen könnte. Wollen Sie vielleicht die Güte haben? — Ich wohne hier als Dienstmagd und bin aus der dortigen Gegend zu Haus. — Ich nahm den Brief an, ohne etwas Besonderes dabei zu denken, versprach ihn zu bestellen und ging zu Schiff, das im Begriff war abzufahren.

Sagen Sie dem Adam Pfeifer, rief sie mir dann vom Ufer nach, seine Tochter ließ' ihn vielmals grüßen. Dabei schien sie sehr ergriffen und wischte sich die Thränen aus den Augen. Mir aber ging plötzlich ein Licht auf.

Seid Ihr, was ich vermuthe? rief ich, sie scharf ansehend.

Ich bin seine Tochter! antwortete sie, kehrte um und entschlüpfte im Volksgedränge meinen Augen, während unser Fahrzeug vom Ufer stieß. Das ist, was ich Euch zu berichten habe.“

„Wie sah sie aus?“ fragte Pfeifer.

„Sie war wenigstens um einen Kopf größer, als Ammie, trug ein hellbraunes Mieder, ging im bloßen Kopf und hatte dunkles Haar.“

Adam Pfeifer starrte vor sich hin, den Brief legte er langsam auf den Tisch und fuhr seufzend mit der Hand über die Stirne.

„So seht doch zu, was in dem Briefe steht,“ sagte mein Vater, etwas ungeduldig über sein störrisches Benehmen.

„Lesen Sie ihn, wenn's beliebt, Hr. Friedensrichter.“ antwortete er; „es mag d'rin stehen, was da will, mir kann's nichts helfen.“

Mein Vater nahm den Brief, durchlief ihn erst und las;

„X. d. 29 Prairial X.

Ich wollte Euch hiermit zu wissen thun, daß wir uns über den Rhein niedergelassen haben, um da auf ehrliche Weise unser Stück Brod zu verdienen. Von wegen, daß Ihr uns neulich so grob abgewiesen habt, wächst uns kein graues Haar, denn wir brauchen Euch nicht. Euer Enkelchen ist gesund und Julie läßt Euch vielmal grüßen. Weiter weiß ich Euch nichts zu schreiben.

Jakob Bastel.“

(Forts. folgt.)

Die Nacht auf dem Wallfisch.

Skizze von Fr. Gerstäcker.

Fortsetzung.

In etwa fünfhundert Schritt Entfernung von dem Sperm ruderten sie hinter ihm drein, und gewannen an ihm, wie er mehrmals untertauchte und dann langsam, keinen Feind hinter sich ahnend, wieder nach oben kam. Mehr und mehr drehte er dabei von dem bisher gehaltenen Cours ab, möglicher Weise vielleicht um in einem weiten Bogen zu dem früheren Spielplatz zurück zu kehren; aber auch diesen Cours änderte er wieder und zog jetzt, während das Schiff selber, wie man im Boot recht gut sehen konnte, über den anderen Bug von ihnen fort lag, gerade gen Westen mit Wind und Strömung. Patrik, wie bemerkt der Harpunier oder Bootsheader des vierten Bootes, ließ nun, da ihnen der Wind günstig geworden, seine Segel setzen, um dem Fisch desto schneller und geräuschloser folgen zu können.

Dieser aber, ob er nur so auf eigene Faust in rasche Fahrt kam, oder doch, trotz aller Vorsicht, etwas von den Verfolgern gewittert hatte, lief jetzt so schnell durch das Wasser, daß selbst das leichte Boot mit einer günstigen Brise nur wenig an ihm gewinnen konnte. Da plötzlich, als sie nach mühsamer Arbeit schon fast in Wurfsnähe hinangekommen, und der Bootssteuerer auch bereits zum Wurf mit seinem Eisen ausholte, ging er nach unten, und das Boot schoß im nächsten Augenblick über die Stelle hin, in der die Fluth noch hinter dem gesunkenen Ungethüm kräußte und wirbelte.

„Segel ein!“ scholl da der rasch und dringend gegebene Befehl des Harpuniers; die kleine Raa fiel im nächsten Augenblick, das Boot glitt nur noch langsam, einmal im Schuß, ein Stück weiter auf seiner Bahn, und der Bootssteuerer stand, auf den Wink seines Oberen, mit gehobener Harpune still und regungslos vorn im Boot, um gleich zum Wurf bereit zu sein, wenn der Fisch sich wieder zeigen sollte; aber er selber zweifelte, daß das Thier hier wieder nach oben kommen würde, und deutete, fragend dabei den Harpunier ansehend, weiter nach vorn. Dieser obgleich noch jung an Jahren, war doch ein alter Wallfischfänger, und die ganze Art wie der Fisch niedergegangen, schien seine Vermuthung zu rechtfertigen, daß er hier nur einen plötzlichen Halt gemacht, und nicht weit gehen würde, bevor er auf's Neue zur Oberfläche käme. Während das Segel nun an den Mast flappte und der Harpunier das Schootenfall desselben noch um die Hand gewickelt hielt, um keinen Augenblick zu verlieren, wenn sie dennoch die Verfolgung wieder aufnehmen müßten, sahen die Leute an den jetzt leise wieder vorgenommenen und für jeden Fall eingelegten Rudern aufmerksam in die klare Fluth unter sich nieder, in der allerdings etwas ungewissen Hoffnung, den vielleicht darunter hinschwimmenden Fisch zu sehen und seine genommene Richtung dadurch bestimmen zu können. „Da schwimmt was!“ rief plötzlich Einer der Leute mit halbunterdrückter erschreckter Stimme — „grade von unten herauf!“ „Bst!“ warnte aber der Ruf des Offiziers — „leise — leise! Ihr scheucht ihn fort! Wo?“ — „Da kommt er — da kommt er!“ schrieen aber drei oder vier Stimmen jetzt zu gleicher Zeit und fast instinktartig griffen sie nach den Rudern. —

„Zurück mit Euch — zurück — um Euer Leben!“ schrie aber auch in diesem Augenblick der Harpunier, der über Bord gebeugt, die hellgrüne riesige Gestalt blitzesschnell aus der Tiefe herauftauchen sah, und die Gefahr recht gut kannte, der sie ausgesetzt waren, wenn der Koloß ihr Boot so im Aufkommen nur leise traf. Fast in demselben Augenblicke fielen auch die Ruder

in das Wasser, und das Boot, von dem Gegenschlag derselben zurückgeschnellt, konnte kaum um seine eigene Länge den Platz geräumt haben, als der riesige abgestumpfte Kopf eines mächtigen Spermfisches, den weiten schmalen Rachen halb geöffnet, an die Oberfläche tauchte und mit dem halben Kopf darüber hinausschnellte, um gleich darauf mit einem gewaltigen Satz, das Wasser dabei in vollen dicken Strahlen seitwärts ausstoßend, nach vorne zu schießen, um dem fremden Gegenstand, dem Boot, das er jedenfalls gesehen haben mußte, zu entgehen.

Vorn im Boot und dicht über dem „Berg von Blubber", der sich eigentlich unter seinen Füßen aus der Fluth hob, stand der Bootsteuerer mit gehobenem Eisen; aber sein Arm zitterte, und noch im Bereich des furchtbaren Gegners, der sie mit einem Schlag zermalmen konnte, wagte er es nicht, die Harpune in den fliehenden Koloß zu schleudern. „Wirf — wirf, in's drei Teufels Namen!" schrie aber Patrik, die Gefahr total mißachtend und in dem Moment nur ihrer Jagd gedenkend, die ihnen die Beute fast in Armes Bereich gebracht, — „Mensch du läßt dir ja den Fisch unter den Händen weg!" Und die eigene Lanze aufgreifend, schien er den Augenblick mit wilder Lust zu erwarten, wo er den scharfen Stahl hinter die Finne des Wildes schleudern könnte.

Noch zögerte der Bootsteuerer, aber es waren nur Sekunden, die ihm zum Besinnen blieben, denn ließ er den günstigen Moment ungenutzt vorbei, so war die Frage, ob er bei dem jetzt schon gemachten Fisch je wieder kehrte. Aber das Segel, von des Harpunierers Hand rasch angezogen und gehalten, hatte schon den Wind gefaßt, und indem er den Steuerriemen scharf gegen die Hüfte preßte, um den Bug des Boots herum zu bringen, ließ er es schäumend hinter dem flüchtigen Fische drein fliegen. Und jetzt sauste die Harpune, von der kräftigen Hand des jungen Engländers geschleudert, tief in den Rücken des Gegners und haftete in dem zähen Blubber.

Im Nu war das Segel wieder genommen, waren die Ruder eingeworfen und der Bootssteuerer gab jetzt, indem er zurücksprang und seinen Platz am Steuerruder nahm, dem Harpunier Raum die Lanze zu werfen und dem Leviathan der Tiefe den Todesstoß zu geben. Denn der Harpunier ist der erste Offizier in einem Wallfischboot, der Bootssteuerer der zweite; im Anfang der Jagd haben aber beide ihre Plätze gewechselt, oder vielmehr die rechten noch nicht eingenommen, denn der Harpunier steuert das Boot an den Fisch hinan, was eine sehr sichere geübte Hand erfordert, und der Bootssteuerer steht vorne mit der Harpune, den Fisch zu werfen und an ihn fest zu kommen. Hat aber die Harpune gefaßt, dann nimmt der eigentliche Harpunier mit der Lanze (eine wirkliche Lanze ohne Widerhaken) zum Tödten des Wallfisches den Platz vorn im Boot ein und sein Wurf muß gerade hinter die Finne auf einen etwas ausgehöhlten dunkleren Fleck treffen, wo das mächtige Thier allein tödtlich verwundet werden kann.

Die Leine, an der die Harpune saß, sauste indessen rauchend durch die vorn auf dem Boot zu dem Zweck angebrachte offene Klüse (Stoßpinnen) und das Boot schoß blitzesschnell hinter dem herüber und hinüber zuckenden Fisch drein. Patrik stand jetzt vorne im Boote, die Lanze zum Wurf aufgehoben, und die Leute holten mit Macht Leine ein, ihr kleines Fahrzeug wieder zum Todesstoß für den Gefangenen an ihn hinan zu ziehen. Jetzt kamen sie hinan, Patrik bog sich zurück, und während der Schwanz des riesigen Thieres fast dicht neben ihnen das Wasser schlug und es sich hob, um der jetzt ihm bewußten Gefahr zu entgehen, sauste der tödtliche Stahl in die weiche Flanke des Feindes tief hinein. Im Nu riß sie aber der Harpunier mit einem triumphirenden Blitzen der Augen zurück, den Stoß zu wiederholen, als sich der Fisch im Schmerz und Todeswuth rasch und plötzlich wandte, daß die See seine Seiten peitschend, zischte und schäumte. (Forts. folgt.)

Wie reimt sich das zusammen?
Altes Kneiplied.

Schuhwichs, Kraut und Besenstiel,
Wie reimt sich das zusamm?
Die Schuhwichs die muß glanz'n,
Das Kraut, das füllt den Ranz'n,
Mit'n Besenstiel kannst d'tanzen.
So reimt sich das zusamm'!

Chor: Mit'n Besenstiel kannst d'tanz'n,
So reimt sich das zusamm'.

Fenster, Schneck und Gortschakoff,
Wie reimt sich das zusamm'?
Das Fenster is im Winter g'fror'n,
Der Schneck is häuslich hint' und vorn,
Der Gortschakoff hat's hinter die Ohr'n —
So reimt sich das zusamm'!

Chor. Der Gortschakoff hat's hinter die Ohr'n,
So reimt sich das zusamm'.

Mond, Kuirassier und Jud,
Wie reimt sich das zusamm'?
Der Mond lauft um die Erd'n,
Der Kuirassier hat Freud' an Pferd'n,
A Jud kann als noch Landstand werd'n.
So reimt sich das zusamm'.

Chor: A Jud kann als noch Landstand werd'n,
So reimt sich das zusamm'.

Hausknecht, Zweck und Wahlgesetz,
Wie reimt sich das zusamm'?
Der Hausknecht tragt an' Kittel,
Der Zweck, der heilig't d'Mittel,
Und s' Wahlg'setz braucht zwei Drittel —
So reimt sich das zusamm'.

Chor; Und's Wahlg'setz braucht zwei Drittel,
So reimt sich das zusamm'.

(Punsch.)

In einer Caviar-Handlung.

Pannemann. Sehen Sie wol? Es is nich wahr, was Sie jestern jesagt haben, daß die Pest ins Lager vor Sebastopol ausgebrochen sein soll!

Schischin Caviarowitsch. Ist doch wahr.

Pannemann. Nee, es is nich wahr! Da sehen Sie, in die National-Zeitung steht, daß es nich wahr is!

Schischin Caviarowitsch. National-Zeitung lügen wie gedruckt! Weiß ich besser als National-Zeitung! Hat Menzikoff einmal gesagt: „Verbündete sollen kriegen die Pest!“ Und wenn Menzikoff befiehlt, so muß geschehen! Verstehen Sie wohl? Es muß.

Müller. Wenn die Theurung nur 'mal aufhörte!

Schultze. So bald noch nicht! Die Uebervölkerung is zu jroß.

Müller. Das sage ich ooch. Aberst eben darum müßte Jewissensfreiheit sind!

Schultze. Wie meinst du denn des?

Müller. Na, wenn welche sagen, wir müssen mit **Frankreich** jehen, so müßte man se jehen lassen; und wenn wieder welche sagen, wir müssen mit Rußland jehen, müßte man se ooch jehen lassen; und denn solltest du 'mal sehen, wenn man Allens jehen ließe, wie es jehen will, wie jut Allens jinge! (Kladderadatsch.)

Ein sehr magerer Schneider wollte sich malen lassen. Der Maler fragte! ob in Wasserfarben oder in Oel? „Ich dächte, in Oel,“ entgegnete der Schneider, „damit i a Bissel fetter ausschau.“

„Was macht Ihr Herr Vetter?“ fragte ein junger, aber dummer Mensch einen alten Herrn. „Ach, denken Sie sich, der ist in Limburg an der Lahn gestorben.“ „An der Lahn, was es doch jetzt nicht Alles für Krankheiten gibt.“

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers.

Nro. 5. **I. Jahrg.**

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt.)

Sonntag den 4. Februar 1855.

Bastel-Jakob.

Erzählung von Gustav Pfarrius.

Fortsetzung.

„Also von Bastel-Jakob selbst," sagte Banmann kopfschüttelnd. „Es trifft sich seltsam, daß just ich sein Colporteur werden mußte, der ich mich in Mainz befand, um meine Kenntniß von ihm und seinen Genossen im Bureau des General-Commissairs der Republik zu Protokoll zu geben. Ueber dem Rhein habe er sich niedergelassen? — So können wir auch darauf gefaßt sein, daß wir nächster Tage wieder von einer in hiesiger Gegend verübten Räuberei Kunde erhalten. Diese Taktik der Schelme, daß sie über ihren Aufenthalt falsche Gerüchte verbreiten, um desto sicherer einen Streich auszuführen, wo man sie nicht muthet, ist bereits zu sehr verbraucht. Ueberhaupt wird durch die neuen Maßregeln der Regierung ihrem Treiben bald ein Ende gemacht werden."

Peter Haas, scheinbar ohne alle Theilnahme an dem, was hier verhandelt wurde, hatte sich unterdessen nach der Furth, seine Tochter Ammie in die Küche begeben.

„Euch aber, Büger Pfeifer," fuhr Baumann fort, „möchte ich rathen, einstweilen auf Eurer Hut zu sein vor ihnen, trotz Eurer — wie soll ich sagen — besonderen Beziehung zu denselben; ihre Freundschaft hat kurze Beine; sie sind wie die wilden Bestien, nur so lange man sie in der Furcht hat, hat man von ihnen nichts zu befahren. Ich versichere Sie," wandte er sich dann an meinem Vater, „auch dieses Haus mit seinen Bewohnern macht mir manche schlaflose Nacht. Mein künftiger Schwiegerpapa, den sein Geschäft in unvermeidlichem Verkehr mit dem Gesindel erhält, der in seiner hilflosen Einsamkeit außer Stand ist, irgend einen Schritt gegen sie zu wagen, und weil sie ihn gewissermaßen nöthig haben, bis jetzt keine Unbill von ihnen erfuhr, traut ihnen trotz alledem viel zu viel. Ich habe gethan, und thue zu seinem Schutz was ich vermag; aber ich gäbe was darum, wenn er meinem Rath folgte und sein ganzes Gewerbe so lange an den Nagel hinge, bis die öffentliche Sicherheit wieder hergestellt ist. Vom Schinderhannes hat er am wenigsten zu befürchten; der verdirbt's nicht gern mit Allen, sucht seinen Vortheil im Kleinen, ist be-

rechnend und feige. Aber seit sich Bastel-Jakob von ihm getrennt hat und selbst ein Commando führt, hat Peter Haas keine Ursache mehr, eine Nacht zu schlafen.«

In dieser und ähnlicher Weise sprach sich Baumann aus. Er that es mit der Gewandtheit und Sicherheit eines Mannes, der über seinen Gegenstand völlig im Klaren ist. Der Eindruck indessen, den die ganze Erscheinung desselben auf meine Begleiter machte, war sehr verschieden nnd bei jedem derselben ein anderer. Der Maire, ganz Ohr für seine Eröffnungen, war überzeugt ebenso von seiner Einsicht, wie von seiner Wahrhaftigkeit und förderte durch seine beistimmenden Antworten den Fluß seiner Rede. Pfeifers Verhalten war diesem völlig entgegengesetzt. Als nämlich Ammie nach kurzer Abwesenheit wieder ins Zimmer getreten war und Pfeifer abermals jenen scharfen, aber verstohlenen Blick ihr zugeworfen hatte, schien sein durch Baumann's Nachrichten im Innersten erschüttertes Gemüth plötzlich die vorherige Ruhe und Fassung wieder gewonnen zu haben. In sich gekehrt, saß er da, ohne den Worten Baumann's die geringste Aufmerksamkeit und, wie es den Anschein hatte, den geringsten Glauben zu schenken. Den Brief hatte er zerstreut an sich genommen und gleichgiltig neben sich auf die Bank gelegt. Mein Vater dagegen befand sich in der unbehaglichen Stimmung eines Zweiflers, der vergeblich mit aller Anstrengung sich bemüht, einen Haltepunkt für seine Ueberzeugung zu gewinnen. Wie die Untersuchung auf dem Nahe-Ufer, so hatte auch die Besichtigung des Innern des Fergenhauses nichts ergeben, was irgend einen Verdacht hätte erwecken oder begründen können. Und vollends kam ihm der ganze Zwischenfall mit Baumann verwirrend in die Quere; der Mann ward ihm räthselhafter, je länger und schärfer er ihn beobachtete; ein Mißtrauen, welches er kaum bei sich zu rechtfertigen wußte, bemächtigte sich seiner gegen Alles, was Baumann vorbrachte, und so betheiligte er sich auch nur durch wenige Fragen an der Unterhaltung, die durch den Maire lebhaft fortgesetzt wurde, bis wir für gut fanden, unsern Rückweg anzutreten.

Mit gewohnter Schweigsamkeit setzte uns Peter Haas über die Nahe. Die Landungsstelle hatten wir kaum verlassen, als mein Vater sich von Pfeifer Bastel-Jakobs Brief noch einmal ausbat.

Er vermißte ihn und besann sich, daß er ihn auf der Bank in der Wirthsstube des Fergenhauses hatte liegen lassen.

»Pfeifer«, sagte mein Vater kopfschüttelnd, »Euer ganzes Benehmen in dieser Sache ist mir unerklärlich. Die Nachricht, daß Eure Tochter noch lebt, nehmt Ihr mit Gleichgiltigkeit auf, ohne die Gewißheit zu haben, daß sie todt ist.«

»Ich habe die Gewißheit«, antwortete Pfeifer, seine Blicke an den Boden heftend; »für mich war unser Gang hierher nicht erfolglos, er hat meine Zweifel gehoben und mich beruhigt über meines Kindes Schicksal.«

»So redet denn!« fiel ihm mein Vater eifrig in's Wort; »was haltet Ihr von dem Brief, und was benimmt Euch Eure Zweifel?«

»Herr Friedensrichter,« entgegnete Pfeifer bittend, »der Himmel selbst hat den Weg zu ihrem Grabe bedeckt und Sand gestreut über die letzten Spuren von ihrem Dasein; lassen Sie uns abstehen von einer weitern Untersuchung! Was an den Tag kommen soll, wird Gott zur Zeit ohne uns an den Tag bringen; lassen Sie einem heimgesuchten Manne die schwer errungene Ruhe!«

Doch mein Vater pflegte von Dem, was er für seine Pflicht hielt, sich durch keine Rücksicht abhalten zu lassen. Theilnehmend ergriff er Pfeifer's Hand, suchte ihm zu zeigen,

daß der Mensch, wo sich Gott seiner als Werkzeug bedienen wolle, willig gehorchen müsse, und bewies ihm mit allem ihm zu Gebote stehenden Nachdruck die Nothwendigkeit, Alles zu offenbaren, was er in der fraglichen Sache wahrgenommen habe. Nach langem Zögern und erst als mein Vater versprach, ihn möglichst außer Betheiligung zu lassen an den Folgen, die seine Mittheilung haben könnte, erklärte er, er habe alsbald nach unserm Eintritt in's Fergenhaus eine seiner unglücklichen Tochter gehörige Granatschnur mit vergoldetem Kreuze am Halse der Ammie entdeckt; seine Tochter hätte diesen Schmuck, als ein Geschenk von ihrer Großmutter, sehr werth gehalten und stets getragen; nach einigen Worten, die Baumann mit Ammie geflüstert, wäre diese aus dem Zimmer gegangen und bald darauf ohne die Granatschnur wieder hereingekommen. Durch dies Letztere erst sei er vollkommen bestärkt worden, daß Ammie auf verbrecherischem Wege zu diesem Schmuck gekommen sein müsse, und daß seine Tochter in dem Fergenhause ihren Untergang gefunden habe.

Da hemmten wir unsere Schritte. Nach kurzer Ueberlegung erklärte mein Vater, hier sei kein Augenblick zu verlieren, um die Thatsache festzustellen. Es wurde beschlossen, unter dem Vorwand, den zurückgelassenen Brief zu holen, ins Fergenhaus zurückzukehren. Ohne irgend ein Zeichen der Ueberraschung, uns schon wieder zu sehen, in den unbeweglichen Zügen seines sauertöpfigen Gesichtes blicken zu lassen, that Peter Haas abermals seine Schuldigkeit und setzte uns über; sein theilnahmloses Verhalten überhob uns der Mühe, ihm einen Grund unserer Rückkehr anzugeben.

In der Wirthsstube des Fergenhauses trafen wir Frau Haas allein. Unsere erste Frage betraf den Brief. Aeußerst willfährig und gesprächig, aber bei jeder kleinen Pause ängstlich durchs Fenster blickend, setzte sie zuvörderst Baumann's Tugenden und die Heftigkeit seiner Neigung zu ihrer Tochter Ammie auseinander, dann, wie sich Baumann scherzhaft über Pfeifer ausgelassen und dessen Vergeßlichkeit bewundert habe, bis wir endlich erfuhren, er habe Ammie gebeten, den Brief aufzubewahren, und sie wisse nicht, wo diese ihn hingelegt.

„Ammie aber,“ setzte sie hinzu, „wird bald nach Hause kommen; sie ist mit Baumann nur bis Böckelheim, wo sie etwas zu besorgen haben wird.“ Dabei warf sie wieder unruhige Blicke bald nach der Nahe, wo Peter Haas beschäftigt war, bald seitwärts auf den Weg, der von Böckelheim her am Fergenhause vorüberführte.

„Seht, Herr Bürger Maire,“ fuhr sie dann fort im vollen Strome ihrer Redseligkeit, „mit der Ammie haben wir Glück gehabt. Sie hat auch immer etwas auf sich gehalten, von Kindesbeinen an mit gewöhnlichen Leuten sich nicht viel abgegeben. Der Mühlen-Philipp wäre uns schon recht gewesen, aber sie ließ ihn laufen, weil er ihr zu bäurisch war. Jetzt kleidet sie sich zwar noch wie Unsereins, aber vom Tage der Hochzeit an geht sie nur in Schmeißkleidern. Das will der Herr Gemeinde-Förster so haben. Schon jetzt kauft er ihr mehr Staat, als sie haben will, und was er ihr schenkt, ist alles echt, alles vom Feinsten und Besten, darauf können Sie sich verlassen.“

Diese Wendung, welche das Gespräch nahm, ließ mein Vater nicht unbenutzt, um sofort seinem Ziele entgegen zu rücken. Frau Haas kam seinem Wunsche, die Granatschnur, welche Ammie vorher getragen habe, einmal näher zu besehen, mit der größten Bereitwilligkeit nach. Sie holte dieselbe aus ihrer Tochter Garderobe, die ihr vollkommen zugänglich zu sein schien. Pfeifer gab durch ein langsames Nicken zu verstehen, daß er sich nicht geirrt habe. Aber Frau Haas brachte in ihrem Mittheilungsdrang auch noch einige andere

ihrer Tochter gehörige und von Baumann herrührende Putzsachen mit, um sie zu zeigen. Darunter befand sich auch ein halbes Dutzend türkisch-rother Tücher', auf welche mein Vater sogleich seine Aufmerksamkeit richtete. Er besaß nämlich das Verzeichniß und die genaue Beschreibung der Waaren, die im vorigen Jahre dem Juden Seckel Löb von Staudernheim mittelst nächtlichen Einbruchs durch die Bande des Schinderhannes gestohlen worden waren. Farbe, Stoff, Fabrikzeichen der genannten Tücher kamen auf's Genaueste überein mit einer Nummer der als gestohlen verzeichneten Artikel. Nach Constatirung sowohl dieses Fundes, als der die Halsschnur betreffenden Entdeckung verließen wir das Haus und traten zum zweitenmale unsern Rückzug an. Pfeifer beruhigt, wie vorher, der Maire kopfschüttelnd mein Vater aber überzeugt, der Lösung seiner Aufgabe um ein Bedeutendes näher gerückt zu sein.

Bis zu diesem Punkte meiner Erzählung war ich Augenzeuge des Geschehenen, ja sogar Mitspieler, glaubte daher das Recht zu einer etwas ausführlicheren Darstellung zu haben. Bei dem nun zunächst Folgenden werde ich mich auf kurze Hervorhebung nur derjenigen Thatsachen beschränken, deren Kenntniß für den Zusammenhang nothwendig ist, bis ich dahin gelange, wo ich wieder als Augenzeuge berichten kann.

Gegen Peter Haas und den Förster Baumann wurde alsbald gerichtlich vorgeschritten. Mein Vater leitete die Untersuchung. In einem Verhör erklärte die Familie Haas, daß Ammie die Granatschnur und die Tücher von Baumann zum Geschenk erhalten habe. Baumann gab dies zu und behauptete, die erstere bei einem Kreuznacher Juwelier, die letzteren von einem Trödeljuden gekauft zu haben. Beides erwies sich als falsch, und die Tücher wurden von Seckel Löb als die ihm gestohlenen anerkannt. Gegen Peter Haas ward noch durch Zeugen der Verdacht erregt, daß bei verschiedenen Raubzügen die gemachte Beute einstweilen im Fergenhause versteckt gehalten worden sei. Baumann wurde verhaftet und nach Mainz abgeführt, ein gleiches Schicksal widerfuhr einige Tage später dem Fergen Peter Haas. Großes Aufsehen erregten diese Vorfälle im Nahethal, aber noch weit größeres die ohngefähr um dieselbe Zeit sich verbreitende Nachricht, daß Schinderhannes auf dem rechten Rheinufer gefangen und nach Mainz geführt, zugleich daß ein beträchtlicher Theil seiner Genossen ebenfalls aufgebracht und seine ganze Bande zerstoben sei. Hierdurch begann nicht blos das Vertrauen zur öffentlichen Sicherheit in den Nahe- und Moselgegenden allmälig wieder zurückzukehren, sondern durch die freimüthigen Geständnisse dieses berüchtigten Räuberanführers in Betreff seiner Mitschuldigen wurde über das ganze Netz, womit die Gauner und Diebe diese Gegenden umspannt hielten, alsbald ein solches Licht verbreitet, daß die ganze Untersuchung in ein neues Stadium trat, einen weit umfassenderen Charakter gewann und die Arresthäuser immer mehr sich anfüllten. Auch für unsere beiden Verhafteten umzog sich der Himmel düsterer; die Verdachtsgründe gegen sie häuften sich, je mehr Zeugen vernommen wurden. Peter Haas blieb standhaft bei seinen ursprünglichen Aussagen; daß er jemals wissentlich Geld oder Gut von den Räubern angenommen, um es entweder für sich zu behalten oder für sie aufzubewahren, stellte er wie immer in Abrede. Baumann aber nahm in den späteren Verhören zurück, was er im ersten ausgesagt hatte. Aus übertriebener Schonung für Peter Haas, den Vater seiner Braut, behauptete er, wäre er auf dessen falsche Angaben eingegangen; nun aber glaubte er, der Wahrheit die Ehre geben zu müssen; weder die Granatschnur, noch die Tücher seien durch ihn, Baumann, in die Hände der Bewohner des Fergenhauses gekommen; bei ihm selbst seien in

Betreff der Ehrlichkeit dieser Familie Zweifel rege geworden, aber freilich leider erst in der letzten Zeit; ja sogar über die Art, wie Julie Pfeifer ihren Schmuck in dem Fergenhause eingebüßt habe, würde er nicht in Ungewißheit sein, wenn er diese nicht später mit eigenen Augen in Mainz gesehen hätte; überhaupt werde das Endergebniß der Untersuchung zeigen, daß ihm statt eine der letzten Stellen unter den Angeklagten eine der ersten unter den Verfolgern und Anklägern der Diebe zugekommen wäre; von diesem Gesichtspunkte aus müßten auch alle die gegen ihn gerichteten verleumderischen Aussagen des ihn hassenden Gesindels beurtheilt werden. In der That hatte sich auch die öffentliche Meinung alsbald dahin festgestellt, daß Baumann, der bisher weit und breit für einen Ehrenmann gegolten und sich die entschiedensten Verdienste um die öffentliche Sicherheit erworben hatte, mit vollem Vertrauen dem Urtheile des Geschworenen-Gerichtes entgegen sehen dürfe.

Doch bin ich in meinen Mittheilungen jetzt zu dem Punkte gekommen, wo ich wieder als Augenzeuge zu berichten fortfahren kann.

Mein elterliches Haus lag mitten im Dorfe, jedoch durch einen geräumigen Hof von der Straße getrennt; man mußte erst das Hofthor passiren, um zur Hausthüre zu gelangen. Eines Abends gegen zehn Uhr — es war am Tage Aller-Seelen und ein frostiger Herbstwind pfiff draußen um die Giebel der Dächer — pochte es leise an die Thüre unseres Wohnzimmers. Der größere Theil meiner Familie war schon zu Bett gegangen; außer mir befanden sich nur mein Vater und mein jüngerer Bruder noch um den Ofen des Zimmers. Betroffen blickten wir uns, als das Pochen wiederholt wurde, einander an, denn Haus und Hof war verschlossen, und Keiner hatte das Geräusch eines Schlüssels oder Riegels vernommen. Auf das zögernde „Herein“ meines Vaters öffnete sich leise die Thür und ein Mann von hoher Gestalt und wettergebräuntem Antlitz, in seltsamer Kleidung, einen zwei- bis dreijährigen Knaben in der Hand, trat in das Zimmer. Den Hut hielt er in der Linken, um die Schulter über den grauen Leinwandkittel hing eine lederne Jagdtasche, wie sie auch Boten und Hausirer der dortigen Gegend zu tragen pflegten, aus welcher Griff und Bogen einer Geige hervorsahen; zwei Pistolen staken in dem Gürtel, der unter dem vorn auseinander fallenden Kittel seine Hüften umschloß. Ich erkannte in Beiden auf der Stelle Bastel-Jakob und seinen Sohn.

„Guten Abend, Bürger Friedensrichter!“ sagte er mit festem Ton und ruhigem Blick, das etwas bleiche Antlitz nach meinem Vater gerichtet; „ich bin Jakob Bastel und habe ein Anliegen an Sie.“ Seine innere Erregtheit niederkämpfend und rasch gefaßt, antwortete mein Vater; „Habt Ihr die Absicht, Euch mir und durch mich der Gerechtigkeit zu überliefern, so heiße ich Euch willkommen.“

„Die Gerechtigkeit ist bei Gott und nicht bei den Menschen“, entgegnete hierauf Bastel-Jakob mit gedämpfter Stimme; „ihr werde ich ohne Euer Zuthun anheim fallen, wenn mein Stündlein gekommen ist. Doch jetzt hatte ich mit Euch ein anderes Geschäft abmachen wollen, wenn Ihr es vergönnt. Und damit Ihr wißt, woran Ihr mit mir seid, so schicke ich voraus, daß ich meine Leute mitgebracht habe, die draußen warten, bis ich zu ihnen zurückkehre, und keine Menschenfurcht haben. Ihr seid ein entschlossener Mann, das weiß ich, und laßt Euch nicht leicht bethören oder einschüchtern. Aber Euer Haus ist umstellt, thut Ihr ungehörige Schritte, so reicht ein Zeichen von mir hin, das richtige Gleis wieder herzustellen. Doch kein Haar wird Euch oder den Eurigen oder irgend Jemandem im Hause gekrümmt, wenn Ihr mich anhört.“ (Forts. folgt.)

Die Nacht auf dem Wallfisch.

Skizze von Fr. Gerstäcker.

Fortsetzung.

„Dickes Blut, dickes Blut!“ jubelten die Leute in diesem Augenblick, aber „zurück!“ schrie die Stimme des Harpuniers in lautem gellendem Ton, und wie sich der Bootsteuerer mit ganzem Gewicht in seinen Riemen warf, und weit hinaus über das Boot lehnte, um den Bug desselben rasch herum zu werfen, und bevor die Leute selbst ihre Ruder in die Dollen werfen konnten, kam das gereizte Thier, das seinen Feind jetzt so dicht vor sich sah, mit offenem Rachen heran, und das Boot fassend und zermalmend riß es die dünnen Planken auseinander, als ob sie von Papier gewesen wären.

Patrik sah die Gefahr, wußte was ihnen bevorstand, und mit ruhiger fester Hand schleuderte er die schon wieder gehobene Lanze gerad' nach dem Auge des Feindes, das er traf und durchbohrte; aber das Boot konnte er nicht damit retten. Das wüthendr Thier fühlte im Todeskampf vielleicht nicht einmal die neue Wunde. Denn das dicke schwarze Blut ausblasend und nur noch in dem einen Bewußtsein, dem der Rache, knirschte es das Boot zusammen, und die schäumende blutige Fluth wirbelte im nächsten Augenblick über eine Masse von Trümmern und Schwimmenden, die nur ein Brett zu fassen suchten in dem nächsten Gefühl der Erhaltung.

Nur Patrik selbst hatte fast unbewußt und krampfhaft noch im Sturz die Leine gepackt, in der die Harpune saß. Als sie sich um seinen Arm schlang, riß sie ihn wenige Minuten später mit fort durch die blutige Fluth, hinaus in freies Wasser und nach unten, und er wäre verloren gewesen, wenn der Fisch nur noch vier Sekunden länger Leben behalten hätte. Aber der erste Wurf hatte ihn zu sicher getroffen, und wieder nach oben kommend, schwamm er ein- zweimal im Kreise herum, peitschte mit den riesigen Flossen die zitternden Wogen um sich her und trieb dann langsam und t o d t in der blutigen Fluth.

Patrik, der mit ihm wieder nach oben gekommen und von dem getödteten Fisch so unfreiwillig eigentlich in's Schlepptau genommen war, zog sich jetzt rasch zu dem mit der Oberfläche gleich schwimmenden Koloß hin, und die dort noch haftende Harpune ergreifend half er sich in demselben Augenblick hinauf, als ein wilder Schrei dicht hinter ihm ertönte. Erschreckt wandte er sich darnach um — der Hülferuf klang gar so entsetzlich und markdurchschneidend; aber ihm selber stieß es wie mit einem Messer in's Herz, als er, gar nicht weit von sich entfernt, die dunklen Flossen zweier Haie erkannte, die rasch und gierig herüber und hinüber schossen, während das Gurgeln im Wasser dicht hinter ihm, und das Peitschen der Wogen die Stelle verrieth, wo einer seiner Kameraden den Todeskampf kämpfte in den erbarmungslosen Fängen einer dritten Bestie.

Wie sich die Geier und Raben sammeln um ein sterbendes Vieh, so steigt aus dem Grunde herauf der Hai, plötzlich und unerwartet, dem Schwimmer zum Verderben, und was er einmal gefaßt, das ist auch sein und er hält es sich herumwirbelnd wie in eisernen Fängen.

Hie und da trieben jetzt noch einzelne der Unglücklichen aus dem zerschmetterten Boote, die sich theils an die Ueberreste desselben geklammert, theils einen Riemen gefaßt hatten, sich über Wasser zu halten; aber nur noch drei waren übrig von all den kräftigen lebensfrohen Gestalten, die keck und trotzig noch wenige Minuten vorher der Gefahr ins Auge geschaut, und die Hyänen der Tiefe wütheten jetzt unter ihnen. Was half der mit dem Arm nach ihnen geführte

machtlose Schlag, was der gellende Aufschrei der Verzweiflung — es war Musik in den Ohren der kalten furchtbaren Raubthiere mit den Katzenaugen und der riesigen Kraft, und der blutige Schaum, der in der nächsten Sekunde auf der Oberfläche des Meeres schwamm, war das Leichentuch der Unglücklichen und zeichnete ihr Grab.

»Das ist furchtbar!« stöhnte Patrik, der kaum die Kraft behielt sich auf dem ihn jetzt noch schützenden Körper des Wals zu halten, — »Furchtbar, so enden zu sollen, und keine Hülfe!« — und das Auge suchte verzweifelnd in der Wasserwüste um ihn her das rettende Schiff, das weit, weit am Horizont von ihm abkreuzte, den anderen Booten nach. Und wenn sie ihn dann auch vermißten und suchten, und das Boot nicht mehr finden konnten mit dem Glas, und hier auf- und absegelten Tage lang, was half es ihm? — Nur Stunden, Minuten vielleicht waren ihm noch gegeben, und seine Henker wälzten und jagten sich um ihn her und sprangen und tauchten in wilder befriedigter, aber nimmer gesättigter Lust.

Schaudernd barg er das Gesicht in die Hand, die eigene Gefahr fast vergessend, um den Todeskampf der Kameraden um sich her nicht zu sehen, der ja doch nur ein Spiegelbild dessen war, was ihn selber erwartete; aber das Zischen und Schlagen des Wassers um ihn her zwang ihn zuletzt, mit dem Instinkt der Selbsterhalung, die sich bis zum letzten Augenblick selbst an den Strohhalm klammert, auf eigne Rettung zu denken, oder sein Schicksal doch wenigstens so lange hinaus zu schieben wie möglich, um eben der Möglichkeit einer Hülfe überhaupt noch Raum zu geben.

Die Harpune in dem Rücken des Wals, die er um ihr mehr Festigkeit zu geben, noch tiefer in den Blubber hineindrückte, bot ihm eine Stütze, sich auf der schlüpfrigen glatten Masse zu erhalten. Denn wenn er auch ein paar Mal daran dachte, das Eisen herauszuschneiden und sich desselben als Schutzwaffe gegen den gierigen Hai zu bedienen, den Gedanken mußte er doch immer wieder aufgeben. Hinunter gespült in die Fluth wäre selbst das scharfe Eisen nicht Wehr genug gegen den schnellen Hai gewesen, der herüber und hinüberschießend, sein Opfer doch zuletzt gefaßt und dann trotz allen ihm vielleicht versetzten Wunden in die Tiefe gezogen hätte.

Aber eines konnte er thun. Der Stiel der Harpune, ein kurzer, stämmiger Eichenstock von vielleicht zwei Zoll im Durchmesser, stack noch im Eisen fest, und den hob er heraus, befreite ihn mit dem kurzen Messer, das in seinem Gürtel hing und das jeder Matrose bei sich trägt, von der Leine, die er noch Zeit behielt von der Harpune zu lösen und wieder daran zu festigen. Und indem er die Harpunenleine dann zum besseren Halt um seine linke Hand schlang, faßte er den stämmigen Stock jetzt mit frohem Selbstvertrauen in die Faust und sah mit zusammengebissenen Zähnen und neu erwachtem Muth dem ersten Angriff des Feindes entgegen, der indessen lange auf sich warten ließ.

Die Hai waren für den Augenblick gesättigt und spielten mehr in den Strömen Blutes, die rings das Wasser färbten, als daß sie nach neuer Beute verlangten; in dem Blut selbst hatten sie auch weiter keine Witterung mehr und suchten nur manchmal, wenn auch vergebens, einen Halt an dem schlüpfrigen, breiten Körper zu bekommen, ja schwammen auch wohl faul und schläfrig hinter den aus dem Boot geschlagenen, treibenden Brettern und Riemen her, hier eins fassend und eine Weile im Rachen haltend und dort eins mit dem runden, schaufelförmigen Oberkiefer vor sich hinstoßend.

(Forts. folgt.)

Verbesserung.

(Eingesandt.)

„Unsere Wiesen grünen wieder“
So beginnt ein altes Lied,
Und an seinen Melodien
Sang sich manche Kehle müd.

Aus dem Text des Frühlingsliedchens
Liegt die Stelle mir im Sinn:
„Kühner wird jetzt jeder Schäfer,
Sanfter jede Schäferin.“

Einmal ward's in einer Schule
Auch gar fleißig exercirt
Und die Jugend schrie gewaltig,
Und der Lehrer war gerührt.

Desto weniger der Schulrath,
Als er in die Stube trat:
„Herr Magister, Herr Magister,
Das ist keine gute Saat.

„Solche Lieder sind der Jugend
Nur zu oft ein süßes Gift,
Wenn Ihr Lieder singen wollet,
Singt sie aus der heil'gen Schrift!“ —

„„Doch die Melodie Herr Schulrath,
Ach sie ist ja gar zu schön!““ —
„In den Tönen steckt der Teufel,
Die mit solchem Texte geh'n! —

„Fühlt Ihr in des Liedes Worten
Nicht den schlau versteckten Sinn:
Kühner wird jetzt jeder Schäfer,
Sanfter jede Schäferin?“ —

„„Ach, des süßen Frühlings-Ahnen
Ist ja nur damit gemeint;
Fühlen Sie denn nicht Herr Schulrath
Daß die Sonne wärmer scheint?““

„„Daß der Lüfte sanftes Wehen
Jede Brust mit Wonne füllt,
Und der Lerche lautes Jubel
Manches Weh' im Herzen stillt?““

Und der Schulrath zieht die Dose
Voll mit Spaniol gefüllt:
„Ei gewiß mein Herr Magister,
Doch es bleibt ein kühnes Bild.“

„Und man weckt in jungen Herzen
Nur zu leicht der Welten Lust,
Und ein einzig Wörtchen zündet
Oft die Flammen in der Brust.“

„Doch, ich will's so streng nicht nehmen,
Singt in Gottes Namen fort,
Aber ändert in dem Liede
Nur ein einzig kleines Wort:

„Laßt die Kinder künftig singen —
Unverändert bleibt der Sinn —:
Kühner wird jetzt jeder **Käfer**,
Sanfter jede **Käferin**.“

Pr....m.

Londoner Blätter berichten: „Als die General-Inspektoren der Verpflegungskommission neulich das Lager besuchten, ließen die Englischen Truppen sie leben.“ Es wäre aber weit besser, die General-Inspektoren der Verpflegungskommission hätten die Englischen Truppen leben lassen.

Zwei Männer giebt es, die Europa zur Ordnung brächten: Der Eine — ist aber leider gestorben, und der Andere leider — noch nicht geboren! (Kladderadatsch.)

Eine komische Anzeige liest man in der Philadelphia-Zeitung: „Es ist eine Uhr gestohlen worden, 100 Dollars werth. Wenn der Dieb sie zurückgibt, soll er gratis benachrichtigt werden, wo er eine stehlen kann, welch zweimal so viel werth ist, und soll ihm weiter keine Frage gestellt werden.“

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers.

Nro. 6. **I. Jahrg.**

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt.)

Sonntag den 11. Februar 1855.

Bastel-Jakob.

Erzählung von Gustav Pfarrius.

Fortsetzung.

Hierbei gab er mit den Worten: „Wärme dich, Adamchen, mein Kind,“ dem Knaben, den es sehr zu frieren schien, die Richtung nach dem Ofen.

Mein Vater, der in seiner Rede eine leere Drohung vermuthet haben mochte, riß in dem nämlichen Augenblick Fenster und Laden weit auf und rief mit äußerster Anstrengung ins Dorf hinaus: „Zu Hilfe, Bürger! Räuber sind in meinem Hause, zu Hilfe!“

Da blitzte Bastel-Jakobs Auge; er steckte zwei Finger in den Mund und pfiff; auf den gellenden Ton rauschte es draußen und bewegte sich von unheimlichen Gestalten, die dicht an die Fenster unseres Hauses herantraten und durch das Knacken der Hahnen ihrer Flinten oder Pistolen keinen Zweifel in Betreff ihrer Absicht übrig ließen. Dagegen auf Seiten der Dorfbewohner war Alles todtenstill und nicht das geringste Zeichen einer Hilfeleistung zu entdecken.

Mein Vater übersah unsere Lage vollständig. Er hatte von Anfang an gegen die friedliche Absicht Bastel-Jakobs eigentlich kein Mißtrauen gehegt, aber es schien ihm berufswidrig, sich mit dem Räuber in Unterhandlung einzulassen, bevor er gethan hätte, was in seinen Kräften lag, um polizeilich gegen ihn einzuschreiten. Jetzt schloß er ruhig das Fenster.

„Ich weiche der Uebermacht,“ sagte er, Bastel-Jakob fest in's Auge fassend; „gebt von Euch, was Euch hierher geführt.“

Dieser aber zuckte mit der Oberlippe, schlug mit der Faust auf's Herz und stand eine ziemliche Weise schweigend vor meinem Vater, bis sich allmälig die Gluth seiner Augen verlor und der aufgeregte Sturm seines Innern beschwichtigt schien.

„Ich habe ein Anliegen an Sie, Herr Friedensrichter — ein doppeltes —“ sagte er, noch immer im Kampf mit den wiederkehrenden Aufwallungen, die seine Worte zu ersticken drohten. „Ich möchte Ihnen gern eine Aufklärung geben — eine Mittheilung machen — über — die Inhaftirten Peter Haas von Oberhausen, Lothar Baumann von Staudernheim und über — den Tod meines Weibes, Julie, geborne Pfeifer, und dann habe ich eine Bitte, die — mich selbst betrifft.“

Mein Vater gab meinem Bruder und mir einen Wink, uns zu entfernen; wir waren im Begriff zu gehorchen. Bastel-Jakob aber vertrat uns den Weg. „Lassen Sie die Kinder hier,“ sagte er bestimmt, „sie könnten draußen unnützen Lärm erregen! Was sie hören, mögen sie hören.“

Wir blieben.

Nachdem er seinen Knaben durch die wiederholte Aufforderung: „Wärme dich, Adamchen,“ dem Ofen näher zu treten genöthigt hatte, begann er seine Eröffnungen mit der eigenthümlichen, aber aus einem, wie es schien, wahrhaftigen Herzen hervorgehenden Versicherung, er sei ein Räuber und Mörder, habe aber trotzdem ein Gewissen. Dieses Gewissen zwänge ihn in der Sache der genannten Angeklagten den Mund zu öffnen, um, soviel an ihm läge, falschen richterlichen Erkenntnissen vorzubeugen. Er könne freilich meinem Vater nicht vorschreiben, wie viel Gewicht dieser auf seine Aussagen zu legen hätte; er überlasse das der Einsicht und Menschenkenntniß desselben, die ihn bald zu der Ueberzeugung führen werde, daß er bei der Untersuchung überall da auf richtigem Wege sich befände, wo er seinen Angaben folge. Alles was nun folgte, trug er äußerst klar und bestimmt vor, wenn auch mitunter in einer minder gebildeten Sprache. Mein Vater ließ ihn anfangs ziemlich lange ohne Unterbrechung reden.

„An den Händen des Fährmanns, Peter Haas,“ sagte Bastel-Jakob, „klebt nichts von unrechtem Gut; er sitzt unschuldig im Gefängniß. Auch sein Weib und seine Tochter haben keinen Antheil an irgend einem Verbrechen, so weit es mir bewußt ist. Wie die Granatschnur meiner Frau in die Hände seiner Tochter kam? — Das ist kurz: ich schenkte sie dem Förster und der Förster schenkte sie Ammie, ohne daß Letztere wußte, woher er sie bekommen hatte. Ich schenkte sie dem Förster, weil meine Frau ihrer nicht mehr bedurfte und er mir gute Dienste geleistet hatte. Warum meine Frau ihrer nicht mehr bedurfte? Nun — weil sie todt war. Julie Bastel, geborne Pfeifer, kam um's Leben am Abende desselben Tages, an welchem ihr Vater sie von der Schwelle seines Hauses zurückstieß, und liegt begraben am Ufer der Nahe, etwa fünfzig Schritte vom Fergenhaus.“

„Und der Brief,“ unterbrach ihn mein Vater, „den Baumann von Mainz mitbrachte und von ihr selbst empfangen haben wollte?“

„Den Brief habe ich geschrieben und ihn dem Förster übergeben, daß er ihn Pfeifer einhändigen solle. Ich erließ ihn, um dem auftauchenden Gerücht, Julie sei umgekommen, entgegen zu wirken. Sie war die Mutter von diesem Kinde da, das noch einmal in ihren Eltern eine Stütze finden sollte; die Gewißheit, daß sie nicht mehr am Leben wäre, würde, fürchtete ich, dem Kinde die Großeltern für immer geraubt haben. Baumann übernahm gern die Bestellung, denn sie widersprach der ihm widerlichen Thatsache, daß Juliens Spur im Fergenhause verschwunden war.“

„Auf Baumann also konntet Ihr rechnen?“ fragte mein Vater.

„Auf ihn rechneten wir Alle, so weit sein Interesse mit dem unsrigen Hand in Hand ging, aber nicht weiter.“

„Er war also einer Eurer Genossen und stehet mit Euch auf derselben Stufe?“

„Herr Friedensrichter,“ antwortete Bastel-Jakob mit Festigkeit und Selbstgefühl, „ich habe nicht zu richten über ihn; meine Aussagen in Betreff seiner gehen nicht weiter, als es nöthig ist, um die Unschuld des Fährmanns Peter Haas darzuthun. Wollen Sie mich, mit Erlaubniß, nicht unterbrechen. Julie Bastel, geborne Pfeifer, kam um's Leben am

Abend desselben Tages, an welchem ihr Vater sie von der Schwelle seines Hauses stieß. Sie ward in der Scheune des Fergenhauses durch meine Hand erschlagen.«

Mein Vater, sonst ein Mann von starkem Nervensystem, bebte einen Schritt zurück über die Kaltblütigkeit, womit Bastel-Jakob sich den Mörder seines Weibes nannte.

»Nehmen Sie keinen Anstoß daran«, fuhr er fort, »daß ich jetzt ruhig von dieser unglücklichen Begebenheit spreche; ich habe sie abgebüßt bis auf einen vielleicht nicht mehr erheblichen Rest; ich weiß, daß Jener Conto führt über meine Handlungen, der mich geschaffen hat, und gehe gefaßt der Abrechnung entgegen. Wollen Sie aber in Verwunderung gerathen, so warten Sie's ab, bis Sie die Veranlassung zu diesem Mord vernehmen, denn auch diese will ich Ihnen nicht vorenthalten. Julie war ein gutes, treues Weib, sie liebte mich sehr, das hatte sie hundertmal bewiesen, aber sie war von heftiger Gemüthsart. Auch ich hegte große Liebe zu ihr, aber noch größere zu diesem Kinde da. An dem genannten Abend waren wir, verstimmt über die Behandlung, welche Julie vor der Thüre ihrer Eltern erfahren, in Gesellschaft mehrerer Genossen, spät im Fergenhause eingekehrt. Unterwegs hatte ich, da wir mehrere Gärten durchstreiften, im Mondschein Johannisbeeren gepflückt und für unsern Kleinen mitgenommen. Die Scheune des Fergenhauses war uns, wie gewöhnlich als Nachtquartier angewiesen. Meine Frau setzt den Knaben neben das Tuch mit den Johannisbeeren. Er nimmt sich eine nach der andern, bis ihm mit einemmale irgend etwas im Halse stecken bleibt. Er bricht in ein lautes Weinen aus. Meine Frau, statt ihm zu helfen, schlägt ihm in's Gesicht. Dieses entflammt meinen Zorn, ich schlage sie wieder. Sie setzt sich zur Wehr und greift mir in die Haare. Da kenne ich mich in der Wuth nicht mehr und mißhandle sie auf's Aeußerste. Sie sinkt auf's Stroh nieder und weint. Ich rüttelte sie auf, ich nehme sie in den Arm. Eine halbe Viertelstunde nachher legt sie sich mit dem Kopf auf's Stroh und verscheidet. O Jesus, sie ist todt! rief ich und ergriff ein Messer, um es mir durch die Brust zu stoßen. Aber Baumann fiel mir in den Arm und entwaffnete mich mit Hilfe der Andern. Ich weiß nicht mehr, wie und womit ich sie geschlagen habe, aber das weiß ich, daß ich sie ohne Vorsatz geschlagen habe. Mein Leid war entsetzlich und mein Weh furchtbar, denn ich liebte sie innig, aber mein Kind liebte ich noch mehr als sie.«

Hier machte er eine Pause und sah den Knaben an und verzog den Mund, wie es wohl ein Mann zu thun pflegt, der die heftigste Rührung zu unterdrücken sucht. Dann fuhr er in gefaßtem Tone fort: »Von den Bewohnern des Fergenhauses hatte Niemand von dem Vorgang etwas wahrgenommen. Auch sollten sie nichts davon erfahren. Baumann, rieth, Juliens Leiche so schnell als möglich bei Seite zu schaffen. Ich bestand darauf, sie zu beerdigen. Da Grabwerkzeuge im Fergenhause nicht zu bekommen waren, ohne daselbst Aufsehen zu erregen, holte ich solche mit zwei meiner Genossen in Niederhausen. Noch vor Tagesanbruch begruben wir die Todte auf einem Rasenplatz in den Uferweiden der Nahe. Gras sollte wachsen über die Stätte, doch die Nahe hat sie mit Sand überschüttet. Beerdigt wurde Julie mit der Kleidung, worin sie starb; nur ihre Granatschnur löste ich ab und gab sie dem Förster, der mich darum bat. Daß er sie so bald seiner Verlobten schenkte war unklug. Die Letztere aber hatte keine Ahnung, woher sie stamme, denn sie hatte meine Frau nie gesehen. Ehe es noch völlig Tag wurde, begab ich mich mit dem Kinde in Begleitung meiner Mutter, die bei dem ganzen Vorfall zugegen war, auf den Weg nach Mainz. Hier hatte ich öftern Verkehr mit Baumann, bis diesem Allem die Justiz ein Ende machte.«

Mit der Aufmerksamkeit eines Inquirenten, dem es eben so um die Erhärtung der Unschuld wie der Schuld seiner Angeklagten zu thun war, hatte mein Vater bis hierin dem Erzähler zugehört. In der Art und Weise der Mittheilung lag durchaus nichts, was einen Zweifel an der Wahrheit begründet hätte, vielmehr war der ganze Ton, worin sie geschah, Vertrauen erweckend und die Uebereinstimmung der absichtslos berührten Nebenumstände mit dem, was theils anderweitig, theils durch meine dem Erzähler unbekannte Beobachtung bereits constatirt war, vermehrte die Glaubwürdigkeit der Hauptpunkte. Grade der Umstand, daß Bastel-Jakob aussagte, er habe mit seinen Genossen die Grabgeräthschaften in dem benachbarten Niederhausen geholt, um im Fergenhause, wo solche zuverlässig sich befanden, kein Aufsehen zu machen, was mit meiner nächtlichen Wahrnehmung völlig im Einklang stand, war in den Augen meines Vaters, wie er mir später versicherte, von besonderem Gewichte bei der Frage nach der Betheiligung der Familie Haas an dem Morde. „Zugegeben“, sagte mein Vater, als Bastel-Jakob einen Augenblick inne hielt, „daß Peter Haas und seine Hausgenossen an diesem Verbrechen keinen Antheil haben, wie vermag er sich von der Anklage der Hehlerei überhaupt zu reinigen? Wo blieben die geraubten Gegenstände, die zu verschiedenen Zeiten in Massen von den Dieben in sein Haus geschleppt wurden und dort spurlos verschwanden?“

„Darüber will ich Ihnen Aufklärung geben,“ antwortete Bastel-Jakob. „Sie wissen, daß der Wald dicht an die Scheune des Fergenhauses grenzt. Kaum hundert Schritte von letzterer entfernt an dem Bergabhang ragen ein Paar Felsen hervor; der Zugang zu denselben ist durch Dorngebüsch erschwert; unter dem einen von ihnen befindet sich eine weite Höhle, deren kleine Oeffnung mit Reisig zugedeckt ist. Diese Höhle war ein Schlupfwinkel für die Verfolgten und der beständige Aufbewahrungsort für die geraubten Güter. Der Transport ging häufig durch das Fergenhaus in die Scheune, aus der Scheune den Wald hinauf in die Höhle. Diesen Weg war der Fährmann in seiner hilflosen Einsamkeit eben so wenig im Stande zu verlegen, als den Uebergang über die Nahe, das Eine war mit dem Andern verbunden. Baumann kennt die Höhle, ob Haas und die Seinigen sie kennen, weiß ich nicht; so viel aber weiß ich, daß diese Ursache genug hatten, sich um Das nicht zu kümmern, was wir außer ihrem Hause trieben. Eine Untersuchung an Ort und Stelle in Betreff der Höhle wird Sie überzeugen, daß ich die Wahrheit gesagt habe.“

„Also auch, daß Baumann mit Euch im Einverständniß war, wußte die Familie Haas nicht?“ fragte mein Vater.

„Baumann,“ antwortete Bastel-Jakob, zögernd und sich räuspernd, denn es kostete ihm sichtlich Ueberwindung, erschwerendes von diesem auszusagen; „Baumann“, sagte er, „hat seine Mitbürger in Staudernheim, hat die ganze übrige Welt, hat die Justizbehörden vom niedrigsten Gend'armen an bis zum Gerichtshof in Mainz jahrelang zu täuschen gewußt, warum sollte ihm dies nicht auch mit der Fergenfamilie gelungen sein? Er war allgemein angesehen als die Hauptstütze der schwachen Polizei in dieser Gegend, stand mit dem Gendarmen Adam von Kirn auf du und du und erhielt Belobungsschreiben von den Untersuchungsbehörden in Mainz wegen seiner erfolgreichen Thätigkeit; auch nahmen die Spitzbuben vor ihm Reißaus, wo sie ihn sahen, wenn er nicht allein war, und wer es mit ihm hielt, war vor ihnen sicher. Was blieb für Peter Haas anders übrig, als sich unter seinen Schutz zu stellen? Seine Tochter sah in ihm den allgemein geachteten vornehmen Herrn, der sich zu ihr herunter ließ aus Herzensneigung, und schwur auf seine Worte

wie auf ein Evangelium. Seine Frau aber achtete und fürchtete ihn zugleich, er fuhr sie scharf an, war sie neugierig, und gebot ihr Schweigen, wollte sie plaudern.«

Mein Vater that noch mehrere Fragen, die Bastel-Jakob in gleichem Sinn und mit gleicher Bestimmtheit beantwortete. Die wesentlichsten Punkte nahm er zu Protokoll und hielt die Unterredung für geschlossen, als Bastel-Jakob mit den Worten: »Nun komme ich an meine Bitte« ihn von Neuem in Spannung versetzte.

»Dieser Knabe«, sagte er in festem aber gedämpften Tone, »hat seine Mutter verloren; meine Mutter übernahm seine Pflege, auch diese hat er verloren; sie fiel vor wenigen Tagen in die Hände von Gend'armen und sitzt im Gefängniß zu Mainz. Mich hat er noch, aber ich kann ihn nicht beschützen und nicht verpflegen; denn ich gehe fort aus dem Lande, weiter als ihn seine Füßchen zu tragen im Stande sind, weiter, als der Ruf von Schinderhannes und seinen Banden gedrungen ist; diese Hand wird Keinen mehr berauben, auch Keinen mehr verletzen. Nicht schwer wird es mir, meinen Unterhalt zu finden; auch kann ich hungern, aber nicht sehen, daß dieser Knabe hungert, lieber würde ich ihn tödten. — Herr Friedensrichter, meine Bitte geht dahin, den Knaben von mir zu übernehmen und ihn nach Lettweiler zu seinem Großvater zu führen. Bereiten Sie ihm dort durch Ihre Fürsprache eine Aufnahme, wie sie Adam Pfeifer seinem Enkel schuldig ist, denn Sie vermögen etwas über den harten Mann. Bringen Sie ihm Gewißheit bei über den Tod seiner Tochter und über meinen festen Entschluß, mich nie wieder in diesem Lande zu zeigen. Dann übergeben sie ihm mit dem Kinde dieses Schreiben«

Hierbei zog er ein zusammengefaltetes Papier aus der Tasche und überreichte es meinem Vater.

»Adam Pfeiffer wird die Hand seiner Tochter erkennen. Was da steht, hat sie geschrieben einige Tage vor ihrem Tod. Bei der Gefahr, die über unseren Häuptern schwebte, wollte sie für den Fall, daß die Zusammenkunft mit ihren Eltern fehlschlüge, wie sie auch fehlgeschlagen ist, damit dem Kinde eine Beglaubigung bei seinen Großeltern und eine Fürbitte in die Hände geben, mit welcher es, wenn die Noth einträte, vor ihnen erscheinen sollte. Die Noth ist eingetreten.«

Mein Vater durchlas das Schreiben und legte es, sichtbar ergriffen, auf den Tisch. Bastel-Jakob stand schweigend vor ihm. Seine großen dunkelen Augen blickten ihn so erwartungsvoll, so flehend und zugleich so dringend an, daß die beredteste Zunge nicht auf nachdrücklichere Weise sein Gesuch hätte unterstützen können. Ja man las in diesem scharf geprägten, ausdrucksvollen Antlitz die Andeutung eines Willens, der unfähig schien, einen Widerstand zu ertragen, die Andeutung, als laure hinter der Bitte eine gräßliche Drohung. Mein Vater ließ sich indeß durch alles dieses keinen Augenblick aus der Fassung bringen, sondern erwog und besprach ruhig mit ihm, was er für nöthig hielt. Auf seine Frage, wie er sich denn seinen Unterhalt im fremden Lande zu verschaffen gedächte, antwortete Bastel-Jakob, indem er auf den ledernen Ranzen deutete, in welchem seine Geige steckte: »Wo diese spielt, fällt mehr ab, als für mich und den Knaben nöthig ist, aber der Weg bis dahin, wo sie spielen darf, ist voll Gefahr, Noth und Bedrängniß. Wann es Zeit ist, dann spielt sie, wie ich will, lustig und traurig; sie gehorcht mir wie ein Glied meines Leibes und spricht deutlicher als meine Zunge. Aber der Knabe muß getrennt sein von seinem Vater, da ist keine Wahl, das kann anders nicht geschehen.«

(Schluß folgt.)

Die Nacht auf dem Wallfisch.

Skizze von Fr. Gerstäcker.

Fortsetzung.

Das Wetter war glücklicher Weise still und ruhig, und nur der Ostpassat warf leichte Wellen, in deren Wogen der Fisch sich ebenfalls hob und senkte, auch über Patrik hin, aber keiner der Haie war bis jetzt so nahe gekommen, daß er ihn gesehen, oder wenn gesehen, beachtet hätte, und er hoffte schon vielleicht unangegriffen seinen Platz behaupten zu können, bis das Schiff zu seiner Rettung herbei käme, oder wenigstens seine Boote schickte. Aber wo war das Schiff? — Heiliger Gott, keine Aussicht auf Entsatz noch in langer Zeit! Denn selbst auf die Entfernung hin konnte es dem Auge des Seemanns nicht verborgen bleiben, daß es noch immer von ihm abhalte, in den Wind hinein. Die anderen Boote waren also ebenfalls festgekommen und, mit den genommenen Fischen langseits, gar nicht einmal mehr im Stande nach ihm zu suchen.

Die Sonne brannte ihm dabei heiß und sengend auf den Scheitel, und die Zunge klebte ihm am Gaumen. Wasser! — die kühle Fluth netzte seinen Fuß, und sollte er darin verschmachten? — Er kniete nieder und wusch sich Stirn und Schläfe und Augen und Lippen, um einige Kühlung zu haben in der Gluth, und dann band er sich, da er beim Zerschlagen des Bootes auch seinen Hut mit eingebüßt, sein Taschentuch über den Kopf, um ihn etwas gegen die stechenden Strahlen zu schützen.

Durch diese Bewegung mußte aber einer der Fische auf ihn aufmerksam geworden sein, oder konnte auch, wenn gleich gesättigt und übersättigt, doch die Gier nach neuer Beute nicht mäßigen; denn wie er den Kopf eben emporrichtete, bemerkte er, daß eine der größten ihn umschwimmenden hoch aus dem Wasser ragenden dunklen Rückenfloßen gerade und rasch auf ihn zugeschwommen kam. Er behielt auch in der That kaum Zeit sich emporzurichten und mit seiner Wehr zum Schlag auszuholen, als ein tüchtiger Bursch von vielleicht dreizehn Fuß Länge herangeschossen kam und sich mit der gerade steigenden Woge halbum auf den Rücken des Wals drehen wollte, um was dort oben sich noch befand, herunterzulangen. Mit der Gefahr kehrte dem Seemann all der frische tollkühne Muth zurück, und den schweren Harpunenstock schwingend in der Faust und mit der Linken das Tau noch immer fassend, um seinen festen Stand zu bewahren, traf er den eben die Oberfläche berührenden Kopf des Ungethüms mit so kräftigem, gut gezieltem Schlag, daß der Hai halb betäubt von dem Fisch zurückglitt und wegsank, ehe er sich zu einem neuen Angriff rüsten oder vielleicht auch entschließen konnte.

Aber andere Haie hatte das Geräusch, das Plätschern und Schlagen herbeigelockt, und wenn sie auch nicht gleich einen unmittelbaren Angriff auf das kecke Menschenkind machten, das ihnen in ihrem eigenen Element zu trotzen wagte, so umschwammen sie doch den Ort wo er stand in immer engeren Kreisen und kamen ein paar Mal selbst so nahe, daß Patrik sie mit dem starken Ende des Holzes genugsam über die Kiemen traf, um ihnen in Zukunft mehr Respekt einzuflößen. Der Hai ist aber ein gierig stöckisches Vieh und kehrt, wenn gleich selbst schwer verwundet, immer wieder zu einer einmal gewitterten Beute zurück, so lang er noch die Kraft dazu in sich fühlt. So auch hier. Wieder und wieder mußte sie das schwere Holz belehren, daß hier noch Nichts für sie zu holen sei, so lange wenigstens nicht, als sich der junge Ire noch stark genug fühle, gegen Hunger und Durst, gegen den sengenden Sonnenstrahl und die stete furchtbare Anstrengung seiner Nerven in der entsetzlichen ihn umgebenden Gefahr anzukämpfen.

Und das Schiff? — keine Rettung von dort! Tiefer und Tiefer sank die Sonne und weit, zu windwärts noch, lag das Schiff mit seinen hell schimmernden Segeln. Gieriger aber wurden die ihn umschwimmenden Bestien, die vergebens ihre Fänge in die zähe Haut des Spermfisches einzuschlagen suchten, und wie die Sterne sich im Osten entzündeten und nach und nach über den ganzen Himmel flammten, bis selbst in den hellen Streif hinein, der noch auf dem westlichen Horizonte lag, sah er die glühenden Strahlen in der leuchtenden Fluth herüber und hinüber streichen, wie Fische zu- und abwärts schwammen, und die Gefahr für ihn wuchs mit der Nacht.

Wohl erkannte er die für ihn ausgehangenen Laternen seines Schiffes, ja er sah, als es völlig dunkelte, den hellen Feuerschein der Blubberlampen und das matte Licht sogar, das von den Kochöfen der Thransieder ausging und in den aufgegeiten Segeln seinen Wiederschein fand; aber was half das ihm? Wie durfte er hoffen, von dem Schiffe aus in dunkler Nacht gesehen und aus seiner furchtbaren Lage gerettet, befreit zu werden? Und würden menschliche Kräfte bis zum nächsten Morgen das so ertragen können?

Er war bereits kaum noch im Stande sich auf den Füßen zu halten, und suchte kurze Erholung wenigstens darin, daß er Minutenlang, oder so lange ihn die immer wieder näher kommenden Fische ließen, auf seinem wunderlichen Floße kniete und selbst versuchte, sich, wenn auch im Wasser, ob nur ein einziges Mal der Länge nach auszustrecken. Vergebene Hoffnung! Seine Peiniger ließen ihn nicht ruhen, und die Gefahr war zu furchtbar nah, von ihnen überrascht, gefaßt und seinem Tode entgegen gerissen zu werden, als daß er sich muthwillig ihrem Angriff aussetzen durfte. Der gierigste der Burschen, ein junger Fisch von kaum mehr als acht Fuß Länge, packte sogar einmal die Harpune selbst, hinter die er getreten, und hielt sie lang genug, um von der zurückweichenden Welle halbtrocken auf dem Spermfisch gelassen zu werden; da traf ihn aber Patriks Harpunenstiel dermaßen über den tückisch drehenden Schädel, daß er betäubt von dem schlüpfrigen Wal zurückglitt, das Weiße vom Bauch aufdrehte und versank. Aber andere nahmen seinen Platz ein, und nur der Gluthenstreif, den sie im dunklen Wasser zogen, verrieth ihr Nahen und mahnte den Unglücklichen jedesmal, dem neuen Angriff die Stirn zu bieten.

Stunde um Stunde verging so in dem entsetzlichen Ringen um sein Leben; aber neue Hoffnung erwachte in ihm, als das Schiff jetzt näher und näher kam, und der wieder abgefeuerte Schuß hell und klar zu ihm herüber tönte.

Jetzt konnte er schon das Deck selber erkennen, ja die Gestalten sogar, die sich in demselben Lichte hin- und her bewegten. »Ahoy! — o ahoy!« tönte sein wilder verzweifelter Schrei hinüber zu den Kameraden, die ohne ihn zu bemerken, an ihm vorüber treiben wollten — »ahoy!«

Wieder galt es sein Leben zu vertheidigen, denn die Fische, von dem Ruf der menschlichen Stimme angelockt, kamen von allen Seiten herbei, und die dunklen Rücken streiften und theilten die Oberfläche des Wassers an vielen Stellen. Da und dorthin traf sein Schlag, das Ende des zähen Holzes war schon zersplittert in den verzweifelten Streichen — Streiche, die einen Stier betäubt haben würden, und bei dem Hai nur höchst selten mehr Wirkung ausübten, als ihn auf kurze Zeit zurück zu treiben.

(Schluß folgt.)

In den Zeitungen ist zu lesen: daß die Mutter der **Pepita de Oliva** in Granada lebt.

Diese Nachricht ist vollkommen richtig und wir können sogar noch das interessante Detail hinzufügen, daß diese würdige Dame jeden Abend in's Nachtlager von Granada geht.

Einige Berichte sagen: die Armee in der Krim sei ohne Schuhe, andere behaupten: sie sei ohne Holz. Das selige Ministerium Aberdeen wollte nun offenbar beiden Mängeln zugleich abhelfen, indem es 40,000 Paar Holzschuhe an die Armee absandte.

Der türkische Staat ist wirklich ein kranker Mann! Die Drüsen des Libanon, furchtbar angeschwollen, drohen nächstens wieder aufzubrechen. Das wird eine schöne Sauçe geben! (Punsch.)

Müller. Schultze, Schultze! Ich sage dir nischt weiter, als: Weß Brot ich esse, deß Lied ich singe.

Schultze. Meintswegen ja; aber die Meisten kennen man keene Russischen Lieder.

Müller. Und die Andern — haben keen **Brot mehr.** (Kladderadatsch.)

(Chinesische Damen-Toilette.) Es wird den freundlichen Leserinnen nicht uninteressant sein, wenn wir ihnen einige Geheimnisse der chinesischen Damen-Toilette verrathen. Eine chinesische Dame muß vor allen Dingen mager sein. Eine Dame mit Embonpoint gilt in China für häßlich. Die Chinesen lieben an den Frauen über alle Eigenschaften die Gebeine. Eine chinesische Dame muß durchaus schwarzes Haar haben, wenn sie sich Anbeter erwerben will. Für Blondinen gibt es in China keine Hoffnung. Den chinesischen Damen ist es so gut, wie unsern Journalen, erlaubt, stark aufzutragen, um eine bestimmte Farbe zu besitzen. Die Chinesen lieben an den Frauen die geschminkte Lüge viel mehr, als die ungeschminkte Wahrheit. Die chinesischen Damen lassen sich die Nägel an der linken Hand so lange wachsen, bis sie ungefähr den Krallen eines Lämmergeiers ähnlich sind. Da wird freilich der Kopf manches unglücklichen Ehemanns ganz vernagelt. Was den Fuß der Chinesinnen betrifft, so wird dieser schon in frühester Jugend eingezwängt und dessen naturgemäße Entwicklung verhindert. Die Zehen der Chinesinnen werden unter die Fußsohlen gebogen und dort so fest angedrückt und gebunden, daß sie mit derselben gleichsam verwachsen und mit der Zeit unbeweglich sind. In Folge dieser Methode können die chinesischen Damen nicht mehr auf eigenen Füßen stehen; daß sie nicht gehen und nur wackeln können, versteht sich von selbst. Für das Auge des Chinesen ist dieser Einschritt der Frauen ein höchst lieblicher Anblick, und der Chinese vergleicht den Gang der Chinesin mit dem Schwanken einer Weide, die [vom Zephyr bewegt wird. Wenn ein chinesischer Jüngling sich um das Krallenhändchen einer Chinesin bewirbt, so fragt er sie: »Willst Du nicht mit mir durch's Leben watscheln!« und wenn sie liebt, lispelt sie leise: »Ich watschle mit Dir.« Auf jeden Fall ist der Zustand der Chinesinnen ein sehr schwankender. Unsere Frauen wissen hingegen fester aufzutreten.

(Sehr submiß.) In Nr. 232 des Dresdener Anzeigers vom 20. August 1853 »wünscht ein Mann von 35 Jahren, ein Künstler, um seine Selbstständigkeit zu begründen, eine Lebensgefährtin mit Vermögen, und sieht dabei nicht auf Jugend und Schönheit, sondern nur auf gute Behandlung.«

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers.

Nro. 7. **I. Jahrg.**

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt.)

Sonntag den 18. Februar 1855.

Bastel-Jakob.

Erzählung von Gustav Pfarrius.

Schluß.

Die endliche Erklärung meines Vaters, er verspreche ihm, seinen Wunsch nach Kräften zu erfüllen, erwiederte er mit einem kurzen aber mit zitternder Stimme ausgesprochenen Dank.

Darauf wandte er sich nach dem Knaben, beugte sich zu ihm nieder, faßte krampfhaft seine Hand und mit den Worten: „Adieu, Adamchen, mein Kind!“ eröffnete er eine Abschiedsscene, die so erschütternd war, daß sie mir für immer lebendig vor der Seele blieb. Die Fassung, die er bisher so standhaft behauptet hatte, ging ihm gänzlich verloren; die sanfteste, mit Thränen begleitete Wehmuth und Rührung wechselte mit der wildesten Wuth und Leidenschaft, deren ein Charakter wie der seinige fähig war. Bald hob er den Knaben empor, hielt ihn in die Höhe und preßte ihn an sein Herz, bald stellte er ihn nieder, trennte sich von ihm, kehrte wieder um und nahm ihn von Neuem in seine Arme.

„Du siehst mich nicht wieder, Adamchen mein Kind! lebe wohl und vergiß nicht deinen Vater!“ hatte er ruhig begonnen, bis ein Thränenstrom seine Stimme erstickte und der Knabe: „Will mitgehen, nicht hier bleiben, Vater!“ schluchzte.

„Du bleibst'“ fiel er ihm ins Wort. „Du gehorchst deinem Vater, gerne gehorchst du deinem Vater! Ich will dich ja nicht verlassen, mein Augapfel! sie reißen mich von dir; ich kann mich ja allein nicht wehren gegen Alle!“

Als der Knabe gehorsam seine Thränen unterdrückte, aber mit gepreßtem Tone leise wiederholte: „Adamchen will mitgehen!“ gerieth er völlig außer sich.

„Willst du mir das Herz zerreißen, Adamchen mein Kind?“ Habe ich das an dir verschuldet? Ich das an dir? Siehst du, um deinetwillen habe ich hundertmal mein Leben gewagt — siehst du — um deinetwillen habe ich deine Mutter erschlagen — die ich sehr liebte — aber dich liebte ich noch mehr! Siehst du, um deinetwillen habe ich mir das Leben nicht genommen, als sie starb, und meine Qual getragen! Siehst du, um deinetwillen, um d e i n e t w i l l e n verlasse ich dich und gehe fort von dir auf immer! Lebe wohl, Adamchen mein Kind, lebe wohl und vergiß nicht deinen Vater!“

Nach mehrmaliger Wiederholung solcher und ähnlicher Ausbrüche des äußersten Schmerzes,

hob er zuletzt den Knaben mit beiden Armen hoch in die Luft, hielt ihn starr von sich ab, blickte ihn mit einem unaussprechlichen Ausdruck von Liebe und Wehmuth eine Weile schweigend ins Antlitz, als wollte er aus den Zügen des Kindes Kraft zu seinem Vorhaben schöpfen, reichte ihn dann meinem Vater hin und verließ, ohne noch ein Wort zu sagen, das Zimmer.

So verschwand er, wie er gekommen war; kein Geräusch von einer Thüre oder einen Tritt durchs Haus hin konnte man vernehmen; auch draußen auf der Straße herrschte die tiefste Stille der Mitternacht, die nur zuweilen von der Stimme des Windes unterbrochen ward.

Dem Knaben sprachen wir in freundlichster Weise Trost zu, boten ihm Speise dar, die er jedoch verschmähte, und machten ihm in einem der Familienschlafzimmer ein Bettchen zurecht, worin das müde, harmvolle Kind bald einem festen Schlummer anheim fiel.

Am andern Tag in der Frühe begab sich mein Vater nach Lettweiler zu Adam Pfeifer, Es kostete ihm weniger Mühe, als er geglaubt hatte, den Alten zur Aufnahme des Knaben geneigt zu machen. An Juliens Tod war jetzt nicht mehr zu zweifeln; die Eröffnungen Bastel-Jakobs trugen zu sehr das Gepräge der Wahrheit. Daß dieser selbst der Urheber ihres Todes war, hatte mein Vater einstweilen verschwiegen; er beschränkte sich auf die unbestimmte Angabe Julie sei in der Scheune des Fergenhauses verunglückt. Die völlige Gewißheit, daß sie todt sei, gab dem seltsamen Manne in dem Maße Beruhigung, als sie seinem Weibe Thränen erpreßte. Seiner Auffassung lag sicherlich der Gedanke zum Grunde, daß sie nun für immer aller Schmach und Drangsal enthoben sei, welchen ihr unglückliches Leben ausgesetzt war. Auch die Versicherung Bastel-Jakobs, er werde sich nie wieder in der Gegend blicken lassen, wirkte, so weit er ihr trauen zu dürfen glaubte, zu Gunsten des Knaben. Juliens Schreiben legte er, ohne es zu lesen, mit den Worten zur Seite: »Lassen Sie es gut sein, Herr Friedensrichter; schicken Sie das Kind, wenn es beliebt noch heute; wir werden Elternstelle an ihm vertreten.«

Der kleine Adam ward ihm noch an demselben Tage übergeben und er hat sein Wort an ihm erfüllt.

Unterdessen nahm die gerichtliche Untersuchung zu Mainz in Betreff des Schinderhannes und seiner Bande ihren geregelten Fortgang. Sie dauerte bis tief ins folgende Jahr hinein, da die Zahl der mehr oder weniger Verdächtigen und zur Haft Gebrachten von Tag zu Tag sich mehrte. Ueber Bastel-Jakob's Erscheinen und über seine Aussagen hatte mein Vater einen ausführlichen Bericht nach Mainz gesandt und das mit ihm aufgenommene Protokoll nebst Erläuterungen beigelegt. Der Anklageakt war gegen acht- und sechzig Individuen gerichtet.

Am achtundzwanzigsten Brümaire des Jahres XII (den zwanzigsten November 1803) erfolgte der Spruch der Geschwornen. L o t h a r B a u m a n n, der Gemeinde-Förster von Staudernheim, beschuldigt der Theilnahme an mehreren Diebstählen mittelst Einbruch, wurde zu zwanzigjähriger Kettenstrafe verurtheilt, die M u t t e r B a s t e l - J a k o b s wegen Hehlerei zu zweijähriger Zuchthausstrafe, P e t e r H a a s wurde freigesprochen. Nach einer Haft, welche vierzehn Monate gedauert hatte, kehrte der Letztere zu den Seinen zurück.

Einige Jahre später, als mich mein Weg abermals durchs Nahethal führte und ich, um den Fluß zu passiren, an der Wartestelle bei Oberhausen eingetroffen war, hatte ich die Genugthuung zu sehen, wie auf der andern Seite vor den Uferweiden der kleine untersetzte

Mann mit der Pelzmütze, dem blauen Tuchwamms und den weißleinenen Beinkleidern, kurz, wie der Ferge Peter Haas wieder in seinem Nachen stand und in hergebrachter Weise beschäftigt war, das eingedrungene Wasser auszuschöpfen. Durch seine Rückkehr und wieder aufgenommene stetige Wirksamkeit auf dem Spiegel der Nahe war der Stelle ihr Eigenthümliches, der Gegend das kleine Wahrzeichen wiedergegeben, ohne welches ihr ein wirksamer Charakterzug zu fehlen schien. Der während seiner Abwesenheit einem langen hagern Burschen von Taglöhner überlassene und unordentlich betriebene Fergendienst hatte wieder seinen regelrechten, gemessenen Gang genommen. So weit befand sich Alles wieder im alten Gleise. Auch das Fergenhaus winkte blank und freundlich wie einst, aus dem traulichen Grün herüber. Nur in seinem Innern hatte es, wie mir bekannt geworden war, einige Veränderungen gegeben. Die Wirthschaft, durch deren außerordentliche Ergiebigkeit in den ihr günstigen Kriegszeiten der Wohlstand des Hauses begründet worden war, hatte man eingehen lassen; Ammie, mit Mühlen-Philipp verheirathet, wohnte in der Mühle von Oberhausen; Frau Haas ertrug die Einsamkeit mit möglichster Ergebung. Oft, so erzählte man mir, winkte sie Vorübergehende an ihr Fenster heran und gab sich Mühe, den Leuten in vertraulichen Gesprächen beizubringen, daß der Förster Baumann im Bunde mit dem Bösen gestanden und durch dessen Hilfe ihre Tochter Ammie so wie sie Alle, bis zu seiner Verhaftung behext gehabt hätte. Peter Haas selbst, der während seiner langen Gefangenschaft keinen Augenblick seinen Gleichmuth verloren und öfter mit der größten Zuversicht im Arresthause geäußert haben soll, drei Tage nach dem Ausspruche der Geschwornen werde er wieder in seinem Nachen die Stange regieren, ließ keine Verwandlung an sich wahrnehmen, außer etwa, daß seine Bedächtigkeit, seine Schweigsamkeit und spröde Laune noch um ein Merkliches zugenommen hatten. Jeder Eilfertigkeit pflegte er die unbeugsamste Ruhe, jeder müßigen Frage das unerbittlichste Schweigen entgegen zu setzen, ja der Ernst seiner Laune war so gebieterisch, daß er selbst auch seinen Passagieren meistens sich mittheilte und die Fahrt über die Nahe bei Oberhausen, besonders zur Zeit der Dämmerung, wenn graue Nebel die lachenden Ufer verhüllten, der Fahrt der schweigsamen Schatten im Nachen Charons in der That nicht unähnlich war.

Auch von meiner Seite her hatte der mürrische Fährmann diesmal keinen Angriff abzuwehren. Stets war ich an jener Stelle des romantischen Flußthales, wo die Natur so trauliche und doch so ernste, ahnungsvolle Züge trägt, seltsam erregt und ergriffen; jetzt war diese Umgebung durch die Erinnerungen, die daran hafteten, noch weit bedeutungsvoller für mich geworden. In mich versenkt und einer Stimmung hingegeben, die mehr geeignet ist, das Herz zu verschließen, als zu eröffnen, bestieg ich den Kahn; träumerisch ließ ich meine Blicke an den düsteren Wänden des Lemberges empor gleiten, von Berg zu Berg, von Hügel zu Hügel in die Runde schweifen, bis sie drüben auf der Stätte ruhten, wo die unglückliche Julie einst versenkt worden war. Gras war über die That, wie über deren Schauplatz gewachsen. Das Ufer war seit jener Ueberschwemmung bedeutend erhöht geblieben, aber Weiden hatten sich wieder darüber hingepflanzt, die mit niedrigem Erlengebüsch und kleinen Rasenplätzen wechselten. Die Natur hatte in der That jene Strecke, die so grausenhaft durch ihre Wasserfluthen verwüstet worden war, völlig wieder angebaut, die Wunden, die sie geschlagen, wieder geheilt. Bastel-Jakob trat vor meine Seele mit dem feurigen Auge, mit dem bleichen, Schmerz durchfurchten Antlitz. Sein verödetes Herz, dachte ich, ist noch nicht wieder angebaut, seine Wunden sind noch nicht angeheilt! Wo

des Landes mag er irren? Wohin mag er ihn getragen haben, jenen Schmerz, der für seine Lippen unaussprechbar ist, den er nur weinen läßt aus den Saiten seiner Violine, weinen läßt vor fremden Menschen, die erstaunt den ergreifenden Tönen lauschen, aber die Quelle nicht ahnen, welcher sie entfließen. Und ich malte mir aus, wie er vielleicht auf versteckten, nur ihm bekannten Pfaden durch das Dickicht der Wälder nächtlich wandernd hierher schleicht, Linderung zu suchen an der schaurigen Stätte im vollsten Erguß seines Grames; wie dann in der Obhut der Mitternacht unter dem stillen Geflimmer der ewigen Sterne, die klagenden Weisen beginnen, mit dem Lispeln der Erlen, mit dem Rauschen der Wellen sich mischen und im fernen Dunkel der Felsen verhallen, und Niemand weiß, der es hört, was so geisterhaft klinget in dem Thale; und wie er ungetröstet wieder verläßt die Stätte des Grabes, das stumm bleibt bei seinen Klagen, hinüberzieht und jene Wohnung umschleicht, wo noch im Leben blüht, was er liebt, um dort, ein geübter Bewältiger von Schloß und Riegel, durch kühnes Wagniß vielleicht einen Athemzug des schlummernden Kindes zu erlauschen; dann, wenn es ihm gelang, rasch wieder umkehrt und, nichts bereuend und nichts verfluchend, mit dem Glauben an ein Unabwendbares die Last seines Geschickes weiter schleppt, bis er unter ihr zusammensinkt!

Der Stoß des anlandenden Nachens weckte mich aus meinen Phantasien. Als ich dem Fährmann meinen Kreuzer reichte, da erst würdigte er mich eines kurzen Blickes. Er mochte mich erkannt haben, denn auf mein flüchtiges Adieu lüftete er dankend seine Pelzmütze.

Eine Novelle aus dem Volke.

Von Amalia Winter.

Zwei Handwerksbursche wanderten der Heimath zu; es waren beide Sachsen aus dem kleinen sächsischen Flecken Darbig gebürtig. Gottlieb Schuster, der das Gewerbe seines Namens gelernt hatte, war ein stämmiger Bursche von ungefähr vier und zwanzig Jahren; seine Figur war klein und gedrückt, ziemlich stark im Wuchse; man sah es ihm an, daß er aus Bayern kam und dem guten Bier weidlich zugesprochen hatte. Seine Augen waren schwarz, das dunkle Haar von Natur gelockt, die Züge regelmäßig schön, doch sein äußeres Erscheinen ziemlich vernachlässigt. In dem Lockenbau sah man die Spuren der Federbetten und der Streuen von verschiedenen Nachtquartieren; die Mütze mochte oft als Becher und oft als Kopfkissen gedient haben; sein Bündel war ziemlich klein, die Schuhe zerrissen, und durch den einen Aermel schaute ein brauner Ellenbogen heraus.

Sein Gefährte mochte einige Jahre jünger sein als er, er hieß Fritz Jäger, hatte blondes Haar, blaue Augen, und jene sächsischen unbedeutenden Züge, welche Jugendfrische und Gesundheit erheischen, um nur einigermaßen hübsch zu sein. Er war schlank gebaut, sehr anständig gekleidet, gebürstet und gekämmt; er trug eine graue Bluse mit bunten Bändern gestickt; der Rock war in einem wohlgeschnürten Bündel auf ein kleines Wägelchen gepackt; ein runder Strohhut mit grünem Band vollendete seine Erscheinung. In der etwas vorgeschobenen Unterlippe hätte Lavater einen leichten Anflug von Hochmuth ahnen können; der äußerst sorgfältig gehaltene Anzug zeigte von einiger Eitelkeit.

Charakteristisch war ferner, daß, als beide Handwerksbursche sich an einer Quelle lagerten,

Fritz Jäger ein Stück trockenes schwarzes Brod aus der Tasche zog und in's Wasser tunkte, während Gottlieb Schuster ein Fläschchen Branntwein an die Lippen führte und Fleisch mit Semmel hervorholte, und seine Mahlzeit mit großem Vergnügen hielt, so daß man es ihm wohl ansah, wie es ihm beim Essen nicht allein um das Sattwerden zu thun sei.

Es fuhr ein vierspänniger Reisewagen vorüber, und die Staubwolke, die derselbe aufregte, erstreckte sich bis zu den Speisenden. Jäger wurde feuerroth, er sprang auf, zog den Hut ab und grüßte — doch aus den Wagen sah Niemand und der Gruß blieb unerwiedert. Warum hätten auch die im Wagen Sitzenden nach den zwei Handwerksburschen sehen sollen.

Pah! rief Gottlieb, immer wenn eine solche Equipage vorübersaust, da denke ich mir — es sitzen Schufte darin.

Das denke ich nicht, versetzte Jäger, ich habe viele sehr treffliche Menschen gekannt, welche in solchen Equipagen fuhren.

Ich nicht, erwiederte der Andere kauend, ich finde es auch am bequemsten so zu denken, dann wird jeder Fußgänger zum Biedermann, und man hat doch auch gern seinen Stolz. Und warum sollten denn die Reichen auch nicht Schufte sein? Weißt Du wohl, daß ich einmal in einem Buche gelesen habe, daß auf der Erde so viel Wein wüchse, daß jeder Mensch täglich seinen halben Schoppen trinken könnte — und wer trinkt ihn denn allein, so daß den Armen gar nichts bleibt? Die Reichen — ja sie prassen von dem, was den Armen von Rechtswegen zukäme, und wir haben nichts. Wenn ich nur einmal Demjenigen begegne, welcher meinen Schoppen mir wegtrinkt — dann

Nun, was dann?

Ja, ich würde ihn durchbläuen.

Jäger lächelte. Du wirst aber doch nicht wohl ohne die Reichen leben können, denn die Armen werden wahrscheinlich nicht viel Schuhe bei Dir bestellen — und Du willst doch von Deinem Handwerk leben. Wenn Du dann recht gute Schuhe machst, dann kannst Du Dir auch täglich Deinen Schoppen Wein kaufen, Niemand trinkt ihn Dir weg, dann ist er auch für Dich gewachsen.

Der Schuster schwieg und stieß einen Seufzer aus, indem er beide Arme dehnend von sich streckte. — Ach, es ist doch ein miserables Leben, sagte er, wenn man arm ist, Geld verdienen und arbeiten muß. Die Herrschaft ist jetzt schon in Darbig — und wir müssen nun noch wenigstens anderthalb Stunden laufen, um dahin zu kommen — und dann, wenn wir dort sind, was haben wir da? Armuth — immer wieder Armuth. Meine Alten werden ein schönes Gesicht machen, wenn sie mich ohne Sachen kommen sehen und so zerrissen.

Aber warum hast Du Dich denn so herunterkommen lassen?

Nun, man will doch auch sein Leben genießen — das Bier war gut in München und der Tanz lustig — dann hatte ich auch ein Mädchen — die hat mir viel Geld gekostet, sie ist reich — und will mich heirathen, wenn ich Meister bin. Es war ein gut angelegtes Geld — sie macht mich meiner Seele zum Meister!

Nun, Glück auf! seufzte der Andere — das muß recht schön sein sich verheirathen zu können.

Kannst Du es denn nicht, wenn Du Meister wirst?

Nein, versetzte Jäger, ich will nicht Meister werden, ich werde Bedienter bei dem gnädigen Herrn —

I warum nicht gar, versetzte der Andere. Was! Du willst ein Hofhund werden, die Kette Dir um den Hals legen lassen, Du wirst apportiren müssen und Fußtritte bekommen.

Jäger wurde sehr roth bei dieser Rede. — Von so etwas ist nicht die Rede bei dem Herrn Grafen. Mein Vater ist auch Bedienter bei ihm und hat es sehr gut. Ich wollte gleich in seine Dienste treten, aber der Herr verlangte, ich sollte erst eine Profession lernen, und er gab auch das Geld dazu. Er meinte, er könne Müßiggänger nicht leiden; so habe ich denn als Schneider gelernt und in der Fremde gearbeitet. Jetzt ist ein Dienst aufgegangen und mein alter Vater hat mich zurückgerufen; so komme ich denn, aber heirathen darf ich freilich nicht, der Herr hält nie verheirathete Bedienten.

Ja, die gnädigen Herren sollen die liederlichen Schlingel lieber haben.

Ich weiß gar nicht, versetzte Jäger, welcher sehr roth wurde, warum Du jetzt auf einmal so anzüglich sprichst; wir sind bis hierher so friedlich zusammen gewandert, und eine Stunde von Haus suchst Du Scandal. Glaube mir, es thut mir leid genug, daß ich nicht heirathen kann — das Mädchen in München war zu hübsch, und ich bin gewiß, daß sie mich gern sah — aber als ich das merkte, ging ich nicht mehr in's Wirthhaus, wo sie war —

Es wird doch nicht etwa die Lisette gewesen sein aus der rothen Sonne? — frug Gottlieb in einem fast drohenden Ton.

Und warum sollte es die Lisette gewesen sein? fragte der Jäger verwundert. —

Weil die mein Schatz ist, meine Braut, die ich heirathen will.

Jäger schwieg, seine Augen füllten sich mit Thränen. — Nun so mache sie glücklich guter Freund — Du bekommst ein braves Weib.

Das will ich hoffen; als Mädchen war's mit ihrem Bravsein nun eben so — ich heirathete sie mein Seel nicht, wenn ich nicht müßte — ja das arme Ding, sie bat mich auf den Knieen, sie nicht im Stich zu lassen — auch hat sie Geld. Ja, ich denke, ich werde recht bald Meister werden, dann lasse ich sie nachkommen.

Stumm schritten Beide nun neben einander her; ein Hase sprang über den Weg.

Das bedeutet nichts Gutes, sagte Jäger.

Ja wohl bedeutet es nichts Gutes, denn es bedeutet, daß der Reiche nur die Jagd hat und der Arme kein Wild essen darf. Hat doch Gott es für alle Menschen geschaffen, nächstens macht man uns noch die Luft streitig.

Du scheinst mir heute sehr schlechter Laune zu sein, sagte Jäger.

Ja, bei Gott, ich bin übler Laune, wenn ich denke, wie es in der Welt hergeht. Sieh doch, dort das ganze lange Feld gehörte einst meinem Großvater, ja er besaß auch ein Stückchen Wald, und jetzt — jetzt gehört Alles dem Herrn, und meines Großvaters Enkel darf sich nicht einmal eine lumpige Rübe herausziehen.

Wie ging das aber zu? fragte Jäger.

Ja, mein Großvater mußte es verkaufen, weil er Schulden hatte, er war ein Trunkenbold und verpraßte das Vermögen, da kaufte der Herr das Feld.

Ja, da ist es aber doch mit rechten Dingen dabei hergegangen, warum hielt Dein Großvater nicht das Seinige zusammen?

Nun, arme Leute haben doch auch zuweilen Durst, warum sollen denn die Reichen allein das Recht haben, sich satt zu trinken.

(Fortſ. folgt.)

Die Nacht auf dem Wallfisch.

Skizze von Fr. Gerstäcker.

Schluß.

Und das Schiff? — Da drüben trieb es, fast in Rufes Nähe; wieder schmetterte ein Kanonenschuß zu ihm herüber, und die darauf folgende Pause benutzte er auf's Neue, den gellenden Hülferuf dorthin zu senden, wo ihm so nah und doch unerreichbar die Rettung lag. Aber der Wind kam von dort herüber: so deutlich er den Schall des Geschützes hörte, ja selbst dann und wann den einzelnen Laut einer Stimme vom Deck zu unterscheiden glaubte, so wenig vermochte sein eigener Ruf hinüber zu bringen. Nur die Feinde um ihn her machte er mehr und mehr rege und gierig, und ihre Angriffe wurden häufiger.

Was die Hoffnung auf Rettung bis dahin wach gehalten, seine Kraft, sein guter Muth — sie sanken, als er das Schiff vorbeitreiben sah, sanken, als ihm kein Mittel geblieben war, seine Nähe zu verkünden. Nur der krampfhafte Trieb der Lebenserhaltung hielt ihn noch aufrecht, es zu vertheidigen gegen den Angriff der gierigen Bestien — bis zum letzten Athemzug.

So schwand die Nacht — das südliche Kreuz am Himmel drehte sich langsam — langsam nach Westen, und dort hinten im fernen Ost dämmerte der Tag. Er sah das noch — erkannte, wie die Sonne dem Meer entstieg, erkannte wieder die Umrisse seines Schiffs, die schlanken Masten und die aufgegeiten Segel, wollte noch das letzte versuchen, sein Dasein zu verkünden, und versuchte das Hemd auszuziehen und es zu schwenken, dem Ausguck im Mast ein deutliches Zeichen, — er vermochte es nicht mehr. Die Glieder waren ihm starr und steif, selbst die Stimme versagte ihm den Dienst und schwand in ein leises Röcheln, die Augen brannten, der Kopf wirbelte ihm, und eine neue wilde Idee, wie ein Irrlicht auf weitem Meer, blitzte in ihm auf und schien alles Andere, jeden Gedanken an Hülfe oder Rettung, jede Hoffnung, jeden weiteren Blick um sich her zu verdrängen. Er fing an unter den ihn noch immer rastlos umschwimmenden Haien sich den einen auszusuchen, auf den er sich werfen und den er mit dem scharfen kurzen Messer, das er trug, zugleich mit sich vernichten wolle. Wieder und wieder hatte ihn der bedrängt und ihm nicht Ruhe noch Rast gelassen auch nur eine Stunde lang; immer auf's Neue, wenn auch immer wieder mit dem schweren Holz empfangen und zurückgeschlagen, kehrte er zurück, der gierigste unter der gierigen Schaar, und Rache wollte er an dem.

Aber die Kräfte verließen ihn, die furchtbare Aufregung seines Geistes und Körpers drohte ihn zu bewältigen, und während die Haie seit Tagesanbruch, wenn sie auch nicht den getödteten Wal verließen, doch keinen direkten Angriff mehr auf den Mann machten, der ihnen ja doch bald zur Beute fallen mußte, war er in die Knie gesunken und folgte halb bewußtlos nur mit den Blicken den dunklen, dräuenden Flossen. Er hatte das Schiff ganz vergessen.

Das laut herüber gerufene Hallo des rettenden Bootes weckte ihn zuerst aus seiner Betäubung, — er sah das Boot, aber er schien kaum zu begreifen, was es wolle, wo er sich eigentlich befinde. Aber er richtete sich noch einmal auf — fühlte sich von anderen Armen unterstützt, von freundlichen herzlichen, ermuthigenden Worten begrüßt, und sank ohnmächtig zurück.

Der Harpunier hatte nun allerdings Ordre bekommen, wenn er den dunklen Punkt, den sie von Bord aus gesehen, erreiche und einen todten Wallfisch finde, ein Zeichen durch das Wehen einer mitgenommenen weißen Flagge zu geben, und dann dort zu bleiben, bis ihm die anderen Boote zu Hülfe geschickt werden konnten, um den todten Fisch in's Schlepptau zu

nehmen. Sie hatten aber nicht erwartet, einen einzelnen, halbtodten Kameraden darauf zu finfinden. Er gab deshalb allerdings das Zeichen und stieß die mitgenommene Flagge in den Körper des todten Wals, damit die anderen Boote den Platz finden könnten, ruderte dann aber, so rasch ihn die Riemen seiner Leute vorwärts zu bringen vermochten, mit dem Geretteten zum Schiff zurück. Drei von den Haien, die sich die schon sicher gehoffte Beute nicht so leicht wieder wollten entreißen lassen, folgten dem Boot, und wurden von dem Harpunier, der sich wohl denken konnte, wie sie den Kameraden dort geängstigt und bedrängt, einzeln vom Boot aus mit der Lanze geworfen und erlegt.

Sepperl. Du, ich geh jetzt auch zum Theater, ich werd' Tenorist.

Maxl. Du hast ja gar keine Idee von einer Stimm'!

Sepperl. Thut nix; aber ich hab' sehr viel Talent zu Urlaub. So einem Engagementl mit jährlich 13 Monat Urlaub werd' ich wohl vorsteh'n können.

Mehrere deutsche Industrielle und Künstler, welche die Münchener Industrie- und Kunstausstellung besuchten, fühlten sich sehr geschmeichelt, als sie hörten, daß ihre Produkte noch immer bei Hof zurückbehalten werden. (Punsch.)

Es scheint uns kaum wunderbar, daß die Franzosen unter den Einflüssen der Witterung und Temperatur in der Krim weit weniger leiden, als die Engländer, da die Ersteren schon von Hause aus daran gewöhnt sind Alles zu ertragen, was von oben her über sie ergeht. (Kladderadatsch.)

(Zwei merkwürdige Virtuosen.) Der Eine geigt mit der Bürste Variationen auf einem Stiefel, der Andere weiß das Holz derartig in den Kamin zulegen, daß es im Feuer die beliebtesten Arien knistert; so erzählen amerikanische Blätter.

Eine Frau versetzte, um auf den Ball gehen zu können, ein Kleidungsstück ihres Mannes; der Mann, davon in Kenntniß gesetzt, gab ihr eine Ohrfeige. Darüber zur Rede gestellt, äußerte er: Ich habe nur Gleiches mit Gleichem vergolten; sie hat mir Eins versetzt, so habe ich ihr auch Eins versetzt.

Guter Rath.

Landrichter: Also Sie können gegenwärtig ihre Gläubiger nicht befriedigen?

Angeklagter. Nein, nicht kumpabel!

Landrichter. Aber sagen Sie mir um's Himmelswillen, womit soll ich diese Leute beruhigen? Ich werde gar zu oft von ihnen überlaufen.

Angeklagter. Halten zu Gnaden, Herr Landrichter, machen Sie's wie ich, werfen Sie's naus.

Als der König der Niederlande vor mehreren Jahren mit einer seiner Töchter auf einer Reise in die Provinzen begriffen, in einem Städtchen Frieslands ein ihm von demselben gebotenes Abendmahl einnahm, beurlaubte sich der zur Seite der Prinzessin sitzende Bürgermeister mit folgenden Worten: „Ich wünsche Ew. Majestät und Ew. k. Hoheit gute Nacht und recht glückliche Reise, da ich Höchstdieselben morgen nicht sehen werde, indem Ihre Majestät um 5 Uhr abreisen, ich aber vor 8 Uhr nicht aufstehe,“ worauf ihm der König, ohne im mindesten seine Freiheit übel zu deuten, die Hand schüttelte, und ihm wohl zu leben wünschte.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers.

Nro. 8. **I. Jahrg.**

Die

Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt.)

Sonntag den 25. Februar 1855.

Eine Novelle aus dem Volke.

Von Amalie Winter.

Fortsetzung.

Sieh nur einmal, sprach Schuster weiter, sieh nur wie dort das Schloß erleuchtet ist, da brennen wohl unzählige Wachskerzen, während meine Eltern wahrscheinlich bei dem Oellämpchen sitzen und mich gar nicht dabei werden erkennen können. Dort wohnen nur zwei Menschen, der Herr und die Frau, und sie haben gewiß zwanzig Diener, die ihretwegen den ganzen Tag beschäftigt sein müssen, nennst Du das Gerechtigkeit?

Ja, denn die zwanzig Dienstboten leben von den beiden Herrschaften und führen ein sorgenfreies Leben, wenn auch kein müßiges. Nein, lieber Freund, Du hast Unrecht, ich freue mich recht auf das Eintreten im hellerleuchteten Schloß. Wenn nur die Herrschaft nicht gerade bei Tisch sitzt, daß ich den alten Vater gleich sehen kann.

Nun, der wird doch wahrscheinlich nicht oben aufwarten, wenn Du nach langer Abwesenheit ankommst, da wird doch der Herr Graf sich einmal das Essen selbst holen können in der Küche — ist doch die Küche im Schloß beinahe an und für sich selbst ein Palast.

Jäger lächelte wie zum Geplauder eines Fieberkranken, daß der Herr Graf sich das Essen in der Küche holen sollte und es selbst auftragen, schien ihm etwas ganz Unmögliches. — Nein, sagte er, das geht nicht, das würde mein Vater auch nicht zugeben. Es muß Menschen geben, die gebieten, und Andere, welche gehorchen, und arbeiten müssen sie Alle. Glaube mir, der gnädige Herr ist auch fleißig in seiner Art. Wenn er die dicken Bücher liest, die schweren Briefe schreibt, wo er oft die halbe Nacht darüber sitzt, wenn er so weit laufen muß, nach den Arbeitern zu sehen, die dann noch faul gewesen sind, nein, die Reichen haben es wirklich nicht so ganz gut wie der Arme es glaubt, ich sah das oft in der Nähe.

Du bist aber nie arm gewesen und hast die Armuth nie in der Nähe gesehen.

Ich habe sehr oft trockenes Brod gegessen auf der Wanderung, und manchesmal bin ich hungrig zu Bett gegangen.

Ja, weil Du Alles auf dein Wamms gewendet hast; ich lobe mir lieber was im Magen als auf dem Kragen.

In den Magen kann uns kein Mensch schauen, eben so wenig als in's Herz, nur nach unserer äußeren Erscheinung werden wir beurtheilt; ich wollte gern anständig nach Hause kommen und in einem ganzen Anzug vor den Herrn treten.

Bei Dir ist das etwas Anderes, in meines Vaters Haus ist es so dunkel, daß man gar nicht sieht, ob der Rock ganz oder zerrissen ist.

Gottlieb Schuster hatte wohl recht, wenn er auf die traurigen Verhältnisse seiner Eltern hindeutete; so schlimm wie er sie fand, hatte er es sich indeß doch nicht gedacht, das Elend hatte bei ihnen den äußersten Grad und die letzte Stufe der Armuth, die Demoralisirung, erreicht. Wovon die beiden Alten in der letzten Zeit gelebt hatten, konnte Niemand sagen — gewiß nicht von der Arbeit. Man konnte indeß genau sagen, woran der Vater starb — an Branntwein nämlich. Es war gewiß keine angenehme Rückkehr unter dem väterlichen Dach: obgleich in der Kindheit an die dumpfe Atmosphäre der engen Stube gewöhnt, schien sie ihm doch jetzt bedrückender als je; so viele, viele Jahre Abwesenheit und so trauriger Empfang, denn die Mutter war in Stumpfsinn befangen. Im Anfang hielt sie ihn sogar für den Gläubiger, der gekommen sei, um sie zum Haus hinaus zu werfen, denn das Häuschen war verschuldet. Ja, als der Vater starb, waren die Mittel nicht einmal vorhanden, um ihn zu begraben. Der Herr Graf mußte helfen.

Der Herr Graf half auch sehr gern. — Ich muß dankbar sein gegen das Schicksal, weil mein Großvater nicht ein Prasser war, wie der des Schusters. — Mit diesen Worten reichte er dem Bedienten Jäger eine Summe Geldes, welche dieser dem einstmaligen Reisegefährten überbrachte.

Du siehst, sagte er, daß die reichen Leute nicht schlecht sind.

Wenig Wochen darauf sah man Gottlieb Schuster in anständiger Kleidung, schön gekämmt, mit rundem Hut und einem jungen bleichen Mädchen am Arm in die Kirche gehen; er war wirklich ein schöner junger Mann, das mußten sich alle Leute sagen, und sein Mädchen war auch schön; wenn sie gleich etwas traurig aussah. Das Häuschen hatte aber ein ganz anderes Ansehen bekommen; es war Alles geweißt worden; man sah Haus- und Küchengeräthe, Betten und Schränke mit Wäsche, und die Braut hatte einen großen Koffer schöner Kleider mitgebracht. Alle Schulden waren bezahlt und Gottlieb Schuster nahm sich vor, ein neues Leben anzufangen. Er präsentirte sich bei dem Grafen und bat um dessen Kundschaft. Er verdiente auch ein hübsches Geld, und als Lisette von einem gesunden Kinde genas, schien sein Glück gemacht. Er schimpfte nun auch weniger über die Reichen, und hätte dann und wann einen Schoppen Wein trinken können, wenn er nicht zu ökonomisch gewesen wäre.

Der Bediente Jäger war unterdeß in der Gunst seines Herrn immer mehr vorgerückt. Ich wünschte Jäger zu werden, sagte er einst — ihm gefiel der Federbusch auf dem Hut.

Kannst Du denn mit Gewehren umgehen? fragte der Graf.

Ja, ich habe es den Jägern abgesehen.

So wurde Jäger nun Kammerdiener und Jäger zugleich. Freudestrahlend fuhr er das Erstemal auf die Jagd, und gleichsam triumphirend an des Schuhmachers Wohnung vorüber. Er nahm sich wirklich recht schön aus; das blonde Bärtchen hatte er gefärbt.

Gottlieb saß mit geschwärzten Händen und Gesicht, und mit dem häßlichen Schurzfell am Fenster. — Lisette, wenn Du Dich noch einmal so an's Fenster pratzelst, so geht's Dir schlecht, was geht Dich der Graf an und sein Jäger! rief er mürrisch.

Jäger freute sich immer, wenn er für seinen Herrn Stiefel zu bestellen oder zu befehlen hatte; dann wußte er es immer so einzurichten, daß er zu der Stunde zum Schuhmacher kam, wo dieser nicht zu Hause war. Die Frau richtete die Bestellungen sehr gut aus, das wußte er, und überdem plauderte er gern mit der Frau. Es war ja dieselbe Lisette, die er einst in München geliebt und aus Rechtlichkeit gemieden hatte. Daß sie ihm gut gewesen, wußte er; daß sie sich mit dem Schuster aus einer Art von Liebesärger eingelassen, um ihn eifersüchtig zu machen, und daß sie wider Willen zu weit gegangen war, das hatte er sich wohl denken können, und die verschämte Miene und zitternde Stimme, das ängstliche Wesen, womit sie ihn empfing, zeigte ihm deutlich, daß er ihr nicht gleichgültig war, und daß sie ihren Mann mehr fürchtete, als liebte. Ja, Schuster verstand auch keinen Spaß.

Lisette langweilte sich oft in der neuen Residenz; sie hatte als Gastwirthstochter Kellnerindienst geleistet, und da hatte es nie an Abwechslung gefehlt. Schon die belebten Straßen des heitern Münchens hatten ihr Zerstreuung geboten; in Darbig sah sie weder Soldaten vorüberziehen, noch glänzende Läden, noch die bunte Menschenmenge in Geschäfts- und Vergnügungsangelegenheiten. In Darbig zogen nur die Schafe und Kühe vorüber, und dann und wann ein Marktweib. Wenn die Herrschaft gefahren kam, da war es ein Ereigniß in ihrem Leben. Jetzt Arbeit, Kindergeschrei und das Zanken ihres Mannes. — Ach, sagte sie, ich wünschte, ich wäre wieder in meinem lieben München.

Das wünschte ich nicht, erwiderte Jäger, denn da sähe ich Sie ja nicht, und ich sehe Sie so gern.

Nun, bei dem Sehen kommt auch nicht viel heraus, und ich hab' dann immer Verdruß.

Ach, wenn Sie Verdruß haben, so will ich lieber nicht mehr kommen.

Ja, das wär' mir recht, da hätte ich ja gar kein Vergnügen; ich bin ja schier nie ausgekommen, drei von meinen Kleidern habe ich noch gar nicht angelegt.

Es entspann sich nun ein Verhältniß zwischen Beiden, welches, wenn auch vielleicht ganz unschuldiger Art, doch im kleinen Orte einiges Aufsehen erregte. Jäger galt für eine gute Partie, alle Mädchen kokettirten mit ihm und waren neidisch auf Lisette, daß er mit ihr am liebsten tanze. Lisette hatte überhaupt die freieren Manieren der bayerischen Hauptstadt, und gab dadurch viel Aergerniß; denn in Darbig tanzten die Frauen mit ihren eigenen Männern. Daß sie so viele schöne Kleider hatte, erregte ihr auch Neider — und es fehlten nicht boshafte Zungen, die den Mann warnten.

Schuster war nun fleißig den ganzen Tag, doch den Abend ging er eine Stunde in's Wirthshaus, um sein Bier zu trinken. Er sei es so gewohnt, sagte er, und fand es nicht mehr als billig, daß er sich nach zwölfstündiger Arbeit etwas zu Gute thue. Niemand konnte ihm auch einen Vorwurf daraus machen, denn er verdiente reichlich. Aber die Frau sollte nicht unterdessen Besuche annehmen, das wollte er sich verbitten.

Er trennte sich eines Abends früher von dem Bierkrug, und als er den Jäger am Tische sitzen sah bei der Frau, brach er in die gröbsten Schmähreden aus; er vernahm gar nicht die Entschuldigungen des jungen Mannes; sah nicht die zerrissenen Stiefel, die er ge-

bracht, sondern gab ihm alle möglichen beschimpfenden Beinamen, die in Gegenwart der Geliebten um so empörender wirkten. Es entstand ein heftiger Wortwechsel, in welchem beide Theile sich nicht verschonten; endlich ward dem Jäger die Thür gewiesen, und da er nicht gleich ging, sein schöner Federhut die Treppe hinabgeworfen. Schuster hatte Jäger einen Nichtsthuer, Tagedieb, Topflecker, Hofhund und eine Menge anderer auf seine Dienstbarkeit hindeutende Namen genannt; ja, er hatte sogar den Grafen nicht verschont, welcher liederliche Schlingel beschütze; sein ganzer früherer Haß gegen die vom Schicksal Bevorzugten war ausgebrochen und hatte sich wieder einmal Luft gemacht.

Von diesem Augenblick an war zwischen den beiden Männern der schon längst keimende Haß laut geworden, und nur Jägers kluges Benehmen verhinderte gewaltsame Thätlichkeiten Jäger war aber tief gekränkt; daß er in Gegenwart des geliebten Weibes geschimpft worden, und Demüthigungen erlitten hatte, daß seine Stellung ihr als eine niedrige geschildert war, das konnte er nicht verzeihen; auch hatte er eine Rache in den Händen; er konnte die Kundschaft der gräflichen Familie dem jungen Schuhmachermeister entziehen — dieser hatte ihm ja selbst das Haus verboten. Jäger sah darin kein Unrecht; es hatte sich kürzlich ein anderer Schuhmachermeister im Orte niedergelassen; dieser arbeitete nun für's Schloß und war nicht wenig stolz darauf. Schuster war hart bestraft, nicht nur in seiner Einnahme, sondern auch in seinem Handwerkstolz.

Sein häusliches Verhältniß gewann dadurch nicht an Glück. Lisette mußte sich ihrem Manne gegenüber sehr unschuldig fühlen, denn sie war über sein unhöfliches rohes Benehmen gegen Jäger sehr aufgebracht, und zeigte es ihm bei jeder Gelegenheit. Erstens bestand sie darauf, nun mehr Vergnügen haben zu wollen; sie habe viel Geld und Sachen eingebracht, nun wolle sie auch ihre schönen Kleider zeigen; sie ging aus zu den Nachbarinnen und auch spazieren, und ihr Mann hegte den Verdacht, daß sie Jägern zu Gefallen laufe — was aber nicht der Fall war. Denn Lisette war eigentlich ein gutes Weib, und bewies das auch später, als ihre Familie sich vermehrte und ihr Wohlstand abnahm, sie war nur unbedacht und vergnügungssüchtig.

Schuster verlor an der Schloßarbeit einen großen Theil seiner Einnahme; er hatte nun weniger zu thun und konnte also früher Feierabend machen; dadurch blieb er länger im Wirthshaus und vertrank mehr Geld. Daß die Ausgabe größer wurde als die Einnahme, machte ihn mißmuthig; er behandelte Lisette schlecht, unfreundlich und roh; bei ihren Vorwürfen und Ermahnungen ward er heftig und gereizt, und die geringste Andeutung auf die Verarmung durch sein Verschulden, zog die gewaltsamen Scenen herbei. Lisette hatte sogar seine harte Faust fühlen müssen; sie wagte kaum, ihn um Geld anzusprechen, wenn sie dessen zur Erhaltung des Hausstandes und zur Kleidung der Kinder bedurfte; wußte sie ja doch, daß er keins hatte. Sie verkaufte also die Kleider, die sie mitgebracht hatte, eins nach dem andern, die Schaumünzen und Pathengeschenke, den Stolz ihrer Jugend. Sie arbeitete auch für Geld, und suchte überall zu verdienen, wo sie konnte. Lisette dachte nicht mehr an's Ausgeben, nicht mehr an Tanz und Putz, nicht mehr an das Kokettiren mit dem Jäger. Lisette liebte ihre Kinder und hatte sich diesen mit allen ihren innigsten Gefühlen zugewendet; sie hatte fünf, sie herzte und drückte sie viel, weinte über sie und sorgte für ihr Wohl, so gut sie es konnte. Wenn der Vater nach Hause kam, krochen die Kleinen scheu hinter die Mutter, das kindische Geplauder verstummte und Alles war still. Auch Gottlieb war still. Er fühlte, daß er herabgekommen war, nicht mit Beschämung,

sondern mit innerer Wuth; war nicht an Allem der Jäger Schuld, Jäger und Lisette! Und Jäger fuhr stolz vorüber mit der glänzenden Livrée und dem wallenden Federbusch. Wohl blickte er nach der düstern Schuhmacherwohnung, wohl suchten seine Augen Lisette — aber nicht mehr mit dem Blick der Liebe, sie war früh gealtert und nicht mehr schön — Mitleid fühlte Jäger mit ihr. — So weit hat der Unhold sie gebracht, sagte er zu sich selbst, und der Haß gegen Gottlieb flammte noch heftiger in seiner Brust.

Es sollte indeß Gottliebs Herz gerührt werden. Er hatte bis jetzt doch noch arbeiten können, er hatte doch noch täglich etwas verdient, nun aber wurde er krank und konnte nicht mehr arbeiten. Diese Krankheit dauerte mehrere Wochen; Lisette pflegte ihn treu, sie wachte die Nacht bei seinen Fieberphantasien; sie nahm Geld auf und bettelte Geld zusammen, sie war unermüdlich, unverdrossen, und als er genas, erkrankte sie. Gottlieb hielt das ohnmächtige Weib in seinen Armen, die Kinder schluchzten.

Das ist Euer Werk, sagte die Nachbarin, als sie zu Hülfe kam, so weit habt Ihr das arme Weib gebracht — sie sah aus wie eine Rose, so blühend und schön nach dem ersten Wochenbette, und jetzt! Wenn sie stirbt, geschieht's Euch schon recht, nur die armen Kinder dauern mich.

Schweig sie altes Weib, rief Gottlieb leichenblaß mit weit aufgerissenen Augen und sich emporsträubendem Haar, schweig sie um Gotteswillen, ich ermorde sie sonst!

Die Nachbarin schwieg erschrocken, aber Gottliebs Gewissen nicht. Gottlieb war sechs Wochen nicht in's Wirthshaus gekommen, aber er ging auch jetzt nicht mehr hin; er nahm sich vor, nie wieder hinzugehen. Er pflegte Lisette wie eine treue Wärterin, er besorgte die Kinder, er versah das Hauswesen; hier und da arbeitete er auch für einen Kunden. Die Schulden vermehrten sich zwar, aber bei Gott, es war nicht sein Fehler; die Arzneien waren theuer — er versetzte seinen Rock — und manches Andere.

Lisette kam zum sechsten Mal in die Wochen, noch ehe sie von ihrer Krankheit genesen. Es war ein armes, krankes Kind, welches bald starb, und Lisette weinte, als sei es ihr Einziges; es mußte begraben werden, und Lisette konnte noch immer nicht auf — noch immer nicht arbeiten und verdienen. — O wäre Gottlieb doch immer so gewesen wie jetzt, sagte sie oft, nun ist es aber zu spät! — Lisette hatte die Auszehrung. — In acht Tagen, sagte sie immer, da bin ich wieder gesund; es vergingen aber Wochen nach Wochen.

Der Winter war vor der Thür, und zwar ein sächsischer mit thüringischer Kälte, und im Winter haben die Schuhmacher wenig Verdienst, weil da die Leute mehr Socken als Schuhe tragen. Gottliebs Blick in die Zukunft ward immer düsterer und trüber. Er spähte umher nach dem Gegenstand, den er noch versetzen könnte; nirgends war mehr ein entbehrliches Stück, Niemand wollte ihm borgen, er hatte schon die Nachbarsleute angesprochen, schon den Gastwirth, bei dem ohnehin noch eine Rechnung von sechs Monaten stand. Der Gastwirth hatte ihn nicht gemahnt, weil er immer gemeint, der alte Kunde werde wieder kommen. Er sagte, es sei schon Gnade von ihm, daß er nicht pfänden lasse.

(Forts. folgt.)

Marokkanische Skizzen.

Im August des Jahres 1839 lief ein englischer Dampfer in den Hafen von Tanger ein, und brachte dem brittischen Consul dringende Depeschen; der Consul nahm Einsicht von dem Auftrage seiner Regierung, und händigte dieselbe seinem Sohne, John Drummond Hai, ein.

John Drummond war jung und reiselustig; seit Jahren unter den Mauren ansäßig, war er mit der Landessprache vertraut, deren Aussprache, wie die Franzosen wenigstens behaupten, zum Charakter derer, die sich ihrer bedienen, vollkommen paßt, da sie dem Schreien des Schakals täuschend ähnlich sein soll. Johns Mission gebot Eile; es handelte sich nämlich um den Ankauf eines vollendeten Berberrosses, nach welchem die Königin Viktoria Verlangen zeigte.

Von Tanger zog der brittische Bevollmächtigte nach El Araisch (Larache), Rabat und Mogador, und suchte ein Pracht-Exemplar der marokkanischen Pferde-Zucht, das der Ehre würdig sei, vor den Augen J. Maj. Wohlgefallen zu finden. Ob und wie er seine Roßkammsendung löste, kann uns sehr gleichgiltig sein; desto interessanter ist, was er bei dieser Rundreise in einem Lande hörte und sah, das von Europa nur durch eine schmale Meerenge getrennt wird, und dessen Bewohner durch Sitten, Gebräuche und Ansichten doch so uneuropäisch sind, als wenn sie am Ende der Welt wohnten.

Kaum war der Reisende auf dem Wege, als er einer Reiterschaar begegnete. Die Marokkaner waren bis an die Zähne bewaffnet: Krummsäbel, Dolch und Pistolen zierten den Gürtel in der einen Hand führten sie die Lanze, in der anderen die Flinte. So wollten Sie mit dem Könige der Wildniß, dem Löwen, ein Wörtchen im Vertrauen reden.

Der Anführer der Jägerschaar hatte nur vier Finger an der rechten Hand. John Drummond, der sich mit ihm in ein Gespräch eingelassen hatte, fragte ihn, wie er um den fünften Finger gekommen sei?

Vor Jahren, erzählte der marokkanische Nimrod, kehrte ich eines Abends zu dem Zeltdorfe zurück, dessen Scheik mein Vater war. Ich schleppte eine enorme Löwenhaut und die Last wurde mir sauer. Ich legte sie meinem Vater zu Füßen, und erzählte, wie ich dem Thiere allein auf den Leib gerückt sei, es angegriffen, und mit einem glücklichen Schuß zu Boden gestreckt habe. Mit Stolz zeigte ich im Kopfe das Loch, durch das die Kugel gegangen war, und erwartete nun Lob von meinem Vater.

Mein Sohn, sagte der Scheik bedächtig, mit welchem Finger hast Du die Flinte abgefeuert?

Mit diesem hier! antwortete ich.

So leg' den Finger hieher auf den Tisch; nicht die andern . . . gut so!

Und mein Vater zog den Yatagan, und hieb mir den Finger scharf im Gelenke ab, ehe ich Verdacht schöpfte.

Ich nehme Dir den Finger, lieber Sohn, damit Du in Zukunft nie vergessen mögest, daß es eine Tollheit sei, einen Löwen allein anzugreifen. Du wärst bei der nächsten Gelegenheit ein Kind des Todes; Dein Leben aber mir mehr werth, als tausend und aber tausend Löwenhäute.

Ich fand, setzte der Araber hinzu, die Lehre etwas hart, da aber der Finger einmal hin war, so schwieg ich still, und gehe seitdem nur in bewaffneter Gesellschaft auf die Löwenjagd.

Der Engländer fragte, ob es denn gefährlich sei, Nachts in einem Lande zu reisen, das von reißenden Thieren wimmele?

Nein, entgegnete der Araber, es kommt selten vor, daß der Löwe zuerst angreift; nur darf man ihn nicht reizen, nicht wüthend machen; denn er ist sehr jähzornig. Mehr als einmal traf ich mit so einem Gelbhaar zusammen; er schüttelte die Mähnen und sah mich von der Seite an, doch wenn er merkte, daß ich nichts von ihm wollte, so ließ er auch mich ungeschoren, und wir gingen beide unseres Weges. In solchen Fällen muß man nicht langsamer noch schneller, als gewöhnlich, seinen Pfad verfolgen, und thun, als habe man ihn gar nicht gesehen.

Da John Drummond nach El Araisch wollte, die Löwentödter aber ins Gebirge zogen, so trennte er sich bald von ihnen. Im Hafen von El Araisch fand er die ganze marokkanische Kriegsmarine beisammen; sie bestand in einer Corvette und zwei Briggs, die weiland Handelsschiffe, von den Europäern gekauft und zu Kriegsschiffen umgeschaffen waren; dazu kam eine Goelette nebst einigen Kanonierschaluppen. Aber von der ganzen furchtbaren Kriegsmarine war kein einziges Fahrzeug im Stande, ohne Weiteres in die See zu gehen. Der Palacio des Consuls war eine Satyre auf seinen pomphaften Titel, da er ganz einfach in einer elenden Baracke bestand, aber — eine Seltenheit! — eine Stube aufzuweisen hatte, die mit einem Glasfenster, zwei Stühlen und einem Teppich versehen war. Wer Luxus, Bequemlichkeit und Unterhaltung sucht, der gehe nicht nach Marokko. Um die Langeweile, die den Engländer während seines kurzen Aufenthaltes in El Araisch plagte, zu vertreiben, ließ er einige Eisowy (Schlangenbändiger), die er auf der Straße traf, zu sich kommen. Das Vierkleeblatt hatte seine Zauberrollen so vertheilt; drei bliesen Flöte zum Taubwerden, der vierte tanzte um einen Korb in Pas, von denen weder Fanny Elsler, noch die Taglioni je eine Ahnung hatten, griff dann plötzlich mit nacktem Arm in den Korb und zog eine große schwarze Cobra-Capella hervor, die er rasch um der Kopf, um den Hals, um den Leib warf, als wolle er aus der Schlange bald einen Turban, bald ein Halsband, bald einen Gürtel machen. Sodann eilte er ans andere Ende des Zimmers und holte aus einem andern Zimmer zwei Leffas, eine äußerst giftige Schlangenart von brauner Farbe mit schwarzen Flecken und zwei Fuß Länge. Die Leffas richteten sich am Boden auf dem Schwanze in die Höhe und folgten beim Tone der Flöten mit offenen Rachen den Bewegungen des Tänzers, nach dem sie zu schnappen schienen. Der Eisowy wich ihnen gewandt aus und hielt ihnen die Falten seines Mantels entgegen; dann ergriff er die eine Schlange beim Halse und zwang sie, mit ihm zu tanzen. Als das Thier vor Wuth schäumte, fuhr er ihm mit einem Stöckchen in den Rachen; die Schlange gab das Gift von sich. Jetzt hielt ihr der Zauberer seinen Arm hin und ließ sich beißen, worauf er es drückte und zwang, seine Beute loszulassen; sodann nahm er die Wunde an den Mund, sog sie aus und schien zum Umsinken ermüdet.

Der Engländer hielt das Ganze für Blendwerk und meinte, den Schlangen seien die Giftzähne vorher ausgebrochen worden.

„Laßt mich einmal einen Tanz mit der Schlange machen!“ rief er aus.

„Bist Du ein Eisowy?“ fragte der Araber. „Glaubst Du fest an unsern heiligen Derwisch Seedna-Eiser?“

„Nein.“

„So berühre keine von den Leffas oder Du bist verloren. Laß ein Thier bringen, so will ich Dirs beweisen.“

Ein Huhn wurde geholt und gebissen! es lief wie rasend im Zimmer umher, taumelte, fiel und war im Nu todt; eine Minute darauf war der Kamm blau, bald darnach erfolgte die Verwesung.

John Drummond hatte die Lust verloren, den Leffas die Hand hinzuhalten. Er ist der Ansicht, daß die Zauberer es zu verhüten wissen, von den Giftzähnen der Schlange gebissen zu werden, oder daß sie ein Gegengift besitzen, das sie in die Wunde bringen, wenn sie den Arm zum Munde führen. Die Mauren machen sich die Erklärung leichter; sie nennen es ganz einfach Zauberei. Der Wunderglaube ist überhaupt in keinem Lande mehr zu Hause, als in Marokko. So gab es bis zum Bombardement auf der einen Batterie von Tanger eine Kanone, welche die Kraft besaß, daß alle schwangeren Weiber der Gläubigen ohne Schmerzen niederkamen, wenn sie sich vorher ein halbes Stündchen auf dieselbe gesetzt hatten. Im Uebrigen war die Kanone, wie alle andern prosaischen Geschütze, die nur zum Menschenmorden taugen.

(Schluß folgt.)

Der Minister Cavour erklärt den Beitritt Sardiniens zu der Convention der Westmächte »durch die Macht der öffentlichen Meinung.« Der General der Jesuiten richtet an die Provinzialen der Compagnie ein Aktenstück »zur Berichtigung der öffentlichen Meinung;« selbst die Petersburger Presse glaubt, der öffentlichen Meinung Europas Rechnung tragen zu müssen, und dennoch hat Niemand den Muth in das Intelligenzblatt die einfache Annonce rücken zuassen:

»Der Herr, welcher den Frieden mitgenommen hat, ist erkannt, und wird, um Unannehmlichkeiten zu vermeiden, ersucht, denselben wieder abzugeben.«

Die Franzosen kämpfen für die Ehre, die Engländer für die Türkei, die Russen für das wahre Christenthum, mit einem Worte **Jeder kämpft für das was er nothwendig braucht!**

Wie kann die Hessische Regierung verlangen, daß sich ihre Beamten gegenseitig grüßen sollen, da sie mit ihnen so wenig Complimente macht? (Kladderadatsch.)

Ein Offizierbursche wurde von einem seiner Collegen gefragt, wie er mit seinem Herrn auskomme. »Ganz vortrefflich«, war die Antwort, »wir leben auf dem freundschaftlichsten Fuß mit einander. Wir klopfen uns gegenseitig alle Morgen den Rock aus, nur mit dem Unterschiede, daß ich den meinigen anbehalte.«

Im Schwarzwalde entdeckten zwei Engländer in einer verrufenen Gegend einen Wirth, der ihnen durch seine kolossale Grobheit imponirte: sie verbreiteten seinen Ruhm in ihrer Heimath und bald stand das Wirthshaus auf der großen Tour mitverzeichnet, und der Wirth sah sich unverhofft mit Engländern überschwemmt, ohne die Ursache davon zu ahnen. Durch den Umgang mit so vielen Menschen und den blühenden Gang seines Geschäftes wurden die Manieren mit der Zeit gefälliger, und eben so schnell verzogen sich seine Gäste. Als er den Grund davon endlich erfuhr, entschloß er sich zu folgender Annonce: »Den Herren Engländern mache ich hiermit bekannt, daß mein Wirthshaus noch wie vor besteht; wie in früheren Jahren werde ich auch in diesem grob sein, sehr grob, ja noch gröber! Ich bitte daher um fleißigen Besuch.« — Die nächsten Engländer, welche ankamen, warf er gleich nach den ersten Worten zur Thüre hinaus, und seit der Zeit kehren sie alle wieder bei ihm ein.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers.

Nro. 9. **I. Jahrg.**

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt.)

Sonntag den 4. März 1855.

Eine Novelle aus dem Volke.

Von Amalia Winter.

Fortsetzung.

Gottlieb sah das ein, er fand es sogar in der Ordnung, daß der Wirth von Liederlichkeit sprach — der Wohlhabende war ja immer übermüthig gegen die Armen. Er kehrte trostlos nach Haus zurück und setzte sich in stummer Entsagung in einen Winkel seines Zimmers. Er hatte keine Arbeit, nichts zerstreute ihn von dem Totaleindruck seines Elends, nichts hemmte die Verzweiflung, welche um so mächtiger in seinem Innern tobte, da er ihr nicht Luft machen durfte wegen des kranken Weibes.

Das letzte Stück Holz war verbraunt und es begann kalt zu werden im Zimmer. — Mich friert, sagte das älteste Mädchen, indem es die erstarrten Händchen im Bette der Mutter barg, die zwei Kleinsten waren schon ganz hineingekrochen.

Die armen Kinder frieren, Gottlieb, heize ihnen doch ein, bat Lisette.

Es ist nicht kalt, sagte Gottlieb barsch, mich friert nicht.

Aber das Kind ist ganz erfroren.

So soll es sich in's Bett legen, da wird es warm.

Aber warum willst Du nicht einheizen? fragte Lisette.

Weil wir kein Holz mehr haben, erwiederte der Mann in dumpfer Stimme.

Nun, so kaufe doch.

Womit?

Wie? Du hast gar kein Geld? Nun, so borge, flehte Lisette.

Niemand borgt mir mehr.

Nun, so verkaufe von unsern Sachen.

Alles ist ja verkauft, rief Gottlieb, die Hände verzweifelnd an die Stirn drückend; es war, als müsse er das Wort aus seiner Brust gewaltsam herauszwängen.

Großer Gott, was soll denn aus uns werden! jammerte Lisette.

Ja meiner Seele, das weiß ich nicht, war die trostlose Antwort.

Was werden meine Kinder heute Mittag essen? fragte nach einer Weile Lisette schüchtern.

Für heute liegen noch rohe Rüben im Keller.

Lisette stöhnte — es war das erste Mal, daß sie wirklich Mangel litt.

O mein Vater, meine Mutter, hättet Ihr das gewußt, daß es Euerm Kinde einst so trübe ergehen würde! und sie weinte bitterlich. —

Du bereust es wohl, daß Du mich geheirathet hast und nicht lieber jenen Grünspecht?

Gottlieb, versetzte Lisette sanft, beginne nicht jetzt mit Deinen alten herben Vorwürfen, jetzt, wo Du die ganze Seelenkraft anstrengen mußt, um Hülfe zu schaffen. Ich habe wohl oft bereut, Dich geheirathet zu haben, vor Jahren, aber nicht in letzter Zeit, wo Du in Dich gegangen bist und so gut warst für mich. Nein, Gottlieb, Deine Armuth kann ich mit Dir tragen, Dein Entbehren theilen, wenn nur die Kinder nicht wären — aber die armen Kinder in Mangel zu sehen, das ist gar zu hart! — Sie weinte leise, während Gottlieb vor sich hinstarrte.

Höre, Gottlieb, begann Lisette, thue ein Uebriges, geh' zum Grafen und bitte ihn um ein Viertel Klafter Holz und um einen Sack Kartoffel. Wenn wir nur einige Tage noch durchkommen; vielleicht erhältst Du Arbeit und Gott hilft weiter.

Wie? ich sollte um Almosen bitten? fuhr Gottlieb empört auf.

Nun, und was ist es denn weiter? versetzte Lisette. Haben wir denn nicht in glücklicher Zeit auch Almosen gegeben, wenn man uns ansprach — wie oft ein Stück Brod oder eine Schürze voll Kartoffeln?

Ja, aber jenen großen Herrn dort um Almosen bitten, mit der zerrissenen Jacke durch die glänzenden Livréen schreiten, als Bittender — nein Lisette — ich würde ja Jägern im Vorzimmer begegnen.

Nun, so muß ich selber hingehen, sagte Lisette, ich bin freilich noch sehr schwach, und die kalte Luft wird mir wehe thun — lieber sterben aber, als die Kinder entbehren sehen. — Sie richtete sich wirklich auf, sank aber ohnmächtig zurück in das Bett.

Gottlieb griff nun zur Mütze und ging. Freilich sah er nicht sehr anständig aus; er hatte die neuen Kleider versetzt und die alten hervorgesucht, in denen wir ihn schon kannten, als er als reisender Handwerksbursche in seinem Vaterstädtchen einzog. Der rechte Ellenbogen schaute abermals aus dem Aermel heraus; Gottlieb hielt auf der Straße die linke Hand davor, theils um den Schaden zu bergen, theils auch weil er die kalte Luft abhalten wollte, die in den Aermel drang.

Am Thor des Schloßhofs begegnete er Jäger; dieser blieb stehen und schaute ihn mit stolzer Miene an. Schuster glaubte Hohn in seinem Gesichte zu lesen, vielleicht auch nicht mit Unrecht. Es liegt in des Menschen Brust eine besondere Abneigung gegen das Mitleid; wenn man es sich ersparen kann, indem man den Unglücklichen einer Schuld zeiht, so thut man es gar zu gern. — Wo hinaus frug er im gebieterischem Ton.

Das geht Dich nichts an! war die barsche Antwort.

Wohl geht es mich an, denn wenn Du zum Herrn Grafen willst, so muß ich Dich melden.

Ich will nicht zum Herrn Grafen, ich will zur Frau Gräfin, ich habe ihr etwas zu sagen.

Nun, so meldet Dich Johann. — Jäger blickte ihm verächtlich nach. — Ja, was Du der Gräfin zu sagen hast, das sieht man Dir an Deinem Rocke an, bringen thust Du ihr gewiß nichts.

Da trat die Nachbarin Gottliebs herbei und sagte: Der wird auch bald das Leichentuch für seine Frau erbetteln müssen, die macht's nicht lange mehr, es ist schreckliche Noth bei ihnen zu Hause.

So hat's der Schuft wirklich so weit gebracht, rief Jäger entrüstet. Na, die Strafe wird nicht ausbleiben; ich kann mir gar nicht denken, daß ein Mensch, wie der Gottlieb, ungestraft ein Weib, wie Lisette, unglücklich machen kann.

Gottlieb mußte im Zimmer der Gräfin einige Augenblicke warten. O wie warm war es da, das große Zimmer mußte wöchentlich das Holz kosten, was ihn und seine Familie einen ganzen Winter erwärmt hätte. Auf dem Boden lag ein Teppich; daraus hätte er Decken machen können für sich und seine Kinder, und noch Röcke dazu, und hier wurde der schöne warme Zeug mit Füßen getreten. Die Möbel waren auch sehr prächtig, ein Gestell mit lauter schönen Tassen und Silberzeug stand da. — Ach, ein einziger solcher Leuchter zu Geld gemacht und wir sind gerettet, sagte Schuster zu sich selbst. Der alte Neid gegen die Vornehmen erwachte wieder in ihm, derselbe hatte ja nur geschlummert so lange er fleißig war und durch diesen Fleiß in guten Umständen. Verlegen drehte er die Mütze, als die Gräfin eintrat; er klagte ihr seine Noth, wie krank das Weib, wie ihm die Arbeit fehle.

Ich will Dir wieder Arbeit schicken, sagte Gräfin.

Ja, aber auch Holz und Kartoffeln, bat er.

Nun, Du sollst auch Holz und Kartoffel haben, ich will es selbst dem Jäger sagen.

Jäger war nämlich seit heute zum Revierjäger ernannt, er mußte die Wälder begehen und gegen Holz- und Wilddiebe schützen. Diese Stelle war viel mühsamer als die frühere Kammerdienerstelle, aber Jäger wollte heirathen, er hatte ein schönes Mädchen, und als Revierjäger konnte er sie heimführen.

Daß dieser die wohlthätige Absicht der Gräfin ausführen sollte, war abermals ein bitterer Tropfen in den Leidenskelch des armen Schusters; dessen ungeachtet ging er getröstet und hoffend nach Hause. Er fand die Kinder noch immer frierend und an den Rüben kauend, aber die Hoffnung thut viel. — Wir bekommen heute noch Holz und Kartoffeln, sagte er, wir brauchen heute nicht zu verhungern, und morgen gibt uns die Gräfin wieder Arbeit. Selbst die kranke Lisette lächelte vor Freude. Nun begann die Familie zu warten von Minute zu Minute, jedes Geräusch vor dem Hause schien ihnen die Kartoffeln zu verkünden; sie warteten von Viertelstunde zu Viertelstunde, immer banger, immer ungeduldiger; es wurde immer kälter; endlich krochen die Kinder weinend vor Kälte in der Mutter Bett; sie weinten fort vor Hunger, bis sie einschliefen; die kranke Mutter stöhnte schmerzlich über die Schlummernden. — O hätte ich nur Kräfte, sagte sie, ich wollte schon Hülfe schaffen. Es kann ja Gottes Wille nicht sein, daß Menschen, daß Kinder erfrieren und verhungern.

Ja, sagte Gottlieb, das ist es auch nicht, es ist nur des Menschen Gesetz, welches uns ausschließt von dem Besitz, und die Mächtigen und Reichen haben es gegeben. Wachsen doch Riesenstämme in dem Wald, und nur der Reiche darf sie fällen, und mit der Ernte ist es auch so. Es ist ein verfluchtes Vorurtheil das Mein und Dein — denn eigentlich wer's braucht, dem gehört Alles.

Die Gräfin ist doch sonst so gut gegen Arme — sie sagt, es sei die Pflicht der Reichen, zu geben, versetzte Lisette sanft.

Und wenn sie es nicht thut, da muß der Arme sich's nehmen, sagte Gottlieb dumpf vor sich hin; man sah es ihm an, daß dunkle Gedanken in ihm aufstiegen. Er hatte gar keine Hoffnung mehr. War doch Jäger der Vollstrecker der Wohlthat; er war überzeugt, daß dieser im Haß sie unterschlagen habe.

Lisette hatte sich schon lange in Schlaf geweint, als er sich noch unruhig auf der Streu herumwälzte, er konnte auch vor Kälte nicht schafen. Endlich nach Mitternacht raffte er sich empor, nahm die Axt, womit er Holz zu spalten pflegte, einen Strick, um die Wellen zu binden, und einen Stock mit Hacken. Er ging um Holz zu suchen in den Wald. Zum Erstenmal begab er sich auf diesen Dornenpfad der Armuth, zu denen man freilich eigentlich keine Axt braucht, denn den Armen gehört nur der kärgliche Brosamen des Waldes; das dürre Holz, das Menschen und Natur ihm nicht willig geben wollten, das wollte Gottlieb sich nehmen, er war dazu entschlossen!

Als die Gräfin dem Jäger eben den Befehl zur Holz- und Kartoffelspende ertheilen wollte, kam ihr Gemahl und lud sie zu einem Spaziergang ein, welcher ziemlich lange dauerte; und als Jäger den Auftrag erhielt, war die Ausführung desselben wirklich nicht mehr möglich. Doch mit dem Frühesten, lange vor Tagesanbruch, ließ er die Kartoffeln aus dem Keller holen, und als der Tag graute und man ohne Licht in den Holzstall konnte, ließ er das Holz abmessen; er maß sehr reichlich; es war ja für Lisette, für das arme Weib, das er einst geliebt hatte und das so sehr heruntergekommen war. Daß er in Rache um seine verletzte Eitelkeit dazu beigetragen, stimmte ihn nur noch bitterer gegen Gottlieb.

Nachdem er nun die Gabe abgeschickt hatte, machte er sich auf den Weg in den Wald; es war ein hartes Jahr, und der Holzdiebstahl mehr als je; nicht nur die Frierenden stahlen, sondern auch Andere, welche einen Handelsartikel aus dem gestohlenen Holz machten; ganze Bäume waren abgehauen worden, die schönsten Aeste zum Nachtheil der Bäume abgerissen, die Waldschäden waren bedeutend.

Es begann eben zu dämmern, als Jäger den Wald betrat; kaum war er einige Schritte weit eingedrungen, als er ein Geräusch vernahm wie ein Hacken mit einer Axt. Diesem folgte er und entdeckte einen im Waldfrevel begriffenen Mann, welcher ihm den Rücken zudrehte. Aber Jäger erkannte ihn — er sah dieselbe zerrissene Jacke, das struppige Haar, die farblose Mütze, die Gottlieb vor Jahren getragen; er erkannte die ganze stämmige Erscheinung des so verhaßten und unwürdigen Nebenbuhlers. So tief war also Gottlieb gesunken! vom leichtsinnigen liederlichen Burschen zum Bettler und dann zum Holzdieb. Was Jägers Erbitterung gegen ihn noch mehr erhöhte, war, daß er um die Wohlthat seiner Herrschaft wußte, und in dem Augenblick nicht überlegte, daß Gottlieb wahrscheinlich schon fort war, als dieselbe ankam. So niedrig undankbar erschien ihm der Mensch, daß jedes Mitleid in seiner Brust erstarb; er war entschlossen, ihn anzugeben, ihm die Strafe leiden zu lassen, die er verbiente. Ja, Gottlieb sollte in's Gefängniß — damit meinte er, sei auch Lisetten geholfen und den Kindern; er wußte ja nicht, wie krank sie war, nicht daß sich der Mann geändert; sie von ihm zu befreien, schien ihm die höchste Wohlthat für sie; er hätte ihn gern zu lebenslänglichem Zuchthause verdammt um des Holzdiebstahls willen.

Gottlieb war so sehr in seine Arbeit vertieft, daß er den Herannahenden nicht hörte; plötzlich packte ihn Jäger an dem aufgehobenen Arm und entwand ihm die Axt. — Habe ich Dich ertappt, Du Spitzbube, sagte er; so weit hast Du es also gebracht, Du Trunken-

bold, Du liederlicher Mensch! — Jäger war aufgeregt im heftigsten Zorn, und Gottlieb stand leichenblaß, zitternd wie ein Espenlaub. Das Unrecht drückte ihn, er war auch beschämt, das Bündel frischen Holzes lag vor ihm, und der junge Baum, den er gefällt hatte, auch; es war nicht möglich zu läugnen. So standen sich die beiden Todesfeinde gegenüber.

Du kommst mit mir, herrschte Jäger dem Verbrecher zu.

Wohin? fragte dieser kleinlaut wie im Traum.

In's Gefängniß, wohin es alle Trunkenbolde bringen, war die barsche Antwort.

Da erwachte Gottlieb aus seinem Erstarren; er sah in Gedanken Frau und Kinder hungernd und frierend und den Vater nicht wiederkehrend, und die geschwätzigen Nachbarn, welche die Nachricht brachten, daß er eingesteckt sei und entehrt; diese Reihenfolge von Gedanken war das Werk einer Minute.

Ich bin kein Trunkenbold, rief er; ich darf nicht in's Gefängniß, habe Erbarmen mit meinem Weibe, mit meinen Kindern!

Hättest Du doch selbst Erbarmen mit ihnen gehabt, da wärst Du nicht so weit gekommen, jetzt iß' aus, was Du Dir eingebrockt hast. — Da stürzte Schuster ihm zu Füßen, sein Trotz war gebrochen durch die Aussicht auf Schande und Gefängniß. — Hab' Erbarmen, wenn der Himmel einst Erbarmen haben soll mit Dir — bin ich doch durch Dich so weit gekommen. — Aber Jägers Herz war verhärtet, des Schusters knieende Stellung schien ihm unmännlich, sein ganzes Erscheinen war für ihn ekelerregend. Schuster kam ihm vor, wie ein Flecken der Menschheit, auch that er seine Pflicht.

Fort in's Gefängniß, herrschte er ihm zu.

Teufel! schrie Schuster in Verzweiflung, nein, ich will nicht in's Gefängniß, wer kann mich zwingen? Er nahm eine drohende Stellung an.

Nun, wenn Du nicht kommen willst, so wird der Gerichtsdiener Dich schon einladen.

Mit diesen Worten wandte sich Jäger um, zu gehen, die kleine Axt hatte er in der Hand. Vielleicht hätte er unterwegs bei Lisette eingesprochen, und sein strenger Vorsatz wäre gescheitert an ihrem Elend. — Vielleicht wäre auch das Mitleid in ihm von selbst erwacht, und wenn seine Pflicht auch die Angabe des Holzfrevlers erheischte, so hätte er doch beim Grafen Fürsprache thun können.

Schuster stand noch immer in Kampfesstellung, in der linken Hand hielt er das Stück Baumstamm, welches er hatte zerhacken wollen, als Jäger kam. — Spion, Angeber, Schurke! schrie er, Du willst mich wohl verrathen! Nun, bei Gott das sollst Du nicht! — Er stürzte Jäger nach und traf denselben mit dem Holz auf den Kopf. Die zitternde Hand hatte den Streich nicht kräftig geführt; Jäger wandte sich und trat ihm entgegen; er sah, daß der Mann wie rasend war, er stellte sich in Vertheidigungspositur ihm gegenüber mit gehobener Axt und Knotenstock. Schuster stürzte aber blind auf ihn ein; er wollte seine Axt dem Gegner entreißen und verwundete sich selbst an der Hand. Das vermehrte seine Wuth, er schlug mit dem Knittel abermals auf des Jägers Schläfe; dieser taumelte und fiel, die Axt entsank seinen Händen und Schuster ergriff sie.

(Schluß folgt.)

Marokkanische Skizzen.

Schluß.

Der Aberglaube der Marokkaner geht über alle Gedenkbarkeit. So fürchten sie sich namentlich vor Ruinen und ganz besonders vor denen aus der vormuhamedanischen Zeit. Die umgestürzten Säulen der alten Römerstädte erwecken ihnen kindische Furcht, denn dort hausen die bösen Geister. Wer, so sagen sie, von Mogador nach Mequinez, von Tetuan nach Fetz reist und nach beschwerlicher Tagfahrt etwa vom Wege abirrt, um Wasser oder Nahrung zu suchen, der hüte sich! Denn holde Jungfrauen mit wunderbaren, verlockenden Augen, mit Zähnen wie Elfenbein und Rosenmunde, wandeln über die Fluren, umstricken den Wanderer, daß er ihnen nachgeht bis zu dem unheimlichen Orte, wo sie ihn haben wollen. Wer sich von ihrer sanften Stimme, ihrem holden Lächeln verführen läßt und ihnen die Hand reicht, der ist verloren; die Dämonen fallen über ihn her, und der andere Morgen sieht von ihm nichts mehr, als die weißen Knochen, die Zeugniß von dem guten Appetite der menschenfressenden Zauberinnen geben.

Wenn das Wetter der Ernte nachtheilig zu werden droht, so werden auf den Minarets lange Papierstreifen befestigt, die von irgend einem Gottesmann mit Sprüchen aus dem Koran beschrieben sind, und denen man in Bezug auf die Wolken gerade die Wirkung zuertheilt, die unsere Leute von Vogelscheuchen auf Spatzen erwarten. Will man Regen haben so versucht man obiges Mittel gleichfalls; wirkt es aber nicht gegen die Dürre, so werden die — Juden zu unablässigem Hülfegeschrei angehalten, selbst mit der Peitsche! Die Marokkaner philosophiren nämlich so: »Wenn Allah sein Ohr vor den Bitten der Gläubigen verschließt, so geschieht dieß, weil ihm ihre Anrufungen zu angenehm sind und er sich deshalb mit deren Erhörung nicht beeilt; hört er aber das Bittgeheul der Juden, so bekommt er Langeweile und Ekel, läßt deßhalb in Strömen regnen, um den lästigen Schreiern den Mund zu stopfen!«

Das größte Unglück, das einem Marokkaner begegnen kann, ist der Ruf als reicher Mann; denn der Sultan hält allenthalben seine Spürhunde, und verurtheilt den Reichen bei der ersten besten Gelegenheit zu einer Geldbuße, die ihn im vollsten Sinne zum geschlagenen Mann macht. Der Unglückliche hat seine Piaster verscharrt, und erklärt, er könne die Summe nicht zahlen. Gleichviel, ob er die Wahrheit sagt oder nicht, er muß die Summe aufbringen: er wird so lange geprügelt, bis er sagt, wo er seinen Schatz verborgen hat, oder er wird zu Tode gefoltert. Die Schatzbeamten in Marokko sind im Gelderpressen die durchtriebensten Schlauköpfe auf der Welt und haben Hülfsmittel erfunden, die ans Unglaubliche grenzen. Der Engländer John Drummond erzählt in seinem Reiseberichte eine Reihe solcher Vampyrstückchen. Unter anderem erfahren wir, daß ein Kaufmann aus Tanger allen Schatzbeamtenkunstgriffen das unverwüstlichste Schweigen entgegensetzte. Endlich wurde der reiche arme Mann aber dennoch würde, als man ihn mehrere Tage lang mit einem ausgehungerten Löwen zusammensperrte. Kaufmann und Löwe waren zwar beide angekettet, aber jener war gezwungen, fortwährend die peinlichste Stellung zu behaupten, wenn er den Klauen der Bestie nicht verfallen wollte.

In einem Lande, wo das Leben und Vermögen der Eingebornen solchen Gefahren ausgesetzt ist, befinden sich die Fremden natürlich in der Hölle. Selbst in den Seeplätzen laufen die diplomatischen Agenten der europäischen Großmächte häufig Lebensgefahr. Wehe aber dem Verwegenen, der sich in das Innere des Landes wagt! Der Engländer Davidson lieferte vor einigen Jahren zu dieser Bemerkung wieder den sprechendsten Beweis. Er wollte durch das Kaiserthum Marokko nach Binnenafrika und zunächst nach der mysteriösen Stadt Tombuktu vor-

bringen, zu welcher der Weg mit Menschenknochen besäet ist. An physischer und moralischer Energie zu einem solchen Wagstücke fehlte es ihm so wenig, wie an medicinischen Kenntnissen, die bei den wilden Stämmen sehr geschätzt sind, und am Ersten noch eine gute Aufnahme sichern; er war ferner mit Empfehlungsbriefen von seiner Regierung an den Sultan versehen, und es wurde in denselben ausdrücklich dargethan, daß der Reisende einzig und allein wissenschaftliche Zwecke verfolge. Aber es geht über den Horizont eines Mauren, daß Jemand bloß der Wissenschaft, und nicht der Geldgier wegen ein gefährliches Unternehmen beginnt. Der Sultan nahm den Reisenden gnädig auf, gab ihm aber zu verstehen, er thue am Besten, wenn er heimkehre. Davidson ließ sich jedoch nicht abschrecken, und nun mochte der Kaiser denken: Wem nicht zu rathen, dem ist nicht zu helfen! Genug, er überließ den Engländer seinem Schicksale. Dieser ging über den Atlas, besuchte einen kriegerischen Judenstamm, der in den Bergen haust und sich unabhängig erhalten hat, und kam so an den Saum der großen Wüste, wo er von Beduinnen erschossen wurde. Die Mörder vernichteten die sämmtlichen Papiere des Reisenden — ein Umstand, der schließen läßt, daß sie nach geheimen Instruktionen handelten. Der marokkanische Hof hatte in dem Reisenden der geographischen Gesellschaft nichts, als einen schlauen und verwegenen Spion gesehen; und der Sultan brauchte nur zu winken, ja blos dem Fanatismus der wilden Stämme freies Spiel zu lassen, um sich des Verdächtigen zu entledigen.

Die meisten Mauren halten es für ein gutes Werk, wenn sie einen Christen todtschlagen. Zu dem Glaubenswahne kommt ferner das Mißtrauen, da alle Europäer als im steten Complotte gegen den Islam begriffen, betrachtet werden: die Vertreibung ihrer Altvordern aus Spanien heischt bei ihnen noch immer Rache. So unglaublich es klingt, so wahr ist es, daß die ältesten Geschlechter Marokkos noch bis auf diesen Tag die Schlüssel zu den Häusern aufbewahren, die ihren Ahnen einst in Granada und Cordova gehörten, ja selbst die Besitzurkunden der Güter am Guadalquivir und Daro werden sorglich von Geschlecht zu Geschlecht vererbt, da es für Gotteslästerung gelten würde, wenn ein Maure daran zweifelte, daß der Muhamedanismus die herrlichen Provinzen, die ihm von den Christenhunden entrissen wurden, zurückerobern werde.

Noch schlimmer, oder, wenn man will, besser, als die Christen, sind die Juden, von denen Nordwestafrika wimmelt, daran: die Mauren mißhandeln, placken, berauben und peinigen sie bis aufs Blut, aber sie verachten dieselben zu tief, als daß sie sich herablassen möchten, Judenblut zu vergießen. Im Gegentheil sucht man die Race zu erhalten. Deshalb wird es durch strenge Gesetze verpönt, daß ein Judenweib oder Mädchen das Reich verläßt; und diese Gesetze kommen häufig in Anwendung, weil die Judenmädchen von Tanger ihrer Schönheit wegen berühmt sind. Uebrigens sind die Israeliten in den marokkanischen Städten die orthodoxesten Anhänger des Gesetzes, die es irgend geben kann. Als Beleg führen wir nur folgenden Fall an, der sich französischen Blättern zufolge, vor einiger Zeit ereignete. Einem marokkanischen Judenmädchen gerieth zufälig am Sabbath das Kleid in Brand; die Eltern waren zugegen, ließen die Tochter aber ruhig verbrennen, weil es verboten ist, am Sabbat Licht und Feuer zu berühren.

Folgendes historische Ereigniß zeigt wohl am Schlagendsten, was in Marokko Rechtens ist. Sultan Muley-Yezed kam eines Tages in Gefahr; ein Aufstand seiner Leibgarde war ausgebrochen. Die Soldaten hatten seit einem halben Jahre keinen Sold bekommen. Der Sultan, der sich mit wenigen Getreuen in den Palast eingeschlossen hatte, besaß hinter eisernen Thüren Goldbarren und Geldfässer in Menge; aber er wollte seinen Schatz nicht angreifen. Was war zu thun? Es wurden drei verhaßten Paschas die Köpfe abgeschnitten und diese den Rebellen

vorgeworfen. Diese Genugthuung machte den aufrührerischen Soldaten zwar Freude, doch wollten sie mehr, sie verlangten Geld. Da bewilligte der Sultan den Rebellen, daß sie ohne Blutvergießen das Judenviertel von Fez 24 Stunden hindurch plündern dürften, um sich für den rückständigen Sold bezahlt zu machen. Die Rebellen waren mit dieser Aushülfe zufrieden, die Fezer Judenschaft wurde bis aufs Hemd ausgezogen; wer Etwas besaß, verlor Alles; wer arm war, fand dabei Gelegenheit, etwas zu verdienen, da die Soldaten an diese späterhin verkauften, was sie den andern im Verlauf der bewilligten 24 Stunden abgenommen hatten. Während des letzten Krieges der Marokkaner mit den Franzosen, soll in den Synagogen des Reiches große Angst geherrscht haben, Aberrhaman werde sich durch ein gleiches Mittel zu helfen suchen, wenn er den Franzosen Kriegs-Contributionen zahlen müsse.

Wer Diebs-Geschichten und orientalische Sagen liebt, der lese das Reisewerk des Engländers John Drummond; es hat in London bereits zwei Auflagen und in Paris eine französische Uebertragung erlebt und unsere deutschen Uebersetzer werden sich ohne Zweifel einen so pikanten Bissen gleichfalls nicht lange entgehen lassen.

Der Faschingsochse Sebastopol soll so ungeheuer groß und stark sein, daß sich ein Ochsenbein aus der Schweiz, nunmehr in französischen Diensten, daneben ganz winzig ausnimmt.

Die Alliirten in der Krim sehen nichts vor sich als weißbedeckte Steppen. Lieber hätten sie freilich weißgesteppte Decken!

Müller. Weeßt de denn, wer eijentlich die jeheimen Verbündeten von Rußland sind?

Schultze. Nee. Doch nich etwa Hessen oder Mecklenburg?

Müller. I bewahre! Ich will es dir sagen: — der Januar und der Februar.

Schultze. Ach so! Na freilich, das konnte man sich denken, daß es nur vormärzliche Alliirte sein konnten.

Schultze. Was sagst de denn dazu, daß ins Englische Unterhaus bloß vor den Bedarf an Schreibmaterial für die Armee 70,000 Pfund Sterling fürs verjangene Jahr verlangt sind?

Müller. Is es die Möglichkeit! Für beinahe 500,000 Thaler Englische Federn, und doch so wenig Schnellkraft!

(Kladderadatsch.)

In China herrscht folgender Gebrauch, der bei aller Sonderbarkeit doch seinen guten naiven Grund hat. Ist Jemand gestorben und hat sein Vermögen einem nicht Blutsverwandten hinterlassen, so ladet der lachende Erbe alle Freunde des Todten ein; diese kommen mit Bambusstöcken, womit sie unter den höflichsten Begrüßungen den Erben ernsthaft durchprügeln, damit er im Stande sei, den Todten zu beweinen. Dies geschieht dann auch, und nachher gibt der geprügelte einen großen Schmaus, wobei Krokodilsaugen, Schlangenköpfe und Haifische in polnischer Sauce das Hauptgericht bilden.

(Erfreuliche Aussicht.) Eine Bauersfrau, die eben von dem Markte in der Stadt zurückgekehrt war, erzählte ihrer Nachbarin, wie sie die »dummen Stadtleute« immer so zu beschwatzen verstände, daß sie oft einen doppelten und dreifachen Gewinn mache. — »Wer's glaubt?« entgegnete die Nachbarin, »die Stadtleute werden nach und nach so gescheidt wie unsereins.« (Wers glaubt.)

(Die Betrübniß.) Ein Eckensteher, der, wie alle die Bequemlichkeit und Ruhe über Alles liebte, lag in der Sonne und schlief. Man weckte ihn und sagte ihm, daß sein bester Freund so eben gestorben sei. Er hörte die Nachricht gelassen an, drückte die Augen wieder zu und sagte: »Na, da werd' ick ochsig betrübt sind, wenn ich nachher wieder ufwache.«

(Ein origineller Bettler.) In Irland wurde kürzlich ein Bettler ertappt, welcher — sich einen Bedienten hielt, der ihm betteln helfen mußte.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers.

Druck und Verlag von J. F. Rietsch.

Nro. 10. **I. Jahrg.**

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt.)

Sonntag den 11. März 1855.

Eine Novelle aus dem Volke.

Von Amalia Winter.

Schluß.

Ja, sagte Schuster, da liegt er, warum hat er mich auch unglücklich machen wollen. — Jäger bewegte sich, und nun erwachte in Schusters Brust von Neuem die Angst vor Verrath — wenn er nicht todt war. Bei Gott, er hatte ihn nicht tödten wollen; er wollte ihn nur strafen, zurückhalten, er wollte nur nicht verrathen sein. Und jetzt, wenn Jäger zu sich käme, würde er noch unerbittlicher, die Strafe noch strenger sein. — Nein, sagte Schuster, der soll mich nicht mehr verrathen! — Er holte aus mit der Axt und gab Jäger den Todesschlag auf den Kopf.

Erst jetzt kam Schuster zur Besinnung. Ich habe gemordet, rief er. O ich Unglücklicher! — Seine Hand blutete, seine Kleider waren mit Blut befleckt; es war heller Tag, wie sollte er ungesehen nach Hause kommen mit seiner Beute. Und Frau und Kinder hatten kein Holz in der Frühe; er besann sich einige Minuten. — Jetzt ist Alles eins, sagte er, ich bin ein Mörder, — ich werde doch dem Gericht nicht entgehen, da mögen die Leute auch wissen, daß ich ein Holzdieb bin. — Er ging an dem nahen Bach und wusch sich so gut er konnte, dann trug er sein Holz nach Haus; zu seinem eigenen nicht geringen Erstaunen begegnete er Niemand; er hatte die Vorsicht, nach dem Garten des Hauses zu gehen und das Holz über den Zaun zu werfen, dann sprang er nach.

Er glaubte zu träumen, als er einen fröhlichen Rauch aus dem Schornstein seines Hauses steigen sah, und als er in's Zimmer trat, in's warme trauliche Zimmer, dampfte eine Schüssel Kartoffeln auf dem Tisch, die Kinder saßen freudestrahlend umher und ließen es sich gut schmecken, und Lisette lächelte ihm aus dem Bett entgegen. — Siehst Du, sagte sie, die Gräfin hat uns nicht im Stiche gelassen — Alles das hat sie uns heute durch Jäger geschickt.

O, ich Unglücklicher! rief Schuster, die Hände vor das Gesicht faltend und sank auf die Bank, indem er mit dem Kopfe gewaltsam auf dem Tisch stieß. — O, ich Unglücklicher! was habe ich gethan.

Die Kinder blickten den Vater verwundert an und Lisette erblaßte.

Beruhige Dich, Alter, sagte sie, was wirst Du gethan haben? Du hast Holz im Walde geholt. Nun, die Noth war groß, was thut man nicht Alles, wenn die Kinder frieren, künftig thust Du es nicht wieder — nicht wahr, künftig vertraust Du mehr auf Gott und auf gute Menschen.

In dem Augenblick klopfte es an die Thür. Ja, rief Gottlieb aufspringend, sie kommen schon; sag', ich wäre nicht da, ich kann mich nicht sehen lassen, — und er sprang in die Kammer.

Lisette verstand des Mannes Angst nicht; sie dachte, er habe wieder getrunken, und begriff nicht, woher er das Geld oder den Kredit dazu erhalten hatte. Der fremde Zuspruch war eine Sendung von der Gräfin, welche sechs Paar Schuhe für die Mägde bestellen ließ. Nun war die Familie für eine ganze Woche versorgt, nun gab es Verdienst. Lisette sandte ein Dankgebet gen Himmel.

Gottliebs Verzweiflung ward aber durch diese neue Wohlthat nur noch gesteigert. Er hatte auf dem Boden noch ein altes Kleidungsstück seines seligen Vaters; dieses legte er an, dann verband Lisette ihm die Hand. — Wie Du aber gerade die rechte Hand Dir hast verletzen können, begreife ich nicht, sagte sie, Du hackst doch nicht das Holz mit der linken? — Ein Kriminalrichter hätte kaum eine richtigere Bemerkung machen können, und es durchzitterte Gottlieb von Neuem. Er setzte sich aber an die Arbeit und trotz der verletzten Hand war er fleißig, wie in seinen besten Tagen, als man Tumult auf der Straße vernahm. Die Dorfbewohner liefen geschäftig zusammen. — Jeder hatte etwas zu erzählen, und an dem Eifer merkte man, daß es etwas Entsetzliches sei. Bald kam auch die Nachbarin herein und brachte die Nachricht, daß man Jäger im Wald todt gefunden habe, und zwar von Holzdieben erschlagen.

Gottlieb arbeitete eifrig fort, Lisette aber sprach ihr herzliches Mitleid aus, und wie sie ihm ein besseres Schicksal gegönnt hätte — und noch dazu so nahe vor seiner Hochzeit.

Ja, sagte die Nachbarin weiter, und man würde jetzt die Gemeinde zusammenberufen, denn man meint, es sei Einer aus dem Flecken, — er müsse verwundet sein, wie die Blutspuren andeuten, dann würde man ihn gleich erkennen, sagte der Richter.

Bei dieser letzten Andeutung war Lisette ohnmächtig geworden; sie gedachte der Verwundung ihres Mannes und seine wunderbare Aufregung schien ihr mit einem Mal erklärt.

Als sie wieder zu sich kam, sagte sie: Gib mir die blutigen Kleider, ich berge sie im Bett. Dann geh' zur Versammlung und sei standhaft. Gesteh' nichts, ich will auch nichts gestehen.

Gottlieb ging, die Hände in den Rocktaschen; alle Männer der Gemeinde waren versammelt; seine Verwundung fiel natürlich auf, auch seine veränderte Kleidung.

Die Wunde habe er sich gestoßen, sagte er, und die Alltagsjacke werde geflickt. Er sei den ganzen Tag nicht ausgewesen, — betheuerte er. — Das kleine sechsjährige Mädchen sagte aber die Wahrheit, als man es frug: ob der Vater früh aus war? Die Unschuld des eigenen Kindes wurde ihm zur Verrätherin. Lisettens Läugnen half nichts mehr; man durchsuchte nun das Haus nach dem andern Rock, im Keller wollte man suchen, es war kein Oel im Haus, die Lampe zeigte an, daß sie schon seit lange nicht gebrannt hatte. Welch' lange Nächte mußte die Familie gehabt haben — es war beinahe natürlich, daß schwarze Gedanken bei der langen Unthätigkeit aufsteigen mußten.

Im Bette der Frau fand man das blutbefleckte Kleidungsstück. Wäre sie nicht so krank gewesen, so hätte Lisette als Hehlerin auch Strafe verdient. — Als man Gottlieb zur Leiche brachte, stürzte er laut schluchzend darüber hin und gestand sein Verbrechen. — Man führte ihn ab nach der Stadt; die Kinder schluchzten, Lisette aber schlief — sie schlief den letzten Schlaf, der Schlag hatte sie gelähmt, und nur mechanisch athmete noch die Brust, bis sie still stand.

Die Gräfin sorgte für die fünf Kinder. — Hätte ich, sagte sie, des Flehenden Bitten gleich erhört und sein Schicksal gelindert vor meinem Spazierengehen, so wäre die Familie gerettet. Ein so kleines Versehen und so große Folgen! Schwer ist einst die Verantwortung des Reichen! Er soll Hülfe spenden und die Hülfe nicht vertagen, sie kommt leicht zu spät. Was kommt nicht Alles zu spät in dieser Welt, Einsicht, Erkenntniß, der gute Wille und vor Allem die That.

Klein ist der Keim zur Schuld, aber sie wächst schnell heran, und ihre Zweige werden riesengroß. Durch die Gewohnheit an einen unbedeutenden Genuß, verarmt mancher Handwerker. Konnte Gottlieb Schuster nicht unter seiner Familie den Abend zubringen — warum immer in der Wirthsstube? Wäre er nicht vom Trinken erhitzt nach Hause gekommen, so hätte er den Jäger nicht so gröblich beleidigt und die gräfliche Kundschaft nicht verloren. — Nach seinen Gelüsten gestaltete er seine Grundsätze; Haß und Neid gegen die Besitzenden trieb ihn zum Frevel, den der Augenblick zu einem Mord ausarten ließ.

Auch Jäger hatte gefehlt, erst aus Eitelkeit, dann aus Rachsucht, zuletzt hatte er den Armen gehöhnt. Alle diese Fehltritte der verschiedenen Personen waren natürlich und menschlich, durch die Stimmung des Augenblicks hervorgerufen. Warum aber auch immer der Stimmnng des Augenblicks folgen? Müßte man sie nicht prüfen, bekämpfen und überwinden? Hätte Gottlieb nur noch einige Stunden gekämpft, der Sieg wäre ihm gelohnt worden.

Schuster ward auf fünf Jahre Zuchthaus verurtheilt — und als er herauskam — — denke Dir Leser, wie es ihm zu Muthe war, und ob er je vergessen konnte, daß er gemordet und sein Weib unter die Erde gebracht hatte.

Der Galeerensklave.

Drei Stunden von der französischen Stadt Toulon, an der Küste des mittelländischen Meeres, liegt eine kleine Stadt, Hyères genannt, die, wenn anders auf der Erde ein Ort den Namen eines Paradieses verdient, auf diesen Namen den vollsten Anspruch machen kann. Von drei Seiten mit Bergen umschlossen und nach dem Meerbusen zu durch steil aufsteigende Felsen vor den brandenden Wogen des Meeres gesichert, lagert die Stadt in einem reizenden Thale, das wie ein Garten, von des Schöpfers eigene Hand angelegt, nach allen Seiten hin bis zu dem Fuße der Berge sich ausbreitet. Hier kennt man keinen Winter; es ist, als ob die Natur in diesem abgeschlossenen Thale keine Erholung brauche. Wenn bei uns in Deutschland Alles kahl und erstorben ist, und Schnee und Eis, Berge, Thäler und Flüsse decken, und Jedermann sich in ein warmes Stübchen flüchtet, blühen dort die Orangenbäume und vereinigen ihre Wohlgerüche mit dem würzigen Athem der

Cassia und des spanischen Jasmins, und im Schatten der dunklen Haine winket den Müden Labung und Erquickung. Zwar entsteigen zur Sommerszeit den zahlreichen kleinen See'n wenn es lange keinen Regen gegeben hat, nebelige Dünste, die sich wie ein neidischer Schleier auf das paradiesische Gefilde legen und den Bewohnern gefährlich zu werden drohen, als wollten sie so recht geflüssentlich den Menschen daran erinnern, daß auf Erden ein vollkommenes Paradies nirgends zu finden sei; aber dann wehen auch vom Meere her kühlende Lüfte, welche nicht allein die drückende Sommergluth mildern, sondern auch die feuchten Nebel über die Berge jagen und das reizende Ländchen wieder frei geben.

Sollte man nicht glauben, daß hier nur glückliche Menschen wohnen könnten? Ein arger Feind menschlichen Glückes: die mancherlei Krankheiten, welchen des Menschen Leben und Seele unterworfen sind, kann hier gar nicht aufkommen; denn alle Leibes- und Gemüthskranke, die nirgends anders Heilung und Rettung finden können, flüchten hierher und entfliehen in den meisten Fällen dem drohenden Tode. Aber der andere Erzfeind menschlichen Glückes, der in des Menschen eigenem Herzen wohnt, die Selbstsucht und die Sinnenlust, hat auch hier seine Macht behalten, denn wo nur Menschen leben, da hat auch die Sünde ihre Heimath und zerstört das Paradies, das Gottes Hand uns aufgebaut hat.

Zu Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts stand an dem nach Norden zu aufsteigenden Berge ein aus Holz und Ziegeln gebautes Haus, einfach und nicht zu groß, doch mit einem sauberen und netten Aeußeren. Citronenbäume schlossen es von drei Seiten ein und bildeten ein liebliches Wäldchen, in dessen Schatten die Bewohner von des Tages Last und Hitze ausruhten, und ihre Seele an dem Anblicke der goldenen Früchte und des tiefblauen Himmels weideten, der hie und da durch die Zweige hindurch schaute. Wenn die Sonne sich dem Untergange neigte, spielten drei Kinder in dem Alter von drei bis sieben Jahren auf dem warmen, weichen Boden, und ein alter Mann mit silbergrauem Haare sah mit großväterlichem Wohlbehagen den fröhlichen Kleinen zu, ordnete ihre Spiele, stiftete Frieden, wenn die beiden Knaben in Zank mit einander geriethen, und schaukelte das kleine Mädchen auf seinen Knieen.

Die Mutter dieser Kinder ein junges Weib von einigen und zwanzig Jahren, trat hinzu und theilte den Hungrigen das Abendbrod aus. Die Kinder blühten alle frisch und munter, wie die Lilien auf dem Felde, der Großvater sah selig darein; mußte das Weib nicht eine glückliche Mutter sein? Ach, sie war es nicht; ein schwermüthiger Zug über ihre blühenden Wangen verrieth ein tiefes Leiden, an welchem die Seele krank war.

„Sabina,“ sagte der alte Mann, „Du bist heute so traurig! Hat Dir mein Sohn wieder Kummer gemacht?“

„Gott sei es geklagt,“ antwortete die Frau unter hervorbrechenden Thränen, „daß ich Ja sagen muß. Wir könnten so glücklich sein, wir haben eine so gute, einträgliche Pachtung, unsere Kinder sind gesund und machen uns nur Freude, und doch ist dieß meinem Manne nicht genug. Er überläßt die Arbeit den Knechten, und statt sich mit der Erziehung seiner Kinder zu beschäftigen, schweifet er von früh bis Abends, oft bis in die späteste Nacht, im Felde und im Walde herum, und hat sein Vergnügen daran, die armen Thiere todtzuschießen. Dann kommt er nach Hause, ist mürrisch und verdrossen, gibt mir kein freundliches Wort, schenkt den armen Kindern, die ihre Hände nach ihm ausstrecken, kaum einen flüchtigen Blick, und geht oft nach wenig Stunden Ruhe schon wieder fort. Ach, ich fürchte, er ist in böser Gesellschaft.“

„Mein armer, verführter Sohn!“ rief der Greis aus. „Leonardo ist sonst gut, er war immer meines Alters Freude und Wonne; und nur seit etwa zwei Jahren ist diese unglückselige Leidenschaft, dieses arbeitslose, wüste Leben über ihn gekommen. Wohl magst Du Recht haben, Sabina, wenn Du von böser Gesellschaft redest; die beiden Brüder Lucil und der junge Francisko, mit welchen er umgeht, sind rohe, wilde Bursche, die an keiner regelmäßigen Arbeit Gefallen finden und vom Herumstreifen leben. Das muß anders werden; noch heute will ich mit ihm reden!“

„Ach, thut das, Großvater!“ bat die junge Frau. „Tausendmal Gottes Segen über Euch, wenn es Euch gelingen sollte, einem unglücklichen Weibe den Gatten und den verlassenen Kindern den Vater wieder zu geben!“

Sabina ging darauf in's Haus zurück, um das Abendbrod für ihren Gatten und für die Knechte und Mägde zu bereiten; und bald darauf trat um die Ecke ein junger Mann, groß und stark, von kräftigem Gliederbau und sonnverbranntem Angesicht. Er trug eine lange Flinte über der Schulter, ein breites Messer an der Seite, und ein zottiger Hund lief ihm voraus.

„Guten Abend, Leonardo!“ rief ihm der alte Mann entgegen. Der Ankommende erwiderte diesen Gruß mürrisch und finster und wollte vorbei eilen. „Ei, mein Sohn,“ fuhr der Alte fort, „hast Du keinen freundlichen Gruß für Deinen Vater? Willst Du Deine Kinder nicht sehen?“

„Ich habe keine Zeit?“ antwortete Leonardo. „Ich muß im Augenblicke wieder fort!“

„Und wohin?“ fragte der Großvater. „Die Sonne ist im Untergehen, die Wanderer eilen nach der Herberge, die Arbeiter kehren vom Felde zurück, ein Jeder findet sich wieder mit den Seinen zusammen, von welchen ihn des Tages Arbeit und Geschäfte getrennt hatten: und nur Du allein denkst nicht daran, daß Du auch in Deinem Hause sein mußt, und daß Dein Weib und Deine Kinder nach Dir verlangen?

„Sie brauchen mich nicht!“ erwiderte Leonardo kalt. „Ihr seid ja da, wenn sie anders Schutz brauchen sollten!“

„Was sagst Du?“ rief der Vater aus, doch mehr im Tone der schmerzlichen Verwunderung, als dem des Vorwurfes. „Denkst Du, mein Sohn, daß Du die heiligen Pflichten, die Gott Dir als Gatte und Vater anferlegt hat, so ohne Weiteres Anderen übertragen kannst? Besteht Deine Pflicht blos darin, daß Du im Nothfalle die Deinigen schützest? Solltest Du nicht vielmehr ein getreuer Haushalter und Hausvater sein? Solltest Du nicht die Sorgen Deines Weibes theilen, mit Rath und That zur Hand sein, die Ordnung des Hauses aufrecht erhalten und Dich der Wirthschaft annehmen? Du sprichst von Schutz? Was meinst Du damit? Könnten etwa Räuber oder Mörder, oder wilde Thiere bei uns einbrechen, gegen welche wir Deine Kinder und uns selbst zu vertheidigen hätten? Aber Du hast Recht, mein Sohn; wir können allerdings Schutz gebrauchen, aber einen andern, als Du meinst. Ich meine den Schutz des himmlischen Vaters, der seine allmächtige Hand schützend über ein Familienleben ausbreitet; aber dabei dürfte es doch gut sein, wenn der Hausvater bei seiner Familie ist, und mit bitten und mit beten und mit danken hilft.

(Forts. folgt.)

Der Kuß der Jungfrau.

Von Emil Girardin.

Vor drei oder vier Jahrhunderten zitterte man in ganz Deutschland, wenn man an die Jungfrau in Nürnberg dachte; der frechste Bandit erblaßte bei diesem Namen, welcher auch rohen Landsknechten, die vor nichts Furcht hegten, Schrecken einjagte, in den Hütten des Landbewohners, in den Häusern der Bürger, in den großen Sälen der Feudalschlösser sprach man häufig und gerne davon, wie von allen Dingen, welche die Fantasie aufregen.

Es war eine lange Reihe von Unglücklichen, welche in den Umarmungen dieses unbarmherzigen Wesens ihren Tod gefunden hatten, und vermehrt durch die umlaufenden Gerüchte, wurde diese Liste noch immer größer.

Die Jungfrau von Nürnberg war nicht etwa eine blonde Deutsche mit blauen Augen und rosigen Wangen, nein, sie war in der That etwas ganz Anderes, nämlich eine schreckliche Maschine, welche irgend ein grausamer Henker der Menschheit erfunden hatte. Sie zeigte sich nicht im Publikum, wie man sich wohl denken kann, und wurde endlich, als die Nacht der Barbarei verschwand, als unnützes Möbel zurückgestellt. Im Laufe der folgenden Zeiten kam man sogar so weit, ihre ehemalige Existenz gänzlich zu läugnen; aber es ist dem Eifer eines englischen Reisenden gelungen, dieses historische Problem zu lösen.

Herr Wilmot, ein reicher und unabhängiger Mann, welcher nicht wußte, was er mit seinem Spleen und seinen Guinen anfangen sollte, entschloß sich endlich, die Jungfrau von Nürnberg aufzusuchen, von welcher er gelesen hatte. Augenblicklich läßt er Postpferde kommen, reist ab, der Kanal ist bald passirt, er geht über den Rhein, er verspricht den Postillons hohe Trinkgelder und sie treiben ihre Pferde zum schnellsten Laufe an. Am Dienstag hatte Herr Wilmot sein Hotel im Westend verlassen, am Freitag befand er sich in Nürnberg.

Sein erster Besuch galt den Gefängnissen des Stadthauses, er hoffte einige Spuren von der Jungfrau dort aufzufinden. Der Baumeister, welcher den Bau dieser Gefängnisse leitete, hat jedenfalls das Angenehme dem Nützlichen zum Opfer gebracht. Was man das Loch nennt, ist ein Souterrain, zu welchem man auf einer Treppe von 15 Stufen etwa hinuntersteigt, und breiten sich dann vor dem Besuchenden mehrere Gänge aus, an deren beiden Seiten sich eine Reihe von kleinen Zellen befindet, die etwa nur 6 Fuß im Umfang haben. Dort lagen die Gefangenen gefesselt, in der dichtesten Finsterniß. Nach eifrigen Nachsuchungen an diesem schrecklichen Orte fand Sir Wilmot eine Folterbank, welche einst sehr viel gedient hatte. Von der Jungfrau war indessen nichts zu entdecken und erst nach vielen Untersuchungen erhielt er die Kunde wo sich dieselbe befinde.

„Reisen Sie“, sagte man ihm, „nach Schlosse F. in Steiermark und suchen Sie den Baron Dietrichstein auf.“

Fünf Minuten später ließ Wilmot die alten Thürme Nürnbergs hinter sich zurück und entfernte sich mich Windesschnelle. Selbst die schroffen und gefährlichen Wege in den österreichischen Gebirgen hielten seinen Eifer nicht zurück, er hätte über die Abgründe fliegen mögen. Plötzlich aber warf ein schrecklicher Stoß ihn zu Boden, sein Wagen war in Stücke zerschellt. Verwundet, mit Blut bedeckt, erhebt der Engländer sich, setzt sich auf eins der Pferde und verfolgt seinen Weg bis zur nächsten Post.

Der Baron Dietrichstein wußte einen solchen Enthusiasmus zu schätzen, er nahm den Fremden bei der Hand und führte ihn augenblicklich in das Zimmer, wo sich die bewußte Jungfrau befand.

Man wird fragen, durch welche Reihenfolge von Umständen die Jungfrau sich in diesem Schlosse befand, die Sache ist ganz einfach.

Als im Jahre 1796 die französische Armee unter dem Befehle Jourdan's die Stadt Nürnberg einnahm, als die Bevollmächtigten des Direktoriums eine Contribution von sechs Millionen Gulden verlangten, da verkaufte man so schnell als möglich, was sich in den öffentlichen Gebäuden Unbrauchbares vorfand; die Jungfrau wurde aus ihrem Verstecke hervorgezogen, zum ersten Male erschien sie am hellen Tageslicht; ein alter Jude kaufte sie für eine geringe Summe, dann ging sie auf einen Kleiderseller über, bei welchem der Baron Dietrichstein sie fand und sogleich ankaufte.

Wenn man das Fußgestell, auf welchem sie steht, mitrechnet, so ist die Jungfrau 7 Fuß hoch, es ist ein Cylinder von hohlem Holz, über welchem sich das ruhige und lächelnde Antlitz eines jungen Mädchens befindet, die Seiten sind so bemalt, daß sie die Tracht des 16. Jahrhunderts darstellten.

Vermittelst einer geheimen Feder öffneten sich diese Seiten wie zwei Thüren, das Opfer wurde rückwärts in den kleinen Raum eingestoßen, welcher nur einen Menschen in sich fassen konnte. Im Innern, an der linken Seite, wo das Herz ist, befanden sich 14 lange Messer, auf der rechten Seite nur 8, dann schloß sich die Maschine. Man vernahm einen Schrei, ein Strom von Blut benetzte das eiserne Fußgestell.

Der Baron bemerkte dem Engländer, daß am Fuß und auf den Seiten des schrecklichen Instrumentes sich noch zahlreiche Blutflecken befänden, die Messer waren ebenfalls noch mit einer rothen Farbe überzogen.

Sir Wilmot ließ die Maschine sich öffnen und wieder schließen; er ist der sanfteste und mildeste Mann auf der Erde, er würde keinem Insect ein Leid anthun können, und dennoch hätte er in seiner archäologischen Wuth gern einen Menschen gehabt, welcher freiwillig sich der schrecklichen Umarmung der Jungfrau dargeboten hätte.

Er bot dem Baron eine fabelhafte Summe an, um Eigenthümer der Jungfrau zu werden.

„Wenn dieser Preis Ihnen nicht genügt“, fügte er hinzu, „so will ich ihn verdoppeln! Wollen Sie?“

„Und wenn Sie mir den Besitz von ganz Oesterreich versprächen, so würde ich kein Bedenken tragen, nein zu sagen“, erwiderte der Herr des Schlosses.

Der Engländer ließ nun die Jungfrau sorgfältig abzeichnen, er überwachte die Arbeit selbst, er unterhielt sich mit der Jungfrau, richtete Fragen an sie. So brachte er drei Wochen, drei glückliche Wochen in dem steiermärkischen Schlosse zu.

Nach seiner Rückkehr publicirte er ein gelehrtes Werk über diesen Gegenstand, dasselbe ist mit Luxus gedruckt und mit vielen Kupfern geziert. Ich habe ein Exemplar vor mir.

Es scheint, daß die Jungfrau im Jahre 1553 verfertigt wurde. Ein Spanier, heißt es, ein sehr geehrter Künstler, welcher sich des Schutzes Philipps II. erfreute, theilte den Magistratspersonen Nürnbergs die erste Idee davon mit, und, heimlich in das Stadthaus eingelassen, legte er die letzte Hand an dieses schreckliche Werk.

Aehnliche Maschinen waren jenseits der Pyrenäen nichts Unbekanntes. Eine freilich schwer zu beweisende Tradition gibt an, daß ein Student das erste Opfer derselben wurde; obgleich ohne Vermögen, wagte er es, die Tochter eines Schöppen der alten kaiserlichen Stadt, welche sich an den Ufern der Pegnitz hin erstreckt, zu lieben, und wurde auf solche Weise für seine Liebe bestraft.

Man versichert, daß in Berlin, Schwerin, Prag, Innsbruck die Jungfrau Nürnbergs ihre Schwestern hatte. Sir Wilmot hat weder Mühe noch Geld gespart, um Gewisses darüber zu erfahren, es ist ihm jedoch nicht gelungen.

Der Ausdruck »Jungfernkuß« ist noch in der deutschen Sprache geblieben, und Jedermann weiß ihn zu deuten. In den großen Wörterbüchern von Adelung und Campe sucht man ihn jedoch vergeblich.

Ehemanns Erholung.

Maier. Nun, Herr Huber! werden Sie nächstes Frühjahr auch wieder eine Reise machen?

Huber. Ich bleibe in der Stadt, aber meine Frau wird zu meiner Erholung auf's Land gehen.

Der rheumatisch'ste Staat in ganz Deutschland ist offenbar Reuß-Kreuz. (Punsch.)

(Eine französische Jagdgeschichte.) Unweit Lyon jagten zwei Jäger einen Hasen, als ein Wächter daher kam, und dem einen Nimrod das Herz schwer ward, weil er keinen Jagdschein hatte. »Bleib ruhig stehen!« flüsterte sein Kamerad, der einen Schein hatte. »»Wie, ich soll stehen bleiben, und Du weißt doch?...«« »Eben deßhalb nehme ich Reißaus und Du folgst dem Hasen ruhig weiter.« — Der Mann des Gesetzes verfolgte den Ausreißer, den er für den Unbescheinigten hielt, aus Leibeskräften, bis er ihn nach einem langen Wettrennen einholte. »Hier ist mein Jagdschein!« »»Warum sind Sie denn so gelaufen?«« — »Weil ich einmal sehen wollte, wie ich laufen könnte.« — Indeß war der Nimrod ohne Schein über alle Berge.

(Ergötzlich.) Kürzlich wurden dem Bedienten des Hrn. Ingles von den Pferden des Lord M. die Beine abgefressen! Die Sache trug sich nämlich folgendermaßen zu: Hr. J. spielt gerne den Edelmann und zu einem solchen gehört ein Bedienter. Es fehlt Hrn. J. jedoch das dazu nöthige Geld und er kommt auf den genialen Einfall, sich einen Bedienten mit Hülfe von Heu und Stroh selbst zu fabriziren. Er ist schlau genug, nur im Dunkeln mit diesem improvisirten Bedienten zu erscheinen, indem er ihn hinten auf seinen Wagen placirt. Eines Abends fährt er zur Oper, sein Bedienter fehlt nicht. Man gibt Balfes neue Oper und der Zudrang ist ungeheuer, Mr. J. ist daher genöthigt, mit seiner Equipage in der Queue zu halten, bis die Reihe an ihn kommt, Lord M. folgt unmittelbar seinem Wagen. Die Pferde des Lords wittern das Heu in den Beinen des Bedienten und fressen dieselben zur nicht geringen Belustigung der Umstehenden auf. Den andern Tag sendet Lord M. an Hrn. J. einige Bund Heu und indem er für das von seinen Pferden angerichtete Unheil um Entschuldigung bittet, erlaubt er, anbei den Stoff zu ein paar neuen Beinen zu übersenden.

Eine Spanierin beschwerte sich vor Gericht, daß ihr Mann sie zu höchst ungelegener Zeit geschlagen habe. »Ich erkläre hiermit«, sagte der Alcade (Richter) ganz ernsthaft, »dieses Züchtigen für null und nichtig, und künftig soll Euer Mann darauf achten, daß er Euch zu gelegener Zeit prügele.«

(Wie ein Reisender sich in große Gefahr begab.) Ein fremder Herr machte sich neulich den Spaß, einer unverheiratheten Dame zu erzählen, daß in einem der entlegenen Länder, die er besucht habe, jede Dame, die mit einem sehr kleinen Munde begabt sei, von der Regierung mit einem Gemahl versorgt würde. »Ist's möglich,« lispelte die Dame, während sie unwillkührlich ihren Mund nach Kräften verengte und zusammenzog. »Ja«, fügte der Reisende hinzu: »und hat eine Dame einen sehr großen Mund, so wird sie mit zwei Gemahlen versorgt.« »Heilige Barmherzigkeit!« rief die Dame, während sich zugleich ihr Mund wieder zu seiner vollen Ausdehnung erweiterte. Diese letztere war so bedeutend, daß der Reisende, den ein Schrecken überkam, eiligst die Flucht ergriff.

Ein junger Mensch der ein Mädchen heirathen sollte, verlangte jetzt um 2000 fl. mehr Mitgift, als voriges Jahr, da die Lebensmittel jetzt so theuer sind.

Druck und Verlag von J. F. Rietsch. Verantwortlicher Redakteur: J. F. Rietsch.

Nro. 11. **I. Jahrg.**

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt.)

Sonntag den 18. März 1855.

Der Galeerensklave.

Fortsetzung.

„Ich weiß nicht,“ sagte Leonardo finster, was Ihr heute so besonders an mir zu tadeln findet!

„O nicht heute besonders!“ setzte der Alte schnell hinzu. „Seit zwei Jahren habe ich das an Dir zu tadeln; aber ich habe es nicht gethan, weil ich — ja, warum soll ich's nicht sagen! — weil ich nicht den Muth dazu hatte. Wenn ich nun sage, daß der liebe Gott Dich gewürdigt hat, Vater von drei Kindern zu sein, deren Erziehung Dir doch zukommt, so müßte man glauben, daß Du Deine Kinder auch erziehen könntest. Einem Vater aber zu sagen, was er um seiner Kinder willen zu thun hat, ist selbst dem Großvater nicht leicht; denn es nöthigt ihn zu der schmerzlichen Ueberzeugung, daß sein Sohn noch nicht werth ist, Vater zu sein!“

„Vater!“ fuhr Leonardo wild und mit fast drohender Geberde auf. „Ihr wisset, ich kann von Euch Viel ertragen; aber Ihr werdet auch wissen, was zu meinen Hausrechten gehört!“

„O gewiß, das weiß ich!“ sagte der Großvater schnell, doch in aller Würde und Ruhe. „Dein Hausrecht besteht darin, daß Du dies Dein Haus wieder niederreißen kannst, sobald es Dir gefällt. Ich meine aber nicht dies hölzerne Gebäude da, sondern Deine Familie; Du hast gar viele Mittel in Händen, den Wohlstand Deines Hauses zu zerrütten, Dein Weib zu kränken bis zum Tode, Deine Kinder auf den Weg des geistigen und leiblichen Elendes zu führen, Deinem alten Vater die letzten Lebenstage in Kummer und Gram zu verwandeln, daß er mit Jammer zur Grube fährt. Dieß ist Dein Hausrecht, und willst Du davon Gebrauch machen, so wüßte ich auf Erden Niemanden, der Dich darin hindern könnte.

Der alte Mann sprach diese Worte mit einer von tiefer Wehmuth erfüllten Stimme; es war fast, als füllte eine Thräne sein Auge. Um aber seine eigene Rührung zu verbergen, nahm er das kleine Mädchen auf seinen Schooß, strich ihr die braunen Haare von der Stirne und liebkosete es; die beiden Knaben aber standen links und rechts zu seinen

Knieen, und blickten mit ängstlicher Verwunderung bald auf den Vater, bald auf den Großvater, weil sie wohl fühlen mochten, daß Etwas nicht recht sei.

Leonardo blickte mit finsterer Miene vor sich hin, und stieß den zottigen Jagdhund, der schmeichelnd ihm nahte, mit Unwillen von sich. Unzweifelhaft kämpften in seiner Seele der gute und der böse Geist mit einander, und es sah erst aus, als wollte der böse Geist den Sieg davon tragen. Leonardo ging jetzt mit unruhigen Schritten auf und nieder, nahm die Flinte von der Schulter, hing sie an den Ast eines Baumes, blieb dann plötzlich stehen und sagte unwirsch: „Vater, sprecht, was habt Ihr eigentlich gegen mich?“

„Ich habe gegen Dich, daß Du die alte Liebe verlässest!“ antwortete der Greis mit den Worten der Schrift, in welcher er in ungewöhnlicher Weise bewandert zu sein schien. „Was haben Dir Weib und Kind gethan, daß Du sie so vernachläßigest? Was hat Dir Gott im Himmel gethan, daß Du sein heiliges Gebot, welches er Dir in's Herz geschrieben hat, so vielfach übertritst?“

„Ihr seid zu streng gegen mich!“ erwiederte Leonardo finster. „Was thue ich denn weiter! Ist es denn so etwas Strafbares und Sündhaftes, auf die Jagd zu gehen?“

„Es kommt Alles darauf an, unter welchen Umständen dies geschieht,“ antwortete der Greis in milderem Tone als bisher. Die Jagd ist nicht Dein Gewerbe; und wenn dies von Zeit zu Zeit einmal geschähe, so hätte dies auch nichts zu bedeuten. Aber dieses Herumstreifen ist bei Dir zur Leidenschaft geworden; Du vernachläßigst Deine eigentliche Arbeit dabei, Du lässest die Knechte und Mägde schalten nach Gutdünken; Du kommst oft mehrere Tage und Nächte lang nicht zu Hause, fragst nicht nach Weib und Kind, die nach Dir verlangen; und wenn Du nach Hause kommst, bringst Du keinen friedlichen Geist mit, sondern bist mürrisch, zänkisch, verdrossen, und Niemand kann Dir was recht machen. Du zerstörest damit den stillen Frieden Deiner treuen, braven Sabina; Du wirst Deinen eigenen Kindern fremd und bringst Dich um ihre Liebe, um ihr Vertrauen zu Dir. Mit einem Worte Du vergissest über Deinen eigenen niedrigen und gefährlichen Lustbarkeiten Deine Pflichten als Gatte und Vater und als Hausherr; und wenn“, setzte der Greis mit bewegter Stimme hinzu, „wenn Du es an Deinen eigenen Kindern erfahren hast, wie sauer Du Deinem Vater und Deiner Mutter geworden bist, wenn Du es weißt, wie beseligend es ist, wenn sich Eltern über ihre Kinder freuen können, so kann ich auch wohl sagen, daß Du dabei die Pflichten des Sohnes vergissest, und nicht daran denkst, wie tief und schmerzlich es mich kränken muß, wenn ich Dich auf wahrlich keinem guten Wege wandeln sehe!“

Leonardo schien von diesem milden Tadel seiner Lebensweise und von der Schilderung seiner Verschuldung tief ergriffen zu sein. „Ich habe an das Alles nicht gedacht,“ sagte er. „Ich will Niemanden wehe thun!“

„Aber Du thust es, mein Sohn!“ warf der Vater schnell ein. „Man versündigt sich auch, wenn man das Gute zu thun unterläßet. Aber die Hauptsache ist, Leonardo, daß Du gar nicht zu wissen scheinst, in welcher gefährlichen Gesellschaft Du bist. Deine Jagdgefährten, die beiden Lucil's und der junge Franzisko, sind nicht die besten Vorbilder für Dich. Zwei davon sind nicht verheirathet und der ältere Lucil ist ein Tyrann in seinem Hause; er behandelt sein armes Weib wie eine Sklavin und schämt sich nicht, sie zu schlagen. Seine Wirthschaft ist schon in tiefen Verfall gerathen, und wenn nicht bald Einhalt geschieht, nimmt es damit ein trauriges Ende. Siehst Du nun nicht ein, mein Sohn, daß Dir dasselbe Loos bevorsteht? Durch Dein wüstes Herumstreifen entwöhnst Du Dich aller

ordentlichen Arbeit; auf Deinen Jagdzügen kommen selten gute Gedanken an Dein Herz; wüste Jägersleute, wie Deine Kameraden, sind in der Regel dem Spiele und dem Trunke ergeben, und dabei geht ein guter Gedanke nach dem anderen verloren. Mit der Jagd auf Thiere wird angefangen, und mit der Jagd auf Menschen geendet. Leonardo, mein theurer Sohn, bist Du denn auf einmal so mißtrauisch gegen mich geworden, daß Du mir nicht mehr glauben willst, wo ich es nur gut mit Dir meine?«

Leonardo stand tief erschüttert vor seinem alten Vater. Der Schmerz der Reue breitete sich sichtbar über sein ganzes Angesicht und drückte sich in der Scheu und Verlegenheit aus, in welcher er dem Vater gegenüber stand und seine Blicke zu Boden schlug. Und wenn er nicht sogleich diese seine Reue offen und ehrlich bekannte, so war nur die Scham daran schuld, die ihm Angesichts seiner eigenen Kinder erfüllte, obwohl er sich sagen konnte, daß sie noch nicht fähig waren, den ganzen Vorfall zu verstehen. Diese Scham findet sich bei Allen ein, welche ihr Unrecht, ihre Sünde erkennen und bereuen; es ist der heilige Hauch des guten Geistes, welcher über die Seele geht und die Augen niederzuschlagen bewirkt; es ist der entscheidende Augenblick, wo der Entschluß der Besserung durch die noch stärkere Verhärtung und Verstockung gebrochen werden kann; es wird eine falsche Scham, wenn die Rücksicht auf äußere Dinge noch nicht überwunden ist, wenn die falsche Ehre, die nur vor Menschen gilt, noch nicht in der Ehre vor Gott, in der Demuth unter Gottes Gnade untergegangen ist.

Leider sollte dieser entscheidende Augenblick für Leonardo zum Uebel ausschlagen. Sabina, sein Weib, trat aus dem Hause und eilte auf ihren Gatten zu. Im Tone des liebreichsten Vorwurfs faßte sie seine Hand und sprach: »Du böser Mann, kommst Du endlich wieder einmal zu Deiner Sabina! Hast Du mich und die Kinder denn gar nicht mehr lieb, daß Du uns so lange verlassen kannst?«

Und welchen Erfolg hatten diese wohlgemeinten, zärtlichen Worte? Blitzesschnell verschwanden auf Leonardo's Angesicht die Züge seiner Reue und Beschämung, und Aerger, Trotz, Stolz und Spott drückten sich in seinen Mienen, in seinen blitzenden Augen aus.

»So ist's gemeint?« rief er hastig aus. »Ihr Beide treibt nur abgekartetes Spiel mit mir! Ihr wollt Eure Seele an mir weiden, wie an einem armen Sünder, der auf den Knieen um Gnade bettelt? Zum Teufel mit Euch!!«

Und damit riß er sein Gewehr vom Baume, rief dem Hunde und eilte mit flüchtigen Schritten davon. Sabina, die Kinder, der Großvater riefen ihm nach unter lauten Thränen; er aber achtete dies Alles nicht, stürmte wie ein Wüthender fort und war bald im Gehölze verschwunden.

Das ist der traurige, todtbringende Sieg der Selbstsucht und der Hoffahrt über den heiligen Geist Gottes, ein Sieg, der schon das grausigste Elend über die verblendeten Menschen gebracht hat. Wäre Sabina nicht gekommen, oder hätte sie in der Ferne gestanden still und ruhig, — Leonardo würde sich zu den Füßen seines Vaters, an das Herz seines Weibes geworfen und um Vergebung gebeten und Besserung gelobt haben; aber Sabina's unerwartete Dazwischenkunft, ihre, wenn auch noch so herzlich und liebreich gemeinten Vorwürfe im selben Augenblicke, wo Leonardo sich selbst die meisten Vorwürfe machte, ertödteten mit einem Male den erwachten bessern Geist, und der böse Geist zog wieder ein und brachte sieben andere noch bösere Geister mit sich.

Es ist wahr, daß eine größere Menschenkenntniß, eine tiefere Kenntniß der Seele in gar

vielen Fällen manches verstockte und verhärtete Gemüth zur Reue und Buße und Besserung führen würde; und unzeitiger Eifer, unzeitige Vorwürfe, ja selbst unzeitige Zärtlichkeit haben schon oft wieder übel gemacht, was ein geschickt angebrachtes Warnungswort gut gemacht hatte. Aber bleibt es nicht immerhin schmerzlich, daß das schwache und trotzige Ich des Menschen sich durch solche Dinge vom guten Wege wieder abbringen läßt? Das ist eben die falsche Scham, welche noch an Außendingen hängt; wo aber der Stolz wirklich gebrochen ist, wo die wahre Scham vor Gott die Seele erfüllt, da ist auch die wahre Demuth die sich durch nichts wieder hinwegnehmen läßt, und der es nur lieb ist, wenn sie gezüchtigt wird.

Die Reue des verlorenen Sohnes, die sich in den Worten der vollendeten Demuth aussprach: „Ich bin nicht werth, daß ich Dein Sohn heiße!“ diese Reue war die wirkliche Wiedergeburt des Herzens: denn so Jemand in Christo ist, so ist er eine neue Creatur. Leonardo aber kannte den Herrn Christus noch nicht, obgleich er ein Christ war: und so ging er im Augenblicke seiner beginnenden Rettung auf's Neue und viel schneller den Weg des Verderbens.

Etwa eine Stunde nach Mitternacht, die auf diesen für die Familie des Leonardo so traurigen Tag folgte, ertönte auf einmal ein heftiges, fast ängstliches Pochen an der Hausthüre. Sabina, welche nicht schlafen konnte, weil der Kummer und Gram an ihrem Herzen nagte, erhob sich von ihrem Lager, eilte nach der Thüre und fragte: „Wer ist da?“

„Um Gottes willen mach' auf!“ antwortete die Stimme ihres Gatten. Sabina öffnete und Leonardo stürzte bleich und verstört herein und schloß die Thüre hinter sich mit einer solchen Angst und Hastigkeit zu, daß man hätte fürchten müssen, er werde von den Räubern und Mördern verfolgt.

„Leonardo, was ist Dir?“ fragte Sabina, bebend vor Furcht. „Es ist Dir doch kein Unglück begegnet? Ach, Leonardo, rede nur! Dein Schweigen, Deine Unruhe tödten mich!“

„Sabina,“ sagte nun der Gatte, „Du hast mir immer gesagt, daß Du mich lieb hast, Ich will's glauben; aber beweise mir's! Wenn Du gefragt werden solltest, ob ich diese Nacht zu Hause gewesen bin, willst Du sagen: Ja? — Antworte!“ fuhr Leonardo in ängstlicher Hast fort — „wenn Du mit Deinen Liebesschwüren mich nicht betrogen hast, willst Du thun, um was ich Dich bitte?“

Noch ehe aber Sabina von ihrer Bestürzung sich sammeln konnte, wurden Schritte auf der Treppe laut: der Großvater, durch den ungewöhnlichen Lärm aufgeschreckt, kam herunter und fragte, was es gäbe. Leonardo eilte nun auf den Vater zu, fiel zu seinen Füßen nieder und sprach: „Vater, ich bin es nicht werth, daß Ihr mir Etwas zu Liebe thut! Aber wenn Ihr mit Eurem Sohne noch Mitleid habt, so rettet mich und bringt mein Weib dahin, daß sie ein Gleiches thut!“

„Ich verstehe Dich nicht'“ antwortete der Greis. „Was ist denn geschehen? Was können wir thun, um Dich zu retten? Und vor wem denn? Wer will Dir denn ein Leid thun?“

„Ach, habt Barmherzigkeit mit mir!“ rief nun Leonardo aus. „Ich habe einen Mann erschlagen!“

„Mörder!“ schrie der Greis auf und trat einige Schritte von seinem Sohn entsetzt zurück; Sabina aber brach in ein lautes Weinen aus und stürzte kraftlos auf einen Stuhl nieder.

„Vater,“ fuhr Leonardo fort, „stoßt mich nicht in das äußerste Elend! Verdammt mich nicht, ehe Ihr mich gehört habt. Ihr sollt Alles, Alles wissen; aber jetzt nicht, — ich habe keine Worte für mein Verbrechen. Aber rettet mich! Es ist möglich, daß sie meine Spur nicht auffinden! Allein wenn es geschieht, wenn Ihr und Sabina nach mir gefragt werdet, wollt Ihr bezeugen, daß ich diese Nacht bei Euch gewesen bin?“

„Also einen falschen Eid, falsches Zeugniß verlangst Du von uns?“ fragte der Greis.

„Vor Menschen, aber nicht vor Gott,“ setzte Leonardo schnell hinzu. „Ich will alle Buße thun, die Ihr mir auferlegt, ich will Zeit meines Lebens im Elende, in der Verbannung leben, nur rettet mich vor dem menschlichen Arme, Vater, Sabina! — habt Ihr kein Mitleid mit Eurem unglücklichen Leonardo?“

Der Greis schwieg, er kämpfte den schweren Kampf zwischen Liebe und Mitleid mit seinem Sohne und zwischen der Furcht vor Gott und seinem Gerichte.

„Ich thue es!“ sagte endlich Sabina mit Entschlossenheit. „Ich will verloren sein, wenn ich Dich retten kann, Leonardo!“

„Halt!“ rief der Greis dazwischen. „So schnell verkaufe nicht Deine ewige Seligkeit! Noch weiß ich nicht, was ich thun soll! Wir beide müssen aber Eins sein, wenn Leonardo gerettet werden soll. Nimm Dein Wort zurück, Sabina! Morgen früh wollen wir Rath halten und bis dahin Gott um Erleuchtung bitten. Geh' jetzt zur Ruhe, mein Sohn, wenn Du ruhen kannst, und wende Dich selbst im Gebete zu Gott, daß er Dein Herz regiere und Dir sage, was Du thun sollst. Diese wenige Stunden wird es noch Zeit haben!“

Der Greis zog sich darauf in sein Kämmerlein zurück, und gebot den Beiden, dasselbe zu thun.

Am Morgen durchlief die Stadt das Gerücht, es sei in der Nacht im nahen Walde ein Mann, der Jäger des angrenzenden Gutsbesitzers, erschlagen worden, ohne Zweifel von Wilddieben; den Leichnam habe man in seinem Blute liegend gefunden und in seine Behausung geschafft.

Da die Brüder Lucil nicht im besten Rufe standen, so bezeichnete die Stimme des Volkes gar bald diese Beiden als die muthmaßlichen Mörder, oder wenigstens als solche, welche auf irgend eine Weise dabei betheiligt sein müßten. Auch der junge Franzisko wurde als Theilnehmer am Morde den beiden Brüdern mit beigesellt, während im Volke eine gewisse Furcht und Scheu zu herrschen schien, den Namen Leonardo mit auszusprechen; trotzdem, daß man wohl wußte wie gern und wie oft dieser den wilden Jagdstreifereien jener Drei sich angeschlossen hatte. Aber bald mußte freilich die Stimme des Volkes schweigen: die Polizei selbst gab zu Gunsten der drei Angeklagten den Ausschlag, indem sowohl die beiden Lucils wie Franciseo um einiger Raufereien willen mit dem einbrechenden Abende waren zur Haft gebracht worden, der Mord aber erst um Mitternachtszeit geschehen sein konnte, da der erschlagene Förster bis Nachts eilf Uhr bei seiner Familie gewesen war.

Im Hause Leonardo's aber gab es von der Zeit seiner Rückkehr an keine Ruhe. Nur der in Sünden ergraute Verbrecher, der sein Gewissen völlig ertödtet hat, vermag nach einer vollbrachten Schandthat sich zur Ruhe zu begeben; Leonardo aber war noch Neuling und Anfänger in der Gottlosigkeit; sein Gewissen folterte ihn mit den schauerlichsten Qualen und verscheuchte allen Schlummer vor seinen Augen.

(Forts. folgt.)

Eine Pfeife Tabak.

Der alte, herrliche Feldmarschall Fürst Blücher von Wahlstadt war ein geborner Mecklenburger und seine Geburtsstadt in Rostock an der Warnow, wo auch jetzt sein ehernes Standbild auf dem Blücherplatze schon seit zwanzig Jahren zu sehen ist.

Der alte Haudegen liebte außer seinen wackern »Jungen«, wie er seine Reiter nannte, bekanntlich drei Dinge über die Maßen: ein Glas Wein, das Spiel und eine Pfeife Tabak. Wein und Spiel mußte er sich nicht selten versagen, wenn er, trotzdem, daß er Feldmarschall war, eben kein Geld hatte, was ihm ungefähr eben so oft passirte als einem lustigen homme de lettres, und in solchen Stunden pfiff er seinen Leibmarsch, gähnte und fluchte ein Bischen, blieb übrigens aber guter Dinge. Jedoch seine Pfeife Tabak hätte er nicht missen können, die mußte er haben, mindestens ein paar Züge, bevor er irgend Etwas unternahm. »Ohne Tabak bin ich keenen Groschen nütze!« sagte er oft und seine lange Gefangenschaft in Lübeck schrieb er bloß dem Umstande zu: »daß er damals nich eene elende Pipe Tabak mehr besessen habe.«

So sehr aber der alte »Vorwärts« den Tabak liebte, so war er durchaus kein Liebhaber von kostbarem Pfeifengeräth, und am liebsten rauchte er aus einer langen holländischen Thonpfeife, welche bekanntlich ein höchst zerbrechliches Instrument ist. — Aus diesem Grunde hatte er denn unter seinen »Jungen« sich einen eigenen »Pipenmeister« erwählt, der die Aufsicht über eine lange Kiste wohlverpackter Thonpfeifen führte, das kostbaste Stück der Blücher'schen Feldequipage. Zerbrach eine der Pfeifen, so war das ein Ereigniß, daß für unsern alten Helden vielleicht mehr Wichtigkeit hatte, als ein kleines Scharmützel mit dem Feinde. Es ward in solchen Fällen die »Blessirte« genau untersucht, war der Stiel nicht knapp am Kopfe abgebrochen, so ward sie in das Corps der Invaliden versetzt und bekam den Namen »Stummel«. Eines solchen Stummels bediente sich der Feldmarschall gewöhnlich auf Marsch- oder Recognisations-Ritten und gar mancher »Stummel« ist ihm, wie Augenzeugen versichern, von feindlichen Kugeln vor dem Munde weggeputzt worden, so, daß er das Ende vom Stiel davon im Munde behielt.

Blücher's »Pipenmeister« zur Zeit des Befreiungskrieges war ein Mecklenburger, ein Rostocker, wie Blücher selbst, und diesem über alle Maßen ergeben. Niemand kannte so alle kleinen Einzelnheiten des alten Helden, als Christian Hennemann, und keiner wußte sich so drein zu schicken. Sein eigentliches Amt als Pipenmeister verwaltete Hennemann mit größter Treue und einem fast fanatischen Eifer; die Kiste mit den Pipen war sein höchstes Gut und der wäre seines Lebens nicht sicher gewesen, der sie beschädigt oder den Versuch gemacht hätte, auch nur einen Stummel daraus zu entwenden. Hennemann wußte genau, wie viele complete Pfeifen, Blessirte (an welchen bloß ein Theil des Stieles fehlte), und Stummel die Kiste enthielt, und zählte sie alle Sonnabend wie ein Geizhals seine harten Thaler, und gerieth schier außer sich, wenn er unter den Blessirten eine fand, die nicht einmal mehr zum Stummel tauglich erschien.

Es war die Gewohnheit des »Alten«, vor jedem ernsten Angriffe sich eine lange Pfeife stopfen zu lassen, aus dieser rauchte er ein paar Züge, gab sie sodann noch brennend seinem Hennemann, setzte sich im Sattel zurecht, zog seinen Säbel, und mit dem kräftigen Ruf: »Vorwärts, meine Jungen!« stürmte er auf den Feind los und schlug, bis nichts mehr zu schlagen war.

An jenem ewig denkwürdigen Morgen der Schlacht bei Belle-Alliance hatte Hennemann seinem Gebieter eben die Pfeife dargeboten, als eine Kanonenkugel dicht neben ihm in die Erde

schlug, so daß Erde und Gries ihn und seinen Schimmel über und über bedeckten. Der Schimmel machte einen mächtigen Seitensprung und die schöne neue Pfeife zerbrach, ehe der alte Held noch einen Zug daraus gethan hatte.

„Stoppe mich eene neue Pfeife, brenne sie mich an und warte hier eenen Ojenblick uff mich, ick will bloß die französischen Jrobians mal jagen! Vorwärts Jungens!“ und damit ging es vorwärts und immer weiter, so daß die Jagd nicht „eenen Ojenblick“, sondern einen ganzen heißen Tag währte. Endlich war die Schlacht geschlagen, bei dem zerschossenen Wirthshause Belle-Alliance trafen sich die befreundeten Sieger, Blücher und Wellington, und wünschten einander Glück zum großen gelungenen Werke.

„Deine Burschen hieben ein, wie die leibhaften Teufel!“ sprach Wellington.

„Ja, siehst Du, des ist ihre Sache,“ erwiederte Blücher, „aber ob eener unter ihnen so fest und ruhig dastehen würde im furchtbaren Kujelregen, wie Deene Schotten, des weeß ick denn doch nich, so brav sie och immer sind.“

„Es sind gute disciplinirte Leute!“ erwiederte Wellington und erkundigte sich dann nach Blücher's früherer Stellung, die es ihm möglich gemacht, einen so meisterhaften und in seiner Wirkung für den Feind so verderblichen Angriff auszuführen. Blücher, der, wie gut er dreinschlug, doch nicht besonders stark im Schildern geschehener Thaten war, sprach: „Nun, ich stand nich weit von hier, uff eener mit Busch bewachsenen Anhöhe und wir können ja jleich hinüberreiten, Deß Du Dir des Ding ansiehst.“ Damit gab er seinem Schimmel die Sporen, Wellington folgte ihm und bald erreichten sie mit ihrer Begleitung den Platz. Es war Alles leer auf der Stelle, aber wo Blücher diesen Morgen gehalten hatte, und von wo er ausgeritten war, stand ein Mann, das Haupt verbunden, den einen Arm mit einem Tuche umwickelt und rauchte aus einer blendend weißen, langen Thonpfeife. Blücher stutzte einen Augenblick und rief dann: „Donner noch mal! des ist ja meen Christian Hennemann. Kerl! wie siehst Du aus und was machst Du hier?“

„Kommen Sie endlich?“ versetzte mürrisch Christian Hennemann; „den ganzen Tag habe ich hier gestanden und auf Sie gewartet, eine Pfeife nach der andern haben mir die verwünschten Franzosen vom Maule weggeschossen, einmal hat mir sogar eine bleierne Bohne ein Stück Fleisch vom Kopfe weggerissen und die Faust da wird mir wohl zum Teufel gehen. Das ist die letzte ganze Pfeife und es ist nur gut, daß die Geschichte mit dem Schießen endlich aufhörte, sonst hätten sie mir diese am Ende auch noch weggeputzt und Sie könnten jetzt mit trockenem Munde dastehen.“ Damit reichte Christian Hennemann seinem Herrn die brennende Pfeife, die dieser nahm und indem er behaglich dampfte, entgegnete er: „Es ist wahr, ick hab' Dir lange warten lassen, aber siehst Du, die Kerle wollten heute nicht so jleich loofen.“

Wellington hatte mit Verwunderung dem Gespräche Blüchers und seines Dieners zugehört, er blickte bald auf den Feldmarschall, bald auf den Pfeifenmeister, bald auf die am Boden verstreuten Kugeln und Baumäste, die es deutlich bezeugten, welch' ein gefährlicher Posten dieser Punkt während der Schlacht gewesen war. Die Kopfwunde des Mannes erwies sich bedeutend, seine Hand war völlig zerschmettert, und doch hatte er da gestanden und geruht und seinen Herrn erwartet, mitten im fürchterlichsten Kugelregen.

„Du lobtest meine Schotten,“ sprach Wellington zu Blücher, „daß sie so brav gestanden hätten? was sagst Du denn zu diesem Deinem Manne da?“

„Er ist aus Rostock,“ versetzte Blücher trocken, und übrijens hatte der Kerl immer eene Pfeife Tabak zur Hand, da muß er sich doch hier janz jut befunden haben.“

Ich möchte lieber den Andern haben.

In Holland lebt ein guter und biederer Mann, ein Seefahrer, der wie alle seine Berufsgenossen, mehr auf den Fluthen des Meeres als zu Hause ist. Dieser Mann hat ein gutes, sanftes Weib und eine einzige Tochter; diese liebte einen braven jungen Mann, der ihr seine Hand anbot, und da die Mutter damit zufrieden war, so fehlte jetzt nur noch die Einwilligung des abwesenden Vaters. Kürzlich kam er von einer langen Seereise nach Hause, aber er kam nur um das schöne Traumbild ihres Glückes auf einige Tage zu zernichten. Er brachte einen fremden Seefahrer mit, den er seiner Tochter zum Bräutigam bestimmt hatte. Mädchen — sprach er in seinem natürlichen rohen Tone zu ihr — Mädchen, du bist nun zwanzig Jahre alt, du mußt einen Mann haben; hier ist einer für dich. Uebermorgen, am Dienstag, ist die Trauung, denn bis Donnerstag schiffen wir uns wieder ein. — Man denke sich den Zustand der beiden Liebenden! Mutter und Tochter kannten den unbeugsamen Starrsinn des Alten und schwiegen. Was konnten sie auch wohl anders thun, als zusammen weinen und nachgeben. Der Hochzeittag kam heran, halb sinnlos wird die geputzte Braut in die Kirche geschleppt. Sie erblickt ihren Geliebten in einem Winkel der Kirche sehr bleich; sie seufzt und nun beginnt die Trauungs-Ceremonie. Der Geistliche fragt die Braut, wie ungewöhnlich, ob sie diesen Mann zum Gatten haben wolle? — Die Braut blickt wehmuthsvoll auf den Seefahrer, der als erzwungener Bräutigam neben ihr stand, dann fällt ihr Blick wieder auf den bleichen Liebhaber, und statt des Ja-Wortes antwortete sie dem Geistlichen in einem festen Tone: Ich möchte lieber den Andern haben! „Wo ist der Andere?“ schrie der aufgebrachte Vater, sprang zornglühend hervor und läuft schnell zu dem betrübten Liebhaber hin, ergreift ihn, schleppt ihn zum Altar und ruft keuchend: „da traut sie mit diesem, wenn sie ihn doch lieber will!“

Der vorige Herzog von Devonshire war das ächte Muster eines phlegmatischen Engländers, den nichts aus seiner Ruhe bringen konnte. Eines Abends war er noch sehr spät im Klubb zurückgeblieben, und las Zeitungen am Kamin. Nur noch ein alter Herr war gegenwärtig, der in derselben Beschäftigung am andern Ende des Feuers saß. Gegen Morgen kommt der Diener herein, um neue Lichter aufzustecken, und bemerkt sogleich, daß dem alten Herrn sein Journal entfallen ist, er selbst aber über die Stuhllehne hängt. In der Meinung, er sei eingeschlafen, nähert er sich, um das auf der Erde liegende Blatt aufzuheben, ruft aber, als er die entstellten Züge des Mannes gewahr wird, mit Schrecken aus: „Mein Gott! der Herr ist todt, der Schlag muß ihn gerührt haben!“ — „Freilich“, erwiederte der Herzog, von seiner Zeitung aufsehend, „er ist schon seit einer Stunde todt.“

Der berühmte Brockmann wurde, als er einst den Essex auf der Bühne zu Gräz gespielt hatte, nur von wenigen Stimmen gerufen, so daß er nicht darauf achtete; die Zuschauer beruhigten sich auch und gingen von dannen; nur ein einziger harrte aus mit seinem Ruf, es war ein Knabe auf der Gallerie. Da dieser nun unabläßig Brockmanns Namen mit merkwürdiger kräftiger Stimme herausschrie, ging dieser die Gallerie endlich hinauf, machte dem Jungen die gewöhnlichen drei Verbeugungen und sagte dann: „Ich danke gehorsamst für den gnädigen Beifall. Jetzt scheere dich nach Hause, Bengel!“

„Sie sollten Ihre Maschine mit Dampf treiben,“ sagte ein Kunstverständiger bei Besichtigung einer Fabrik zum Inhaber derselben; „es würde nicht so kostspielig sein, als dieß jetzt mit Pferden der Fall ist, und überdieß selbe viel schneller in Gang gesetzt werden.“ „Gerade das Gegentheil,“ unterbrach ihn der anwesende Pferdeknecht; „dies beweißt unser Schimmel; seitdem dieser den Dampf hat, will er gar nicht mehr gehen.“

Ein marktschreierischer Modewaarenhändler schrieb stets über seine Annoncen: So etwas kommt nicht wieder! Eines Morgens fand er seinen Laden erbrochen, die Kasse geleert und in dem leeren Kasten nur ein Stück aus einem Intelligenzblatte, mit dem Anfang seiner eigenen Annoncen: So etwas kommt nicht wieder.

Ein Londoner Kaufmann suchte vor Kurzem durch die Zeitungen einen Commis, der an „ein eingezogenes Leben gewöhnt sei, worauf sich ein Mann meldete, der zu seiner Empfehlung darthat, daß er 7 Jahre im Gefängniß gesessen habe.

Druck und Verlag von J. F. Rietsch. Verantwortlicher Redakteur: J. F. Rietsch.

Nro. 12. **I. Jahrg.**

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt.)

Sonntag den 25. März 1855.

Der Galeerensklave.

Fortsetzung.

Sabina vollbrachte die Nacht mit Weinen und Beten und mit erfolglosem Mühen, ihren Gatten zu trösten und aufzumuntern; der Großvater aber kämpfte im Gebet den schweren Kampf fort, der seine Seele zwischen Vaterliebe und Gottesfurcht theilte.

Der Tag war noch nicht angebrochen, als er in seines Sohnes Zimmer trat und ihn mit ruhigem Ernst aufforderte, den Vorfall zu erzählen; dann erst könne er sich entscheiden, was er thun wolle.

Leonardo begann nun also: „Ich verließ Euch in der unglückseligen Verblendung, daß Ihr Beide es darauf abgesehen hättet, mich zu demüthigen und Euch an meiner Erniedrigung zu ergötzen. Ich redete mir ein, daß meine Lebensweise durchaus nichts Tadelnswerthes habe; ich war erbittert gegen Euch, mein Vater, daß Ihr mich wie ein unmündiges Kind behandelt, und am meisten erbittert gegen Dich, Sabina, weil Du mit dem Vater gegen mich Partei genommen hattest, und ich gerade von Dir erwartet hatte, daß Du mich vertheidigen würdest. So verließ ich Euch mit Wuth und Ingrimm erfüllt; ja ich läugne es nicht, selbst böse Rachegedanken gegen Euch Beide stiegen in meiner Seele auf. Einige Stunden lang irrte ich im Walde umher; es war eine helle, freundliche Mondnacht: Alles lag in tiefen Frieden, nur in mir tobte die böse Lust, und wären mir einige Thiere zum Schuß gekommen, vielleicht hätte sich mein blutgieriges Herz abgekühlt; denn ich lechzte nach Blut. Aber der strafende Gott im Himmel wollte, daß mein Unglück, mein Verderben vollendet werden sollte. Ich blieb im Walde das einzige lebende Wesen, ich blieb allein mit meiner Mordlust. Unwillig werfe ich mich auf das Moos nieder, immer mehr von der Frage gepeinigt, was ich thun soll. Da höre ich auf einmal Schritte und bald darauf steht der Förster des Grafen Mallé vor mir. Er fragte mich barsch, was ich hier auf dem Revier seines Herrn treibe, und schalt mich zugleich einen Wilddieb. Dieß brachte mein kochendes Blut in die glühendste Fieberhitze. Ohne Weiteres ergriff ich meine Flinte und schlug mit mordsüchtiger Gewalt auf den Förster ein; bald stürzte derselbe zur Erde nieder, ich sah sein Blut fließen, und nun rief es mit einem Male in mir: Mörder, Todt-

schläger! Die entsetzlichste Angst ergriff mich; ein zweiter Kain, mit dem Blutzeichen auf der Stirne, durchirrte ich den Wald. Ich wollte mehrmals Hand an mich selber legen, aber ich hatte den Muth nicht dazu; ich dachte an Euch, an meine Kinder, — ach, es gibt keine Qual in der Hölle, die größer wäre, als die meine. So kam ich hierher zurück, und nun wisset Ihr Alles. Mein Leben steht in Eurer Hand; ich will es nicht von Euch erbitten, denn ich bin des Lebens nicht werth. Thut an mir, was Ihr vor Gott an mir schuldig seid. Ich bin nun ruhiger, ich glaube, ich könnte jetzt sterben, nur damit mein Verbrechen gesühnet werde!«

»Nimmermehr!« rief Sabina unter Thränen aus. »Du darfst nicht sterben, Leonardo! Möge mir Gott, wenn ich seiner Gnade unwerth bin, meine Sünde behalten, aber ich rette Dich. Ich schwöre auf meiner Seelen Seligkeit, daß Du nicht der Mörder bist!«

»Sabina,« sagte der Greis mit ernstem Kopfschütteln, »gilt Dir das heilige Gebot Gottes, gilt Dir Deiner Seele Seligkeit so wenig, daß Du so schnell bereit bist, sie zu opfern?«

»Was wollt Ihr thun, Großvater?« fragte das Weib mit Angst und Zittern.

»Der Wahrheit die Ehre geben!« antwortete der Greis ruhig und ernst, während seine Augen voll Thränen standen. — »Mein Sohn«, fuhr er nun zu Leonardo gewendet fort: »Ich werde nicht Dein Ankläger sein, aber wenn das Gericht mich fragt, ob Du der Mörder bist, so werde ich sagen: Ja, Du bist es! Gottes Gnade ist mächtig und groß: der allmächtige und allbarmherzige Gott regieret der Menschen Herzen wie Wasserbäche; Gott allein kann Dich noch retten, aber nicht wir. Ich werde thun, was ich vermag; ich werde Zeugniß für Dein sonst gutes Herz ablegen, wie gut ich's nur kann; vielleicht macht das Wort, die Fürbitte eines siebzigjährigen Greises Eindruck auf Deine Richter, vielleicht hat der König Mitleid mit Deiner Jugend. Aber dieß ist Sache Gottes, nicht der Menschen. Leonardo, ich kann Dein Haupt fallen sehen, obgleich mir dieser Anblick selbst den Tod bringen wird; aber ich kann nicht falsches Zeugniß ablegen für Dich, ich kann den heiligen und gerechten Gott nicht zum Zeugen einer Lüge anrufen! Stirbst Du auch den Tod des Mörders, — auch der Uebelthäter am Kreuze fand Gnade vor dem Herrn; wir können uns dann in der Ewigkeit wiederfinden. Aber wenn ich falsches Zeugniß für Dich ablege, so sind wir Beide auf ewig verloren!«

Leonardo hörte diese Worte mit ernster Trauer an. »Ich wußte,« sagte er, »daß Ihr nicht anders handeln würdet; ich habe auch nichts Besseres verdient. Ich kann und mag auch nicht mehr leben; ich vermag diese entsetzliche Last meines Gewissens nicht ein ganzes Menschenleben hindurch zu tragen. Ich will sterben, — denn der Tod wird mir Ruhe bringen. Gott erbarme sich meines Weibes und meiner Kinder.

Sabina brach in den lautesten Schrei der Verzweiflung aus: sie fiel zu Füßen des Greises nieder und sprach: »Vater, habt Mitleid mit Eurem Sohne! Habt Mitleid mit mir und meinen armen Kindern. Gott ist gnädig und barmherzig; er wird uns unsere Sünden vergeben!«

»Sabina!« entgegnete der Greis ernst; »Du weißt nicht, was Du redest! Irre Dich nicht, Gott läßt sich nicht spotten! Beruhige Dich jetzt! Noch ist es nicht so weit, noch sind tausend Wege offen, die Deinen Gatten retten können; aber der Weg, auf welchem Du gehen willst, führt uns Alle ins Verderben!«

Jetzt entstand auf einmal ein großer Tumult auf der Straße, und bald darauf traten

vier Gerichtssoldaten in's Haus, welche laut und stürmisch nach Leonardo fragten. Sabina packte in der Angst und Verzweiflung ihren Gatten am Arme und wollte ihn in das anstoßende Zimmer ziehen, aber Leonardo leistete kräftigen Widerstand und sagte: „Ich will nicht gerettet sein!“

Die Häscher drangen in's Zimmer und stürzten auf Leonardo los.

„Was wollt Ihr!“ rief das unglückliche Weib. „Mein Mann ist unschuldig! Er hat den Förster nicht erschlagen! Ich will es Euch bei Gott und allen Heiligen schwören, daß mein Leonardo die ganze Nacht unser Haus nicht verlassen hat!“

Die Häscher aber lächelten mit kalter Ruhe und der Eine sagte: „Weib, gebt Euch keine unnöthige Mühe! Der Todte selbst hat geredet, und sein Zeugniß gilt mehr als das Eure!“

„Der Todte hat geredet?“ wiederholte Leonardo mit Entsetzen. „Was wollt Ihr damit sagen?“

„Nichts weiter,“ antwortete der Häscher, „als daß Ihr einen Schlag zu wenig gethan habt, um den Hauptzeugen Eures Verbrechens unschädlich zu machen. Der Ermordete ist auf kurze Zeit wieder zur Besinnung zurückgekehrt, um dem Gerichte Euren Namen nennen zu können. Ob er jetzt noch lebt, weiß ich nicht; es ist nicht sehr wahrscheinlich, denn Ihr habt eine starke Faust und einen starken Arm, Leonardo, daß muß man Euch lassen. Aber der erschlagene Mann ist auf lange genug wieder lebendig geworden, um seinen Tod an seinem Mörder zu sühnen: Auf, folgt uns!“

„Herr und Gott!“ rief der Greis jetzt aus und faltete seine Hände über die Brust: „Du hast Alles wohl gemacht! Du hast mich von der Höllenpein meines Herzens befreit und uns den Weg zur Gnade offen gelassen. Herr Gott, ich danke Dir!“

Sabina war aber eines solchen Dankes nicht fähig. Sie fiel zu den Füßen der Häscher nieder, umklammerte ihre Knie um bat um Gottes Barmherzigkeit willen um Mitleid, um Freiheit für ihren Gatten. „Nehmt mich statt seiner,“ setzte sie hinzu: „Ich bin die eigentliche Mörderin! Ich habe meinen Leonardo aus dem Hause getrieben, ich habe den Zorn in sein Herz gelegt; ich bin allein die Schuldige! Wenn ein Menschenleben den Mord sühnen kann, so nehmt das meine!“

„Stehe auf, mein treues Weib!“ sagte Leonardo und hob die unglückliche Gattin vom Boden auf. „Ich bin solcher Liebe und Treue nicht werth. Ich muß tragen, was ich verschuldet habe. Bete aber für mich zu Gott! Er allein kann Alles wenden!“

„Erlaubt Ihr mir,“ fragte er jetzt die Häscher, „daß ich von meinen Kindern Abschied nehme?“

Der Anführer der Häscher sah den Leonardo zweifelhaft und mit verdächtigen Blicken an; dann aber sagte er: „Geht und kehrt bald zurück! Ich will Euch vertrauen!“

Und nun ging Leonardo in's Zimmer, wo seine drei Kinder noch ruhig und friedlich schliefen und nicht ahnten, daß sie den Vater vielleicht nie wieder sehen sollten. Sabina wollte ihn begleiten; er aber hielt sie zurück und nach wenigen Minuten trat er wieder in's Zimmer ein und sprach: „Nun bin ich fertig! — Vater“, wandte er sich dann an diesen: „verdammt Euren Sohn nicht! Euer Gott ist der meine! Wohl mir, daß ich das jetzt in einer Weise sagen kann, wie bisher noch nie. Und Du, Sabina, trockne Deine Thränen. Ich weiß, wir sehen uns wieder! Erzähle den Kindern, ich sei auf eine weite Reise gegangen! Entziehe mir Deine Liebe, Dein Mitleid nicht und hoffe mit mir zu Gott!“

Dann entriß er sich der Umarmung seines Weibes, umfaßte die Kniee seines Vaters, der seine zitternde Hand auf das Haupt seines Sohnes legte und nichts sagen konnte, als die Worte: „Der Herr sei mit Dir und mit uns!“

Und nun verließ Leonardo in der Mitte der Häscher sein Haus und trat bald darauf in die Finsterniß des Kerkers ein.

Die Aeußerung des Häschers: Der Todte hat geredet! beruhte auf Wahrheit. Der in seinem Blute schwimmende Mann war zeitig genug aufgefunden worden, um das noch nicht völlig entflohene Leben zu erhalten; wenn auch nur auf kurze Zeit. Der arme Jäger, der nur seiner Pflicht genügt hatte, war von Leonardo's gewaltigen Flintenschlägen so übel zugerichtet worden, daß wenig Hoffnung zu seiner Rettung vorhanden war; besonders erregten die tiefen Wunden am Haupte das bedenklichste Kopfschütteln des Wundarztes. Abgesehen aber von der Menschenpflicht überhaupt, welche zur Rettung des Lebens unseres Nächsten jedes mögliche Opfer verlangt, lag es noch besonders in der Gerechtigkeit des Gesetzes, die letzten Mittel zur Erhaltung des Lebens aufzubieten, weil natürlicher Weise von dem Leben oder dem Tode des Gemißhandelten Leonardo's ferneres Schicksal abhing.

Gott aber hatte Gnade für den unglücklichen Mann, den das stolze, trotzige und hoffärtige Herz auf den Weg des Verderbens geführt hatte. Bereits am dritten Tage nach dem Mordanfalle erklärten die Aerzte mit ziemlicher Sicherheit, daß der Jäger am Leben bleiben werde; doch reichte der Umstand, daß nur die zeitige Auffindung des erschlagenen Mannes die Lebensrettung möglich gemacht hatte, allerdings hin, die Strafbarkeit Leonardo's bis zu einem bedenklichen Grade zu erhöhen.

Der Prozeß dauerte mehrere Monate, weil Leonardo's geschickter Vertheidiger immer wieder neue Gründe auffand, welche die Strafbarkeit des Angeklagten milderten und die Untersuchungshaft verlängerten. Eine qualvolle Zeit der Unruhe und Angst für den armen Gefangenen, der zwischen Tod und Leben schwebend nicht einmal den Trost haben konnte, die Seinen zu sehen und zu sprechen. Niemand als ein alter Priester trat zuweilen in seinen finstern Kerker ein, um ihm, wie er sagte, die Tröstungen der Religion zu bringen. Aber der alte Mann war nichts weniger als ein Kenner des menschlichen Herzens, und von einer tiefen Auffassung des christlichen Glaubens selber so fern, daß er die Wunden der Seele nicht zu heilen vermochte. Am gewandtesten war er noch in der Schilderung der Qualen des Fegfeuers und der Hölle, und betäubte damit das Herz des armen Leonardo, der ohnedieß schon ein Fegfeuer und eine Hölle in seiner Seele trug, und nach Rettung daraus verlangte.

Hätte der alte Vater Leonardo der Beichtvater seines Sohnes werden dürfen, er hätte es besser verstanden, die niedergeschlagene Seele des Gefangenen wieder aufzurichten; es wäre auch ihm selber wieder besser gewesen. Denn seit jenem unglücklichen Tage schien die Kraft des Greises mit Einem Male gebrochen zu sein. Nicht etwa, daß er klagte oder in seinem Schmerze untröstlich war; vielmehr trug er den Kummer seiner Seele mit der stillsten und demüthigsten Geduld; er pries Gott für die Züchtigung, die er noch in seinen letzten Lebenstagen erfahren sollte; er sprach mit der zärtlichsten Liebe von seinem Sohne und erquickte das Herz seiner Schwiegertochter mit seinen Tröstungen und den besten Hoffnungen für ihre und ihres Gatten Zukunft. Er theilte Leben und Kraft für Alle aus, nur für sich selber hatte er weder das Eine noch das Andere; er welkte sichtbar dem Grabe

zu; denn es war, als hätte jene unglückliche Nacht den Stengel seiner Lebensblüthe zerknickt, so daß die Verwelkung unaufhaltsam eintreten mußte.

Sabina dagegen zeigte sich ganz anders. Als sie einmal den ersten Schmerz überstanden, und Ergebung in Gottes Willen in ihrer Seele die Hoffnung auf eine Wiederkehr glücklicher Zeiten hervorgebracht hatte, gewann sie wunderbar Muth und Kraft. Die Ueberzeugung, daß sie nun ihren eigenen mütterlichen Pflichten noch die des Vaters zulegen müsse, erhob ihre liebende Sorge um die Kinder und um das Hauswesen; sie war so glücklich, ja selig in dem Gedanken, ihre Kinder an Leib und Seele so zu erziehen, daß der Vater, wenn er sie wieder sehen würde, woran sie auch nicht im Geringsten zweifelte, in ihrem Anblicke all' sein überstandenes Leid vergessen würde. Das arme Weib! Das Eine konnte sie wohl thun, aber das Andere nicht; ihre Kinder konnte sie mit Gottes Hilfe zu christlichen Menschen erziehen, aber nicht den Ruin ihres äußern Wohlstandes aufhalten.

Der Prozeß verzehrte nach und nach die ganzen Habseligkeiten des Pächters; und als dieser kostspielige Prozeß zu Ende war, stand die arme Sabina mit ihren Kindern und dem todtkranken Großvater entblößt und aller Mittel beraubt da; sie mußte die Pachtung verlassen und in einer ärmlichen Hütte ihre Wohnung aufschlagen. Zur Erhaltung des leiblichen Lebens blieb ihr weiter nichts übrig, als Taglöhnerarbeit oder Bettelngehen.

Jetzt wurde das Urtheil gefällt; das Gericht sprach sechsjährige Galeerenstrafe über Leonardo aus. Als der alte Vater dieß Urtheil erfuhr, faltete er die Hände und sprach: „Herr Gott, erbarme dich!“ dann schloß er seine Augen auf immer. Und als Leonardo nach Marseille abgeführt wurde, ging er bei einem Leichenzuge vorüber, der nur aus den Sargträgern und dem Priester mit dem Chorknaben bestand.

„Wen begrabt Ihr da?“ fragte er.

„Den alten Leonardo!“ antworteten die Träger, die den Gefangenen nicht erkannten.

Da blickte Leonardo mit einem furchtbaren Blicke zum Himmel auf! Aber bald füllten sich seine Augen mit Thränen; er verbarg sein Angesicht in seinen Händen und schritt gesenkten Hauptes vorwärts.

Vier Jahre darauf kam ein reisender Priester nach Marseille. Er war ein Mann in mittleren Jahren, ein einfaches Ordenskleid umschloß einen fast hageren Leib, und die bleichen, eingefallenen Wangen verriethen entweder das begonnene Zerstörungswerk des Todes, oder die Folgen eines ruhelos thätigen Lebens, welches die letzten Kräfte verzehrt, ohne sich die nöthige Ruhe und Erholung zu gönnen. Dies Letzte stellte sich aber sogleich als die wahre Ursache des leidenden Aussehens heraus, wenn man das milde, von Liebe, Mitleid und Wohlwollen leuchtende Auge des Priesters betrachtete. Er erschien dann wie ein Bote, der ausgesandt war, das Elend der Armen und Bedrängten auf seine eigenen Schultern zu nehmen und Trost und Ergebung und Frieden in die Hütten der Trübsal zu bringen.

Als der Priester in Marseille angekommen war, wandte er sich sogleich nach dem Hafen und fragte nach den Schiffen, auf welchen sich die Galeerensklaven befinden.

(Forts. folgt.)

Sicilianische Gerechtigkeit.

Die Sicilianer sind merkwürdige Charaktere; sie respektiren entweder gar kein Gesetz, oder sie handhaben es mit rigoristischer Strenge. In letztere Klasse gehört ein Vorfall, der vielleicht einzig in seiner Art ist und zugleich historische Wichtigkeit hat, weil er zur Aufhebung der Tortur Veranlassung gegeben hat. Die Sache wird so erzählt:

Am Ende des vorigen Jahrhunderts lebte zu Messina ein Richter, der Cambo hieß, unermüdlich in seinem Berufe war und den Ruf eines streng rechtlichen, unbeugsamen Mannes besaß. Als Beamter, war er geachtet und gefürchtet zugleich, denn er gehörte zu den Juristen, welche die Gesetze, die damals in Sicilien galten, mit Strenge handhabten und vom Buchstaben des Gesetzes auch nicht um ein Haar breit abwichen. Er war ein Pedant und Pedanten können bei aller Gewissenhaftigkeit gefährlich werden. Das zeigte sich auch bei Cambo. Denn als der Richter eines Morgens mit Tagesanbruch aufstand, um zu studiren, hörte er auf der Straße um Hülfe schreien. Cambo eilte auf den Balkon und machte das Fenster gerade in dem Momente auf, wo ein Mann einen Andern mit dem Dolche niederstieß. Der Verwundete sank röchelnd zu Boden und der Mörder, den der Richter zwar nicht kannte, dessen Gesicht er jedoch deutlich sah, ließ den Dolch in der Wunde und entfloh. — Fünfzig Schritte weiter schleuderte er auch die Dolchscheide fort, stürzte in eine Seitengasse und verschwand.

Kaum fünf Minuten nach diesem Morde kam ein Bäckerbursche aus einem Hause in der Nähe, stieß mit dem Fuße auf die Dolchscheide, hob sie auf, betrachtete sie, steckte sie in die Tasche und ging weiter. Vor Cambo's Hause, wo der Richter noch immer hinter den Jalousien des Balkonfensters stand, traf der Bäcker auf die Leiche. Sein erster Gedanke war ein Versuch, ob der Ermordete nicht noch zu retten sei; er hob ihn in die Höhe, betrachtete ihn, fand aber bald, daß er es nur noch mit einer Leiche zu thun habe. In demselben Moment war der Schritt der Patrouille laut. Der Bäcker, welcher fürchten mochte, daß er als Zeuge in die blutige Geschichte verwickelt werden könne, sprang auf und stürzte fort. Aber schon war die Patrouille zur Stelle, gewahrte den Fliehenden, und merkte sich das Haus, in das derselbe verschwand. Der Bäckerbursche wurde ohne Weiteres verhaftet, in seiner Tasche fand sich die Dolchscheide, welche zu dem Dolche, der in des Ermordeten Brust steckte, genau paßte; natürlich wurde der Verhaftete für den Mörder gehalten. — Der Richter war Augenzeuge von dem Morde, von der Flucht des wahren Mörders, von dem Auftreten des Bäckers und von dessen Flucht und Verhaftung gewesen, doch schwieg er, zeigte Niemand an, und ließ den Verhafteten ohne Widerrede einkerkern. — Um sieben Uhr Morgens wurde dem Richter auf amtlichen Wege durch den Justizcapitain die Anzeige von dem Vorgefallenen gemacht. Der Richter ließ die Zeugen vor, nahm die Aussagen derselben zu Protokoll, verfügte sich in's Gefängniß, inquirirte den Gefangenen und nahm die Fragen und Antworten mit der gewissenhaftesten Genauigkeit zu Papier. Der Bäcker leugnete auf das Entschiedenste, daß er den Mann erdolcht habe; auch dieß schrieb der Richter auf, jedoch ohne im Geringsten merken zu lassen, das der Gefangene mit Fug und Recht leugne.

Der Prozeß begann; Cambo präsidirte im Tribunal. Die Zeugen wurden vorgenommen, und ihre Aussagen lauteten gegen den Angeklagten; das Hauptbeweismittel für die Schuld des Bäckerburschen blieb jedoch die Dolchscheide, welche in seiner Tasche gefunden worden, und genau zu der in des Ermordeten Brust sitzen gebliebenen Dolchklinge paßte. Cambo fragte und fragte, und trieb den Angeklagten mit hundert juristischen Spitzfindigkeiten und Argumenten so in die

Enge, daß derselbe nicht ein noch aus wußte. Aber er blieb beim Leugnen, berief sich in Ermanglung von Entlastungszeugen auf den ewigen Richter, schwor bei Leben und Seligkeit, daß er unschuldig sei, und wurde durch die Gewandtheit der Staatsbehörde demungeachtet mit halben Beweisen und Scheingründen so umgarnt, daß von Rechtes wegen den Richtern nichts anders übrig blieb, als zur Tortur zu schreiten. Dieser Antrag wurde Cambo vorgelegt und Cambo unterzeichnete: »Bewilligt, Cambo.« — Bei dem dritten Gange der Tortur war der unglückliche Bäcker so weit gebracht, daß er sich zu dem Morde bekannte: Cambo sprach das Todesurtheil aus. — Der Verurtheilte suchte um Begnadigung nach; das Gesuch wurde abgeschlagen. Drei Tage darauf war der Delinquent erhängt.

Nach einem halben Jahre wurde der wahre Thäter bei einem andern Morde auf der That ertappt und zum Tode verurtheilt. Da er doch sterben mußte, so bekannte er jetzt, daß seinetwegen auch ein Unschuldiger hingerichtet worden, und daß er und nicht der Bäckerbursche jenen Mann erdolcht habe. — »Was mich aber am meisten bei der Sache verwunderte,« setzte der Mörder hinzu, »ist der Umstand, daß der Unschuldige gerade von dem Richter zum Tode verurtheilt wurde, der Alles von Anfang an gesehen. Ich meine den Richter Cambo, den ich hinter der Jalousie seines Balkonfensters stehen sah, gerade als ich den Mann niederstieß.« — Es wurde hierauf bei dem Richter Cambo angefragt, ob sich die Sache so verhielte, oder ob der Delinquent der Justiz nur etwas anhängen wolle? — Cambo antwortete, daß sich die Sache so verhielte und der Delinquent die reine Wahrheit sage: er, der Richter, sei hinter seiner Jalousie von Anfang bis Ende Augenzeuge jenes blutigen Auftritts gewesen.

König Ferdinand, der gerade damals in Palermo anwesend war, erhielt sofort Meldung von diesem merkwürdigen Vorfalle und ließ den Richter vor sich kommen. »Weßhalb«, fragte der König heftig, »ließest Du den Unschuldigen zum Tode verurtheilen und gabst nicht den wahren Mörder an, da Du doch als Augenzeuge genau von allem unterrichtet warst?« — »Sire«, erwiederte Cambo ruhig, ich handle nach Recht und Gewissen. Denn da das Gesetz ausdrücklich sagt: Der Richter kann weder Zeuge noch Ankläger sein, so würde ich wider das Gesetz gehandelt haben, wenn ich den Mörder angeklagt oder zu Gunsten des Angeklagten Zeugniß abgelegt hätte.« — »Du hättest ihn aber nicht zum Tode verurtheilen sollen.« — »Wie konnte ich anders, Sire? Denn es lagen nach dem strengsten Gesetze Beweise genug vor, den Angeklagten auf die Tortur zu spannen, und da er sich auf der Tortur zu dem Morde bekannte, so ließ sich für ihn nichts thun.« — »Leider wahr« sagte Ferdinand, »Du handelst nach dem Gesetze; daß Du so handeln mußtest, war Deine Schuld nicht, sondern die der Tortur.« — Die Tortur wurde abgeschafft und der Richter blieb in seinem Amte.

(Wahre Anekdote.) Vor einigen Jahren lebte in einer kleinen Residenz Thüringens ein Cantor, welcher sich durch seine Virtuosität im Biertrinken, wie durch eine überaus kräftige Baßstimme auszeichnete. Häufig unternahm er kleine Wanderungen in die Umgegend seines Wohnortes, um die verschiedenen Biere, die es da gab, kennen zu lernen. Einst besuchte er in gleicher Absicht ein benachbartes preußisches Städtchen, und fand hier ein ganz vortreffliches Bier in einer der geringsten Schenken. Als er die ersten 24 Stunden beim Bierkruge verzecht hatte, fragte er den Wirth, wie stark sein Vorrath von diesem Biere sei? »Gegen sieben Eimer werde ich noch davon im Keller haben,« erwiederte dieser. Der Cantor zog seinen Beutel,

überzählte sein Geld, besann sich eine Weile und fuhr dann schnell mit den Worten heraus: „Ihre sieben Eimer sind mein. Hier ist das Geld dafür. Sie schenken nun von diesem Augenblicke Niemand mehr davon.“ Der Wirth strich das Geld ein und fragte, wohin er das Bier schicken solle. „Das Bier bleibt hier, ich trinke es bei ihnen“, antwortete der Cantor, der nun nicht aus der Wirthsstube wich, und nach 8 Tagen — es scheint unglaublich, ist aber buchstäblich wahr — hatte er die sieben Eimer geleert. Dieser gewaltige Bierzecher zeichnete sich auch, wie erwähnt, durch eine ungemein kräftige Baßstimme aus. So stark war diese, daß wenn er mit voller Kraft in ein hohes Bierglas schrie, dasselbe Sprünge erhielt.

München. So eben ist die bekannte eine Schwalbe angekommen, die keinen Sommer macht. (Punsch.)

(Offenherzigkeit.) In einer englischen Zeitung findet sich folgendes Gesuch: „Ein junger, großer, schöner und gebildeter Mann, der kein sicheres Brod, aber viel Lust, gut zu leben, hat, sucht eine Lebensgefährtin mit mindestens 20,000 Pfd. St. Dieselbe mag aller nur möglichen geistigen und körperlichen Reize entbehren, das ist ihm ganz gleich; ja, sollte sich eine Frau von 70 Jahren melden, so würde er sogar seine pekuniären Ansprüche auf die Hälfte reduziren.“

(Viehmäßige Unterschrift.) Eine Gemeinde Ldgs. St. war einmal in Streit über den Viehaustrieb auf die Gemeindeflur. Eine bedeutende Majorität war dagegen. In ihrer dießfallsigen Eingabe unterschrieben sich diese in folgender Weise: „Die zum Viehtrieb berechtigten, aber nicht ausgetriebenen Gemeindemitglieder.“

Ein Lehrer unterrichtete seine Schüler auch in der Naturgeschichte des Menschen. Nun prüfte er hernach seine Schüler, ob sie auch behalten hätten, was ihnen gelehrt worden war. Unter andern stellte er die Frage: „In welcher Gegend liegt das menschliche Herz?“ Ohne sich lange zu besinnen, antwortete der Knabe: „Quer über der Nase!“ „Wie so?“ fragte der Lehrer. „Meine Schwester“, sagte der Schüler, „singt immer ein Lied, da steht gedruckt: „In den Augen liegt das Herz.“

Im Militärspital in Wien war ein zu Gefängniß verurtheilter Soldat als krank. Da er Langeweile hatte, und ein tüchtiger Schneider war, gab ihm der Militärarzt seine Kleider zum Ausbessern. Am Abend machte sich der Schneider in den ausgebesserten Kleidern als Arzt glücklich zum Haus hinaus. Als nun bald darauf auch der rechte Doktor hinaus wollte, wurde er von der Wache streng mit der Versicherung zurückgewiesen, er sei schon hinaus.

Ein junger Mann hatte sich von einem Professor ein Buch als Unterhaltungs-Lectüre geliehen. Nach acht Jahren sendete er es, auf Ersuchen, zurück, fügte aber hinzu, daß er noch nicht Zeit gehabt hätte, es zu lesen; er würde es sich daher künftig einmal auf eine längere Zeit erbitten.

Kürzlich rannten an dem Strande von Tramore eine kurzsichtige Dame und ein kurzsichtiger Mann aneinander, baten sich um Verzeihung, machten Bekanntschaft und heiratheten sich. — Kurzsichtigkeit ist übrigens der Grund der meisten Heirathen.

Im Theater zu Troyes hatte sich auf der dritten Gallerie zwischen zwei jungen Handwerkern ein Streit entsponnen, indem jeder den einzigen noch unbesetzten Platz einnehmen wollte. Der Aeltere derselben zwang im Ringen den Jüngern, das Bein auf die Ballustrade zu setzen, worauf der Andere, entweder aus Bosheit oder zufällig, ihm einen so heftigen Stoß versetzte, daß er von der Gallerie ins Parterre, ungefähr eine Höhe von 5 Metres, herunterstürzte. Die Theaterdiener eilten herbei, und glaubten, ihn gewiß blutig und zerschmettert aufzuheben; allein er war schon ohne Beistand von sich selbst aufgestanden, und beklagte bei dem gefährlichen Sturze sonst gar nichts, als daß ihm 4 Sous aus der Tasche gefallen waren, zu deren Auffindung er sich ein Licht erbat.

Druck und Verlag von J. F. Rietsch. Verantwortlicher Redakteur: J. F. Rietsch.

Nro. 13. **I. Jahrg.**

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt.)

Sonntag den 1. April 1855.

Der Galeerensklave.

Fortsetzung.

„Ist es erlaubt“ fragte er einen der Aufseher, die armen Gefangenen zu besuchen?“

„O ja!“ antwortete dieser mit einem Tone, der nichts weniger als Freude und Mitleid ausdrückte. „Nehmt Euch in Acht, ehrwürdiger Vater,“ setzte er hinzu. „Wenn Ihr Geld bei Euch habt, so ist's besser, Ihr verläugnet es; denn sie werden Euch anbetteln, und wenn Ihr nur Einem Etwas gebet, so fallen die Anderen wie Raubthiere über Euch her!“

„Sorge nicht darum, guter Freund!“ entgegnete der Priester mit schmerzlichem Lächeln. „Wenn Geld allein helfen und lindern könnte, so wäre mein Besuch freilich ein völlig unnützer; denn die wenigen Sous, die ich bei mir trage, würden eine schlechte Hilfe sein. Sagt mir aber, müsset Ihr mich begleiten?“

„Ist nicht nöthig! antwortete der Aufseher kurz und kalt. „Die Herren von der Galeere können nicht gut davonlaufen; und Ihr werdet doch wohl die Ketten nicht zerschneiden oder zerbrechen!“

Und somit ließ er den Priester allein, der nun seine traurige Wanderung von Galeere zu Galeere begann. Welch' ein herzzerschneidender Anblick! Wohin das Auge sah, erblickte es das menschliche Elend in seiner schauerlichsten Größe, die menschliche Freiheit in ihrer tiefsten, schmachvollsten Erniedrigung. Die Sklaven, mit schweren eisernen Ketten an die Schiffe geschmiedet, bleichen und abgehärmten Angesichts, glichen dem lebenden Tode, der das Leben verhöhnte; es war wie eine Colonie aus dem Grabe Erstandener, welche durch ihren Anblick und durch ihre mühseligen Arbeiten bestimmt zu sein schienen, das Wort der Schrift: „Gott will, daß allen Menschen geholfen werde, und daß sie Alle zur Erkenntniß der Wahrheit kommen!“ in eine Satyre auf die göttliche Weltregierung, auf die erbarmende Vaterliebe Gottes und auf das Christenthum zu verwandeln.

Die Meisten verrichteten ihre Arbeiten mit einem wilden, finstern Trotze, dem Abzeichen einer grausigen Verzweiflung, eines furchtbaren Racheplanes, der nur auf die Stunde der Freiheit hofft, um Tod und Verderben über die Menschheit zu bringen; nur Einzelne

ließen in ihren Mienen und Geberden eine stille Ergebung in ihr beklagenswerthes Schicksal erkennen und schlugen die Augen vor dem Priester nieder, wenn er sich ihnen nahete.

Unter diesen befand sich ein junger Mann von etwa dreißig Jahren, der dem Reisenden besonders auffiel. Obgleich das Elend und die mühselige Arbeit sich in seinem mageren, abgehärmten Angesichte aussprach, so lag doch in allen seinen Zügen eine rührende Demuth und Geduld, und aus seinen dunklen Augen leuchtete ein sanftes, mildes Wesen, welches sowohl den tiefsten Schmerz und die herzlichste Reue über das Verbrechen, das ihn hieher gebracht hatte, wie die christliche Unterwerfung unter das schmachvolle Geschick aussprach. Ja der Priester sah deutlich, wie über die bleichen Wangen des Galeerensklaven eine Thräne nach der andern lief und auf den Boden des Schiffes niederfiel.

Von dem innigsten Mitleide gedrängt, nahte sich der Priester dem jungen Manne und sagte: „Mein Freund, Du weinst? Was ist es, das Dich bekümmert?“

Der Gefangene blickte auf, sah den Fragenden mit der schmerzlichsten Wehmuth an und schüttelte dann das Haupt, als wolle er sagen, daß ihm Niemand in seiner Noth helfen könne.

„Rede!“ fuhr der Priester bittend fort: „Vielleicht kann ich doch Etwas thun, um Deinen Kummer zu mildern. Kann Dir mit Geld geholfen werden, so fehlen mir selbst zwar die Mittel dazu, aber ich würde mit Gottes Hilfe wohlthätige Freunde auffinden, die sich Deiner annehmen. Das Wenige, was ich bei mir trage, ist völlig Dein!“

Der Gefangene schüttelte immer noch mit schmerzlichem Lächeln das Haupt: endlich sagte er: „Ach, ehrwürdiger Herr, mein Elend läßt sich nicht mit Geld mildern oder gar hinwegnehmen. Was ich zu diesem jammervollen Leben, das ich hier führe, bedarf, das habe ich; und es ist so wenig, daß es mich nicht bekümmern könnte. Was mir am Herzen liegt, ist eine Last, die in ihrer grausamen Schwere mich bald erdrücken würde; ich kann sie nicht länger tragen!“

Der Sträfling wurde in seiner Klage durch neue Thränen unterbrochen; er, ein ernster, starker Mann, weinte wie ein Kind.

„Habe Vertrauen zu mir,“ fuhr der Priester fort; „Vielleicht ist es doch möglich, Dich zu trösten oder Dein Elend zu erleichtern. Ist doch keine Last so groß und so schwer, daß nicht der allmächtige und allbarmherzige Gott in seinem Worte eine Linderung dafür gegebenen hätte!“

„Ja,“ rief der Gefangene mit wehmüthiger Freude aus, „diese Eure Worte selbst bezeugen die Wahrheit Eurer Rede. Vier Jahre bin ich nun hier in diesem schmachvollen Aufenthalt; Tag für Tag Nichts als die mühseligsten und erniedrigendsten Arbeiten; wohin ich blicke, sehe ich nur Leidensgenossen, aus deren Munde nichts als Murren und Fluchen kommt. Die Aufseher haben kein Mitleid mit uns! sie betrachten uns wie den Auswurf der Menschheit; sie denken nicht daran, uns zu bessern oder unser trauriges Loos erträglich zu machen. Sie haben kein freundliches Wort für uns: Schimpf- und Schmähreden, Drohungen und Züchtigungen, das ist Alles, was wir von ihnen erfahren. „Herr“, fuhr der Gefangene eifriger fort, „seit vier Jahren seid ihr der Erste, der menschlich mit mir redet, der Mitgefühl und Mitleid mit meinem Elende hat; und diese Theilnahme ist mir ein so erquicklicher Trost, daß es in aller meiner Jammernacht doch wie ein freundliches Licht auf meine Seele fällt. O, Gott lohne es euch, ehrwürdiger Herr. Nun, da ich weiß, daß noch Mitleid auf Erden ist, will ich auch wieder auf Mitleid im Himmel hoffen!“

„Ich lasse Dich nicht,“ sagte der Priester im Tone dringlicher Menschenliebe: „Du mußt offener gegen mich sein; Du mußt mir Dein Leid, Deinen Kummer mittheilen: vielleicht kann ich doch Dir helfen!“

„Nun denn!“ sagte der Gefangene. „Ich will Euch meine Beichte thun. Schon daß ich meinen Schmerz in eine mitfühlende Seele niederlegen kann, wird mir Trost bringen. Ich heiße Leonardo und bin der Sohn eines Pächters aus Hyères; es gibt keinen braveren und rechtschaffeneren Mann, als meinen guten Vater, der mir Zeit seines Lebens nur gute Lehren gegeben hat, und durch sein eigenes Beispiel mir ein Vorbild eines Gott wohlgefälligen Lebenswandels gewesen ist. Aber in mir selbst lebte ein böser Geist; der Umgang mit leichtsinnigen, gottentfremdeten Menschen nährte meine eigene Lust an einem unordentlichen, arbeitsscheuen Leben. Ich gerieth von einem Irrwege auf den andern, wurde kalt in meiner Liebe zu Weib und Kind, vernachlässigte mein Hauswesen und trieb mich Tage und Nächte lang umher, führte das ganze schauerliche, von Lastern und Sünden begleitete Leben eines Wilddiebes, und war auf dem besten Wege, mein zeitliches und ewiges Wohl zu vernichten. Zu meinem Unglücke sollte ich den Verlust des zeitliches Wohles eher, als ich fürchtete, erleiden. Mein guter Vater hielt mir eines Tages mein sündliches Leben in aller väterlichen Liebe und Schonung vor; ich ward gerührt und war im Begriff, mich meinem Vater zu Füßen zu stürzen und um Verzeihung zu flehen. Da trat plötzlich mein armes Weib hinzu; eine unheilvolle falsche Scham erfüllte meine Seele; ich glaubte, ich würde verrathen von Vater und Gattin; der böse Geist nahm mich gefangen, — ich entfloh den Warnungen und Bitten der Meinigen, und das Herz erfüllt von Rachegluth gegen die ganze Menschheit stürzte ich hinaus in den Wald, traf auf einen Jäger, der mir das freie Jagen wehren wollte, und schlug ihn nieder. Ich hielt ihn für todt und hoffte durch ein falsches Zeugniß der Meinigen Rettung von der weltlichen Strafe; aber der Todte wachte auf und zeugte gegen mich. Ich ward eingezogen und nach einem langen Prozesse zu sechsjähriger Galeerenstrafe verurtheilt. So sehr diese schauerliche Strafe mich demüthigte und unglücklich machte, so war dieß doch nichts gegen das andere doppelt größere Unglück, was mein Herz und Gewissen zu gleicher Zeit belastete. Mein Prozeß verzehrte das kleine Vermögen, das mir bei meinem unordentlichen Leben noch geblieben war, und mein Weib und meine drei Kinder fielen der dürftigsten Armuth anheim. Und als ich aus meinem Gefängnisse abgeführt wurde, begegnete ich dem Sarge meines Vaters; der Gram um mich, über die Schande, die ich seinem ehrlichen Namen gemacht, hatten ihm den Tod gegeben!“

Leonardo unterbrach sich hier, weil der tiefste Schmerz der Reue, die folternde Pein des Gewissens ihm die Sprache nahmen.

Der Priester selbst stand erschüttert und vermochte für den Augenblick nur durch sein Schweigen das Mitgefühl seines Herzens auszudrücken. Eben aber, als er mit Trostesworten sich an den unglücklichen Leonardo wenden wollte, nahm dieser das Wort wieder und sagte: Und doch ist diese grausige Erinnerung an meine Uebelthaten nicht der einzige Schmerz, der heute mich quält, und mich unglücklicher macht, als ich es nur jemals gewesen bin. Diesen Morgen habe ich in Erfahrung gebracht, daß mein gutes armes Weib, meine theure Sabina, und meine drei Kinder nicht allein vor Gram um mich, sondern aus wirklichem äußersten Elende dem Untergange nahe sind. Meine Sabina ist durch das langjährige Leiden und Sorgen krank und schwach geworden, daß sie nicht mehr arbeiten kann;

meine Kinder sind noch zu klein, um Etwas zu verdienen. So sind denn die Meinigen der Bettlerarmuth und dem Hungertode ausgesetzt; und das Alles um meines schandbaren, sündhaften Lebens willen. Ich bin der Mörder meines Vaters, der Mörder meines Weibes und meiner Kinder, der Zerstörer meines häuslichen Glückes! Ach, wäre ich frei! Vielleicht wäre es noch nicht zu spät, mit meinen gesunden Armen die Meinigen dem Hungertode zu entreißen! Ach, Herr, habt Ihr ein Wort des Trostes für mich? Nein, — es gibt kein's für mich auf Erden! Ich soll, beladen mit dem Fluche meines Vaters, meines Weibes und meiner Kinder vor den Richterstuhl Gottes treten; der Angst- und Schmerzschrei meiner verhungernden Kinder soll mir auch den letzten Trost im Tode noch rauben!«

»Fasse Dich, mein armer, unglücklicher Freund!« tröstete der Priester. »Gott hat Gnade und Hilfe für Alle, warum nicht auch für Dich! Es ist wahr, Du hast schwer gefehlt, und es ist nur Deiner Bosheit Schuld, daß Du so gezüchtigt wirst; aber jetzt ist es nicht Zeit, Dir darüber Vorwürfe zu machen; auch könnte Niemand Dir Deine Schuld fühlbar auseinandersetzen, als Du selbst es thust, deßhalb glaube ich an Deine Reue!«

»Ach,« unterbrach ihn Leonardo, »wie gern wollte ich die härteste Strafe auf mich laden, wie gerne tausendmal sterben und Pein leiden, wenn ich dadurch mein Weib und meine Kinder vom Tode retten könnte!

»Nein, nicht sterben!« entgegnete der Priester. »Bitte vielmehr Gott noch um recht langes Leben, daß Du möglichst wieder gut machen kannst, was Du Uebles gethan hast. Sagtest Du nicht, Leonardo,« — fuhr nun der Priester fort, — »Daß Du noch zwei Jahre lang Deine Strafe aushalten müßtest?«

»Ja,« antwortete der Gefangene, »noch zwei entsetzlich lange Jahre, binnen welchen mein Weib und meine Kinder zehnmal verderben können; mir gleich wie zwei Jahrhunderte voll Qual und Elend. Ich werde diese zwei Jahre nicht überleben! Die Nachricht von dem Tode der Meinen wird mich in Verzweiflung stürzen und — Gott sei mir gnädig!« — was ich dann thue, weiß ich nicht!«

»Nicht so stürmisch!« warnte der Priester. »Der Christ soll nimmer an Gottes Hilfe verzweifeln. Sage mir, mein Freund, kannst Du denn je hoffen, daß der König Dich begnadigt?«

»Nein!« entgegnete Leonardo trostlos. »Das Jammergeschrei eines Galeerensklaven dringt nicht über die Galeere hinaus, an welche er angeschmiedet ist; und ehe durch Andere die Bitte um Gnade vor des Königs Thron kommt, brauchen mein Weib und meine Kinder keine menschliche Hilfe mehr; der Hunger wird sie bis dahin getödtet haben!«

Der Priester ging einige Augenblicke, in tiefes Sinnen verloren, stillschweigend auf und nieder; endlich blieb er vor dem Gefangenen wieder stehen und sagte: »Leonardo, wenn sich nun Jemand fände, der für Dich hier einträte, der sich Deine Ketten anschmieden ließe und Deine Arbeit verrichtete — würde man Dir dann die Freiheit schenken!«

»Auf der Stelle, mein Herr!« antwortete Leonardo feurig und mit einem wunderbaren Leuchten seiner dunklen Augen. Aber bald legte sich wieder die alte Finsterniß über das gebräunte Angesicht, und im Tone der Trostlosigkeit setzte er hinzu: »Ich Thor, ich armer, armer Mensch! Wie konnte ich nur einen Augenblick mich an diesem Gedanken erquicken! Wo wäre auf der weiten Gotteserde der Mensch, der ohne Schuld, ohne Verbrechen, ohne Noth sich freiwillig einer solchen Schande, einem solchen elenden, mühseligen Leben preisgeben würde? Es ist kein Geld und Gut so groß, daß eine solche Schmach damit aufgewogen werden könnte.

Der Priester hatte schon die letzten Worte Leonardo's nicht gehört; er war plötzlich davon gegangen und hatte den armen Gefangenen, der die Ursache dieses schnellen Abschiedes nicht begreifen konnte, dadurch in die schmerzlichste Bekümmerniß versetzt. Mit einem Blicke der tiefsten Wehmuth blickte er dem Menschenfreunde nach, dem einzigen Menschen, der in den vier Jahren ein freundliches Wort des Mitleids an ihn gerichtet hatte. Es schmerzte ihn tief, daß der Fremde ohne einen Abschiedsgruß, ohne ein Segenswort von ihm ging, aber er dankte ihm doch von ganzem Herzen das Stündchen Zeit, welches er ihm aufgeopfert hatte.

Und wohin ging der Priester? Er ließ sich bei dem Offizier melden, der die Oberaufsicht über die Galeerensklaven hatte, und der ihm als ein menschlich gesinnter Mann geschildert worden war.

„Mein Herr," sagte der Priester zu diesem, „Sie kennen mich nicht. Ich heiße Vincent, oder, wenn ich Ihnen meinen ganzen Namen vollständig sagen muß, Vincent von Paula."

„Was?" rief der Offizier erschrocken und verwundert aus: „Sie sind der Priester Vincent von Paula? derselbe, der ruhelos umherreiset, um den Armen Gutes zu thun? Der in die finstersten Höhlen des Elends und des Unglücks bringt, um zu trösten und zu helfen? Derselbe, der arm an irdischen Gütern, doch unendlich reich ist an Hilfe für Jedermann? Sie sind derselbe Vincent von Paula, der schon in Tunis die Ketten eines Sklaven getragen hat?"

„Der bin ich allerdings," antwortete Vincent, und setzte hinzu: „obschon ich nichts weniger als diese Bewunderung verdiene, die Sie über mich zu empfinden scheinen. Und doch ist mir's lieb, daß Sie mich kennen; meine Bitte, mein Anliegen wird vielleicht deßhalb eine freundliche Erfüllung finden!"

„Reden Sie, ehrwürdiger Herr!" sagte der Offizier: „Was in meinen Kräften steht, werde ich thun, um Ihnen zu zeigen, wie hoch ich Sie achte und wie ich im Namen der armen Menschheit Ihnen danke!"

„Sie haben," fuhr nun Vincent fort, „unter den Galeerensklaven einen jungen Mann aus Hyères, Namens Leonardo. Was können Sie ihm für ein Zeugniß geben?"

„Ein gutes in jeder Beziehung!" antwortete der Offizier. „Leonardo gehört zu den Wenigen, welche in unserer Strafanstalt nicht schlechter, sondern wirklich besser werden. In den vier Jahren, die er nun hier sein wird, ist noch nicht die geringste Klage über ihn vorgekommen: er ist unermüdlich in seiner Arbeit, und verrichtet dieselbe willig und gern. Er hat schon Manchen seiner nächsten Mitgefangenen zu einer besseren Einsicht und Erkenntniß gebracht; Er trägt sein allerdings trauriges Loos mit einer Demuth und Unterwerfung, die sich selten findet. Wenn alle Sträflinge, die hier unter meiner Aufsicht stehen, diesem Leonardo glichen, so wäre ich um mein Amt zu beneiden.

„Edler Herr," sagte nun Vincent weiter, „nicht allein dieses Zeugniß über den unglücklichen Leonardo, sondern auch Ihr eigenes menschenfreundliches Herz gibt mir Muth und Hoffnung zu meiner Bitte. Leonardo hat noch zwei Jahre seiner Strafe auszuhalten. Er hat mir aber so eben gesagt, daß durch seine Abwesenheit vom Hause die Seinen in die bitterste Noth gerathen sind, und daß sein Weib und seine Kinder dem Hungertode entgegen gingen, wenn nicht bald Hilfe komme. Niemand aber kann hier helfen als Leonardo selbst; er ist noch stark und kräftig und will arbeiten, und er wird so viel verdienen, als

er zum Unterhalte der Seinen braucht. Aber dazu muß er frei sein. Man hat mir gesagt, daß Leonardo augenblicklich frei gegeben werden könnte, wenn er für die übrigen zwei Strafjahre einen Stellvertreter fände! Ist das wahr?«

»Allerdings!« versicherte der Offizier. »Das Gesetz erlaubt die Freigebung unter solcher Bedingung; aber sie könnte ebenso nicht erlaubt sein: denn bis jetzt ist eine solche Stellvertretung noch nicht vorgekommen; und das,« setzte er mit schmerzlichem Lächeln hinzu — »aus leicht begreiflichen Gründen!«

(Schluß folgt.)

Historische Notiz über die Entstehung des Bocks.

Die kränklichten Gesundheits-Zustände der Bayer. Churfürstin Elisabeth, Tochter Carl II., Herzogs von Lothringen, gaben ihrem Gemahl, Churfürst Maximilian I. von Bayern, Veranlassung, einem englischen Arzt, der aus Italien nach England zurückkehrte, und den er in seinen Feldzügen im Lande ob der Ens kennen lernte, darüber zu sprechen. Dieser empfahl ihm das Lieblingsgetränk seiner Landsleute — Porter genannt — als das wirksamste Arzneimittel; daher Maximilian ihn ersuchte, einige Eimer in England zu bestellen, und ihm nach München zu senden. Die Churfürstin fand es ihrer Gesundheit zuträglich; doch die Herbeischaffung aus England machte beträchtliche Kosten, und das Bier kam nicht selten verdorben an, wegen der Weite des Weges. Maximilian sandte also seinen Hofbraumeister, Martin Staindl, mit seinem Sohne nach London, um daselbst das Brauen dieser Gattung von Bier zu erlernen, damit es in der Zukunft in München fabrizirt werden könnte. Binnen Jahr und Tag kamen sie zurück, und im sogenannten braunen Hofbrauhause wurde 1623 das erste Porterbier gebrauet, und an des Churfürsten Namenstag, am 12. Oktbr., das erste mit demselben gefüllte Glas auf die Tafel gesetzt. Anfangs wurde dieses Getränk blos als Arzneimittel für das Hofpersonal zum Verkauf gegeben — allein auch gesunden Männern, Frauen und Mädchen schmeckte es wohl, weswegen der Porter, nunmehr ein Lieblingsgetränk, bald in größerer Quantität erzeugt, und alle Jahre 14 Tage vor und 14 Tage nach dem Frohnleichnamsfeste im Hofkeller — für Kranke und Gesunde — feil gehalten wurde. Warum dieses Getränk in München Bock — Ein-Bock — genannt wurde, ob durch Umgestaltung des Wortes: Porter, weil es der bayrischen Zunge zu ungewohnt war, oder aus einer figürlichen Anspielung auf die Wirkung desselben, indem die Leute, durch dasselbe berauscht, wie vor den Hörnern eines Bockes umtaumelten — läßt sich nicht angeben, — doch wird es heut zu Tage noch so genannt. Diesen Porter oder Bock zu brauen und zu verkaufen ist seit 1848 keinem bayr. Brauer zugestanden, sondern als Reservat des Hofes stets beachtet worden; jedoch bewilligte Churfürst Maximilian im Jahre 1638 dem Sohne seines Braumeisters Staindl, der durch eine Heirath mit Anastasia Niedermayr ein Haus am Marktplatze erhalten, als Recompens, daß er und sein Weib, dann derselben ehelichen Leibeserben zu ewigen Zeiten auf diesem ihren Hause den Einbock verleitgeben, jedoch denselben nicht brauen oder brauen lassen durften, sondern aus dem Hofkeller nehmen und dort auch bezahlen mußten. — Noch heut zu Tage wird der bayerische Porter in diesem nämlichen Hause in den Monaten Mai und Juni feilgehalten und die Namen: Staindl und Niedermayr sind den Münchnern bekannte Namen, während sich das Historische derselben längst verloren hat.

Qui pro quo.

Während die Londoner Polizei noch mit der Aufsuchung des vor Kurzem hingerichteten Mörders Good beschäftigt war, ereignete sich, dem „Brighton Herald" zufolge, folgender tragikomischer Vorfall. — „Ein gewisser Hr. Thomas, ein unverheiratheter Mann in besten Jahren, d. i. zwischen 40 und 50, drängte sich eines Morgens mit allen Symptomen heftiger Gemüthsaufregung durch das Menschengewühl in Oxford-Street. Er war ein stattlicher Mann mit einem recht hübschen Einkommen, und folglich in jetziger Zeit, wo es der heirathslustigen Mädchen so viele gibt, gar keine üble Partie; — und dennoch hatte er so eben den sechsten Korb bekommen. Die hübsche Miß Brown, welche er Monate lang im Stillen verehrt hatte, war im Begriff einen andern zu heirathen; und dieser Gedanke erfüllte ihn mit solcher Bitterkeit, daß er seinem Herzen durch ein Selbstgespräch Luft machte. Es ist wahrlich himmelschreiend, murmelte er vor sich hin: wenn ich der Mörder Good wäre, ich hätte nicht schmählicher behandelt werden können. Wohin soll ich mich wenden? wem soll ich mich anvertrauen? O treulose Marie! Hier blickte er zu den Wolken empor — und trat in eine Pfütze. Soll ich zu Hause gehen? fuhr er in seinem Selbstgespräche fort. Ach, was ist meine Wohnung ohne Liebe, ohne Zuneigung? Eine Wüstenei, eine Wildniß, deren schreckliche Einsamkeit mich peinigt. Nein, ich will nicht nach Hause gehen. Ich will etwas thun, worüber sie zu Hause erschrecken sollen — ich will nach Greenwich fahren, und sie sollen glauben, ich hätte mir ein Leid angethan. Ja, ich werde dann in den Zeitungen ausgeschrieben, und dann wird mich die Welt doch wenigstens bedauern. Thomas fuhr mit der Hand in die Tasche, um seine Baarschaft zu überzählen. Diese war hinreichend zur Ausführung seines Entschlusses. Er ging zum Bahnhofe, nahm einen Platz, und in einer Viertelstunde befand er sich in Greenwich. Je länger er über den gefaßten Entschluß nachsann, desto mehr innere Befriedigung fühlte er bei dem Gedanken, daß die Zeitungsberichte auch zu den Ohren der Treulosen kommen würden. — Er war eben im Begriff, die einsamsten Plätze des Parks aufzusuchen, als er sich plötzlich erinnerte, daß er noch nicht gespeist hatte, obgleich die Zeit, wo er sein Mittagsmahl zu nehmen pflegte, längst vorüber war. Er wandte seine Schritte mechanisch zu einer Garküche, und blieb vor dem ausgehängten „Advertissement" stehen, um die verschiedenen Gerüchte zu mustern. In einiger Entfernung hinter ihm blieben ebenfalls zwei Männer stehen, welche mit ihm von London gekommen waren, und Mr. Thomas eben so aufmerksam betrachteten, wie dieser das Roastbeef und die Bologneser Würste durch das offene Fenster der Garküche betrachtete. — Glaubt Ihr denn wirklich, Bill, daß er es ist? fragte der Eine, ein kleiner untersetzter Mensch, seinen baumlangen Gefährten. — Das will ich meinen, war die zuversichtliche Antwort. Glaubt Ihr denn, ich würde ihm hierher gefolgt sein, wenn ich meiner Sache nicht ganz gewiß wäre? Habt Ihr denn nicht gehört, wie er selbst sagte, er habe keine Wohnung? Nun, er braucht auch keine mehr, wird schon freie Wohnung bekommen. — Und ist er denn dem Signalement so gleich? — Auf ein Haar — schaut, hier ist der Steckbrief: — 5 Fuß 8 Zoll. Das ist die Größe. Dunkler Backenbart. Schaut ihn nur an. Zwischen 40 und 50. Ganz accurat sein Alter. O, das läßt sich mit Händen greifen. Seht nur, wie unruhig er ist. Habt Ihr nicht gehört, wie er mit sich selbst redete? So etwas thut nur ein Mensch, der etwas verbrochen hat. Und seht, wie wild er um sich schaut. — Ja, es ist wahr, schrecklich wild. — Aber warum habt Ihr ihn denn nicht gleich in London gepackt? — O, da wären gleich ein halbes

Dutzend Polizeimänner dazu gekommen, und hätten mir die Belohnung vor der Nase weggeschnappt. O nein, ich bin nicht so ein Narr — ich will die Belohnung allein für mich haben. — Ihr seid ein gescheidter Kerl, Bill; — aber etwas bekomme ich doch auch davon. — Wollen sehen, wenn's erst so weit ist. Jetzt vergeßt nicht, sobald ich ihn habe, packt Ihr ihn bei den Beinen, und werft ihn nieder, denn er ist ein desperater Kerl, und wird sich gewiß tapfer wehren.

(Schluß folgt.)

Der englischen Ostseemannschaft ist versprochen worden, daß sie dieses Frühjahr nicht nur ihre Messer zu wetzen, sondern auch etwas zu schleifen kriegt. (Punsch.)

(Zur Zeitfrage.) Die russenfreundliche Haltung einzelner Klassen der Bevölkerung in Preußen, sagte ein Witzbold, ist vollkommen erklärlich. Die Preußen brauchen ja nur den Kopf zu verlieren, um Reußen zu werden.

Des Lebens Mai blüht nur ein Mal. Da schleicht sich eine Liebste als Maikäfer in unser Herz. Der Unterschied zwischen ihr und einem Maikäfer ist nun der: der Maikäfer ist zuvor „Larve" und dann Käfer; sie aber ist zuerst Käfer und wird später Larve.

Ein Komiker bekam eine bessere Anstellung und wollte die Truppe des Theaters verlassen; da gingen die Mitglieder zu ihrem Direktor und baten ihn, Alles zu thun, das würdige Mitglied zu behalten, ja, sie wollten sich selbst Abzüge gefallen lassen, „denn", fügte der Wortführer hinzu, „so lange der bei uns ist, kommen wir vor Lachen nicht dazu, über unsere traurige Lage recht ernstlich nachzudenken." — Solch ein Künstler ist freilich Goldes werth.

Der Herzog v. Berwick kam einst durch ein Städtchen am Niederrhein; der Thorschreiber trat an den Wagen und fragte nach dem Namen des Reisenden. „Düc (Herzog) de Berwick" sagte der Kammerdiener und der Wagen fuhr weiter. Der Thorschreiber schüttelte den Kopf und rief: „Ei der tausend, der gibt's hoch!" Als am Abend das Verzeichniß der Durchpassirten eingegeben wurde, stand der Düc de Berwick darin als „der dicke Bärenwirth."

(Wie kann man so einfältig sein?) Ein in Fauburg St. Antoine zu Paris wohnhafter behäbiger Manufakturier begab sich kürzlich mit den Seinigen nach dem Wäldchen von Vincennes, um da im Grünen zu tafeln. Eben hatte sich die aufgeräumte Gesellschaft um den wohlbesetzten Tisch gereiht, als plötzlich ein Schuß krachte, gleich darauf ein zweiter, ein dritter, und zwei junge Leute aus dem Gebüsche hervorgestürzt kamen, welche riefen: „Sie schlagen sich, ums Himmelswillen, rettet Euch, die Kugeln pfeiffen dicht um Euch!" Alles machte sich im ersten Schrecken auf und davon, um zu sehen, was es gebe. Als jedoch eben so plötzlich Alles still geworden, und Einer nach dem Andern zurückkehrte, war die Tafel bereits von unsichtbarer Gaunerhand wie abgefegt, und Silbergeräthe, Tafelzeug, Speisen, kurz, Alles verschwunden.

Unlängst wurden in dem N. Tagblatte Frauenzimmer zwischen 23 und 24 Jahren „zum Verkaufe" gesucht. — Es sollte damit gesagt werden, Frauenzimmer zu einer Anstellung in einem Verkaufsgeschäfte.

Vor einigen Tagen hat in den Straßen von Paris eine Frau, welche einen Sack mit 345 Francs trug, einen wohlgekleideten Mann, ihr den kürzesten Weg nach der darauf angemerkten Adresse zu zeigen. Der Mann ergriff, ohne eine Antwort zu geben, den Sack, und war ihm Augenblick damit verschwunden.

Gegenseitiges Mitgift. Ein edles Brautpaar schwur sich neulich ewige Treue; die Braut hatte Rubinen-Lippen, Saphiraugen und Goldhaar; aber der Bräutigam ging auch nicht leer aus, er hatte Kupfer auf der Nase, Silber auf dem Kopf und Geld im Kasten.

Sehen Sie die schönen Friedrichsd'ore, sie werden unter dem Friedrichthore in Berlin geschlagen; davon haben sie den Namen, das weiß der tausendste nicht. So erzählte ein junger Preuße.

Druck und Verlag von J. F. Rietsch. Verantwortlicher Redakteur: J. F. Rietsch.

Nro. 14. I. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt.)

Sonntag den 8. April 1855.

Der Galeerensklave.

Schluß.

„Nun, Gott sei Dank,“ rief Vincent bewegt aus, „daß dieß Mal die angeregte Hoffnung nicht zu Schanden wird. Mein edler Herr, ich habe Jemanden aufgefunden, der Leonardo's Stellvertreter sein will; so viel ich ihn kenne, ist dieser Jemand ein ganz unbescholtener Mann, auf welchem wenigstens keine öffentliche Schmach haftet. Wird Leonardo in demselben Augenblicke frei werden, wo sich dieser Stellvertreter einfindet?“

„Sogleich, ehrwürdiger Herr!“ sagte der Offizier mit steigender Verwunderung. „Aber, wer ist der Mann, der sich freiwillig in solche Schmach und Schande begeben will?“

„Ich bin es selbst!“ antwortete Vincent ruhig, und fuhr dann, als er sah, wie der Offizier seine höchste Verwunderung aussprechen wollte, fort: „Reden Sie mir nicht darein, mein edler Herr. Mein Entschluß ist so ernst, daß Nichts in der Welt ihn wankend machen kann. Glauben Sie mir, wer die Sklavenfesseln in Tunis unter der Tyrannei der Ungläubigen und der äußersten Rohheit getragen hat, der fürchtet sich nicht vor der Arbeit eines Galeerensklaven in Marseille und unter der Aufsicht eines so christlich gesinnten Mannes, wie Sie. Aber lassen Sie uns daran denken, daß jede Minute, die wir hier verlieren, für den armen Leonardo eine qualvolle Ewigkeit ist!“

„Aber Ihre Ehre?“ warf der Offizier noch ein. „Haben Sie auch bedacht, daß zehn Jahre Sklavendienst in Tunis nicht den zehnten Theil der Schande aufwiegen, welche die Kette eines Galeerensklaven nur in einer einzigen Stunde bringt?“

„Meine Ehre?“ wiederholte der Priester lächelnd. „Halten Sie meine Ehre wirklich in Gefahr? In den Augen der Mitmenschen werde ich zwar beschimpft, aber nicht einmal das. Werde ich in Ihren Augen deshalb an der Achtung, die Sie vorher gegen mich aussprachen, verlieren, wenn ich die Sklavenkette trage? Gewiß nicht. Die wahre Ehre liegt in dem Bewußtsein einer Gott wohlgefälligen Handlung, in der kräftigen Erweisung der Menschenliebe. Und was sind zwei Jahre im Dienste der leidenden Menschheit? Muß nicht das gerettete Leben einer ganzen Familie einen solchen Frieden und Segen über meine Seele bringen, daß ich mich selbst reicher belohnt fühle, als ich verdiente?“

Noch wollte der Offizier einige Einwendungen machen; aber Vincent wies sie alle unerschütterlich zurück, und dem Aufseher blieb zuletzt nichts Anderes übrig, als den Galeerenschmied rufen zu lassen und mit diesem und dem Priester nach der Galeere zu gehen, wo Leonardo angeschmiedet war.

„Leonardo, Du bist frei!“ rief ihm Vincent entgegen. „Es hat sich ein Stellvertreter für Dich gefunden!“

Der arme Gefangene traute seinen Ohren nicht; als wäre er des Verstandes beraubt, blickte er stumm und gedankenlos die Ankommenden an. Als aber der Schmied auf des Offiziers Befehl ihm wirklich die Ketten abschlug, und diese klirrend zu Boden sanken, und er sich leicht und frei fühlte, sank er auf seine Knie nieder und weinte wie ein Kind vor überseliger Freude. Aber diese sollte ihm bald getrübt werden. Zu seinem Erstaunen sieht er, daß der Priester Hand und Fuß hinhält, und der Schmied die schauerliche Anschmiedung beginnt.

„Um Gottes willen!“ rief Leonardo aus. „Ihr selbst, ehrwürdiger Herr? Nein, nimmermehr! So namenlos glücklich mich die Freiheit macht, so will ich sie doch nicht unter einer solchen Bedingung erkaufen. Schmied, lege mir nur immer meine Ketten wieder an!“

„Nicht also, mein edler junger Freund!“ erwiderte Vincent mit einem fröhlichen Lächeln, als ginge er irgend einer großen Freude entgegen. „Mir werden diese Ketten leichter werden als Dir. Ich stehe allein auf der Welt, und den Beruf, zu dem mich Gott bestimmt hat, kann ich auch hier erfüllen; ja hier vielleicht mehr als anderswo.“

„Edler, großmüthiger Mann!“ fuhr Leonardo fort, „was kann Sie zu einem solchen Opfer bewegen?“

„Die dankbare Liebe zu dem Herrn, in dessen Dienste ich bin!“ antwortete Vincent. „Und wenn ich zehnmal für Dich leiden und sterben könnte, es wäre Nichts, gar Nichts gegen das, was unser Herr Christus an seinem Kreuze für mich gelitten hat. Säume nicht, Leonardo! Auf, eile zu Deinem Weibe, zu Deinen Kindern. Gott segne Dich und Deiner Hände Arbeit!“

Lange noch stand Leonardo, zweifelhaft, was er thun sollte. Als er aber die Seligkeit der sich selbst opfernden Menschenliebe in Vincent's seligem Blicke gewahrte, gewann er Muth, das Opfer anzunehmen, durch welches er sich selbst dem Herrn und Erlöser auf Zeit und Ewigkeit erkauft fühlte. Er umfaßte des Priesters Knie, küßte seine Hand unter lautem Schluchzen, und mit den Worten: „Dort oben im Buche der Lebendigen sollt Ihr, wenn Gott mich nicht verstößt, auch meinen Namen lesen!“ stand er auf und eilte davon.

* * *

Verlangst Du, lieber Leser, noch eine Schilderung des Wiedersehens in der Hütte der kranken Sabina und ihrer hungernden Kinder? Nein! Wenn Du weißt, daß Leonardo zu den Füßen seines Weibes das Wort der Versöhnung empfing, und durch seine rastlose Thätigkeit Weib und Kinder vom Verderben rettete und durch sein ganzes Leben hindurch in der Furcht des Herrn wandelte, so weißt Du genug.

Der alte Priester aber, Vincent von Paula, verbrachte die vollen zwei Jahre auf den Galeeren, äußerlich von der größten Schmach und Schande bedeckt, aber in seinem christlichen Gemüthe ein freies, mit der Krone der Ehre geschmücktes Kind Gottes. Und was

er von seiner Wirksamkeit auf den Galeeren gehofft hatte, das erreichte er in überreichem Maße. Er brachte unter den rohen gottentfremdeten Geist der Galeerensklaven den Geist christlicher Erkenntniß und der bußfertigsten Demuth; er wurde eine Stütze, ein Lehrer, ein Tröster der armen unglücklichen Gefangenen, und als er nach zwei Jahren die Galeere verließ, konnte er sich mit dem seligsten Troste sagen, daß er die verlassene, verirrte Heerde Christi gesammelt und geweidet hatte.

Vincent von Paula, der August Hermann Francke unter den Katholiken, war im Jahre 1576 im Dorfe Povi in Frankreich geboren. Sein ganzes Leben war der christlichen Wohlthätigkeit geweiht; er stiftete mit Hilfe einer frommen und reichen Frau eine Missions-Congregation, deren Glieder, jetzt Lazaristen genannt, sich besonders mit der Pflege der Armen im Geistlichen wie im Leiblichen zu beschäftigen haben, und die das Gebot des Herrn: Den Armen soll das Evangelium gepredigt werden! im Sinne und Geiste des Herrn zu erfüllen hatten. Auch ist er der Stifter des Ordens der barmherzigen Schwestern und des Asyls für Findelkinder. Er starb im Jahre 1660, in dem hohen Alter von 84 Jahren, und wurde später unter die Heiligen der katholischen Kirche aufgenommen.

Der Kirchenraub.

Eine Erzählung nach Criminal-Akten.

Am Martins-Abend des Jahres 1627 saßen in dem thüringischen Walddorfe *** Bauern und Fröhner in der Schenke und überließen sich nach vielen mühselig überstandenen Tagen, wo Marodeure und Freibeuter, während der Durchzüge fremder Truppen das Dorf gebrandschatzt und die Einwohner beraubt hatten, einmal wieder der Freude und thaten sich nach ihrer Weise etwas zu gute. Das Gespräch betraf größtentheils die Kriegstroubel, und jeder berichtete, was er Neues gehört und in den letzten Zeiten selbst erduldet hatte. An dem einen Tische hatte der Küster eben erzählt, wie jämmerlich ihn ein Holkischer Jäger gedrängt und gepreßt habe, weil er sein Verlangen, ihm die Kirchenschlüssel abzuliefern, nicht gewillfahrt habe. „Mochte ich aber auch — fuhr der Küster mit beherzter Miene fort — mochte ich auch ein Opfer dieses Wütherichs werden, zum Verräther an dem Heiligthume wäre ich nimmer geworden, denn nicht allein, daß dann die vasa sacra der Kirche gefährdet waren, so hatten ja auch mehrere Honoratiores, der Herr Pfarrer, so wie die Gutsherrschaft dort Vieles in der Kapellengruft in sichere Verwahrung gebracht, und ich selbst verbarg in der Sakristei meine kranke Frau und 17jährige Tochter vor den Mißhandlungen und Nachstellungen der Krieger. Würden die lockern Gesellen — setzte er triumphirend hinzu, nicht gejubelt haben, wenn sie das aufblühende Mädchen, die vielen Schätze und wohl gar den silbernen Sarg in der Kapellengruft zur Beute gemacht hätten, doch würde, was letzteren anlangt, die weiße Frau ihr Recht wohl behauptet haben.“ Die Erwähnung der weißen Frau gab dem Gespräche plötzlich eine andere Wendung, mehrere Gäste drängten sich an den Tisch, wo der Küster saß, und Gottum, ein Bauer, fragte, was es denn eigentlich mit dieser weißen Frau, von der er so oft gehört, für ein Bewandtniß habe?

„So weit die Nachricht aus dem alten Kirchenbuche vom Jahre 1533 reicht — begann der Küster — starb auf hiesigem Schlosse die schöne Gräfin Marie aus Betrübniß über den Verlust ihres einzigen Söhnleins Guido, der im dritten Jahre seines Lebens plötzlich verschied. Sie versank in tiefe Schwermuth, ließ den Liebling ihres Herzens in einen kleinen silbernen Sarg legen, und in der Kapelle beisetzen; allnächtlich um seine Todesstunde verfügte sie sich hinunter in die Gruft — bis der Gram ihren Lebensfaden aufgelöst hatte, und sie selbst dahin getragen wurde. Von ihr nun geht die Sage, daß sie, so wie früher ihr Bett, zur nämlichen Zeit auch jetzt noch im Sterbekleide ihren Sarg verlasse, die Runde in der Kirche mache, den Sarg ihres Lieblings öffne, vor demselben bete, und sich dann wieder zur Ruhe niederlege. So erzählte es mir mein Vorfahr — endete der Küster, der sie bei einer späten Verrichtung beobachtet haben wollte, und in seiner Rede stimmt die Bemerkung unseres verstorbenen Herrn Pastors im Kirchenbuche überein. Gott schenke der Gräfin eine selige Ruhe, ich sah noch nichts von ihr, und nur meine Tochter erinnert sich, als sie spät Abends nach dem Läuten pro pace vom Thurme gekommen, eine dergleichen Gestalt gesehen zu haben, welche ihr mit tiefem Kummer im blassen Gesichte habe die Hand reichen wollen. Den kleinen Sarg habe ich verschiedene Male genau betrachtet, er ist von gediegenem Silber, und röthliche Steinchen, zu Rosen geformt, schlängeln sich wie ein Kranz um denselben. Gering gerechnet soll der Sarg seine 30,000 Gulden werth sein.“

Während der Erzählung des Küsters war es in der Schenkstube ganz still geworden, indem alle derselben aufmerksam zuhörten, aber auf zwei Gemüther in der Gesellschaft machte die Erwähnung des kostbaren silbernen Sarges den nämlichen Eindruck und erweckte in ihnen die Begierde, sich in dessen Besitz zu setzen.

In der Ecke am Ofen saß Jonas Grimm, ein starker breitschulteriger Taglöhner, der der Kinder viel, aber der Groschen nur wenige hatte, mit dampfender Pfeife beim Kruge, sein Ruf war zweideutig, man nannte ihn den Schatzgräber, als welchen er sich hier und da verdächtig gemacht hatte, auch den Unken-Wärter, weil er häufig zur nächtlichen Zeit am Teiche jenseits des Dorfes herumwandernd angetroffen worden. In seiner Seele faßte der Gedanke Raum: „wenn du den Sarg hättest, und dann unvermerkt ein Stückchen davon hier und ein anderes dort verkauftest —“, und beschlossen war der Raub.

In einem Fensterbogen lehnte Friedrich Wölpert, genannt der schwarze Fritz, ein bekannter Raubschütze, er war aufgeweckten Temperaments und voll listiger Anschläge; der silberne Sarg setzte seine Einbildungskraft in Thätigkeit; im Besitze desselben sah er sich aus dem Staube gehoben, der Traum seiner Jugend konnte in Erfüllung gehen, und mit dem festen Beschlusse, das Wagniß zu bestehen, verließ er das Wirthshaus.

Beide, jeder unbekannt mit des Andern Vorhaben, wählten zu dessen Ausführung die nämliche dunkle stürmische Nacht. Wölpert, listiger und gewandter als Grimm, hatte sich bei einem Besuche, den er dem Küster abstattete, unbemerkt den Kirchenschlüssel zu verschaffen gewußt, er drang gegen 11 Uhr Nachts, mit einer Blendlaterne versehen in das Heiligthum. Das Aufschließen der eisernen Pforte, welche in das Todtengewölbe führte, raubte ihm viel Zeit, indem kein Schlüssel passen wollte, bis endlich nach einem heftigen Druck die Thür aufsprang; kaum war er die Stufen hinunter, kaum hatte er den silbernen Sarg in Augenschein genommen, als er in der Kirche ein Poltern vernahm. Aufgeschreckt eilte er die Stufen wieder hinan, um zu erforschen, was es veranlasse, er horchte lange,

aber nur der Sturm tobte mit den lockern Fenstern und heulte durch die Pfeifen der Orgel. Im Begriff zurückzugehen und sein Vorhaben auszuführen, hörte er jenes Poltern von neuem, und zu gleicher Zeit trat ein Mann mit einer Leuchte aus der Thurmhalle, bei deren Schein er Jonas Grimm, den Schatzgräber, erkannte. Der schwarze Fritz errieth sogleich die Absicht des nächtlichen Besuches und beschloß alsbald, ihm diese zu verleiden. Er drückte die Pforte leise in das Schloß, stieg in die Gruft hinab, hüllte sich in ein dort hängendes weißes Gewand, hob mit Anstrengung den Deckel des nächsten Sarges ab, zog die Blende über den Schein seiner Leuchte, und legte sich in den Sarg auf die Asche eines darin Ruhenden. Jetzt rasselte Jonas Grimm an der Eisenthür, welche nach wenigen Minuten krachend aus den Angeln brach und in das Gewölbe stürzte. Ueber sie hinweg trat der Unkenwärter zu dem silbernen Sarge, und suchte ihn aufzuheben, als sich Wölpert langsam von seinem Lager erhob. Einen Augenblick schreckte Jonas Grimm, der weißen Frau gedenkend, zusammen, aber der Gespensterfurcht, gleich dem schwarzen Fritz, längst quitt und ledig, betrachtete er die Gestalt, welche höher und höher sich aufrichtete, während dessen die eine Seite des weißen Gewandes herabfiel und Grimm des Raubschützen Wölpert verschlagenes Gesicht erblickte.

„Willst du mich äffen?“ rief Jonas mit hohler Stimme, „so mag es dir Uebel bekommen,“ faßte den Gegner bei der Brust, drückte ihn mit Kraft in den Sarg zurück und schwang mit der andern Hand den zur Seite stehenden Deckel hoch in die Luft, stülpte ihn auf den Sarg, wand das Tau, womit er sich umgürtet, vom Leibe los, und schnürte ihn fest um den Sarg. „Ersticke im engen Hause“, donnerte der Ueberwältiger dem um Gnade flehenden Wölpert zu, hob den kleinen silbernen Sarg auf seine Schultern und verließ auf dem durch die Thurmmauer gebahnten Wege mit demselben die Kirche. Wölpert hatte jedoch während dessen in schrecklicher Todesangst die morschen Bretter des alten Sarges gesprengt, und eilte von Neid und Rache getrieben, zum Richter; jene That offenbarend — und ehe die Sonne sank, war der silberne Sarg bereits wieder an seinem Platze und die beiden Räuber lagen in Ketten, wo sodann ihr Bekenntniß das Erzählte zu Tage brachte.

Qui pro quo.

Schluß.

Während dieses Dialogs hielt Mr. Thomas einen Monolog über die respektiven Vorzüge des Roastbeef und der Bologneser Würste. Kaum aber war er zu dem Entschlusse gekommen, seinem schweren Herzen durch ein noch schwereres Stück Roastbeef ein wirksames Gegengewicht zu geben, als er sich plötzlich mit einer furchtbaren Vehemenz von hinten angegriffen fühlte; seine Füße beschrieben einen Halbkreis in der Luft, sein Hut wurde ihm tiefer über die Augen hinabgedrückt, die Arme wurden ihm schier aus den Gelenken gerissen, und er fiel mit einer heftigen Erschütterung zu Boden. Was er in diesem Augenblicke dachte, ist unmöglich zu errathen, denn dieß alles war das Werk eines einzigen entsetzlichen, nervenerschütternden Augenblickes. Vielleicht dachte er gar nichts, aber sein ganzes Bewußtsein, sein ganzes Empfindungsvermögen war Ein ihn durchzuckendes Wehgefühl, und sein Athem war sehr gehemmt, und es lagen zwei schwere Körper auf ihn, und Jack hielt ihn so fest an der Kehle, als ob er den

Erdenleiden des Geängstigten ein schnelles Ende machen wollte. — Wir haben ihn, Jack — jetzt kann uns die Belohnung nicht entgehen. Jetzt mag die Polizei kommen — wir haben ihn doch zuerst gehabt. — Hülfe! Hülfe! rief der arme Thomas, sobald er etwas wieder zu Athem kam. Ich werde auf offener Straße ums Leben gebracht. — Freilich, das werdet Ihr ganz gewiß; aber jetzt noch nicht. — Was gibt's da? rief das allmählig sich sammelnde Volk. — Nun, es ist der Mörder Good, war die Antwort. — Der arme Thomas! Umsonst waren alle seine Versicherungen und Betheuerungen. Der Volkshaufe wurde immer größer — seine beiden Verfolger waren ihrer Sache völlig gewiß, sie beriefen sich auf die Aehnlichkeit des Gefangenen mit dem im Steckbriefe gegebenen Signalement. Die Umstehenden stimmten ihnen bei, und endlich wurde Thomas, ohne Hut und mit Koth bedeckt, mitten unter dem Toben und Schreien der Menge in einen Wagen gebracht, und unter Bedeckung zweier Polizeisoldaten nach London geführt. — Die Nachricht von der Gefangennahme des berüchtigten Mörders verbreitete sich wie ein Lauffeuer durch die Hauptstadt. Das Gerücht sagte viel von seinem verzweifelten Widerstande: er habe ein halbes Dutzend Polizeidiener geopfert, ehe man ihn festgenommen, und Alles wurde auf das Ausführlichste von den Abendjournalen erzählt. — Mit wirklicher Lebensgefahr wurde der Arme durch den Pöbelhaufen in ein Polizeibüreau gebracht, wo er unter der festen Voraussetzung, daß er der Mörder der Jane Jones sei, in ein strenges Verhör genommen wurde. — Welch' eine unromantische Situation! Anstatt in der treulosen Marie und deren Verwandten Bedauern und Besorgniß zu erregen, sah er sich jetzt in die Nothwendigkeit versetzt, zu seiner Haushälterin zu schicken, und durch diese bezeugen zu lassen, daß er ein armer, harmloser Gentleman von romantischer Gemüths-Disposition sei, dem das Herz zuweilen mit dem Kopfe davon laufe, und der sich durch seine oft verunglückten Liebeshändel in den Augen derselben leicht lächerlich mache. — Er wurde endlich aus dieser unerfreulichen Lage entlassen, und begab sich im höchsten Grade niedergeschlagen und erschöpft, aber mit dem festen Entschlusse nach Hause, sich nie wieder auf offener Straße seinen romantischen Gefühlen zu überlassen, und nie wieder Cupidos Launen Trotz zu bieten, ausgenommen etwa bei seiner Haushälterin.

Der Graf von Ségur theilt in seinen so eben erschienenen Mémoires folgende Anekdote mit. Sie trug sich unter der Regierung Katharinen's II. zu, und der Graf versichert, für die Wahrheit derselben bürgen zu können.

Ein reicher Ausländer, Namens Suderland, war Hofbaubanquier und in Rußland naturalisirt; er stand bei der Kaiserin in großer Gunst. Eines Morgens kündigte man ihm an, daß sein Haus von Garden umstellt sei und der Chef der Polizei ihn zu sprechen verlange.

Dieser Mann, Namens Reliew, trat mit ganz verstörter Miene bald darauf bei ihm ein und redete ihn folgendermaßen an:

— »Herr Suderland, zu meinem größten Kummer bin ich von meiner Souveränin mit der Ausführung eines Befehls beauftragt, dessen Strenge mich selbst erschreckt, und ich weiß nicht, durch welches Vergehen Sie sich die Ungnade Ihrer Majestät in so hohem Grade zugezogen haben.«

— »Ich! mein Herr, ich weiß dies eben so wenig« — antwortete der Banquier — »Nun, wie lautet der Befehl?«

— „Mein Herr, es fehlt mir in der That an Muth, Ihnen denselben mitzutheilen.“

— „Habe ich vielleicht das Zutrauen der Kaiserin verloren?“

— „Wenn es nur das wäre, würden sie mich nicht so bestürzt sehen. Das Vertrauen könnte wiederkommen, eine Stelle wiedergegeben werden.“

— „Nun, soll ich vielleicht in mein Vaterland zurückgeschickt werden?“

— „Das wäre unangenehm für Sie, allein mit Ihrem Reichthum kann man überall angenehm leben.“

„Mein Gott,“ — ruft Suderland — „denkt man daran, mich nach Sibirien zu schicken?“

— „Ach! von dort kann man wieder kommen.“

— „Mich in's Gefängniß zu werfen?“

— „Auch das kann man wieder verlassen.“

— „Gnade des Himmels, man will mir doch nicht die Knute geben?“

— „Die Strafe ist schrecklich, aber nicht tödtlich.“

— „Nun“, — sagte der Banquier — „ist mein Leben in Gefahr? Sollte die so gute und milde Kaiserin, welche noch vor zwei Tagen freundlich mit mir sprach ... Ich kann es nicht glauben. Ich bitte Sie, sprechen Sie es aus, der Tod ist mir nicht so schrecklich, als dies ängstliche Erwarten.“

— „Nun“, — sprach der Polizeichef mit kläglicher Stimme, — „meine gnädige Kaiserin hat mir befohlen, Sie mit Stroh ausstopfen zu lassen.“

— „Mit Stroh ausstopfen zu lassen,“ — ruft Suderland aus, den Sprechenden fest anblickend — „nun, da haben Sie entweder den Verstand verloren, oder die Kaiserin ist um den ihrigen gekommen; jedenfalls haben Sie den Befehl nicht empfangen, ohne Ihre Mißbilligung an den Tag zu legen.“

— „Ach, mein armer Freund, ich habe gethan, was ich für gewöhnlich nicht zu thun wage, ich habe mein Erstaunen, meine Ueberraschung blicken lassen, ich wagte unterthänige Gegenvorstellungen, aber meine erhabene Gebieterin zürnte über mein Zaudern, befahl mir, augenblicklich ohne Murren den Befehl zu vollziehen, und fügte die Worte hinzu, welche noch in meinen Ohren klingen: „Vergessen Sie nicht, daß es Ihre Pflicht ist, meine Aufträge pünktlich auszuführen.“

Es würde unmöglich sein, die Ueberraschung, den Zorn, das Zittern und die Verzweiflung des armen Banquiers zu schildern. Nachdem er seinem Schmerz noch einige Zeit freien Lauf gelassen hatte, sagte ihm der Polizeichef, daß er ihm noch eine Viertelstunde lasse, um seine Angelegenheiten zu ordnen.

Da nun bittet, beschwört Suderland ihn lange vergeblich, zu erlauben, daß er der Kaiserin ein Billet schreibe. Die obrigkeitliche Person gibt indessen endlich nach, verläßt ihn, wagt aber nicht in den kaiserlichen Palast zu gehen, sondern begibt sich sogleich zum Grafen Bruce.

Dieser hält den Polizeichef für verrückt, er sagt, er solle ihm folgen, begibt sich eilig zur Kaiserin, und erzählt ihr den Fall.

Katharina ruft, als sie diese seltsame Geschichte vernimmt, aus:

— „Gerechter Himmel, wie schauderhaft! Wahrlich, Reliew hat den Kopf verloren. Eilen Sie, Graf, und benehmen Sie meinem armen Banquier den schrecklichen Irrthum.“

Der Graf eilte fort, kommt wieder, und findet zu seinem Erstaunen Katharina laut lachend. „Jetzt eben“, — sagte sie — „habe ich die Veranlassung zu der komisch tragischen

Scene entdeckt: Ich hatte seit einigen Jahren einen Lieblingshund, den ich, nach einem Engländer, der ihn mir geschenkt hatte, Suderland nannte. Dieser Hund ist vor Kurzem gestorben, ich befahl Reliew, ihn ausstopfen zu lassen, und als er zauderte, ward ich zornig, in der Meinung, er halte diesen Auftrag für unter seiner Würde. Das ist die Lösung der Geschichte.

(Eine Heirath durch die Zeitung.) Drei liebenswürdige Mädchen, Töchter reicher Bürger in Wien, beschlossen im Scherz, in ein Wiener Blatt einen Heirathsantrag einrücken zu lassen und aus der Menge der ihnen zukommenden Briefe einen zu wählen, diesen zu beantworten und es dem Zufalle zu überlassen, ob sie den Schreiber kennen lernen wollten oder nicht. Gesagt, gethan; der Briefstoß heirathslustiger Candidaten langt an, die Mädchen wählen, und eines derselben findet in dem ihr zugefallenen Briefe den Antrag eines in Wien verweilenden Ausländers. Der einfache schlichte Ton des Briefes gefällt ihr, sie beantwortet ihn, ein Briefwechsel folgt, und bald lernt sie in dem Schreiber einen gebildeten anspruchslosen Mann kennen. Aus der zufälligen Begegnung wird bald ein herzliches Verhältniß, und die Liebenden schwören sich ewige Treue. Ueberrascht durch diese unerwartete Wendung und erschreckt durch den Ernst, in den der ursprüngliche Scherz sich verwandelt, entdeckten die anderen Mädchen das ganze Verhältniß, und der Vater der Liebenden begibt sich an den Ort, wo die beiden Liebenden ihre Plane für die Zukunft besprechen. Er will dem jungen Manne heftige Vorwürfe machen; aber das achtunggebietende Benehmen desselben, sowie die Versicherung, daß er nicht einmal den Namen des Mädchens kenne, und seinen Bewerbungen nur die ehrlichste Absicht zu Grunde liege, entwaffnen ihn. Man verständigt sich, und im häuslichen Kreise erklärt der junge Mann, an seine Eltern schreiben und ihre Einwilligung zur Heirath erlangen zu wollen. Bald kommt die bejahende Antwort und mit ihr die Mittheilung, daß der junge Mann, einem sehr reichen Hause in den Rheinlanden angehörend, eine großartige Fabrik übernehmen werde, welche ein Capital von 300,000 fl. repräsentirt. Die Eltern des Mädchens sind zwar von der Großartigkeit dieser Partie überrascht, aber der Vater erklärt dem jungen Manne: er möge sehen, daß die Wiener Bürger auch nicht arm sind, und seine Tochter habe ebenfalls 100,000 fl. zu erwarten. Im Wonnemonat Mai werden die Liebenden das Band der Ehe für ewig knüpfen und dann nach den Rheingegenden abreisen.

Als Kuriosum theilt die „Weim. Ztg.“ von der Unstrut mit, daß von einem großen Theile der dortigen Bauern seit langer Zeit keine Verordnung mit mehr Freude aufgenommen worden ist, als das Verbot des engl. Witzblattes „the punch,“ indem die guten Leute dabei der Meinung waren, daß „kein Punsch mehr getrunken werden sollte.“ „Das ist recht von unserer Regierung“ — hörte man sie äußern — „während die Mäßigkeits- und Enthaltungs-Apostel nur immer den Schnaps verdammen, geht sie dem Vernehmen nach der Punsch an die Kehle! Was uns recht ist, das ist den Reichen billig!“

Saphir sagt: Es gibt Kaffeeschwestern und Bierbrüder. Es gibt Männer, welche Kaffeeschwestern und Frauen, welche Bierbrüder sind.

Ein hungriger Judenjüngling stahl eine Ente. Erwischt zur Rede gestellt, rief er aus: „Nu? was ist der mehr? Nemmt doch Alles 'n End!“ —

Ein Recrut, eben erst zu Armee gekommen, sah im offenen Fenster einer Unterstube einen Papagei. Erfreut über diesen unbekannten schönen Vogel, blieb er stehen, sein buntes Gefieder bewundernd. Plötzlich rief der Papagei: „Guten Morgen!“ Erschreckt griff der Rekrut nach seiner Feldmütze und stotterte verlegen: „Verzeihen, Ew. Gnoden; hob halt gemeint, Sie wären ein Vogel!“ — und eilte beschämt davon.

„Was willst du denn werden, Fritzchen?“ fragte ein Vater sein Söhnchen. — „Zuckerbäcker, liebes Väterchen,“ sagte der Knabe. „Zuckerbäcker? und warum denn das? — „Um ihnen das Alter versüßen zu können,“ war die Antwort.

Druck und Verlag von J. F. Rietsch. Verantwortlicher Redakteur: J. F. Rietsch.

Nro. 15. **I. Jahrg.**

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt.)

Sonntag den 15. April 1855.

70 18 14 40 1.

Novelle von Heinrich Schmitt.

„Wo fand' ich für die Mähr' ein Motto
Das Leser dir nicht liegt zu ferne,
Das Schicksal ist ein Zahlen-Lotto
Und wer recht träumt, trifft die Quinterne.

Der alte Direktor des Waisenhauses, Herr Walter, saß mit seinem alten Freunde, dem reichen Banquier, Herrn Weldorf, im Schatten der drei hohen Linden, welche das Waisenhaus zu Sellnau beschützen vor den Strahlen der heißen Mittagssonne. So lange es die Witterung nur eben erlaubte, sah man beide alte Herren auf dieser Stelle sitzen, um sich des gegenwärtigen Augenblickes zu erfreuen, und sich die Vergangenheit zurückzurufen. Unfern von ihnen saß allein des alten Direktors würdige Hausfrau, horchte auf die Rede der beiden vielerfahrnen Männer und milderte durch die freundlichen Worte das barsche Wesen beider Alten, wenn diese, irgend ein Lieblingsthema bestreitend, etwas in Hitze geriethen.

Es war ein ziemlich heißer Sommerabend, die alte würdige Hausmutter war eben hineingegangen, um für die beiden wackern Freunde eine Bouteille alten Rheinweins zu holen, als der alte Walter folgendermaßen anhub:

„Gestern ist denn nun auch mein herzliebes Töchterchen, die Marie, wieder aus der Residenz von ihrer Tante zurückgekommen, sie hat sich recht gut gehalten und ist an Herz und Gemüth noch immer dieselbe, sonst aber, Herr Bruder, hat sich das Mädchen sehr zu seinem Vortheil verändert. Sie singt, sie tanzt, spricht fremde Sprachen und soll, wie meine Frau sich bereits geäußert hat, eine wohlerfahrene Hauswirthin geworden sein. Erst habe ich sie wohl nicht in die Residenz schicken wollen, aber nachher habe ich mich doch bereden lassen, und ich kann wohl sagen, daß es mich nicht gereut. Bei deinem Sohn aber hoffe ich doppelt Dank dadurch zu verdienen, denn ich weiß, unsere jetzigen jungen Männer haben es gern, wenn ihre Frauen außer der Wirthschaft auch noch andere Dinge verstehen, wodurch sie in Gesellschaft sich auszeichnen können, denn — —“

„Also ist die kleine, gute, liebe Marie wieder da?“ unterbrach Weldorf den beredten Freund, „das freut mich herzlich. Geschwind, wo hast Du sie? Bringe sie hieher!“

„Geduld, mein Freund, Geduld,“ lächelte der alte Walter, „du bist ja so stürmisch, als ob du selbst der Bräutigam wärst. Sie besucht einige Freunde in der Stadt und wird den Augenblick wieder hier sein. Gedulde dich nur bis dahin.“

„Das liebe Mädchen muß recht groß und hübsch geworden sein. Wollte Gott, mein Eduard wäre nur erst von seiner Reise zurück! Der Himmel mag wissen, wo sich der Junge überall umhertreibt. Ich bin bitter böse auf ihn, aber daran kehrt er sich wenig. In den letzten fünf oder sechs Wochen hat er gar nicht einmal geschrieben.“ So ließ sich der alte Weldorf zürnend vernehmen.

„Nun, nun! — sprach begütigend der alte Walter, wer wird denn gleich so auffahren! Junges Blut, heißes Blut, wir habens nicht besser gemacht. Der Ernst und die Ueberlegung kommen erst mit der Zeit.“

„Ists gefällig, meine Herren?“ sprach eine freundliche Stimme. Beide Alten sahen sich um, und vor ihnen stand Marie, das holdaufgeblühte Mädchen in einer einfachen Hauskleidung, und hielt einen schönbemalten Porcellainteller vor sich hin, worauf die geschliffenen Römer mit dem kühlenden Tranke standen. Unter der hohen gewölbten Hausthür lauschte die Mutter und freute sich über ihr liebes Töchterchen, das mit lieblichem anmuthigen Wesen ihrem Vater und seinem Freunde den alten Hochheimer kredenzte.

Behaglich schlürpfte der alte Walter den edlen Traubensaft, und sein mildes Auge ruhte dabei wohlgefällig auf der Tochter; der alte Weldorf setzte das Glas bei Seite, umarmte das blühende Mädchen und drückte einen Kuß auf ihre schwellenden Lippen. „Gesegnet bin ich, rief er aus, daß ich dich wiedersehe, gesegnet mein Sohn, denn ihm wird großes Heil widerfahren, drei Mal gesegnet du selbst, denn mit dir wird der Genius des Friedens und der Freude einziehen in unser Haus und Wohnung bei uns nehmen.“

„Machen Sie mich nicht stolz, mein väterlicher Freund, sagte hocherröthend das Mädchen und bot dem lebhaft gewordenen Greise die Hand, „ich bin ja noch ein halbes Kind, und Kinder, wissen Sie wohl, sind so sehr leicht zu verziehen.“

Mit diesen Worten führte sie beide Alten nach ihrem Sitze zurück, stellte den Hochheimer vor sie hin, und leitete jetzt ein Gespräch ein, worin beide Alten sich dermaßen vertieften, daß sie es nicht bemerkten, als Marie mit der Mutter sich entfernte, um mit dieser gemeinschaftlich Anstalten zu einem frugalen Abendbrod zu treffen.

Bald hatten sie die wenige Arbeit vollendet und gingen jetzt Arm in Arm die lange Allee auf und ab, welche vor dem westlichen Ende des Waisenhauses nach dem Thore führt. Sorgsam das Herz und die Neigung der geliebten Tochter erforschend, erkundigte die Mutter sich nach allem, was seit der Zeit ihrer Trennung vorgefallen war, denn sie liebte das Mädchen sehr und hätte um keinen Preis in den Lieblingswunsch des Vaters gewilligt, wenn sich in Mariens Herzen schon eine Neigung für einen andern jungen Mann vorgefunden hätte.

Marie gab auf alle Fragen der Mutter eine deutliche und klare Antwort, dann aber wandte sie sich zu der besorgten Matrone, umschlang sie fest mit beiden Armen und sagte mit Thränen in den Augen: Bei der heiligen Liebe, die uns verbindet, meine geliebte Mutter, mein Herz ist noch frei, kennen gelernt habe ich viele gute Menschen, unter denen gewiß mancher war, dem ich mein Lebensglück unbedingt hätte anvertrauen können. Ich kenne

die Pflicht, die meine Aeltern mit mir vorhaben und ergebe mich in ihren Willen. Eduard ist ein guter Mensch gewesen, er wird mich und ich ihn glücklich machen, und wir werden glücklich sein! Die Gnade des Himmels sei mit uns Allen!“

„Amen, Amen!“ riefen die beiden herzutretenden Väter, und Arm in Arm gingen sie alle auf die vom Glanz der Abendsonne vergoldete Wohnung zu.

Mit schwerem Herzen ritt Eduard den Weg, von der unfernen Grenze her auf das noch zwei Meilen entfernte Sellnau zu. Gram und Sorge hatte die hohe Stirn gefurchet und die hohe Röthe der Wangen war von einer geisterartigen Blässe verdrängt.

Neben ihm fuhr ein Wagen, in welchem Emmy, die Tochter des Schweizerlandes, saß. Das sonst so blühende in üppiger Jugendfülle prangende Mädchen sah blaß und entstellt aus, aber sie lächelte den wehmüthig nach ihr hinblickenden Freund holdselig an und verdeckte ihr körperliches Leiden durch Freundlichkeit und Milde.

Emmy war eine Waise, die bei einer alten Muhme am Genfersee lebte, welche sie durch ihrer Hände Arbeit ernährte. Eduard sah sie zuerst am Sterbebette der alten Matrone, als er ermüdet von einem scharfen Ritt in die Hütte trat, einen Labetrunk begehrend. Er sah das Mädchen voll Unschuld und Liebreiz und war unwiderstehlich in ihre Nähe gebannt. Liebe, die hohe Abgesandte des Himmels, sie, deren Größe und Herrlichkeit kein Maler versinnlichen und kein Dichter beschreiben kann, diese, jede Schranken überwältigende Liebe, führte Eduard und Emmy zusammen. Eduard schwebte im Himmel, die höchste Erdenseligkeit wurde ihm zu Theil, Emmy ward sein Weib. Tage der Wonne durchlebten beide. Wochen und Monate gingen im Traum dahin. Da sprach der alte Weldorf aus der Heimath ein Machtwort und Eduard mußte sich bequemen in sein Vaterland zurückzukehren. Aber wie? konnte und durfte er es wagen, sein geliebtes Weib in die Heimath einzuführen? in die Heimath, wo die für ihn bestimmte Braut ihn erwartete? Er kannte Marien und wußte, was er verloren hatte, als er sie freiwillig aufgab; er kannte aber auch seine Emmy und war überzeugt, nicht zu theuer gekauft zu haben. Endlich war sein Entschluß gefaßt, er wollte sein Weib mit sich in die Heimath führen, und sich Mariens Edelmuth anvertrauen, er hoffte alles von ihrer schönen Seele.

Eduard und Emmy reisten ab, aber nur langsam konnte die Reise von Statten gehen; denn Emmy fühlte sich Mutter. Immer kürzere Tagreisen mußten gemacht werden, und so kamen sie erst nach mehreren Wochen in die Nähe von Eduards Heimath zwei Meilen von Sellnau.

Emmy konnte nicht weiter fahren, es mußte in dem nahen Gasthofe, so gut es gehen wollte, für ihr Unterkommen gesorgt werden. Die Wirthsleute ließen sich bereitwillig finden und räumten eine kleine Kammer, die in dem ruhigsten Winkel des Hauses lag. Ein Arzt war in der Nähe; er wurde herbeigeholt. Drei schreckliche Stunden waren vorüber, da lächelte Emmy den ängstlich forschenden Gatten freundlich an, und Eduard drückte einen holden Knaben an seine Brust.

Zwei Tage waren vergangen und Emmy erholte sich zusehends, so daß Eduard es ohne Gefahr wagen konnte, das geliebte Weib zu verlassen. Emmy entließ ihren Gatten mit tausend Thränen und den heißesten Segenswünschen. Mit Kummer und Sorge im Herzen und auf dem Gesicht eilte Eduard der Heimath entgegen.

Eben saßen die beiden Alten wieder auf der gewohnten Stelle unter den Linden, und unfern von ihnen standen die Mutter und Marie, als der alte Weldorf gar sehr erzürnt ward, daß sein Sohn sich noch immer nicht blicken lasse. Nichts half das freundlich besänftigende Wort, welches die alte Hausmutter sprach; der Alte wurde nur immer heftiger und auffahrender. Da trat Marie hinzu, umfaßte den alten Griesgram mit der Rechten, streichelte ihm mit der Linken die Wangen, und sprach mit freundlichem Lächeln: „Was zürnt denn mein gutes Väterchen auf unsern Eduard, da er ihn doch so lieb hat? Der arme Mensch denkt schon jetzt an die künftige Zeit, wenn er unter meiner Botmäßigkeit stehen wird, und will deßhalb noch seine Freiheit genießen. Lassen Sie ihn doch gewähren, denn das sage ich Ihnen, wenn er erst einmal mein ist, darf er nicht mehr von meiner Seite.“

Hocherröthend, als ob sie ein Wort zuviel gesagt habe, barg sie das Lockenköpfchen an die Brust des nun wieder lächelnden Alten und zerdrückte die Thräne, die in ihrem Auge glänzte.

„Der Teufelsjunge, der! brummte der Alte nach einer Pause, treibt sich da in der weiten fremden Welt umher, von einem Lande zum andern, und sucht und hascht, ohne sich im Geringsten um uns zu kümmern, nach Vergnügungen und Freude, ohne zu bedenken, was für ein irdisches Paradies seiner hier wartet. Aber, das sag ich dir, Marie, wenn er wiederkommt und er trägt dich nicht auf den Händen und hält dich nicht in Ehren, mehr noch als Vater und Mutter, und liebt dich nicht als seinen Augapfel, so stoße ich ihn aus meinem Herzen und meinem Testamente.“

„Nun, nun, nun! liebster Herr Gevatter und baldiger Herr Bruder,“ sprach begütigend die würdige Mutter Mariens, und der alte Walter stand von seinem Sitze auf und sah die Landstraße entlang, indem er ausrief: „Sagt mir doch ein Mal, kennt einer von Euch den Reiter, der dort die Straße entlang kommt?“ Alle sahen auf und nach der bezeichneten Gegend hin. Jeder schwieg; endlich rief die Mutter: „Eduard Weldorf!“

„Ich bin es,“ rief dieser, der schon ziemlich nahe gekommen war und den Ausruf gehört hatte. Laut jauchzten ihm die Alten entgegen, Marie schwieg.

Der alte Walter und seine Frau zogen sich zurück, Marie geleitete den alten Weldorf bis an das Portal, dann eilte sie mit hochklopfendem Herzen zurück und barg das glühende Gesicht an der Brust der sanft lächelnden Mutter.

Eduard lag in den Armen seines Vaters, welcher in seiner Heftigkeit den langentbehrten Jüngling schalt und mit ihm zankte, ihn dann wieder herzte und küßte, und indem er ihn von sich stieß und ihn wieder an sich zog, und ihn segnete, und willkommen hieß, mit Thränen in den Augen.

Als nun der erste Rausch der Freude verflogen war, trat der alte gemüthliche Walter herzu, faßte Eduards Hand und nannte den langersehnten jungen Freund herzlich willkommen; der alte Weldorf eilte zu den Frauen, ergriff Mariens Hand und führte das sich sanft sträubende Mädchen dem Sohne entgegen. „Hier mein Sohn,“ sagte er, „hast du einen kostbaren Schatz, den wir für dich aufgehoben haben, du empfängst ihn rein und fromm aus unbefleckten Händen, mit ihm ist der Segen des Herrn. Und das sage ich dir, daß du mir das Mädchen lieb und werth hältst, und ihr treu zur Seite stehst in Noth und Tod, denn wenn du nur eine trübe Wolke auf diese Stirne bringst oder eine Thräne aus diesen Augen pressest, so ist dein Vater auf ewig für dich verloren.

„Nicht so, mein theurer Vater!“ sprach Marie, nicht so sollen sie Eduard empfangen, er ist ein guter Mensch und wird mich nicht unglücklich machen, vertrauensvoll gebe ich mein Geschick in seine Hand.“

Von den schrecklichsten Gefühlen gefoltert, beugte sich Eduard über Mariens dargebotene Hand, kein Laut entschlüpfte seinem Munde.

Der alte Walter trat herzu, faßte Eduards Rechte, zog ihn sanft an seine Brust und sprach: „Sei mir willkommen, mein theurer, lang entbehrter Sohn, du bist zurückgekehrt zum väterlichen Herd, sei wieder heimisch unter uns, du findest noch alle wohlbekannten Freunde beisammen.“ Er ergriff Mariens Hand, und legte sie in Eduards Rechte: „Der Himmel sei mit Euch, meine Kinder, sprach er mit frommer Rührung, und eure Zukunft gleiche einem erquickenden Herbstabend, von keinem Sturm bedroht, von keiner Welle getrübt.“

Die Mutter aber trat herzu, trocknete sich die Thränen von der Wange, die ihr aus den Augen rollten, umarmte beide geliebte Kinder und rief den Segen des Himmels auf sie herab. Eine lange Pause trat ein, nur durch Mariens leises Schluchzen unterbrochen; Eduard war in der schrecklichsten Bewegung.

„Aber was fehlt denn dem Menschenkinde?“ rief der alte Weldorf endlich ungeduldig aus, wir reden und reden, daß uns beinahe der Athem ausgeht, und er hat noch kein Wort hervorgebracht. Nicht die Braut, nicht die Schwiegerältern hören ein Sterbenswort von ihm, kaum, daß er dem Vater einen guten Tag geboten hat. Sage mir ums Himmels Willen, Junge, was —“

Aber die alte Mutter trat vermittelnd dazwischen: „Lassen Sie doch den jungen Menschen gewähren, hub sie gutmüthig an, ist es denn ein Wunder, das er verstummt? Erst die angreifende Reise, und nun ist er kaum vom Pferde gestiegen, so stürmen wir alle auf ihn ein, und erdrücken ihn fast mit Worten und Redensarten. Er wird die Sprache schon wieder erhalten, wenn er sich erst erholt hat, wir wollen ihm Zeit geben, sich zu besinnen. Mit diesen Worten zog sie, gutmüthig weiter plaudernd, den alten Weldorf mit sich fort, ihrem Manne nach, welcher bereits langsam auf das Haus zuging.

Marie und Eduard blieben zurück, sie schienen es fast nicht zu bemerken, daß sie allein waren. Allmählig erholte sich der Letztere, faßte Mariens Hand und beide wanderten, ohne sich anzusehen, neben einander her die Allee herab.

Marie unterbrach die Stille: „Sie haben lange auf sich warten lassen, mein Freund.“

„Das Schicksal wollte es so,“ seufzte Eduard,“ „das Schicksal, welches auch jetzt noch hart und unerbitterlich mir einen Himmel zeigt und mich davon ausschließt.“

„Sie sind sehr ernst gestimmt,“ sagte Marie, „und ich finde das natürlich. Sie kehren aus fernen Ländern zurück. Als sie durch die Thore ihrer Vaterstadt ritten, da schloß sich die Pforte des Lebens hinter ihnen zu. Sie sind jetzt an sich selbst gewiesen, und — an mich“ setzte sie nach einer Pause schüchtern hinzu.

„Aber“, fuhr sie fort, „werden Sie durch meine treue Freundschaft und durch meine schützende Sorgfalt all die Hoffnungen und Aussichten ersetzt sehen, die Sie freiwillig aufopferten, als sie die große Welt verließen?

„Himmlisches, süßes Geschöpf!“ rief Eduard aus, „o daß ich werth wäre, von dir

geliebt und geachtet zu sein; o Gott, was sage ich, daß ich doch nur werth wäre, von dir bemitleidet zu werden! Ach, ich Unglücklicher bin es nicht werth!«

»Eduard! welche fürchterliche Phantasien, besinnen Sie sich.« Sie faßte ihn schärfer ins Auge und fuhr erschrocken fort: »In welcher schrecklichen Bewegung sind Sie, Ihr Puls schlägt fieberhaft, Ihr Herz klopft hörbar, sagen Sie mir, was Sie haben, meine Ahndung sagt es mir, ich werde etwas Schreckliches hören.«

»Wohl liegt etwas Schreckliches auf meiner Seele!« hub Eduard gepreßt an, »und es muß herunter, es koste was es wolle. Marie bereiten Sie sich, etwas Gräßliches zu hören.«

»Ihre Vorbereitungen sind noch ängstlicher, noch schrecklicher, Sie foltern mich mit grausamen Zweifeln. Enden Sie, ich bin gefaßt alles zu hören.«

»Es muß sein, ich fühle, daß es muß, und ich ringe nach Kraft, es zu vollenden. Verachten Sie mich, verabscheuen Sie mich, denn ich habe Sie um alle ihre Hoffnungen betrogen, ich bin verheirathet.«

Eine Leichenblässe überzog Mariens Gesicht, sie faßte nach einem nahen Baum, kaum vermochte sie es, sich aufrecht zu erhalten.

Eduard stürzte zu ihren Füssen: »Fluchen Sie mir, sprechen Sie das Verdammungsurtheil über mich aus, ich habe es verdient! Aber ich beschwöre Sie bei allem, was Ihnen heilig ist, fluchen Sie nicht meinem Weib und Kind, die Armen sind unschuldig.«

Ohne aufzusehen winkte Marie ihm zu gehen. Eduard stand auf. »Sie haben Recht, rief er aus, ich habe nichts von Ihnen zu erbitten und zu verlangen, ich habe mich selbst von Ihnen losgesagt. Ich gehe noch in dieser Stunde fort; zwei Meilen von hier in Berau sind Weib und Kind, wenn Sie können, so verzeihen Sie mir, und werden Sie mir ein schützender Engel bei meinem zürnenden Vater. Er faßte ihre Hand, drückte sie krampfhaft an sein Herz, und eilte die Allee entlang. Marie schwankte hinter ihm her.

(Schluß folgt.)

Wechsel menschlicher Größe.

(Historische Anekdote.)

Sir Thomas Moyle, welcher unter der Regierung Richards des Dritten, vormaligen Herzogs von Glocester, lebte, und eben ein Schloß bauen ließ, bemerkte einst mit Erstaunen, daß während der Eß- und Ruhestunden der bei jenem Bau beschäftigten Arbeiter sein erster Maurermeister sich jederzeit von den Uebrigen trennte, und sich von ihnen entfernte, um emsig bis zur Zeit zu lesen, wo die Arbeiten wieder fortgesetzt wurden. Neugierig, zu erfahren, an welcher Art Lektüre ein Maurermeister so sehr Geschmack finden könne, daß er selbst die Eßzeit darauf verwende, suchte er sich davon zu unterrichten, und seine Verwunderung vermehrte sich nicht wenig, als er in den Händen des Maurermeisters ein Buch der »Aeneide« erblickte.« Er redete den Lesenden alsobald an, und vernahm Folgendes aus seinem Munde:

»Sire, das launenhafte Schicksal, welches in dieser Welt Alles ordnet, wollte mich, einen Königssohn — zum Maurer machen. — Ihr glaubt meinen Worten nicht und seht mich lächelnd

und zweifelnd an? — Aber ich kann Euch mit Wahrheit betheuern, daß meine Vorfahren von ihren Maurermeistern Städte erbauen ließen; ich baue Euer Schloß. Meine Voreltern bewohnten stolze Palläste, während ich in einer Hütte lebe. Sie besaßen einen Thron; ich habe nicht einmal einige Hufen Landes, die ich mein nennen könnte. — Ich habe nicht immer gewußt, wer ich bin; aber ich war um so zufriedener und glücklicher. Kein Mensch ist frei von Ehrgeiz; — auch ich habe früher seinen Stachel zuweilen gefühlt. Bis in mein sechszehntes Jahr war mir meine Abkunft unbekannt geblieben, weil ich in einer Pension erzogen wurde. Zu jener Zeit aber nahm mich ein vornehmer Herr dort weg und brachte mich nach dem königlichen Lager von Bovort. Als wir daselbst angelangt waren, gingen wir gerade in das Zelt Richards des Dritten, der uns bei unserm Anblick entgegen kam. Der König schloß mich bewegt in seine Arme, zeigte mich den Höflingen und Offizieren, die ihn umgaben, indem er ihnen sagte: ich sei sein Sohn. Dann kehrte er sich zu mir und sprach: »Mein Kind, morgen werde ich für meine Krone und für die Deinige kämpfen. Verliere ich sie, so wird es nur mit meinem Leben sein. Wage Dich ja nicht in die Nähe der Schlacht, sondern begib Dich dort auf jene Anhöhe, von welcher Du den Ausgang des Treffens mit ansehen kannst. Bleibe ich Sieger, so eile in meine Arme; wir ziehen dann zusammen nach London, wo ich meinem Volke den Sohn ihres Königs zeigen werde. Werde ich aber unglücklicher Weise besiegt, dann fliehe, rette Dich ohne Zeitverlust, und hüte Dich, wem es auch sein mag, zu entdecken, daß Du der Sohn Richards des Dritten bist, da es nur zu gewiß ist, daß man kein Glied meiner Familie werde leben lassen.«

»Der König vergoß einige Thränen, als er diese Worte sprach. Er händigte mir einen schwer mit Gold gefüllten Beutel ein, um mir im Nothfalle damit helfen zu können, und entfernte sich dann. Ich ging beim Beginnen der Schlacht auf die mir bezeichnete Anhöhe. Der König verlor sie und mit ihr sein Leben. Ich flüchtete mich nach London, wo ich mein Pferd und meine Kleider verkaufte. Um mich unkenntlich zu machen und den Nachforschungen der Feinde meines Vaters zu entziehen, wurde ich Maurer-Lehrling. Der beständige Hang, welchen ich in meiner Jugend für das Lesen und für das Studium hegte, hat mich auch seither nicht verlassen, und eben diese Neigung ist es, die mir zum Vorwand dient, um mich mit den übrigen Maurern nicht gemein zu machen!«

Sir Thomas Moyle, über diese Erzählung erstaunt, bot alsbald diesem unglücklichen Prinzen in seinem Schlosse eine anständige Wohnung an, mit der Bitte, als unumschränkter Gebieter darin leben zu wollen, und als er ihn Prinz und Hoheit nannte, sagte der Maurermeister: »Laßt, ich bitte Euch darum, diese Ehrentitel weg; ich habe auf immer darauf verzicht geleistet und mich an die Launen des Schicksals und an meinen nunmehrigen Stand gewöhnt; ja er ist mir sogar lieb geworden; glaubt mir, die Höchsten auf der großen Weltbühne sind nicht immer die Glücklichsten, nur der ist es vor Allen, von dem die Welt nichts weiß, der von der Welt nichts will.

Ich habe eine zahlreiche Familie; denn obgleich ich Sohn eines Königs bin, so habe ich doch dem Ahnenstolz nicht das Opfer meines Lebensglücks bringen und unverehelicht bleiben wollen. Es sind nun dreißig Jahre, daß ich mich mit der liebenswürdigen Tochter eines unbemittelten Maurers verheirathete, der lange mein Meister gewesen war. Wir haben mehrere Kinder, und eben darum kein Vermögen, daß wir ihnen einst hinterlassen könnten. Wollt Ihr nun, edler Sir, Euch mir gefällig zeigen, so vergönnt mir nur, in Eurem Park da drüben eine nur aus wenigen Stuben bestehende Hütte bauen, mit den Meinigen dahin ziehen und in dieser Hütte das Ende meines Lebens erwarten zu dürfen.

Sir Thomas Moyle, von dem sonderbaren Mißgeschick dieses edlen Königssohnes tief gerührt, willigte nicht nur in seinen Wunsch; er ließ ihm, fast wieder den Willen desselben, ein bequemes Haus nebst Garten einrichten, in welchem der Maurer Richard bis zu seinem Ende lebte. Seine männliche Nachkommenschaft kam in den nachherigen Unruhen Englands um. Dies war das Schicksal Richards Plantagenet, natürlichen Sohns Richards des Dritten, Königs von England.

Bierfrage. Landrichter: »Aber, Herr Lehrer, so viel trinken, bedenken's doch das theure Bier!«

Lehrer: »Ja, Herr Landrichter, sehn's: 's Bier wär' nit z'theuer, aber zwei andere Fehler sind da: erstens hat's **Bier** z'wenig Gehalt und zweitens hab' **ich** z'wenig Gehalt.«

Ein Candidat der Medizin wurde im Examen von einem überaus strengen Examinator gefragt: »Welches sind die schweißtreibenden Mittel?« Der Candidat nannte die ihm bekannten nach einander her. »Aber wenn diese alle nicht helfen? fragte der Examinator weiter, »was werden sie dann anwenden?« — »Ich werde den Patienten zu ihnen in's Examen schicken!« erwiederte der Gefragte.

Im Schweriner Wochenblatte steht folgende Entbindungsanzeige: »Ei schönen guten Morgen, meine lieben Freunde in der Nähe und in der Ferne! Glückliches Neujahr und glückliche Osterfeiertage! Gestern Abend ist mein theures Frauchen, verwittwete Hildebusch, geborne Gadebusch, jetzige Kikebusch, mit zwei kleinen, sehr kleinen Töchterchen glücklich entbunden worden. Die eine schrie sogleich I da! weßhalb wir sie Ida — die andere Ah ne! weßhalb wir sie Agnes taufen ließen. Mutter wohl, Kinder wohl; Freundliche Pfingstfeiertage, Schwerin, zu Weihnachten 1854. Gotthold Kikebusch, Schreib-Lehrer.«

Man muß es loben an den Juden, es läßt nicht leicht Einer den Andern stecken. Einem war das Geld ausgegangen zum Schachern, und noch etwas, nämlich der Kredit. Er denkt aber: ich probir's, und geh zu Aaron. »Aaron!« sagte er, »ich geb dir's ehrlich wieder heim, leih mir 10 Gulden; ich könnte was damit machen.« »Was könntest du profitiren, Baruch?« »Fünf Gulden, wie fünf Kreuzer.« »Aß ich wirklich wenig Geld hab'« sagt der Aaron, ich hab erst wieder Stallvieh eingekauft. Die 10 Gulden kann ich nicht entbehren; weiß du was? ich geb dir die fünf geschenkt. So hast du fünf gewonnen und ich fünf.«

In London liest man an einem Gewölbe die auffallend groß geschriebene Ankündigung: »Hier ist der Schnupftabak zu verkaufen, wovon sich Ihre Majestät, unsere gnädigste Königin, bei einem Anfall von Kopfschmerzen mit dem besten Erfolge bedient hat.« Und der Kaufmann setzt den Tabak seit der Zeit viel besser ab. Jeder will von der Prise schnupfen, die Ihrer Majestät wohlgethan haben soll.

Merkwürdig ist es, daß die Bereitung der Lieblingssuppe der Königin Viktoria in Niederbayern schon vor 20 Jahren bekannt gewesen sein muß, indem selbe in Fürst's verständigem Bauer Simon Sträf, 1. Theil, Straubing 1819, Kap. 32, S. 206 nur mit einer kleinen Abänderung angegeben ist. Es dürfen daher die niederbayerischen Frauen auf ihre Kochkunst eben so stolz sein, als die bayerischen Bräuer auf die Thatsache, daß jetzt in Preußen, Frankreich und Portugal Bier auf bayerische Art bereitet wird.

Ein Droschkenkutscher bemerkte, daß ein Schusterjunge hinten auf seinem Wagen saß. Da haute er mit der Peitsche zurück und rief: »Steigst du hinab, Spitzbube, es sitzen ohnedieß schon vier darinnen.«

Als ein junger Mann im Zorne seiner Geliebten mit Veröffentlichung ihrer Liebesbriefe drohte, erwiderte diese: »Meiner Briefe brauche ich mich nicht zu schämen — wohl aber der Adresse!«

In Pforzheim lebt ein Schauspieler Namens Hinein; der arme Mann! er kann nicht Heraus gerufen werden.

Druck und Verlag von J. F. Rietsch. Verantwortlicher Redakteur: J. F. Rietsch.

Nro. 16. **I. Jahrg.**

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt.)

Sonntag den 22. April 1855.

70 18 14 40 1.

Novelle von Heinrich Schmitt.

Schluß.

Eben hatte Eduard sein Pferd gesattelt und wollte davon sprengen, als die drei Alten aus der Thür traten, und den Eilenden bemerkten.

„Wohin, wohin? du rascher Gesell!“ rief der alte Weldorf aus, welcher der Vorderste von den herbeikommenden Alten war. Eduard sah den Fragenden an, sprang herab, und drückte den Alten tief bewegt an seine Brust. Marie war unterdeß herbeigekommen; Eduard war schon wieder zu Roß, und als er davon sprengte, sank Marie ohnmächtig in die Arme der Mutter.

Die Mutter erschrack, der Vater trat besorgt herzu, der alte Weldorf fluchte und tobte dem davon reitenden Sohne nach, und blickte dabei immer ängstlicher nach Marien. Diese erholte sich nach und nach. „Ist er fort fragte sie.“

„Meinst du das Unglückskind, meinen Sohn?“ rief der alte Weldorf, „da reitet er hin! Aber ich will auch nichts mehr von ihm wissen, ich stoße ihn von mir.“

Bei diesen Worten zwang sich Marie stark zu sein, sie stand aufrecht und sah den zürnenden Vater an.

„Um Gotteswillen! rief sie aus, was Sie auch beschließen, nehmen sie sich seines Weibes und seines Kindes an.“

Alle drei standen erstarrt und sahen auf das bittende Mädchen. „Um aller Barmherzigkeit Willen, Kind, was sprichst du?“ fragte die Mutter.

Es kam jetzt zu Erörterungen. Vater Weldorf schwur, seinem Sohn unter die Augen zu treten und ihm die ganze Schwere seines Zorns fühlen zu lassen, dann aber sich auf immer von ihm loszusagen. Den alten Walter verließ sein Phlegma ganz, er war im höchsten Grade zornig, die Mutter wollte begütigen und versöhnen. Marie weinte heftig.

Nach und nach, als der erste Zorn vorüber war, und man ruhiger und besonnener wurde, erzählte Marie alles, was zwischen ihr und Eduard vorgefallen war. Marie war noch sehr schwach, die Mutter geleitete sie ins Haus. Beide alten Freunde trennten sich, Walter voll Wehmuth, Weldorf voll Zorn.

Ehe eine halbe Stunde verging, war letzterer auf dem Wege nach Berau.

Die arme Emmy hatte einen traurigen Rückfall gehabt. Matt und krank lag sie da, als Eduard heim kehrte von Sellnau. Sie sah den Eintretenden mit starren Blicken an, sie wollte lächeln, aber sie konnte nicht. Die Wirthin des Hauses war theilnehmend um sie beschäftigt, der Wirth war nach einem Arzte gegangen. Es waren schreckliche Augenblicke, die Eduard durchlebte; Emmy hatte die Sprache verloren, ein Schlagfluß hatte ihre Zunge gelähmt.

Ein Wagen fuhr vor; es war Eduards Vater. Es gab eine schreckliche Scene zwischen Beiden. Die Wirthin beschäftigte sich wechselweise mit Mutter und Kind, und blickte dabei erschrocken auf den zürnenden Alten und mit Wehmuth und Angst auf Eduard und Emmy, aber kein Laut ging über ihre Lippen. Eine Stunde verging; der Wirth kam mit einem Arzte; letzterer trat an das Krankenbett. Emmy lag da, ausgestreckt mit weit geöffneten Augen, sie war bereits in dem Herrn verschieden. Mit einem lauten Schrei des Entsetzens stürzte Eduard bei der Leiche nieder.

Alle angewandten Hülfsmittel waren fruchtlos, die Kunst des Arztes scheiterte an dem Willen der Natur, Eduard und sein neugeborner Knabe blieben verwaist. Sein Vater hatte ihn verlassen. „Kehre nie wieder!" war seine letzte Weisung gewesen.

Einige Tage vergingen. Emmy ward in aller Stille beerdigt früh am Morgen, als noch kaum die Sonne aufgegangen war. An Körper und Geist gelähmt kehrte Eduard von ihrem Grabe zurück. Er blickte mit zerrissenem Herzen auf seinen Knaben, der so verwaist da lag und von seinem Unglücke nichts wußte. Lange ging er sinnend in der Stube auf und ab; endlich setzte er sich und schrieb folgende Zeilen:

„Engel zürnen nicht, Sie haben mir vergeben. Ich habe mein Weib verloren, und es ist nun nichts mehr, was mich an die Welt kettet, als mein Sohn. Er hat keine Mutter mehr, kann des Vaters treueste Sorgfalt ihm diese ersetzen? An wenn wende ich mich in meiner Verzweiflung, damit er sorge für das unglückliche Geschöpf!"

Ich bin aus meiner Heimath verstoßen, und eile wieder hinaus in die Welt, den Stürmen entgegen. Soll ich mich nicht vorher über das Schicksal meines Kindes beruhigt sehen?"

„Ich weiß, was ich fordere, aber ich weiß auch, von wem ich es fordere. Engel zürnen nicht, Sie haben mir verziehen.

Eduard Weldorf."

Diesen Brief sandte er durch einen reitenden Boten nach Sellnau an Marien. Keine Antwort erfolgte, der Tag verging unter Kummer und Sorgen.

Als am andern Morgen Eduard gedankenvoll neben der Wiege seines Kindes stand, fuhr ein Wagen vor. Es war der alte Direktor Walter mit seiner Frau und einer Wärterin. Die beiden ersten traten in das Zimmer, Eduard stürzte zu ihren Füßen.

Der alte Walter hub ihn auf. „Wir wollen uns einander das Herz nicht schwer machen, Herr Weldorf," fing er an, „was geschehen ist, das ist geschehen, und menschliche Macht kann es nicht ändern. Der Allwissende ist mein Zeuge, ich hege keinen Groll gegen sie, obgleich sie den schönsten Traum meines Lebens zerstört haben."

„Und mein Vater?“ schluchzte Eduard. „Er will Sie nicht wieder sehen,“ fuhr Walter fort. „Sie haben ihn schwer beleidigt. Sie haben die schönsten Hoffnungen seines Lebens zerstört, beten sie zu Gott, daß Ihre verkehrten Handlungen nicht die Nägel zu seinem Sarge werden.“

„Allmächtiger Gott!“ rief Eduard aus. „Versöhnen Sie den schwer Beleidigten durch bessere Handlungen, und er wird Ihnen vergeben, bis dahin bleiben Sie fern von ihm! Indessen sorgen sie nicht, die tröstende Freundschaft steht Ihm zur Seite.“

„Und Marie?“ fragte Eduard.

„Sie hat sich durch ihr Vertrauen geehrt gefühlt, und will es rechtfertigen. Sie will Sie indessen nicht sehen und sendet uns hierher, das Kind von Ihnen zu empfangen, dessen Mutter und Erzieherin sie sein will, bis es in die mir anvertraute Anstalt für verlassene Waisen aufgenommen werden kann. Sind Sie es zufrieden.“

„Alles, alles, was Sie und Marie beschließen!“ rief Eduard aus.

„So leben Sie wohl und kehren Sie wieder, wenn sich einst die Stürme in Ihrem Inneren gelegt haben. Bis dahin sei die Langmuth des Himmels mit Ihnen.“ So sprach der alte Walter, die Mutter aber trat zwischen beide, und sprach mit verhaltenen Thränen: „Macht euch einander das Herz nicht schwer. Tragen Sie keine Sorge für die Erziehung Ihres Kindes, Herr Welborf, es ist bei uns in guten Händen. Marie, die Sie für jetzt nicht sehen will, schickt Ihnen hier die Versicherung schriftlich.“ Sie überreichte Eduard einen versiegelten Zettel, und fuhr dann fort: „Leben Sie nun wohl und sein Sie frohen Muthes. Sie werden Ihr jetziges Ungemach und ihren Kummer vergessen und der Friede Ihres Herzens wird wiederkehren.“ Sie reichte ihm bei diesem Worte die Hand, und nicht lange darauf fuhren beide Alte, mit dem Knaben und der für denselben mitgebrachten Wärterin, nach Sellnau zurück.

Marie hatte Folgendes geschrieben; „Ihr Vertrauen soll Sie nicht getäuscht haben; ich will Sie nicht wieder sehen, aber für ihr unglückliches Kind will ich sorgen. Ich will es erziehen, als ob ich seine Mutter wäre, um der Liebe Willen, womit ich an dem Vater gehangen habe.“

„Sie sollen über das Schicksal der armen Waise nicht in Ungewißheit schweben; so oft Sie sich an das Direktorium des Waisenhauses zu Sellnau wenden, sollen Sie darüber die genaueste Auskunft erhalten. Von meiner Hand sind dieß die letzten Zeilen.“

„Leben Sie wohl, ich will für Sie und für Ihr Schicksal beten.

„Marie.“

Ein tiefer Seufzer entwand sich Eduards Brust, Thränen entstürzten seinen Augen. Gegen Abend ward er noch auf Emmys Grabe gesehen.

Als der neue Tag anbrach, hatte er Berau bereits verlassen, kein Mensch wußte, wohin er gegangen war.

Fast vierzehn Jahre waren verstrichen. In Sellnau war es lange nicht mehr so, wie es gewesen war. Der alte Walter und seine Frau waren bereits gestorben, und Vater Welborf ihnen zwei Monate früher vorangegangen. Marie war unverheirathet geblieben, und hatte nach dem Tode ihrer Aeltern Sellnau verlassen; sie lebte jetzt bei fernen Verwandten zwar ruhige, doch freudenlose Tage. Ihr an Eduard gegebenes Wort hatte sie redlich gelöst, sie war seinem Sohne eine treue Erzieherin gewesen bis zum Tode

ihrer Aeltern, dann hatte sie den Knaben der Sorge des neuen Direktors vom Waisenhause, einem edlen, menschenfreundlichen Manne, übergeben.

Und wie war es mit Eduard geworden? Mit zerrissenem Herzen war er hinausgeeilt über Meer und Land hin zu den Küsten der neuen Welt. Auf den Schlachtfeldern Amerikas, vor Quebecs Mauern erhielt er sein Bewußtsein wieder. Die Zeit übte eine heilende Kraft. Die Sehnsucht nach dem Vaterlande wachte allmälig in ihm auf, mit Ruhm und Ehre bedeckt, verließ er Amerika. Pfeilschnell flog er mit günstigem Winde dem Vaterlande zu, schon war er der befreundeten Küste nahe, als ein heftiger feindseliger Sturm ihm entgegen wüthete. Gerade an dem Tage, als er vor vierzehn Jahren die Heimath verließ, betrat er als ein armer Schiffbrüchiger die vaterländische Küste. Er eilte unaufhaltsam nach Sellnau und kam eines Tages gegen Abend da an. Er fand nur wenig verändert, aber vor dem Waisenhause im Schatten der Linden bewegten sich fremde, unbekannte Gestalten. Er wagte es nicht, näher zu gehen, und eilte von innerer Sehnsucht getrieben, die Straße nach Berau entlang. Schüchtern betrat er den Kirchhof und spähte nach Emmys Grabe. Ein einfaches, schwarzes Kreuz bezeichnete die Stätte, weiße Rosen, Federnelken und Rosmarin umblühten es, eine hohe Thränenweide warf ihren Schatten darauf, es war Mariens sinnvolle Anordnung. Er kniete hin und betete laut. Angegriffen von der beschwerlichen Reise, sank er vom Schlaf überwältigt in das hohe Gras zurück.

Wenn der Körper ermattet hinsinkt, sind oftmals die Kräfte des Geistes thätig. Ein wunderbarer Traum gestaltete sich vor Eduards innerem Auge. Es däuchte ihm, als träte ihm seine dahingeschiedene Emmy in der Glorie des Himmels entgegen und reichte ihm die Hand. Da öffnete sie den Mund, und wie Harfentöne schallte es ihm entgegen: „Groll und Haß währen nicht ewig; gehe versöhnend in deine Heimath, den Frieden verkündet dir dein siebenzigjähriger Vater, der siebenzig Nächte um dich geweint hat, und dann in Trauer dahin gefahren ist! Frieden verkündet dir Marie, die achtzehn Jahre glücklich war, um für immer unglücklich zu werden! Frieden verkündet dir dein vierzehnjähriger Sohn, der nun das von dir erwartet, was kein anderer ihm geben kann: Liebe! Frieden verkündest du von nun an dir selbst, der du die Tage von vierzig Lebensjahren unsinnig verschleudertest; Frieden verkündet dir durch mich der Himmel, denn seine Gnade, Milde und Barmherzigkeit ist Eins.“ Und als diese Worte ihren Lippen entflohen waren, da entwich die hehre Gestalt, und Alles war rings umher in der Nacht gehüllt. Eduard erwachte.

Die Sonne war schon längst hinabgesunken, und die Nacht hielt den Erdkreis mit ihrem Sternengürtel umschlossen. In Eduards Innerem hallte der Traum noch immer harmonisch wieder, keine Sylbe war ihm verloren gegangen. Halb träumend kam er im Gasthofe an, und warf sich auf sein Lager, aber er konnte nicht schlafen, erst gegen Morgen stärkte ihn ein erquickender Schlummer.

Als Eduard den andern Morgen sein Zimmer verließ, trat ihm der Wirth des Hauses freundlich lächelnd entgegen: „Guten Morgen, guten Morgen, Herr Weldorf.“ „Kennen Sie mich?“ war die Antwort. „I, du mein Gott, was wollte ich nicht!“ fiel der gesprächige Wirth ein, „wenn Sie sich gleich auch noch so verändert haben, so kannte ich Sie doch gleich wieder. Aber mich kennen Sie wohl nicht mehr?“

„In der That, ich weiß nicht,“ sagte Eduard. „Ich werde die Ehre haben, mich Ihnen selbst vorzustellen,“ fuhr der Wirth weiter fort. „Meine Name ist Alting, und ich habe die Ehre gehabt, bei Ihrem seligen Vater lange Jahre zu dienen, bis daß der-

selbe starb. Da habe ich das Haus verlassen, und weil ich mir eine hübsche Summe erspart hatte, auch von dem seligen Herrn in seinem Testamente reichlich bedacht worden war, so kaufte ich mich hier an, und lebe nun so ziemlich von dem Ertrage meiner Wirthschaft und meiner Lotteriekollekte.«

»Nun kenne ich Sie wieder; Sie sind der gute ehrliche Alting, auf den mein Vater immer so große Stücke hielt. Sagen Sie mir schnell, mein Freund, wo ist mein Vater gestorben? Hat er mir in seiner letzten Stunde nicht geflucht? Was habe ich zu erwarten?«

»Ihr Vater ist versöhnt mit Ihnen aus der Welt gegangen. Anfangs freilich wollte er von Verzeihung nichts wissen, aber als er im letzten Lebensjahre von einer heftigen Krankheit befallen wurde, da ward sein Gemüth immer weicher und weicher gestimmt, und als nun am siebenzigsten Tage vor seinem Ende der alte selige Herr Walter und seine Frau vor seinem Bette saßen, und seine übrigen Freunde und Diener alle um ihn her standen, da rief er Ihren Namen mit lauter Stimme, und rief Ihnen Verzeihung zu, und beschwor uns alle, wer von uns Ihnen zuerst begegnete, Ihnen seine Vergebung zu verkünden. Dank seis dem Himmel, daß ich es war, dem diese Freude zu Theil ward.«

»Dank dir, ehrlicher Alter!« unterbrach ihn Eduard mit Feuer, »du hast die schreckliche Last des Vaterfluches von meiner Seele genommen. Was du jetzt noch sagen kannst, sei es noch so entsetzlich, ich zittere nicht mehr.«

»Was jetzt noch zu melden ist, ist für Sie nichs Tröstliches mehr. Die Kapitalien des Verstorbenen sind größtentheils an Kirche und Waisenhaus gefallen, was übrig blieb, ist unter die Dienerschaft vertheilt, und das große geräumige Wohnhaus hat noch der selige Herr zu einer Schulanstalt bestimmt, die sich auch darin befindet.«

Eduard ließ sich mit dem ehrlichen Alting immer tiefer in ein Gespräch ein. Er erzählte ihm alle seine Schicksale, die er seit der Zeit ihrer Trennung erlebt hatte; der gestrige Traum auf Emmys Grab ward nicht vergessen.

Alting hörte aufmerksam zu, um keine Silbe zu verlieren; als ihm Eduard den Traum erzählte, mit der wunderbaren geisterartigen Verkündigung, da verdoppelte sich seine Aufmerksamkeit, und als Eduard geendet hatte, begann er mit lauter Stimme: »das ist Gottes Finger, verehrter Herr Weldorf! nicht umsonst haben Sie diese prophetische Rede Wort für Wort behalten, und nicht umsonst hat Sie das Schicksal unter mein Dach geführt. Merken Sie denn nicht das Glück, das in dieser Prophezeihung für Sie liegt? Reichthum, unendlicher Reichthum, Glanz und Herrlichkeit in Fülle. Ja, ja, die Zeit der Buße ist vorüber, und der Himmel will Ihnen tausendfältig vergelten, was Sie verloren haben.«

Eduard konnte hierauf nichts erwiedern als: »Schwärmen Sie Alting?«

»Ich schwärme nicht,« sprach dieser, »ich spreche die Wahrheit. Verziehen Sie nur einen Augenblick, ich bin gleich wieder bei Ihnen.«

Mit diesen Worten sprang er in sein Schreibzimmer und ließ Eduard allein.

Nicht lange nachher kam Alting zurück, ein kleines zusammengefaltetes Papier in der Hand. Er trat auf Eduard zu, faßte seine Hand und sprach. »Sie sind lange Zeit unglücklich gewesen, aber ich habe das festeste Vertrauen, Sie werden wieder glücklich werden. Gern möchte ich zu ihrer Erleichterung etwas beitragen, aber ich habe wenig und eine starke Familie. Was ich aber habe, das möchte ich Ihnen gern geben, und Sie lieber Herr, guter Herr, bitte ich, verschmähen Sie es nicht.« Mit diesen Worten drückte er ihm den mitgebrachten Zettel in die Hand und bat noch einmal, ihn ja zu behalten.

Eduard sah ihn mit einem dankbaren Blick an, und entfaltete den Zettel. Es war ein Loos zur nächsten Zahlenlotterie mit folgenden Nummern: 70, 18, 14, 40, 1.

Verwundert sagte er: „Was soll das Alting?“ „Das ist Ihr Traum, lieber Herr“, sagte Alting, „lauter Glück und Frieden und Reichthum. Die 70 sind die siebenzig Tage, in denen Ihr Vater Ihnen seine Versöhnung verkündet hat; die 18 sind die achtzehn glücklichen Jahre Mariens, um derentwillen sie Ihnen ihr späteres Leid vergeben hat. Die 14 ist Ihr vierzehnjähriger Sohn der, Ihnen jetzt in heiterer Jugendfülle entgegenlacht. Die 40 sind Sie selbst, wie Sie jetzt in Ihre Heimath zurückkehren zum Glück und zum Frieden; die 1 aber die göttliche Einheit, die Alles mit Weisheit und Liebe geleitet hat!“

„Alting, Sie sind wunderlich!“

„Gewiß nicht, liebster Herr Weldorf. Nehmen Sie, ich habe diese Nummern für Sie gesetzt, und bin so sicher überzeugt, Sie müssen gewinnen, als ich gesund und lebendig vor Ihnen stehe. Ich bitte Sie von ganzem Herzen, verschmähen Sie die kleine Gabe nicht.“

„Willst du durch trügliche Hoffnung den Sturm im Innern betäuben?“

„Den Frieden im Innern will ich mit Gotteshilfe herbeirufen,“ sagte Alting, meine Ahnung sagt es mir, ein frommes Vertrauen läßt Gott nicht zu Schanden werden.“

Eduard ließ sich bewegen, Altings wohlgemeintes Geschenk anzunehmen. Beide trennten sich. Alting ging an seine Geschäfte, Eduard begab sich nach Sellnau, um seinen Sohn aufzusuchen. Er erkundigte sich nach dem Direktor des Waisenhauses, dieser sei nicht daheim, hieß es, er sei über Land gefahren und werde erst gegen Abend wiederkehren. Er irrte jetzt den ganzen Tag durch die Stadt, gedankenlos alles anstierend. Den Marktplatz war er schon mehrere Male auf und abgegangen, ohne sich um das zu bekümmern, was um ihn her vorging. Plötzlich weckten ihn Trompeten aus seinem dumpfen Nachsinnen. Er sah auf, vor dem Rathhause wurde die Lotterie gezogen, die Magistratspersonen saßen daneben an einer langen Tafel. Der Waisenknabe, der neben dem Glücksrade stand, erregte Eduards Aufmerksamkeit im hohen Grade. Der Knabe war noch ein halbes Kind, das um die Augen gebundene Tuch hüllte seine Züge wie in einen Schleier. Die fast ritterartige Kleidung gab ihm ein seltsames Ansehen. Jetzt wurde die fünfte Nummer gezogen. Auf dem mit Menschen angefüllten Platze entstand eine laute Bewegung, Freude und Trauer stand auf den verschiedenen Gesichtern. Plötzlich fühlte Eduard sich beim Arme ergriffen und laut jauchzend von Jemanden umarmt. Es war Alting: „Ach das Glück, das ungeheure Glück! lieber Herr Weldorf, Sie sind ein reicher Mann, Ihre fünf Nummern sind heraus, Sie haben ein Vermögen, größer als Sie je besessen haben würden, wenn Alles beim Alten geblieben wäre.“

Eduard hörte kaum auf den Glücksboten, der Waisenknabe interessirte ihn zu sehr, vom Gerüst war dieser schon verschwunden. Er fragte Alting, wo der Knabe geblieben sei, dieser führte den hastig fragenden auf die Rathsstube, wo sich der Knabe noch befand. Die Binde und das Baret waren abgelegt, der übrige fremdartige Anzug ließ dem Knaben recht niedlich. Eduard unterhielt sich lebhaft mit ihm; er fragte nach seinem Namen.

„Emil Beran,“ war die Antwort.

Berau? Das war der Ort, wo seine Emmy begraben wurde. Eine freudige Ahnung durchzuckte ihn, er umarmte den Knaben, und begleitete ihn nach dem Waisenhause. Nicht lange nachher kam auch der Direktor. Eduard redete ihn an und gab sich zu erkennen; nach einigen Augenblicken umarmte er Emil als den wiedergefundenen Sohn seiner so früh dahingeschiedenen Emmy.

Marie führte, wie schon früher erwähnt werden bei ihren Verwandten ein stilles eingezogenes Leben. Eines Tages, als sie kaum von einem Spaziergang heimgekehrt war, fuhr ein Wagen vor, ein starker, kräftiger Mann und ein freundlicher Knabe sprangen heraus. Marie kam ihnen entgegen. Eduard lag zu ihren Füßen, ein Schrei des Erstaunens entschlüpfte ihrem Munde.

Der Engel der Versöhnung stellte sich liebreich zwischen beide. Eduard flehte und gelobte, Marie weinte und verzieh.

Vier Monate später sprach der Diener der Kirche den Segen über ihren erneuerten Bund.

Ganz in Ordnung.

Herr ** ist ein sparsamer Mann und kennt die Welt. Ob er recht daran thut, die Schneider besonders mit Mißtrauen zu behandeln und deßhalb das Zeug zu seinen Kleidern selbst zu liefern, weiß ich nicht, versichern kann ich jedoch, daß er in Zukunft das Tuch nicht selbst mehr liefern will. Wie geht das zu? Hat er sich von seinem Mißtrauen bekehrt? Möglich, daß er denkt: Vertrauen weckt Vertrauen, genug, die Sache hat ihre Richtigkeit. Und das ging so zu: Neulich schickte er zum Schneider; derselbe erscheint, nimmt das Maaß, macht Ueberschlag und erklärt, daß er den Ueberrock nicht aus dem Tuch, welches Herr ** ihm vorlegte, liefern könne. Der Kundmann hat schon öfter von demselben Quantum Tuch einen Ueberrock bekommen und geräth deßhalb mit dem Kleiderkünstler in Wortwechsel, so daß er ihm die Thür zeigt. Ein anderer Schneider wird gerufen, nimmt das Maaß, macht Ueberschlag, ist mit dem Tuch zufrieden und verspricht den Rock auf nächsten Sonntag früh. — »Vergessen Sie aber die Rechnung nicht.« — »»Zu dienen Herr **«.« — Und der Sonntagmorgen kommt, der Schneider rückt ein, der Rock ist vollkommen weit genug und sitzt vortrefflich. — »Nun, die Rechnung?« fragte Herr ** freundlich. — »»Ach Gott, ich habe sie vergessen! Ich hatte sie zu meinen Handschuhen auf den Tisch gelegt, aber Handschuhe und Rechnung sind liegen geblieben.«« — Es wird an der Hausthür geschellt; die Magd macht die Thür auf und kommt herein, um dem Schneider zu sagen, sein Bübchen sei draußen und frage nach dem Papa. — »Laß ihn herein!« ruft der Herr der Magd zu. Der Schneider widersetzt sich, will selbst hinaus und meint: — »»Er bringt gewiß die Rechnung: das hat ja gar keine Eile.«« — Doch, doch, er soll hereinkommen!« — Der Vater wird immer verlegener; des Schneiders Söhnlein tritt herein, sauber und nett gekleidet, heiter und wohlgemuth die Rechnung in der einen, die Handschuh in der andern Hand. — Was ist das? Herr ** macht ein Gesicht, geht auf das Schneiderbübchen zu, betrachtet dessen neues, schönes Röcklein, betrachtet seinen eigenen neuen Rock und verwunderter als Adam, da er Eva erblickte und sprach. Das ist Fleisch von meinem Fleisch! ruft Herr **

dem Schneider zu: „Mein Gott, das ist ja Tuch von meinem Tuch!“ — — Der Schneider gibt dem Söhnlein einen Puff und zerreißt in der Angst den einen Handschuh. — „Aber sagen Sie mir nur, fährt Herr ** fort, „wie geht das zu? Ihr College soll mir den Rock machen und behauptet, das Tuch reiche nicht aus; Sie aber machen mir den Rock und ein Röcklein für Ihren Sohn dazu! — „„Ganz in der Ordnung!““ antwortete der Schneider, der die Geistesgegenwart wieder hat, „„ganz in der Ordnung, Herr **, er braucht mehr als ich.... wenn ich nicht irre, ist sein Bübchen zwei Kopf größer als meins!““

Wie der Portier des österreichischen Ministeriums des Auswärtigen während einer Friedensconferenz in Anspruch genommen ist.

Ach, Herr Portier! Wann hat die Conferenz angefangen? Wie lang dauert sie schon? Wer ist da? Was hat der englische Bevollmächtigte beim Aussteigen für ein Gesicht gemacht? Wie hat der russische darein geschaut? Sind der französische und der russische wirklich zu gleicher Zeit die Stiege hinaufgegangen? Ist es wahr, daß der französische den russischen vorausgehen ließ? Ich bitte Sie, geben Sie mir einige Anhaltspunkte über den europäischen Frieden! Es hängt mein halbes Vermögen d'ran!

München. Betreffs des Gesundheitszustandes ist zu erwähnen, daß unter den hiesigen Dichtern eine große Unsterblichkeit herrscht.

Toulon. Die französische Garde wurde eingeschifft. Im Verlauf der Seefahrt wird es sich zeigen, ob es wahr ist, daß die Garde eher stirbt, als sich übergibt. (Punsch.)

Den Wiener Conferenzen soll der biblische Ausspruch zur Grundlage dienen: „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist.“ Es handelt sich nur noch darum, ob der Russische, der Oesterreichische oder der Französische Kaiser gemeint ist.

Was sollte in diesem Augenblicke wohl die Aufgabe der europäischen Diplomatie sein?

Die **Aufgabe** der europäischen Diplomatie. (Kladderadatsch.)

Eine Dame machte im Intelligenzblatte bekannt, daß sie eine Köchin wünsche. Es erschienen zahlreiche Mädchen, die sich zu dem Dienste darboten. Eine derselbe gefiel der Dame, sie miethete sie also: Tags darauf bemerkte die Dame eine gewisse Aengstlichkeit in dem Benehmen der Magd, und als sie darauf bestand, sie solle ihr nur die Ursache ihrer Angst entdecken, sagte sie: „Ach, Madame, ich habe vergessen, daß ich alle Montag Guitarrenstunde habe. Mein Lehrer wird auf mich warten.“

Ein Lehrer sagte zu einem Knaben: „Merk dirs, jedes Wort, dem man das Wörtchen ich, du, er, u. s. w. vorsetzen kann, ist ein Redewort und kein Nennwort. Darauf fragte er: „Das Wort Narr — ists ein Redewort oder ein Nennwort?“ Ein Redewort ists, antwortete der Junge. — Weil ich sagen kann: Ich Narr, du Narr, er Narr.

(Stolz eines Schuhmachers.) Ein Pariser „Lion“ besuchte Mailand. Da er sich nicht mit zahlreicher Fußbekleidung vorgesehen hatte, so war er bald genöthigt, sich wegen neuer Stiefel an einen dortigen Schuhmacher zu wenden. Man recommandirte ihm einen ungemein geschickten Meister. Der Lion lächelte. Er redete den Handwerker mit den Worten an: Es ist mir sehr unlieb, hier Stiefel bestellen zu müssen, aber die Noth drängt mich dazu. Freilich werde ich die Pariser Arbeit vermissen — machen Sie sie, so gut Sie können. Der Schuhmacher schweigt, erröthet und nimmt das Maß. Nach einigen Tagen bringt er einen Stiefel, wie er sagt, zur Probe. Der Franzose zieht ihn an und betrachtet die Form. Erstaunt ruft er: Herrlich! Auf Ehre! Wie ein Pariser. Ich hätte Ihnen dergleichen nicht zugetraut! — Der Schuhmacher bittet, den Stiefel ausziehen zu dürfen. Es geschieht. Wie wächst die Ueberraschung des Pariser Stutzers, als er nun an seinem Fuße noch einen neuen Tanzschuh behält, der innerhalb des Stiefels verborgen gewesen war. Sie sind ein Künstler! ruft der Lion, wann erhalte ich den andern Stiefel? Den lassen Sie sich in Paris machen, sagt trocken der Schuhmacher, des Vergleiches halber! und geht zur Thüre hinaus.

Druck und Verlag von J. F. Rietsch. Verantwortlicher Redakteur: J. F. Rietsch.

Nro. 17. **I. Jahrg.**

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt.)

Sonntag den 29. April 1855.

Die Gewissensübernahme.

Novelle von Dr. Hermann Meynert.

1.

Auf dem Wege zwischen Braunschweig und Leipzig rollte bei später Abendzeit ein einsamer Wagen. Der Herbst war schon ziemlich vorgerückt, und auf den Höhen des Harzes, wo die Sonne es noch nie zu einem energischen Ansehen hat bringen können, hatte er um so weniger Widerstand gefunden. Ein scharfer Wind trieb bisweilen ganze Wolken von dürren Blättern aus den Harzwaldungen daher. Die Natur begann bereits ihren trostleeren Kehraus zu halten, die Vögel und Sonnenblumen waren längst geschieden, das Laubwerk deutete, wie ein sterbendes Chamäleon, durch ein grell verändertes Farbenspiel seinen nahen Fall an, und statt des bunten Falters klebten hin und wieder erstarrte häßliche Puppen und Insektenlarven, ungewiß über ihr künftiges Wiedererwachen, zwischen den Ritzen der alten Eichen und Buchen, mit denen der Harz prangt.

Wer die Wege in jener Gegend kennt, wird wissen, daß dort zu reisen, für menschliche Glieder kein Spaß ist. Der Mensch hat, mit edler Liberalität, dort den Launen der Erde möglichst geringen Zwang angethan, und die holperigen Unebenheiten der Straße theils in ihrem ursprünglichen Zustande gelassen, theils, wo denn dort geebnet werden mußte, dies auf eine Weise bewerkstelligt, daß die weggeräumten natürlichen Hübel und Buckel durch künstliche ersetzt worden sind, und so dem Erdboden sein Anrecht auf die Glieder und Hufe der Pferde, auf die Räder und das Eisenzeug der Wagen, wie auf die Rippen der darin sitzenden Personen ziemlich unangefochten geblieben ist.

Daher hatten es, trotz der vorgerückten Abendzeit, auch von dem Personale des in Rede stehenden Wagens nur drei Individuen zum Schlafen gebracht, nämlich der Kutscher und zwei Pferde, welche, durch ununterbrochenes Hin- und Herpassiren, mit dem bösen Wege schon so maschinenmäßige Bekanntschaft gemacht hatten, daß derselbe sie in ihrer verzeihlichen Vorliebe für den Zustand des Schlafes nicht mehr zu beeinträchtigen vermochte.

Nicht so wohl sollte es den beiden Passagieren werden, welche den inneren Theil des schwerfälligen Reisewagens einnahmen. Es war ein alter und ein junger Herr, im Ansehen nicht weniger von einander verschieden, als in den Jahren. Der erstere bezeigte zwar den besten Willen, es dem Kutscher und den Pferden im Schlafen gleichzuthun, und hatte deshalb, um mit dem Kopfe sich besser anlegen zu können, den vor ihm auf dem Rücksitze liegenden schwarzen Filzhut mit einem gelb und roth geblümten Taschentuche vertauscht, das er sich nicht ganz kunstgerecht über den Kopf gebunden, so daß zwei Zipfel gleich kurzen Midashörnern von den Ohren abstanden. Auch versuchte er im Halbschlummer bisweilen die ziemlich langen und dürren Beine auszustrecken, wurde jedoch von einem ihm gegenüber lastenden Felleisen', das ihn in eine zusammengekrümmte Stellung zwang, jederzeit eines Andern belehrt. In dieser unbequemen Lage wechselte er unter leisem Seufzen so oft mit den Füßen, als ob er deren, statt zwei, wenigstens zwanzig gehabt hätte, und war schon dieser Umstand ein unabwindliches Hinderniß des Schlafes, so vollendeten die unaufhörlichen Stöße, welche der Wagen bald nach dieser, bald nach jener Seite hin erhielt, die Unmöglichkeit, den sehnsüchtig herbeigewünschten Morpheus zu umarmen.

Der Begleiter dieses, auf solche Weise geplagten älteren Herrn, war ein hübscher, frischer Jüngling von studentischem Aeußeren. Unter dem nachlässig umgeworfenen grauen Reisemantel blickte ein kurzer Rock von altdeutschem Schnitte hervor, der oben in eine weiße Halskrause endigte, auf welche das von einer platten, barettartigen Mütze bedeckte, lange und gescheitelte Haar in braunen Hängelocken niederfiel. Wer ihn, abgesehen von der mit zahlreichen Quasten verzierten langen Pfeife, so betrachtete, hätte ihn leicht für einen fahrenden Schüler des sechszehnten Jahrhunderts halten können. Um jedoch unsere Leser aus aller Ungewißheit zu bringen, sei gleich vorausgemerkt, daß die Handlung fast um drei Jahrhunderte später, nämlich im Oktober 1815, sich begab. Die Franzosen waren glücklich über den Rhein zurückgejagt. Die deutsche Jugend sah mit langem Halse den vertriebenen Quälgeistern nach, und obgleich sie diese Katostrophe friedlich bei Gutmanns „Kinderfreund", Krugs „Lehr- und Lesebuch" und Bröders „kleiner lateinischer Grammatik" zugebracht hatte, so wußte sie sich doch bei dem Klange gewisser Namen, wie Kulm, Leipzig und Hanau, in die glückliche Täuschung zu versetzen, als habe sie thätig zu jenen glorreichen Siegen beigetragen. Am liebsten hätte sie sich daher in das Costüm des Cheruskerfürsten Hermann geworfen. Da aber die Modeberichte aus jener Zeit zu zweifelhaft waren, und der Anzug des Ueberwinders des Varus, bei aller sonstigen Zweckmäßigkeit, doch schwerlich den Vortheil der Zierlichkeit und Bequemlichkeit gehabt haben dürfte, so begab man sich an die Markscheide des Mittelalters, und der Scharfsinn der Schneider setzte halb aus ehemaliger Pagen-, halb aus einstiger Magistertracht glücklich einen Anzug zusammen, der schlechthin unter dem Namen des Altdeutschen begriffen wurde. Durch allerhand freie Spiele der Fantasie gewann dieses Costüm die bizarrsten Zusätze, und so wurde ein solcher altdeutscher Jüngling meist das wunderlichste Conglomerat widersprechender Zeitalter und Nationalitäten, das erst durch einen keulenartig zulaufenden Stock, einen sogenannten Ziegenhainer, einen Stütz- und Durchschnittspunkt erhielt.

In dieser hochtönenden, gemischten Tracht präsentirte sich denn auch der junge Mann im Wagen. Ihm wollte es mit dem Einschlummern nicht viel besser gelingen, als seinem Begleiter. Er warf sich unruhig hin und her, zog auf seinem nicht minder unbequemen Platze die Beine bald an sich, bald streckte er sie aus, und schien sich endlich mit der ver-

zweiflungsvollen Ueberzeugung vertraut zu machen, daß man unter solchen Umständen nicht schlafen könne; denn er tappte in der Dunkelheit nach seiner Pfeife, welche über ihm in einer Wagentasche steckte, stopfte aus einem großen, mit bunter Perlenstickerei verzierten Beutel einen kräftigen Studentenkanaster hinein, schlug sich Feuer an, und begann sofort, — während er gleichzeitig dem Rücken des schlaftrunkenen Kutschers einen leichten Schlag versetzte, der ihn ermuntern sollte — schlechtem Wege und faulen Pferden zum Trotze, tüchtig darauf loszuschmauchen. Sein Begleiter hüstelte im Halbschlummer, weil ihm der Tabakrauch des Andern in den Mund kam, den er schnarchend geöffnet hatte; er fuhr in die Höhe, rieb sich die Augen, und warf sich dann verdrießlich in den Grund des Wagens zurück.

Nein, es geht nicht mit dem Schlafen, ich mag es anfangen, wie ich will. Meinen Beinen ist es bei dieser schmählichen Unbequemlichkeit besser gelungen; sie sind mir dergestalt eingeschlafen, daß ich mich gar nicht zu lassen weiß. Der Wagen wirft entsetzlich, und es ist eine verzweifelte Finsterniß. Erzählen Sie mir etwas, Edwin: ich will wach bleiben, fügte er hinzu, und gähnte dabei so laut, daß selbst der Kutscher, der sich eines musterhaft gesunden Schlummers erfreute, auf seinem Bocke hoch in die Höhe fuhr, in instinktmäßiger Bewegung nach der Peitsche griff, seine Pferde über die Köpfe hieb, dann aber sich wieder zurücklehnte und stracks einnickte.

Die Pferde jedoch, welche mehr scharfsinniger als feuriger Natur zu sein schienen, wußten aus langer Erfahrung, daß dergleichen Aneiferungen, von Seite ihres Lenkers und Gebieters, nicht so ernsthaft zu nehmen seien. Sie bequemten sich auf einige Augenblicke zu einem kurzen Trotte; dann aber hielten sie ihrer Würde für angemessener, sich wieder das vorher schon mit Glück erprobte, langsame Mennettempo anzueignen, welchem der Wagen unter gehörigen Stößen und schwerfälligen Sprüngen über Steine und Hügel eben so langsam folgte.

Erzählen Sie mir Etwas, Edwin, wiederholte der alte Herr; ich möchte nicht gern wieder einschlafen.

Vor allen Dingen lassen Sie sich erzählen, daß der Kutscher über alle Begriffe schlecht fährt, daß die Wege unerhört, abscheulich sind, und daß wir, wenn mich die Dunkelheit nicht täuscht, noch sehr weit von Halberstadt entfernt sein müssen.

Wie, was, noch weit von Halberstadt? Ich meinte, wir seien schon so gut wie dort, sagte der Alte erschrocken.

Er beugte sich zum Wagenfenster hinaus. Ja, leider noch weit genug vom Quartiere entfernt, und ich bin darüber keineswegs erfreut. Die Jahreszeit ist vorgerückt, die Dunkelheit schon hereingebrochen, und seit dem Kriege ist die Straße unsicher. Man hört von häufigen Anfällen. He Kutscher, treib' Deine Pferde besser an. Wir haben noch zwei gute Stunden bis Halberstadt zu fahren. Ich kenne mich jetzt wieder in der Gegend aus. Seh'n Sie, Edwin, dort die Masse rechts vor uns, auf welche der eben hervortretende Mond sein Licht wirft, und die einer dichten Wolkenschicht ähnlich sieht, ist der Brocken, der alte berühmte und verschriene Berg, auf welchem, dem Kaiser Karl dem Großen zum bittern Aerger und Verdruß, die heidnischen Sachsen ihr Unwesen trieben und ihrem Wodan manchen hübschen Franzosen geschlachtet haben mögen, wo in der Walpurgisnacht die Hexen ihren blauen Montag halten und Satanas Gnaden austheilt. Doch diese Zeiten sind nun vorüber. Der alte Wodan hat das Regiment aufgegeben; die alten Gefangenen

bleiben ungeschlachtet; auch Satan ist mürrisch geworden, und hat seine Hexensoirées eingestellt; es ist jetzt hier Alles ruhig — —

In diesem Augenblicke fiel hart in der Nähe des Wagens ein Schuß, eine Kugel pfiff über die Köpfe der Pferde, daß sie, urplötzlich ihrer Schlaftrunkenheit ledig, hoch aufbäumten. Der nicht minder aufgeschreckte Kutscher wäre beinahe vom Bocke herabgefallen. Er machte einen Versuch, die Pferde zum Durchgehen zu bringen. Da er aber bemerkte, daß eine fremde Hand sich bereits der Zügel bemächtigt hatte, und gleichzeitig die Mündung eines Pistols ihm bedrohlich entgegenblinkte, so ließ er es bei diesem Versuche, der in der stoischen Gelassenheit der Pferde ohnedieß unübersteigbare Hindernisse gefunden haben würde, bewenden, und der Wagen hielt still.

Edwin, der jüngere Reisende, hatte, als er den Schuß fallen hörte, nach seinem Stockdecken gegriffen, und Miene gemacht, Widerstand zu leisten. Aber ein Blick auf die Anzahl und Bewaffnung der Räuber, und zugleich die Ueberzeugung von der tiefen Verzagniß seines Begleiters, wie von der Unzuverläßigkeit des Kutschers, brachten ihn schnell auf andere Gedanken.

Einer der Räuber näherte sich jetzt dem Kutschenschlage, musterte mit einem raschen Blicke die darin Sitzenden, und zog dann höflich den Hut. Er hatte eine militärische Haltung, und sprach das Deutsch etwas gebrochen, mit dem französischen Nasenlaute. Doch schien er den Sprecher zu machen, denn seine Kameraden blieben, während er verhandelte, ganz ruhig und gleichgültig im Hintergrunde stehen.

Meine Herren, sagte er, belieben Sie diesen Dolch zu besehen. Er ist, auf meine Ehre, vom beßten Damascenerstahle, so hart und spitz, daß man ihn durch eine Marmorplatte treiben könnte. Meine Herren betrachten Sie auch gefälligst diese beiden Pistolen. Ich will nicht ehrlich sein, wenn nicht eines wie das andere ein ächter Lazzarino Cominazo ist. Bitte, sie mit Vorsicht zu betrachten, denn sie sind scharf geladen. Auch diesen Degen, obgleich ich seinen Verfertiger nicht anzugeben weiß, ist von vorzüglicher Arbeit, und was diese Büchse da anlangt, so hoffe ich, Sie werden mir auf mein Wort glauben, daß ich selbst sie mir in Suhl auf irgend eine billige Weise verschafft habe.

Der alte Herr hatte mit ängstlicher Zerstreuung der Explication des Räubers zugehört. Dann langte er seufzend seine Uhr und seine Börse heraus. Mein Herr, erwiederte er mit zitternder Stimme: ich bin Ihnen sehr verbunden für Ihre gütige Belehrung, und bitte diese beiden Kleinigkeiten als schwaches Zeichen der Erkenntlichkeit anzunehmen. Leider kann ich Ihnen in diesem Augenblicke nicht mit mehr aufwarten.

Mein Herr, fiel der Räuber ein, zwar freut mich Ihre Bereitwilligkeit. Ich kann Ihnen jedoch nicht verhehlen, daß die Börse ziemlich leicht, die Uhr von Silber und von sehr schlechtem Machwerk ist, ich bin überzeugt, daß Sie besseres bei sich führen und mehr entbehren können. Sehen Sie gefälligst nach.

Ich und meine Cameraden werden die Ehre haben, Ihnen suchen zu helfen.

Bei diesen Worten legte er die Hand an das Schloß des Kutschenschlages, um ihn zu öffnen, und winkte nach rückwärts seinen Gefährten, ihm bei der beabsichtigten Arbeit behilflich zu sein. Der alte Herr aber hielt mit furchtsamer Beharrlichkeit den Griff des Kutschenschlags, um das Oeffnen zu verwehren. Hören Sie mich an, sagte er. Ich bin Magister Lasius, bisheriger Lehrer und Erzieher dieses jungen Herrn da, eines angehenden Studenten oder Fuchses, wie wir das in der Kunstsprache nennen. Unsere Gelder,

die uns eben nicht gar reichlich zugemessen sind, werden wir erst in Leipzig erheben, und haben an Baarem nur so viel bei uns, um als ehrliche Leute bis nach Leipzig zu kommen. Unsere höchst unerhebliche Garderobe wird Ihrem Geschmacke schwerlich entsprechen und noch weniger werden Sie Lust haben, sich mit unserem übrigen Gepäcke, unseren Betten und andern Requisiten zu belästigen.

Je nun, die Sachen ansehen, wird sich ja doch der Mühe verlohnen, entgegnete der Räuber. Bitte lassen Sie den Schlag los.

So seien Sie doch in's Teufels Namen so gut, die Hand wegzunehmen, oder Sie nöthigen mich, Gewalt zu brauchen.

Der Alte klammerte in seiner Angst sich nur noch fester an den Kutschenschlag. Der Räuber verlor darüber die Geduld, und mit einem etwas unsanften Griffe stieß er die ihm wehrende Hand zurück. Aber in demselben Augenblicke stieß ihn der über diese Gewaltthätigkeit empörte und von jugendlicher Leidenschaftlichkeit fortgerissene Edwin, mit der Faust so heftig vor die Brust, daß er zurück taumelte.

Fluchend griff er nach seinem Säbel, seine Cameraden sprangen herbei. In einem Nu waren die Wagenschläge zu beiden Seiten geöffnet und die Reisenden aus der Kutsche herausgezogen. Der von Edwin geschlagene Räuber wüthete und tobte, und schwur hoch und theuer, daß er seine beiden Lazarino Cominaza's auf Edwins Stirn erproben werde. Auch hieb er wirklich mit dem Säbel nach ihm. Edwin aber wich geschickt aus, und schlug dann mit seinem Ziegenhainer den Dränger dergestalt über die Schulter, daß diesem der Arm auf mehrere Minuten den Dienst versagte und das Gefecht ausgesetzt werden mußte. Die andern Räuber schienen die Sache als einen spaßhaften Ehrenkampf anzusehen, und standen lachend im Kreise umher, ohne sich ihres, durch den Zufall wehrlos gemachten Cameraden weiter anzunehmen. Aber dieser schien keineswegs gesonnen, sich ohne Genugthuung zu bescheiden; denn kaum hatte der erste Schmerz etwas nachgelassen, als er, vor Wuth und Beschämung knirschend, von Neuem auf Edwin eindrang, dem es diesmal bei all' seiner jugendlichen Gewandtheit schwer genug wurde, den wüthenden Streichen seines Feindes auszuweichen. Sein bester Schutz war die Dunkelheit, welche seine junge Augen weniger beirrte, als die ältern des Räubers. Ein komisch-banges Schauspiel gewährte es, wie Magister Lasius wehklagend, mit blöden Augen und steifen Füßen, bald dem Räuber, bald seinem Eleven nachlief, und durch gelehrte Sentenzen zur Ruhe und Eintracht zu ermahnen suchte. Und da es ihm theils aus Furcht, theils aus Unkenntniß des Terrains, nie recht gelang, den Kämpfenden ganz nahe zu kommen, so sah er mit seinem planlosen, angstvollen Hin- und Hertrippeln und Jammern einer Henne nicht unähnlich, welche bange gluckend an dem Ufer eines Teiches auf- und abläuft, in welchem ihre Ziehkinder, die von ihr ausgebrüteten jungen Enten, beherzt umherrudern, während die ängstliche Mutter sich nicht in das feindliche Element hineintraut, das ihre Brut aufgenommen.

Die übrigen Räuber umstanden neugierig oder lachend diese sonderbare Kampfscene, die abgesehen, daß die Finsterniß das Ganze noch seltsamer und trastischer machte, ihnen nichts Neues zu sein schien.

(Forts. folgt.)

Maritta.

Erzählung aus dem letzten Drittel des 16. Jahrhunderts

von Eduard Gottwald.

Eine dunkle Nacht lag über Bucharest, und in tiefem Schlummer ruhte die Stadt, in dessen Mitte der Hospodarenpallast, umgeben von den Thürmen der griechischen Kirchen und Klöster, über die niedrigen Häusergruppen sich erhob. Nur ein Zimmer des fürstlichen Palastes war noch erleuchtet, und zwei Gestalten, welche sich bald den Fenstern näherten, bald wieder in das Innere des Zimmers zurücktraten, schienen die Ruhe nicht theilen zu wollen, welche die Bewohner Bucharest umgab.

Es war in dem Geheimkabinet des Fürsten, in welchem Michael Sturza, Hospodar der Wallachei, sich befand, ein Mann von ungefähr fünfzig Jahren, mit einem von Leidenschaften zerstörten Gesichte, welches nur durch den fast in beständig höfischen Lächeln verzogenen Mund und den lauernden Blick der düster glühenden Augen, einen unheimlichen, abstoßenden Ausdruck erhielt. Neben ihm stand ein anderer Mann, welcher seiner Tracht nach, der Dienerschaft des Hospodaren angehörte, aber weit entfernt von der knechtischen Demuth des gemeinen Wallachen, mit seinem Gebieter auf einer bedeutenden Stufe der Vertraulichkeit zu stehen schien. — In einer muthmaßlich gefühllosen Gleichgültigkeit lehnte der Wallache jetzt die Arme in einander verschlungen, an einem Pfeiler des Gemachs, während Michael auf einem Sessel Platz nahm, und mehrere Schreiben, welche der Diener überbracht haben mochte, hastig öffnete, und schnell durchlas, aber bei jedem neuen Schreiben wurde das Antlitz des Fürsten finsterer, und das tückische Lächeln, welches bisher seinen Mund umzogen, machte einer zornigen Aufregung Platz.

Immer noch keine genügende Sicherheit, rief er, sich heftig an den Diener wendend, und warf das letzte Schreiben zur Erde, und es scheint mir fast, als ob Ismael Pascha mich mit seiner Unschlüssigkeit ermüden will.

Seht Euch vor, Hoheit! warnte der Diener. Der Türke ist klüger als wir glaubten! — Ihr werdet einen harten Stand haben, wenn Ihr ihn über das Wahre Eures Planes täuschen wollt, da er, wie es mir fast gewiß scheint, nicht übel Lust hat, Euch zu hintergehen.

Gorgo! sprach der Hospodar mit höhnender Kälte, bis jetzt hat mich meine langjährige Erfahrung noch nie getäuscht, ich kenne das Interesse, welches die Parteien bewegt, und weder Rudolf der Zweite, noch Achmet der Erste können mir beweisen, daß ich wortbrüchig geworden bin: ich handle, so lange es mir gerathen scheint, im Namen der Bojaren, und würde um meinen eigenen Zweck zu fördern, allen Versprechungen von Wien her, diejenige Auslegung geben, welche mir die für mich günstigste scheint, mißglückt es, so trifft des Kaisers Strafgericht und Achmets Wuth nur den Adel, nicht mich; ich stehe gesichert vor Wien und Stambul. —

Ungläubig schüttelte Gorgo das Haupt, während der Hospodar den Sessel zurück warf, und in heftiger Aufregung im Gemach auf und nieder schritt.

Du schweigst fuhr der Hospodar fort, indem er forschend auf Gorgo sah, der seine vorige Stellung wieder eingenommen. Glaubst Du vielleicht, Michael sei so kurzsichtig, nicht im Voraus überlegt zu haben, wie weit er jenen übermüthigen Bojaren die Hand reichen darf, ohne sich zu gefährden? oder habe ich nicht etwa genug Beweise von der Selbstsucht und dem Wankelmuthe jener Undankbaren erhalten, indem sie mein Vertrauen mißbrauchend, meine kühnsten Plane vernichteten!

Nicht darum schweige ich, sprach bedenklich Gorgo, sondern weil es mir zu gewagt erscheint, daß Ihr einigen mit dem Kaiser Rudolph unzufriedenen Bojaren Euern Einfluß geliehen, und mit Achmet Verbindungen angeknüpft habt, die man schwerlich in Wien ungestraft lassen wird, sobald sie entdeckt werden.

Der Kaiser hat uns verlassen, entgegnete heftig der Hospodar, und wenn Achmet sein Wort verpfändet, uns das zu bewilligen, was wir bis jetzt vergebens von Rudolph erfleht, so kann es uns gleich sein, ob der deutsche Kaiser oder der Sultan unsern Tribut empfängt. —

Nun, wir werden sehen, welches Glück Graf Brankowan mit seiner Sendung machen wird, sprach fast höhnisch Gorgo, und dann laßt uns weiter sprechen. Ich für meinen Theil rathe Euch wohlmeinend, laßt den Türken nicht zu vorschnell freies Spiel und deckt Euch den Rückzug. —

Sei unbesorgt, Georgo, erwiederte lächelnd Michael; morgen kehrt Brankowan zurück. Er ist mir treu ergeben, und hat den stärksten Anhang der Bojahren, so wie er selbst der mächtigste derselben ist.

Und als künftiger Schwiegersohn des Hospodars, ergänzte spöttelnd der Vertraute.

Thor! rief Michael mit Hohnlachen. Glaubst Du, ich hätte nicht längst gewußt, was ihn so fest an mich kettet; — so lange er mir unentbehrlich ist, will ich ihm den kindischen Traum seines Glückes nicht zertrümmern; aber Euphrosine wird nie die Gemahlin eines Bojaren, darauf mein fürstliches Wort!

Laßt uns für heute endigen, sprach Gorgo, als habe er nicht auf des Hospodars Aeußerung gehört. — Ihr wißt, daß eh' der Tag graut, Bucharest schon hinter mir liegen muß, darum vergönnt mir ein paar Stündchen Ruhe. —

Schlaf wohl, Gorgo, lächelte Michael, vertraulich dem Diener die Hand reichend, vollziehe mit gewohnter Vorsicht alles, was ich dir aufgetragen, und bringe sichere Bürgschaft.

Der Wallache legte den Finger auf Mund und Auge, und verschwand durch eine Tapetenthür, während Michael, von ehrgeizigen Planen durchkreuzt, vergeblich auf seinem Lager die Ruhe suchte.

Der Hof zu Wien, den ränkesüchtigen Charakter des Hospodars wohl kennend, hatte mit steter Aufmerksamkeit die Bewegungen der Parteien in der Moldau und Walachei, bei dem bevorstehenden Kampfe mit Sultan Achmed I. verfolgt, und den Bojaren, welchen es größtentheils gleichviel war, ob die Türkei oder Oesterreich ihr Schutzherr sei, nur zu vorsichtig Schutz und Hilfe versprochen und durch dieses Zögern die Gemüther des ohnehin übermüthigen Adels erbittert; einer der ausgezeichnetsten und mächtigsten Bojaren, Sodar Brankowan, wurde im Namen derselben nach Wien gesandt, um durch kräftige Vorstellungen Rudolph den Zweiten an seine Versprechungen zu erinnern, die Festungen der Wallachei in Vertheidigungszustand zu setzen, und durch eine ansehnliche Kriegsmacht die Grenzen gegen die öfter wiederholten Einfälle der Türken zu sichern. Kaiserliche Kommissäre hatten die Festungen besichtigt, die Stärke der Schutzarmee bestimmt, und waren nach Wien zurückgereist, während der Hospodar im Stillen den Schritten Oesterreichs, diesen Beschwerden abzuhelfen, entgegen arbeitete, um im Geheimen den Unmuth der Bojahren zur Flamme des Aufruhrs anzufachen. Nur auf Brankowans Ankunft harrend, waren fast alle bereit, getäuscht durch die Bedingungen, welche die List des Hospodars ihnen bekannt gemacht hatte, sich den Türken zu unterwerfen, sobald nicht schnell und entschieden, Oesterreich sich bereitwillig zeigen sollte, auf alle die Vorschläge einzugehen, welche

die Noth sowohl als der Uebermuth entworfen. Michael Sturza sah mit stillem Vergnügen dem Gang der Dinge zu, und obgleich er unthätig bei allen diesen Mißverhältnissen schien, so war er doch im Geheimen am eifrigsten beschäftigt, den Bruch mit Oesterreich herbeizuführen, indem er als türkischer Vasal einen größeren Spielraum für seine Willkührherrschaft erwarten durfte, als unter Rudolph dem Zweiten. — Durch seinen vertrauten Gorgo unterhielt er schon seit längerer Zeit ein Einverständniß mit dem Pascha von Braila, und nur die Langsamkeit, mit welcher der türkische Satrap die Sache führte, war so wie heute die Folge seiner Unzufriedenheit. (Forts. folgt.)

(Göthe als Regisseur.) Einst wurde am Weimarer Hoftheater „der eifersüchtige Ehemann" gespielt, worin die Liebhaber-Rolle dem Hrn. v. Einsiedel zugefallen war. Unglücklicherweise aber überfiel diesen kurz vor der Aufführung eine Unpäßlichkeit. Die Rolle war in so kurzer Zeit nicht wieder zu besetzen und zum Verdruß aller übrigen Mitspielenden stockte nun das Ganze. Da schlug sich, mehr beherzt und gutmüthig, als in solchen Dingen gewandt, ein verwegener sächsischer Rittmeister ins Mittel und übernahm die Rolle. Am andern Tage kam er zu Herrn von Einsiedel, um sich dieselbe überhören zu lassen. Es ging leidlich, besonders wenn man dabei, wie man konnte, auf einen guten Souffleur rechnete. Als es aber zur Aufführung kam, wurde es dem tapfern Rittmeister vor der Stirn so heiß, als sollte er an der Spitze einer Schwadron Husaren eben in den Feind einhauen. Indeß faßte er sich noch zur rechten Zeit und spielte fort, bis auf die Scene, wo er mit seiner Geliebten von dem eifersüchtigen Ehemann überrascht und mit einem Dolche erstochen wird. Hier vergaß er plötzlich das Stichwort, stockte und meckerte in einem fort und der eifersüchtige Ehemann, den Bertuch spielte, welcher schon lange mit seinem Dolche in drohender Stellung hinter den Koulissen wartend stand, konnte seiner Mordlust kein Genüge thun, weil das Stichwort noch immer nicht gefallen war. Aber wahre Seelenangst empfand er, als der rittmeisterliche Liebhaber den Kopf so gänzlich verlor, daß er seine Rolle, Stichwörter und den ganzen Plunder, wie Shakespeare sagt, wieder von vorn anfing, so daß sich eine Perspektive eröffnete, die den Regisseur Göthe veranlaßte, Bertuch den Rath zu geben, auf die Bühne zu springen und dem Leben seines unglücklichen Nebenbuhlers durch einen kräftigen Dolchstoß gleichsam ex tempore den Garaus zu machen. Das geschah, aber wer beschreibt die Verzweiflung des Ehemanns, als Rittmeister trotz des extemporirten Dolchstoßes nicht fallen will! Vergebens raunt er ihm zu verschiedenenmalen ins Ohr: „Ins Teufels Namen, so fallen sie doch!" Er rührte sich nicht von der Stelle, sondern blieb wie ein von Wellen gepeitschter Fels in militärischer Haltung und kerzengerade vor seiner Geliebten stehen, indem er ihr sowie dem wüthenden Ehemann ganz kaltblütig entgegnete, sein Stichwort sei noch nicht gekommen. In diesem für den Regisseur nicht minder als für die Mitspielenden, am meisten aber für die Zuschauer, die sich diese Scene gar nicht erklären konnten, peinlichen Augenblick faßte Göthe einen heldenmüthigen Entschluß, indem er mit donnernder Stimme hinter den Koulissen hervorrief: „Wenn er von vorn nicht fallen will, so stich ihn von hinten durch den Rücken! Wir müssen ihn uns auf alle Fälle vom Leibe schaffen!" Drob ermannte sich der sonst so thätige, jetzt aber völlig verstörte Bertuch. „Stirb!" rief auch er nun mit schrecklicher Stimme und führte zugleich einen so nachdrücklichen Dolchstoß in die Flanke seines Widersachers, daß derselbe, durch dies Seitenmanöver — er behauptete später, es sei ein einfacher Rippenstoß mit der Faust gewesen, kein Dolchstoß — außer Fassung gebracht, diesmal glücklich zum Falle kam. In demselben Augenblick erschienen aber auch schon vier von Göthe abgeschickte handfeste Statisten, die ausdrücklich Ordre hatten, den Todten, er möchte wollen oder nicht, bei Seite zu schaffen, was sie denn auch mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit trotz der heftigen Protestationen des Ermordeten, vollführten.

„Nur keine Vorwürfe!" — „Hören Sie mal, das finde ich aber unverschämt! Ich hatte Ihnen meinen schwarzen Frack doch nur zur Leiche geborgt, und nun habe ich ihn nicht wieder!" —" — „Ja! alter Freund! bedenken Sie doch! Sechs Wochen Trauer."

Druck und Verlag von J. F. Rietsch. Verantwortlicher Redakteur: J. F. Rietsch.

Nro. 18. **I. Jahrg.**

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt.)

Sonntag den 6. Mai 1855.

Die Gewissensübernahme.

Novelle von Dr. Hermann Meynert.

Fortsetzung.

Während nun Edwin, seinen Dränger fest im Auge behaltend, mit vorgehaltenem Ziegenhainer, bald langsamer, bald schneller zurückwich, rannte er plötzlich rücklings an einen anderen Räuber an, wodurch er zum Straucheln kam, und unwillführlich sich an der Person festhielt, die ihn aus dem Gleichgewichte gebracht hatte. Der Räuber, von dem Strauchelnden umschlungen, mußte, durch dessen Wucht gezwungen, sich zu ihm niederbeugen und ihm in's Gesicht blicken. Eben warf der spät aufgehende Mond sein irres Licht über die Gegend und beleuchtete Edwins Züge. Der Räuber sah gleichgültig zu ihm hinunter. Als er aber einen Blick in das Gesicht des Jünglings gethan, fuhr er zurück, beugte sich dann, als glaube er sich vom Mondlichte getäuscht, noch tiefer zu ihm nieder, und sah ihn mit starrem, glühenden Auge an. Dann schauderte er heftig, und murmelte einige unverständliche Worte in sich hinein. Als jedoch gleichzeitig der erstere Räuber, Edwins Verfolger, herankam, um seinen Gegner den Garaus zu machen, streckte ihm der Hauptmann — denn dieser war es, über welchen Edwin bei seiner zurückweichenden Bewegung beinahe gefallen wäre — seine Degenscheide entgegen, und als blitzten ihm aus derselben hundert entblößte Schwertspitzen zu, so fuhr der Räuber bei diesem Anblicke scheu zurück, so daß Edwin augenblicklich Luft bekam.

Dieser benutzte den unverhofften Waffenstillstand, sich vom Boden zu erheben, und eine neue, schlagfertige Stellung anzunehmen. Zugleich wendete er sich gegen den Räuberhauptmann, der in jenem kritischen Augenblicke sein Retter geworden war, und sprach seinen Dank in einigen gut gewählten französischen Worten aus, da er bemerkt hatte, daß die Conversation der Räuber unter einander größtentheils in dieser Sprache gehalten wurde. Hatte schon Edwins Gesicht auf den Räuberhauptmann einen unverkennbaren Eindruck hervorgebracht, so schien seine Stimme denselben noch zu steigern. Er schien sich Gewalt

anthun zu müssen, um die Züge und den Ton des jungen Mannes zu ertragen. Einige Male raffte er sich, wie zornig über seine eigene Schwäche, zusammen, um den Gegenstand, der seinen Trotz erschütterte, mit kaltem Blute zu mustern; aber sein Auge vermochte den Ausdruck der Kindheit und des Trotzes nur auf Sekunden festzuhalten, der entschlossene Ausdruck desselben wurde schnell zu Starrheit und heimlicher Scheu, und erschreckt und machtlos wendete er sich dann wieder ab.

Edwin hoffte dieser für ihn, wie für seinen seltsamen Retter peinlichen Scene, deren Anlaß er sich nicht zu enträthseln wußte, und höchstens einer zufälligen Aehnlichkeit, und einer daraus entstandenen Verkennung zuschreiben konnte, am besten ein schnelles Ende zu machen. Er ergriff daher die Hand des Hauptmanns, welche bei der Berührung der seinigen krampfhaft zusammenzuckte, drückte sie fest und herzig, denn auch er konnte sich eines wunderlichen, dunklen Gefühles nicht erwehren, und sagte nicht ohne Rührung: Wie kann ich Ihnen danken?

Der Räuber richtete sein starres, schwarzes Auge auf ihn, welches sich irr, mit dem Ausdrucke des Wahnsinns in seinen Kreisen drehte, so daß Edwin einen Schritt zurückwich, denn ihm wurde plötzlich klar, daß sein Retter ein Wahnsinniger sei. Der Blick dieses Auges, hinter dessen hohler, gedankenloser Leere ein entsetzlicher Abgrund von Unglück oder Schuld zu liegen schien, benahm ihm jeden Zweifel.

Danken willst Du mir, junger Mensch? wiederholte der Räuber nachsinnend, mit der unfruchtbaren Grübelei des Irrwitzes. Danken? Und weist nicht wie? Ach, ich wüßte es schon, wie Du mir danken könntest, aber — —

Sprecht, Unglücklicher, fiel ihm Edwin in's Wort. Ich wollte viel dafür geben, wenn ich Euch in irgend etwas erfreuen könnte.

Wirklich? Nun sieh', daß kannst Du allerdings, wenn Du — — Doch halt, komm' auf die Seite, daß es meine Cameraden nicht hören, sie möchten sonst mit mir in die Theilung gehen wollen, und in diesem Punkte theilte ich mit Niemand, wahrhaftig mit Niemand. Sie mögen mein Geld nehmen, mein Herzblut, mein armes Gehirn; aber das Eine sollen sie mir lassen, wenn ich es von Dir erhalte.

So nennt es, was Ihr begehrt, entgegnete Edwin, in den leisen, geheimnißvollen Ton des Räubers eingehend, der ihn, argwöhnisch nach den andern Räubern blickend, einige Schritte seitab führte, um die sonderbare Verhandlung von keinem dritten belauschen zu lassen.

Die andern blieben ehrerbietig zurück; nur Magister Lasius, welcher eine neue Gefahr für seinen Zögling befürchtete, oder wohl gar besorgte, derselbe möchte sich von dem Räuber anwerben lassen, und als Freiwilliger in die Bande eintreten, wollte sich vorsichtig näher schleichen; aber der Räuberhauptmann schlug mit einer schrecklichen Drohung an seinen Säbel, und bei dem Geklirr des bösen Eisens fuhr der Magister zurück, als habe ihn eine plötzliche Zugluft weggeweht, und blieb von da an mit seiner stummen Verzweiflung in bescheidener Ferne.

Ich könnte Dich lieb haben, fuhr der Räuber fort, sich auf Edwins Schulter stützend, während sein Auge, absichtlich das Edwins vermeidend, den wirren Halbbogen und Kreuzstrichen folgte, die er mit der Spitze der Degenscheide in den vom Monde beleuchteten Erdboden zeichnete. Du gefällst mir, obgleich ich mich auch wiederum vor nichts in der Welt so sehr fürchten könnte, als vor Dir. Ja, ja, Du hast eine recht seltsame Physiognomie —

hier versuchte der Räuber abermals, Edwin fest anzusehen, kehrte sich aber mit einem heftigen Schauer schnell wieder ab — eine recht eigene, auffallende Physiognomie, fast wie — — Doch ich will nicht davon sprechen; es greift mich zu sehr an, manche Leute wollen gar behaupten, ich sei wahnsinnig darüber geworden. Sprechen wir nicht davon. Was wollt ich denn eigentlich sagen?

Ihr wolltet einen Dienst von mir verlangen, erwiederte Edwin, der, durchaus nicht zu seinem Troste wahrnahm, wie bei jedem Worte die Gedanken des Räubers sich sichtlich immer mehr und mehr verwirrten, und, wie ein scheuer Renner vor einer weißen Säule, so vor einer einzigen grellen, ängstigenden Vorstellung zurückzustutzen schienen. Nennt mir Euren Wunsch; ich werde ihn zu erfüllen trachten.

Richtig, das war es, wovon ich sprechen wollte. Sieh', ich verlange eigentlich nichts von Dir, sondern Du sollst etwas von mir übernehmen.

So sprecht! drängte Edwin, eigenthümlich bewegt und zugleich voll Neugier und Erwartung.

So übernimm mein Gewissen, sagte der Räuber mit dumpfer Stimme; es wird mir zu schwer, es drückt mich zu Boden!

Edwin fuhr unwillkürlich zurück bei diesem wunderlichen Antrage, und wußte nicht, was er darauf antworten sollte.

Gelt, Du schweigst, fuhr der Räuber mit leiser, gepreßter Stimme fort, in welcher neben dem kindischen, unbehilflichen Tone des Wahnsinns zugleich ein Anklang tiefer, schauerlicher Verzweiflung sich kundgab. Ja, ja, ich dachte es wohl, daß Du nicht darauf eingehen würdest. Seit langen, langen Jahren schon suche ich nach einen Menschen, der mir die schreckliche Last abnähme. Viele, Viele schon habe ich darum angesprochen, und die Leute haben dazu geschwiegen, wie Du jetzt schweigst, oder mich mit mitleidigem Lächeln betrachtet und für wahnsinnig gehalten. Freilich, die Last ist schwer, und selbst das noch freie, unbeschwerte Gewissen eines Jünglings, wie Du, droht ihr zu erliegen.

Er seufzte tief. Der Anblick des Unglücklichen, der, wahrscheinlich unter Gefahren und Stürmen gealtert, jetzt an einer qualvollen inneren Wunde zu verbluten schien, der das schon umwölkte geistige Auge nur der einen, peinigenden Vorstellung zugekehrt hielt, erfaßte Edwin mit dem tiefsten Mitleiden. — Er ist ein armer Wahnsinniger, sprach Edwin zu sich selbst. Mir wäre es ein Leichtes, ihm zu helfen. Mit einem Ja scheuche ich den finstern Gedanken, der seine Sinne und seinen Verstand in marternden Fesseln hält, zurück, befreie sein Gewissen und sein Bewußtsein wieder, und gebe ihm vielleicht Gelegenheit, noch ein guter Mensch zu werden. Sicher gleicht auf der Wagschale der Vorsehung dieser gute Zweck den angeblichen Frevel aus, den ich zu begehen scheine, indem ich, selbst ein sündiger Mensch, auch noch fremde Schuld zu übernehmen mich erdreiste. Mag es d'rum sein; ich will den Unglücklichen retten, wie er mich gerettet.

Armer Mann, Eure Schuld drückt Euch also schwer? fragte er den Räuber, der in stummer Qual seufzte. Aber wißt Ihr auch, daß das Bewußtsein der Schuld schon der Anfang der Buße ist. Bereuet, aber — hier warf er einen bedeutungsvollen Blick auf die andern Räuber, welche als Zeugnisse einer nichts weniger als gottgefälligen Lebensweise umherstanden — bessert Euch auch.

Es hilft nichts, so lange ich nicht die alte Schuld ausgelöscht weis, stöhnte der Räuber. Laß' mich, auch Du willst mir nicht helfen.

Er wollte sich entfernen. Edwin, von einem unerklärlichen Gefühle ergriffen, hielt ihn zurück. Was habt Ihr verbrochen? fragte er.

Viel, viel, mehr, als man auszusprechen vermag. Nenne meine Sünde, wie Du willst, Du wirst noch zu wenig gesagt haben.

Und es würde Euch Beruhigung gewähren, wenn ich Euer Gewissen übernehme, wie Ihr so seltsam begehrt.

Du wolltest es wirklich? rief der Räuber, und aus seinen Zügen schien mit einem Male der Ausdruck des Wahnsinns zu weichen. Sieh', dann wollte ich mich vor Dir niederwerfen, Dich als meinen Retter, als meinen zweiten Schöpfer verehren, dann wollte ich ein neuer Mensch werden, dann wollte ich Alles; dann würde jenes Herz, das ich brach, das Kind, das ich mor — — Doch still, still, davon dürfen wir nicht sprechen, mit solchen Erinnerungen heilt man kein verzagendes Gewissen, kein wahnsinniges Gehirn. Blicke mich nicht so durchdringend an, junger Mensch, Du hast ein Auge, das ich nie ertragen lerne, ein Auge, wie es mir oft in finstern Nächten schauerlich zugeblitzt, ähnlich jenem, das sich durch mich für immer schloß, und das dennoch für mich nie erlöschen will. Sprich es kurz aus, willst Du oder willst Du nicht?

Ich will, wenn es Euch beruhigen kann, armer Mann. Aber versprecht mir dagegen, dieses verruchte Gewerbe aufzugeben, versprecht — —

Alles, was Du willst, fiel der Räuber hastig ein. Laß' uns erst Alles in Richtigkeit bringen.

Nun, was soll es weiter? fragte Edwin stutzend. Ihr habt mein Wort, und somit ist die Sache abgemacht.

Nur eine kleine Sicherheit, entgegnete der Räuber argwöhnisch, wie Jemand, der einen über alle Erwartung vortheilhaften Handel abgeschlossen und daher jeder Möglichkeit vorzubeugen sucht, die denselben rückgängig machen könnte. Seit Jahren suche ich einen Mann, wie Du. Als ich reich war bot ich Gold, und suchte den Geiz damit auf; später hatte ich nur noch Thränen den Mitleidigen anzutragen. Da hab' ich denn auch schon damals mich bestens auf diesen Fall vorgesehen, und stets führte ich dieses kleine Blanquet bei mir, um, wo sich immer die Gelegenheit darbieten möchte, den Handel auf der Stelle abschließen zu können. Du brauchst nur Deinen Namen darunter zu setzen, und Alles ist im Reinen.

Bei diesen Worten reichte er dem erstaunten Edwin ein Papier hin, welches er bedächtig aus seiner Brieftasche zog, und das einen in äußerst seltsamer Form, jedoch mit vollkommener, juridischer Gewandtheit verfaßten, förmlichen Vertrag enthielt, nach welchem der fragliche Contrahent sich verbindlich machte, das Gewissen des Hauptmanns Jacques Giron — unter diesem Charakter und Namen hatte sich der Räuber aufgeführt — mit allen Sünden, Lasten und Anhängseln feierlich und auf ewige Zeiten zu übernehmen. Merkwürdig waren in dem an sich kurzen Instrumente alle Verclausulirungen und Advokatenkünste erschöpft, die nur bei Abschließung eines auf zeitliche Interessen berechneten Vertrags aufgeboten werden mögen, dabei jedoch das Inhaltschwere des Vertrags hinter einem gewissen trockenen und praktischen Curialstyl schlau versteckt, um nicht durch zu schroffe Bezeichnung des auf einer Seite bizarren, auf der anderen schauerlichen Gegenstandes, den Contrahenten von der zu übernehmenden Verpflichtung vorzeitig zurückzuschrecken. Man sah, daß bei Abfassung dieses Vertrages eine seltsam verkehrte, zu krankhaftem Scharfsinn ge-

steigerte Geistes- und Seelenthätigkeit in Bewegung gesetzt worden war, und daß hier die fixe Idee mehr, als Ueberlegung und Bewußtsein, gewirkt hatte. Der Wahnsinn war Advokat geworden, um dieses wunderliche Machwerk zu Stande zu bringen.

Einer der Räuber mußte, auf des Hauptmanns Wink, mit einer Fackel leuchten, während Edwin las. Das mißtrauische, egoistische Bestreben, sich gegen Widerruf sicher zu stellen, welches aus dem Vertrage hervorleuchtete, berührte Edwin nicht angenehm, und fast fing er an zu bereuen, daß er zu voreilig eingewilligt habe. Wenn er jedoch das leidende, bekümmerte Gesicht des Räubers ansah, der noch immer einen Rücktritt zu befürchten schien, so söhnte ihn dies mit der angstvollen Genauigkeit des Contraktes wieder aus.

So gebt mir einen Bleistift, ich will unterschreiben, sagte Edwin entschlossen.

Gott lohn' es Dir! Aber was Bleistift? Bleistift wischt sich hinweg, und die Schrift muß lange lesbar bleiben, entgegnete der Räuber Giron.

So schafft Dinte herbei, oder was ihr sonst wollt und bei der Hand habt! Aber schnell, damit wir fertig werden.

Dinte? Dinte? Ich habe keine bei der Hand. Es gibt nur eine Dinte der Welt, die auch bis zur späten Ewigkeit nicht erlöscht, und durch welche die Geister sich zu binden pflegen. Ich habe vorhin, als jener Raufbold an Dich heran wollte, Dir manchen Tropfen Blut erspart. Wende jetzt einen einzigen an mich. Unterschreibe Deinen Namen mit Deinem Blute; dann ist die Schrift giltig hier und jenseits.

Meinetwegen auch das, damit die Thorheit recht vollständig werde. — Edwin suchte in dem ärgerlichen Tone, womit er dies sprach, den heimlichen Schauder zu bemänteln, den er unwillkürlich bei der Vorstellung empfand, sein Gewissen, ja gleichsam seine Seele zu verschreiben. Der Räuber reichte ihm ein kleines, spitziges Messer, und eine versichtig in einem Futterale verwahrte silberne Feder. Edwin ritzte sich leicht den Finger, fing den hervorquellenden Blutstropfen in der Feder auf, und unterzeichnete.

Abgemacht, sagte Giron, indem er schnell nach dem Papiere griff, und es zu sich steckte. Ich habe lange genug an der Last getragen; jetzt magst Du sehen, wie Du damit zurecht kommst; Du hast jüngere Schultern, als ich. Vielleicht gelingt es Dir ebenfalls, die Last an einen Andern los zu werden. Und nun leb' wohl. Schwerlich sehen wir uns wieder. Schweige über unsern Vertrag; auf mein Schweigen kannst Du rechnen.

Ein Ruf versammelte die Räuber, welche während jener Verhandlung sich fern gehalten hatten, wieder um ihren Hauptmann, und wenige Minuten später war der Schauplatz von ihnen insgesammt geräumt. Edwin und Magister Lasius waren allein zurückgeblieben. Der Letztere konnte sich nicht genug wundern, wie sie so ganz ohne alle Schaden an Leib und Gut aus jener mißlichen Lage herausgekommen wären — denn man hatte sich weder an ihrem Gepäcke, noch an ihrem Gelde vergriffen — und bestürmte Edwin mit Fragen, was denn eigentlich der Räuberhauptmann mit ihm so lang und angelegentlich verabhandelt habe. Edwin antwortete ausweichend, und stellte sich, während der Wagen mit ihnen weiter fuhr, zu schlummern. Der ganze Vorfall gemahnte ihn, wie ein Spuk der Nacht, der in ihr aufgetaucht, und in ihr auch wieder verschwunden, und er war einige Male versucht, ihn in das Gebiet des Traumes zu verweisen. Nur das leichte Brennen seines aufgeritzten Fingers hielt ihn noch einigermaßen an jene Erscheinung gekettet. Er steckte die Hand in die Tasche, als wollte er damit den Finger und den Vorfall selbst be-

seitigen, und fühlte in der Tasche einen Gegenstand, den er sich nicht entsann hineingesteckt zu haben. Als er ihn hervorzog, war es die kleine Feder, mit welcher er den Vertrag mit dem Räuber unterzeichnet, und die er dann wahrscheinlich in Gedanken zu sich genommen hatte. Er besah sie beim Mondlichte. Sein Blut klebte noch an dem Schnabel der Feder. Er schnöberte heftig, und wollte die Feder wegwerfen, aber der Wagen war, um der kühlen Nachtluft zu entgehen, geschlossen, und er mußte sie wieder zu sich stecken, um sie den Blicken und den Fragen seines Begleiters nicht preis zu geben.

(Forts. folgt.)

Maritta.

Erzählung aus dem letzten Drittel des 16. Jahrhunderts

von Eduard Gottwald.

Fortsetzung.

Auf einer kleinen Anhöhe, unweit Bucharest, hielt, als kaum der Morgen zu grauen begann, ein Trupp walachischer Reiter. Sie schienen die Nacht hindurch geritten zu sein, und kaum waren einige Minuten verflossen, als auf dem Hügel ein helles Feuer emporloderte, und die Walachen, die Pferde aneinandergekoppelt, in ihre Mäntel gehüllt, dasselbe umringten.

Nur einer derselben, der Jüngste der Schaar, dessen goldgestickter Pistolengurt und feinere Tracht ihn vor den übrigen auszeichnete, lag etwas entfernt, und lehnte, in Gedanken versunken, sein Haupt auf den Arm gestützt, ohne auf das lebhafte Gespräch seiner Gefährten zu achten, welche nach wallachischer Weise, unter Fluchen und Schelten sich von den gleichgiltigsten Sachen unterhielten.

Habt Ihr schon von der großen Heerschau vernommen, Bogislav, sprach jetzt ein alter Wallache, sich von seinem Lager erhebend, und dem jungen Manne näher tretend.

Ihr meint bei Giurgewo, entgegnete gleichgiltig der Gefragte.

Ganz recht, fuhr der Wallache fort. Es ist ein sonderbarer Einfall von dem Michael Sturza, und ich möchte wohl wissen, ob wir österreichisch oder türkisch von da aus zurückkehren.

Kümmre Dich nicht um solche Sachen, Wladko, sprach finster Bogislav. Uns ziemt es nicht darüber zu grübeln; aber auch unser Weg führt hin, sobald wir den Herrn nach Bucharest geleitet.

Da richteten sich die Wallachen alle neugierig auf, und der alte Wladko murmelte halb mürrisch: Wer weis, was da wieder für uns gekocht wird. — Und wie lange werden wir Ruhe halten in Bucharest; fragte er den Führer der kleinen Schaar.

So lange als unsere Rosse Zeit brauchen zur Fütterung, entgegnete kurz der Gefragte, und sprang rasch auf, denn am nahen Waldessaum wurden Reiter sichtbar, die denselben Hügel zutrabten, an welchem sich die Wallachen gelagert.

Das ist der Herr, rief erfreut Bogislav, und schwang sich auf sein Roß, während etwas langsamer die Uebrigen seinem Beispiele folgten.

Und immer näher kamen die Reiter, und schon konnte man den ersten derselben deutlich

erkennen, dessen mit Gold gestickter Dollman, der kostbare Reiherstutz und die mit Stickerei überladene Pferdedecke den reichen Bojaren bezeichnete.

Er war jetzt dem Führer der kleinen Schaar nahe, und grüßte mit freundlicher Herablassung die Wallachen, indem er Bogislav die Hand reichte.

Es war ein junger, schöner Mann, aus dessen blühendem Antlitz Milde und Herzensgüte sprachen. Nachdem er mit Bogislav einige Worte gewechselt, schloß sich dieser mit seinem Trupp dem Gefolge des Bojaren an, und rasch sprengte derselbe dem nahen Buchareſt zu, in dessen Straßen es bereits lebhaft zu werden begann. Bald hielt er an dem Pallaste des Hospodars, sein Pferd einem Diener übergebend, eilte er von Bogislav begleitet, die breiten Marmorstufen hinauf, schritt, wie es schien, mit den endlosen Krümmungen der Gänge vertraut, den Zimmern des Hospodaren zu, welche von Heiducken bewacht wurden, und stand bald, seinen Gebieter erwartend, in dessen Geheimcabinet. —

Während der junge Bojar dem Fürsten den Erfolg seiner Sendung berichtete, öffnete sich an dem äußersten Flügel des Palastes eine Thür, und bald sah man zwei weibliche Gestalten dicht verschleiert einen Balcon betreten, der die Aussicht auf den großen freien Platz gewährte, welcher den Palast umgab, auf welchem das Gefolge Brankowans hielt.

Die Frauen, von welchen die eine obgleich ganz einfach gekleidet, der stolzen Haltung ihres Körpers nach, die Herrin zu sein schien, während die andere mehr Gesellschafterin als Dienerin vorstellen mochte, sahen sich lange forschend um, bis endlich Bogislav aus dem Pallaste zurückkehrte, sich auf sein Pferd schwang und seine Schaar ordnend, um die nächste Straßenecke schwenkte.

War dieß nicht Dein Bruder, Maritta, fragte freudig bewegt die junge Dame ihre Begleiterin; als der letzte Reiter verschwand.

Ja, er war es, und ich wußte bereits um seine Ankunft, entgegnete verlegen Maritta.

So ist sein Herr nicht weit; rief erglühend Euphrosine, des Hospodars Tochter.

Er ist schon hier, lispelte kaum hörbar Maritta, und eine brennende Röthe bedeckte ihr liebliches Antlitz.

Hier im Schlosse? fragte erstaunt Euphrosine.

Bei Sr. Hoheit, um Bericht von seiner Sendung zu erstatten, fuhr immer verlegener werdend, Maritta mit leiser Stimme fort.

Und dieß alles sagst Du mir erst jetzt, fragte befremdet und halb vorwurfsvoll die Prinzessin.

Ich habe es nur gestern erst durch einen seiner Leute erfahren, der mir des Bruders Gruß überbrachte, und der Schaar vorausgeeilt war, entschuldigte sich das verlegene Mädchen.

Und mir konnte keine Nachricht von ihm werden, kein Gruß an mich, sprach halb für sich Euphrosine, und ihr schönes Auge füllte sich mit Thränen bitterer Kränkung.

Er will Euch selbst seine Grüße bringen, entgegnete besänftigend Maritta, und gewiß, sobald ihn Se. Hoheit entläßt, wird er nicht säumen zu seiner Herrin zu eilen.

Glaubst Du, fragte zweifelnd Euphrosine. Du kennst die Männer nicht, und am wenigsten den Stolz dieser Bojaren, die nur scheinbar in meinem Vater ihren Gebieter erkennen, in ihrem Innern aber sich ihm gleich stellen. —

Brankowan macht gewiß eine ehrenvolle Ausnahme, erwiderte mit Wärme Maritta, und ist der Dame seines Herzens mit treuer Liebe zugethan.

Es scheint, als ob er in Dir eine sehr eifrige Vertheidigerin finde, bemerkte mit einem

Blick voll Spott Euphrosine, und ein leichter Anflug von Hohn umzog ihren Mund. Ich werde es ihm wissen lassen, fügte sie bitter hinzu, damit er Dir seinen Dank abstatte.

Ihr thut mir recht wehe, sprach gekränkt durch den Hohn ihrer Gebieterin Maritta, und trocknete sich eine Thräne.

Sonderbares Mädchen, rief Euphrosine, halb mitleidig, und ihr Unrecht wieder gut zu machen suchend, fuhr sie besänftigend fort: Du wirst doch meinen Scherz nicht für baare Münze nehmen? — Aber, seufzte sie, ich weis es selbst nicht mir klar und deutlich zu entfalten, und will es auch nicht, — jedoch ein feindliches Gefühl in meinem Innern sagte mir deutlich, daß er mich nicht mehr so innig liebe als früher. Er ist weit kälter, und fast scheint es mir zuweilen, als suche er mir absichtlich auszuweichen.

O quält Euch doch nicht mit solchen bösen Vermuthungen, bat Maritta. Seht, dort öffnen sich die Thüren, der Bojar hat den Fürsten verlassen und kehrt hierher um die Pflichten seines Herzens zu erfüllen.

(Forts. folgt.)

Maxl und Sepperl, Schusterbuben.

Maxl. Du, wenn sich ein Kaminkehrer auf einen Bogen Papier setzt, was gibt's dann?

Sepperl. Einen schwarzen Fleck.

Maxl. Und zu was kann man den brauchen?

Sepperl. Zu nichts.

Maxl. O ja; zu einem Kunstvereinsgeschenk ist er immer noch gut genug.

Die Alliirten sagen: die Anfangsbuchstaben der 4 Namen

Napoleon Eugenie Victoria Albert

bedeuten:

Neue Energie Vollendet Alles!

Die Russen hingegen lesen rückwärts und sagen:

Aber Verhaut Euch Nicht.

(Punsch.)

Ein Rheinisches Nonnenkloster hat an die zweite Kammer eine Petition um Befreiung von der Klassensteuer gerichtet, welche von Herrn Reichensperger dadurch unterstützt wurde, daß er die Nonnen als weltlich todt darzustellen sich bemühte. Wir glauben jedoch, daß die Nonnen am leichtesten der Welt diesen Tribut leisten könnten, da sie gerade von der einen Steuer befreit sind, welche das schöne Geschlecht am härtesten trifft — der **Aussteuer.**

Die Know-nothings wollen in der Zukunft den Deutschen das Amerikanische Bürgerrecht verweigern, um dem Strom der Einwanderung einen Damm zu setzen. Die Engländer wollen aus den Deutschen eine Fremdenlegion machen; den Franzosen sind wir nur angenehm, wenn wir zur „Ausstellung“ kommen; die Spanier wollen uns durch eine Tänzerin beherrschen; die Italiäner wollen nichts von uns wissen; wir selbst können uns nicht schützen, was bleibt uns übrig als Rußland, das uns gewiß — gern haben wird. (Kladderadatsch.)

(Das Passiren der Linie.) Eine Dame, die auf einer Reise nach Südamerika hörte, daß man sogleich die Linie passiren würde, bat, sie dieselbe sehen zu lassen. Man legte, um sie zu befriedigen, einen Seidenfaden quer über das Glas eines Fernrohres, gab ihr dieses in die Hand, und ließ sie damit nach dem Himmel hinaufschauen. Nachdem sie längere Zeit unter dem nur mühsam unterdrückten Gelächter der Zuschauer die Linie betrachtet hatte, gab sie das Glas zurück sehr zufrieden mit dem so deutlich gehabten Anblicke, meinte aber doch sie hätte sich die Linie stärker gedacht.

Ein Engländer heirathete zum fünften Male. „Wie werden Sie nur Ihrer Weiber los?“ fragte ihn ein Freund. „Ich widerspreche ihnen nicht,“ sagte er, „und darüber ärgern sie sich alle im Stillen zu Tode.“

Ein deutscher Schriftsteller sagt: Wollt ihr wissen, wohin die Liebe führt, so schlagt im Gesetzbuch das Kapitel über — Ehescheidung nach.

Druck und Verlag von J. F. Rietsch. Verantwortlicher Redakteur: J. F. Rietsch.

Nro. 19. **I. Jahrg.**

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt.)

Sonntag den 13. Mai 1855.

Die Gewissensübernahme.

Novelle von Dr. Hermann Meynert.

Fortsetzung.

Nach zwei Stunden langten sie mit dem langsamen und schwerfälligen Fuhrwerk endlich sicher in Halberstadt an, wo die erschöpften Reisenden sogleich die Ruhe suchten. Edwin fühlte, als er, im Gasthofe angekommen, sich zu Bette begab, die Anzeichen eines Fiebers durch sein Blut und seine Nerven rieseln. Er hoffte, durch Schlummer und Ruhe der weiteren Entwicklung des Uebels vorzubeugen, aber vergebens. Das Fieber nahm überhand, und drei Tage später trat förmliches Delirium ein, in welchem er die Vorfälle jener Nacht zu wirren, dunklen Fantomen ausbildete. Er rang und schlug sich mit Räubern und Banditen herum. Dann kam Satan, befreiete ihn von den Räubern, die sein Leben bedrohten, und ließ sich zum Danke dafür Edwins Seele mit seinem Blute verschreiben. Der Fieberkranke gerieth bei diesen Vorstellungen in heftige Wuth: er verlangte den Vertrag zurück, den er dem Bösen unterschrieben, und ras'te, daß dieser sammt der Schrift verschwunden sei. Zuletzt wurden seine Ideen noch fantastischer und verworrener, und indem er sich dunkel jener abgebrochenen, von der Gewissensangst erpreßten Worte des Räubers entsinnen mochte, behauptete er, ein Kind umgebracht zu haben, zu welcher That er seine Seele und ein Anderer seine Arme hergegeben haben sollte. Er beschrieb in seinem Fieberparoxismus die Erscheinung, welche er bald mit geschlossenem, bald mit geöffnetem Auge — das, von der Fieberhitze geröthet, starr und gläsern auf eine Stelle des Gemachs sich richtete — vor sich zu sehen vorgab, so deutlich, daß es den leicht in Angst gesetzten Magister Lasius, der unablässig am Bette des Patienten saß, und Alles mit anhören mußte, oft abscheulich fröstelte, und er oft furchtsam seine Augen denen des Kranken folgen ließ, als werde er das wirklich sehen, was Jener zu sehen vermeinte, und so zuverlässig schilderte, daß man es mit den Händen greifen zu können glaubte. Ein bleiches Kind war es, was Edwin unaufhörlich vor den Augen hatte, und womit er sich unablässig be-

schäftigte. Er klagte sich an, es umgebracht zu haben; auf welche Weise? darüber sprach er sich nicht aus. Bald blickte es ihn stumm und klagend, mit den in die Formen der Kindheit zurückgeführten Zügen des Räubers Giron, öfter noch mit seinen eigenen Zügen an, so daß er in dem bleichen Kinde sich selbst getödtet zu haben angab.

Da Edwin selbst gegen Lasius über seine Verhandlung mit dem Räuber das strengste Stillschweigen beobachtet hatte, so vermochte auch Niemand den tiefern, psychologischen Hintergrund dieser Fantasmagorien zu durchblicken, und man hielt seine Reden für planlose Mißgeburten des Irreseins.

Das Fieber hatte seinen regelmäßigen Verlauf. Edwin genas. Aber wie er schon im Zustande des Deliriums sein geistiges Sein seltsam mit dem des Räubers Giron identificirt und verschmolzen hatte, so setzte auch im Zustande äußerer Gesundheit seine aufgeregte Einbildungskraft jene wunderliche Selbsttäuschung fort, ja spann sie immer weiter aus, und gab ihr starre fantastische Unterlagen. Er meinte, mit dem Gewissen auch die That übernommen zu haben; er war sich zuletzt nicht mehr Edwin, sondern der Räuber Giron, der geheimnißvolle Verbrecher, der nur die Maske gewechselt, sich in ihm verjüngt, hatte, wie das Bewußtsein der Schuld sich fortwährend verjüngt. Und so lebte er, schuldbelastet, das innere Leben eines Sünders in all seinen qualvollen Abstufungen durch, und die fremde Unthat, für welche er, von leichtsinnigem Mitleiden, oder vielmehr von einem ganz fremdartigen, ganz außer allen geistigen Beziehungen stehenden, ihm selbst unerklärlichen inneren Drange hingerissen, sich verantwortlich gemacht hatte, drückte ihn schwerer, als ihn vielleicht ein wirkliches, von ihm selbst begangenes Verbrechen gedrückt haben würde. Der blühende Edwin welkte zusehends ab; schlaff, in peinlicher Träumerei, brütete er das junge Leben hin. Magister Lasius betrachtete sich seinen jungen Freund oft und bedenklich, dann zuckte er in pedantischer Wehmuth die Achseln, als habe er ihn schon begraben. Er hielt diesen Zustand für die hastigen Verläufer einer galopirenden Schwindsucht. Die Studenten, Edwins Commilitonen, hielten ihn für einen verliebten Schwärmer, und da sie vergebens durch lustige Gelage jugendliche Schwelgereien sein Gemüth für zähere Eindrücke umzuschmelzen versucht hatten, so ließen sie endlich Edwin, »den Finken, den Philister«, gehen.

2.

In einem mit Geschmack und Eleganz eingerichteten Zimmer, dessen neue Tapeten und Mobilien errathen ließen, daß es eben nur bezogen worden sei, ruhte auf einem Sopha eine schöne Dame. Obgleich noch umgekleidet mit allen Reizen der Jugend — die Dame mochte etwa zwei und zwanzig Jahre zählen — war es doch vornehmlich ein Ausdruck geistiger Reife, welcher in diesen an sich edlen Zügen anziehen mochte. Man konnte daran wahrnehmen, daß die erste Entfaltung bereits dem ernsteren Bewußtsein gewichen war, und daß an dieser Seele die Fantasie, wenn auch nicht mit ihren verschönenden Umkleidungen, doch mit ihren verwegensten Täuschungen ihre Macht verloren hatte. Es gibt im Deutschen kein Wort, welches die verschiedenartigen, fein zu nuancirenden Begriffe des Wortes »Coquetterie« wiederzugeben vermöchte. Unsere deutschen Wörterbücher übersetzen das Wort nur summarisch, geistlos, ja begriffswidrig; wir verbinden damit einen harten, ja abschreckenden Sinn, gleichwie wir die liebliche Tulpe dieses Musters, diesen Inbegriff vegetabilischen Farbenreizes, zum Embleme des Stolzes verschwärzen, und so das wirklich Schöne zum Schöngemachten lügen. Es gibt eine Coquetterie, ohne welche das Weib nie fein wird,

nie sein darf; sie ist in diesem ihren reinsten Begriffe keineswegs eine Uebertreibung, geschweige denn ein Laster; sie ist nur das natürliche Selbsterhaltungsgefühl der Schönheit, deren Lebensbedingung ohne dasselbe wegfallen würde. — Diese schönere, höhere Art der Coquetterie — da wir denn einmal kein anderes Wort dafür haben, ergoß sich auch über jene schöne weibliche Erscheinung; eine Spur des erhebenden Bewußtseins, daß die äußere Form dem geistigen Werthe nachzukommen strebe, der süße Stolz einer schönen Hülle auf die edle Seele, der edlen Seele auf die schöne Hülle.

Die rechte Hand der Dame spielte in dem braunen Lockenkopfe eines lieblichen Knaben von vier Jahren, der sich in kindisch-zärtlichem Uebermuthe an sie schmiegte. Vor ihr stand ein bejahrter Mann, dessen steife, langweilige Züge einen drastischen Abstand zu dem blühenden Bilde der jungen Mutter hervorbrachten. An diesem Manne, den wir schon früher kennen gelernt haben, hatte sich wesentlich nichts verändert, als sein schwarzer Rock, der seitdem mehr in's Gräuliche spielte, und dessen Kragen noch substantieusere Spuren häufig aufgetragenen Puders zeigte. Es war Magister Lasius. Die hagestolze Unbeholfenheit des alten Knaben trat, der schönen Dame so hart gegenübergestellt, in ein scharfes, komisches Licht, und wenn Letztere im lebhaften Gespräche ihre Hand bisweilen zutraulich auf die des mumificirten Stubengelehrten legte, so lief ihm ein kurzer fieberartiger Frost durch Blut und Nerven, und seine wohlgesetzte Rede brach dann in ein mißtönendes Stottern ab. Er war seltsam anzusehen.

So sei es, mein lieber Magister, schloß die Dame endlich die längeren Erörterungen. Sie werden Sorge tragen, daß meine Verfügungen die nöthige juridische Form erhalten. Edwin ist stolz; er will nicht daran erinnert sein, daß der Zufall mich reicher machte, als ihn, er weigert sich trotzig, mit meiner Hand auch mein Vermögen hinzunehmen. Aber wir werden ihn täuschen, und er soll, ohne es zu ahnen, im Mitbesitze meiner Güter sein. Ich müßte mich ja schämen, reicher zu sein, als der Mann den ich liebe, dem ich so unendlich mehr anvertraue, als meinen Reichthum. Also tragen Sie Sorge, lieber Magister, daß dies Alles in Richtigkeit komme.

Der Magister verbeugte sich, stumm bejahend, und wollte das Zimmer verlassen.

Noch eines, lieber Herr Lasius! rief ihm die Dame nach. Edwin wird, wie Sie wissen, in kurzem hier sein. Er hat meinen Alfred bisher noch nicht gesehen, den ich seit dem Tode seines Vaters, meines ersten Gatten, in einem Pensionate erziehen ließ, und erst seit wenigen Tagen wieder zu mir nahm, weil ich, indem ich ihm einen zweiten Vater schenke, seiner Erziehung nunmehr diejenige feste Richtung verleihen zu können hoffe, die ich als Mutter allein ihm zu geben mir nicht zutraute. Edwin ist seelengut, aber er hat, wie Sie wissen, seine bösen, seine kranken Stunden. Der Umgang mit mir und seine Liebe, die ich zu besitzen überzeugt bin, haben, wie wenigstens Sie und Edwin versichern, und wie ich selbst zu bemerken glaubte, jenen düstern Geist, der zuweilen über ihn kommt, wenn nicht ganz beschworen und entfernt, doch in seinem Einflusse geschwächt. Aber ehe er gänzlich gewichen, kann ein leiser Anlaß ihn erwecken, ihm unerwartet zu dem vollen Wiederbesitze seiner entrissenen Macht verhelfen. Darum bedarf es bis zu seiner vollständigen Genesung sorgfältige Entfernung jedes ungünstigen Eindrucks. Sie erzählten mir einst, daß während jener Krankheit, die diesen Hang zur Schwermuth in Edwin zurückließ, er oft von einem unbekannten Kinde fantasirt habe. Könnte der unvorbereitete Anblick Alfreds nicht vielleicht jenen bösen Traum zurückrufen?

Der Magister fuhr, diesen Gedanken aufgreifend, sich mit der Hand über die Stirn, und betrachtete dann den Knaben einige Augenblicke mit großer Aufmerksamkeit. — Sie haben Recht, gnädige Frau, sagte er, und ich bewundere Ihre zarte Sorgsamkeit, Ihren weiblichen Scharfblick. Ich alter Narr, der ich Edwin schon so lange kenne, wäre nicht darauf gekommen. Es wird allerdings gerathen sein, ihn nur allmälig mit dem lieben Kleinen bekannt zu machen. Edwin war, seit seinen ersten Jünglingsjahren, ein leidenschaftlicher Kinderfreund; er suchte die Kinder mit Vorliebe auf, unterhielt sich am liebsten mit ihnen, und wurde unter ihnen selbst wieder zum Kinde. Seit jener unglückseligen Krankheit, deren Folgen erst jetzt, nach vollen sieben Jahren, nach und nach verschwinden, hat auch diese Neigung einigen Abbruch erlitten. Er liebt es jetzt nicht, unerwartet mit Kindern zusammenzutreffen. Eine jede solche unverhoffte Begegnung erregt ihm einen leichten Schrecken, der erst, wenn er die Mienen des Kindes näher geprüft und darin wahrscheinlich nicht die gefürchtete Aehnlichkeit mit dem Schreckbilde seiner Träume entdeckt hat, wieder vorübergeht. Es hat sich schon viel gebessert, die Zeit wird auch diesen letzten Rest der seltsamen Krankheit vertilgen.

Und Sie wissen keinen Grund dieser wunderlichen Seelenstimmung? fragte die Dame.

Keinen, gnädige Frau, als die physischen Ursachen, die ich Ihnen zum Theil schon andeutete. Ich kenne Edwin seit dem ersten Jahre seines Lebens, bin seit seinem achten Jahre nicht von seiner Seite gewichen, und kann wohl sagen, daß ich über jede Stunde seines Daseins mir Rechenschaft zu geben weis, daß von Allem, was er gethan, mir nichts Wesentliches entgangen ist. Um so größer ist mein Erstaunen, und um so tiefer liegt für mich das Räthsel, wenn ich während und in der ersten Zeit nach seiner Krankheit ihn von Gegenständen sprechen hörte, Dinge und Vorstellungen, in seine Fantasie eingedrängt erblickte, mit denen sein äußeres Leben nie in den entferntesten Conflikt gerathen war.

Die Dame legte die Hände des Knaben, welche sich unruhig nach Kinderart hie und dort zu schaffen machten, auf ihrem Schoose übereinander, und bedeckte sie leicht mit ihrer eigenen Hand, um das Spiel des Kindes zu unterbrechen, welches bisher ihre Aufmerksamkeit abgezogen hatte.

Sie wissen, meine Gnädige, fuhr der Magister fort, daß vor nunmehr sieben Jahren, als ich Edwin auf die Universität begleitete, auf dem damals wegen der kaum beendeten Kriegswirren unsicheren Wege, eine kurze Strecke vor Halberstadt, unser Wagen von Räubern angefallen wurde. Wie herzhaft auch Edwin sich bei diesem Vorfalle benahm, und wie unerwartet glücklich derselbe für uns vorüberging, so hatte doch die heftige Aufregung für Edwin bedrohliche Folgen. Der Eindruck war bei ihm ein tieferer gewesen, als ich anfänglich vermuthet. Edwin erkrankte, und ich konnte nach dem vorhergegangenen Anlasse mich nicht wundern, wenn ich in seinen Fieberträumen, Räuberphysiognomien und Räubergefechte bunt durcheinander auftauchten. Aber, daß neben diesen, durch wirkliche Begebnisse erzeugten Erscheinungen, auch noch Fantome ganz anderer Art sich in seine Fantasien mischten, daß er von einem, in aller Form Rechtens abgefaßten, mit seinem Blute unterzeichneten Vertrage mit dem Bösen delirirte, daß er ein Kind umgebracht haben wollte, mehr noch, daß diese Mißgeburten der Krankheit diese selbst überdauerten, und selbst im späteren anscheinend gesunden Zustande, als fixe Ideen in ihm festsitzen blieben, das war und ist mir noch jetzt ein Räthsel, da Niemand besser, als ich, weis, daß Edwin, fromm erzogen — denn ich war sein Erzieher — dabei verständig und aufgeklärt — denn ich war sein Lehrer —

nie an das lächerliche Märchen eines Vertrags mit dem Bösen gedacht, geschweige denn geglaubt, und daß er, der größte Kinderfreund, nie einem Kinde ein Härchen gekrümmt, geschweige eines umgebracht hat.

Sie waren also bei jedem wichtigeren und entscheidenden Momente in Edwins Leben unmittelbar gegenwärtig und Augenzeuge?

Gegenwärtig und Augenzeuge, allerdings, meine Gnädige. In seinem ganzen Leben ist mir nur eine kleine Spanne Zeit, ungefähr eine Viertelstunde, ein Geheimniß, aber schwerlich hat diese viel zu bedeuten, obgleich sie jener geistigen Veränderung in Edwin hart voranging.

Seltsam! fiel die Dame ein. Ein Menschenleben, dessen ganzen Organismus Sie zu kennen glauben, sollte, durch die Gluft weniger Minuten Ihnen zum Geheimnisse, zur Täuschung geworden sein! Und bei welcher Gelegenheit geschah dies?

Wie ich Ihnen schon bemerkte, gnädige Frau, sagte der Magister etwas verstimmt, dieser Umstand wird an sich schwerlich etwas zu bedeuten haben, und es ärgert mich dabei eigentlich nichts, als daß Edwin, der nie vorher, noch nach der Zeit ein Geheimniß für mich hatte, gerade über diesen Punkt zu keiner Mittheilung zu bewegen ist. Schon manche kleine Kriegslist, wie das Alter der Jugend gegenüber so viele in Bereitschaft hat, wendete ich an, um ihm den Mund zu öffnen; ich brachte Gegenstände zur Sprache, die ihn interessirten, ihn warm machten oder begeisterten, ich erzählte ihm von seiner Kindheit, von seinen Universitätsfreunden, von Ihnen, gnädige Frau, was am sichersten auf ihn wirkte. Es gelang mir auch wirklich immer, ihn in Wärme zu versetzen; er ging auf alle Punkte meines Gespräches ein, das Herz öffnete sich ihm, und er plauderte sich so recht vom Grunde aus. Aber kaum glaubt' ich ihn in der nöthigen Verfassung zu haben, um jenen kitzlichen Moment ohne Gefahr auf's Tapet bringen zu dürfen, und warf scheinbar absichtslos und zufällig den fraglichen Kasus ihm hin, als er, wie mit kaltem Wasser übergossen, plötzlich Ton und Miene veränderte, mitten im Worte abbrach und sodann durch nichts wieder in das alte Geleis zu bringen war.

Und scheint denn jene Viertelstunde, die Ihrer Kenntniß entzogen blieb, so verhängnißvoller Natur gewesen zu sein?

Ganz und gar nicht, meine Gnädige. Das ist's ja eben, was mich doppelt ärgert, die totale Unbedeutenheit des ganzen Vorfalls. Als uns nämlich, wie Sie schon wissen, die Räuber attakirten, gerieth Edwin mit einem dieser Schelme zusammen, daß mein armer Zögling, unbewaffnet, wie er war, sich vielleicht eine fürchterliche Lektion geholt hätte, wäre einem andern Räuber, der das Oberhaupt dieser Bösewichte zu sein schien, nicht zufällig die gute Laune angekommen, Edwin in Schutz zu nehmen. Edwin und sein Beschützer, verwickelten sich hierauf in eine ziemlich lange und ziemlich lebhafte Erörterung, deren Inhalt mir jedoch unbekannt geblieben ist, da ich, im Begriffe, mich den Sprechern zu nähern und Theil an ihrer Unterhaltung zu nehmen, von dem Räuber auf eine sehr verständliche Weise zurückgescheucht wurde, mithin dem Zwiegespräche fern bleiben mußte. Sehen konnte ich auch nichts, denn es war Nacht, und der umwölkte Mond leuchtete zu schlecht. Zuletzt ließ der Räuber freilich eine Fackel bringen, und es war mir, als ob Edwin ein Papier durchlese und etwas hineinschreibe; aber auf meine alten Augen konnte ich aus dieser Entfernung mich nicht mit Sicherheit verlassen, und so weis ich eigentlich nicht, ob und was ich damals gesehen habe. (Forts. folgt.)

Maritta.

Erzählung aus dem letzten Drittel des 16. Jahrhunderts

von Eduard Gottwald.

Fortsetzung.

Erschrocken wollte die Prinzeß den Balcon verlassen, als Brankowan ihr entgegen trat und die Entweichende zurückhielt.

Euphrosine, stammelte er halb verlegen, und entzückt die herrliche Gestalt umschlungen haltend; Ihr wollt entfliehen, wenn ich Euch nahe; sprach er mit freundlichem Vorwurf, während die Prinzeß sich erröthend seinen Armen entwand.

Ich Euch fliehen? entgegnete sie lächelnd, — o nein, Sodar, dieß wohl eben nicht, aber bedenkt, es ist noch so früh am Tage und die jetzige Stunde wohl noch nicht passend, Euern Besuch zu empfangen.

Daran habe ich nicht gedacht, gestand offenherzig der junge Bojar; und ergriff die zarte Hand der Jungfrau, die sie ihm willig überließ, indem er sie in fast kindischen Tändeln an seinen Mund und an seine Brust drückte. — Seht Euphrosine, begann er nach einer kleinen Pause; Ihr wißt, wie wenig ich auf das Ceremoniell halte, und Ihr habt mir es in Eurer Herzensgüte auch schon oft vergeben, aber diesmal hatte ich am allerwenigsten auf einen Einwand der Art gerechnet, denn hättet Ihr nur eine Ahnung von der Sehnsucht, die mich auf der verwünschten Reise von hier nach Wien und wieder zurück gequält, Ihr hättet mir schon verziehen, wenn ich Zeit und Stunde nicht erwarten konnte, wo Eure steife Etiquette es erlaubt, den Herzen Luft zu machen.

Euphrosine hatte während diesem Bekenntnisse ihre Augen wieder auf den schönen jungen Mann gerichtet, und als er so einfach herzlich ihr seine Noth klagte, konnte sie dem Drange ihres Herzens nicht länger widerstehen, und sank an des Bojaren Brust, der in stürmischer Liebkosung sie mit Küssen bedeckte.

Mit einem leisen Seufzer schlich sich Maritta leise hinweg, die Glücklichen allein lassend, um nicht störender Zeuge der Liebenden zu sein, die alles um sich her vergessend, sich ungestört den Gefühlen ihres Herzens überließen.

Aber, begann Euphrosine, nach einer Pause, indem sie sich sanft Brankowans Arm entwand, wird mein Vater Euch nicht von Neuem wieder vertrösten, wie er es nun schon so oft gethan. —

Das wird er nicht, sprach voll Vertrauen Brankowan; er hat mir fest und heilig versprochen, daß, wenn meine Sendung den gewünschten Erfolg habe, mir nichts mehr im Wege stehen sollte, Euch als trautes Ehegemahl auf meiner Väter Schloß zu führen; es müßte Euch denn nicht gelegen sein, setzte er halb ernstlich halb scherzend hinzu, als er sah, wie Euphrosine plötzlich ernster gestimmt, stumm vor sich nieder sah.

Sodar, entgegnete mit freundlichem Ernst Euphrosine, Ihr wißt, wie lieb Ihr mir seid, und wie gern ich Herz und Hand Euch reiche, aber seid Ihr denn auch von dem glücklichen Erfolg sicher überzeugt?

Vollkommen, entgegnet beruhigend Brankowan. Der Erzherzog Mathias, hat mir im Namen des Kaisers versichert, daß alles erfüllt werden würde, was wir verlangen, und um

uns zu überzeugen, wird schon in diesen Tagen ein Mitglied des Reichsraths eintreffen, um Euern Herrn Vater seine Aufwartung zu machen.

Und wie nahm mein Vater dies alles auf, als Ihr es ihm berichtet? fragte forschend Euphrosine.

Hm, entgegnete Achselzuckend der Bojar arglos. Er muß eine schlechte Nacht gehabt haben, und war gerade nicht zum Besten gelaunt. Indeß, er war zufrieden mit mir, und welchen Einfluß auch mein Bericht auf ihn gemacht haben mag, ich weis, daß ich meinen Auftrag redlich erfüllt habe, und werde Se. Hoheit schon an sein gegebenes Wort erinnern.

Sodar, entgegnete mit wehmüthigem Lächeln die Prinzeß, Ihr wißt, ich meine es treu mit Euch und Eurer Liebe, aber glaubt nicht, daß mein Vater so leichten Kaufs Euch meine Hand bewilligen wird. Er weis um unsere Liebe, er billigt sie, so lange Euer Ansehen und Euer Einfluß auf die Barone ihm für seine Plane vortheilhaft erscheint, aber glaubt mir, er wird Euch eben so kalt zurückweisen, wenn er sicher ist, Euch entbehren zu können. Es schmerzt mich tief, setzte sie seufzend hinzu, Euch den Arglosen, dies von meinem eignen Vater sagen zu müssen, aber ich bin es Euch und Eurer Liebe schuldig. —

Da blitzte ein wildes Feuer aus des jungen Bojaren sonst ruhigem Auge, und unwillkürlich zuckte seine Hand nach dem Säbel. — Meint Ihr, sprach er, wie zu sich selbst. — Nein, rief er heftig; das kann, das darf nicht; Brankowan steht nicht zu niedrig für den Hospodarenthron, oder glaubt er wirklich, daß ich ihm so entbehrlich werden könnte?!

Ich warne Euch nur, entgegnete besänftigend Euphrosine, und darum hütet Euch, daß Euer gutes Herz Euch nicht irre führt, und überlegt wohl, wenn der Hospodar, mein Vater, etwas von Euch verlangt, ob Ihr es mit gutem Gewissen verantworten könnt. Um meinetwillen bringt Ihr kein Opfer, welches Euch gefährden könnte.

Man sucht Euch, Hoheit, rief Maritta, eilig herbeikommend, und noch ein Mal die sich entfernende heftig an seine Brust drückend, verließ Brankowan, von Maritta geführt, nachdenkender als er gekommen war, das Schloß. Lange sah ihm die Dienerin mit brennenden Blicken nach, und als wollte sie dem Innern Ruhe gebieten, preßte sie gewaltsam die Hand auf die wogende Brust, und kehrte zu ihrer Gebieterin zurück.

Im großen Versammlungssaale der Bojaren zu Bucharest saß Fürst Michael auf erhöhtem Sessel, und um die einen Halbzirkel bildenden Gerichtstafeln waren zahlreicher denn je die Bojaren der Walachei im glänzendsten Waffenschmucke vereinigt. Eine augenblickliche Stille herrschte jetzt in dem hohen düsteren Saale, nur durch das Klirren der hin und wieder aneinder klappenden Säbeln der Edelleute unterbrochen. Zur Rechten des Hospodars saß Sodar Brankowan als Groß-Bojar der Wallachei und sah mit einer seltsamen Mischung von Neugier und Unmuth auf den Hospodar, welcher einige Schreiben vor sich hinlegend mit erhöhter Stimme begann:

Edle Bojaren der Wallachei! Meinem Wunsche zu genügen, habt Ihr Euch alle eingefunden, um mit mir gemeinschaftlich das Wohl und Wehe unseres Landes zu berathen. Die ernste Gestaltung der Dinge um uns her, die Kriegsrüstungen des deutschen Kaisers gegen unsere, uns so oft bedrohenden Nachbarn, mahnen auch uns, an unsere eigene Sicherheit zu denken. Die unglückliche Lage unsers Fürstenthums uns von beide Seiten den kriegführenden Mächten preisgebend, gleichviel, welcher Partei wir uns anschließen, erfordert, daß wir uns fester und zuverläßiger als bisher einer schützenden Macht vertrauen.

Die Treue gegen den Kaiser, unsern Herrn, verpflichtet uns, sich seiner Sache mich Gut

und Blut zu weihen, und einen Damm zu bilden, der den einbrechenden Fluthen der Ungläubigen kräftig widersteht, aber entblößt von allen Hilfsmitteln, sind wir bei jedem hervorbrechenden Kampfe ein Spielzeug in den Händen der Sieger. Diesmal soll Euer Wille es entscheiden, ob wir uns an Oesterreich anschließen oder ob wir uns dem mächtigen Feinde unterwerfen, der bereit ist, uns gegen den Zorn des Kaisers zu schützen, Sultan Achmet hat sich erboten, alle jene bedungenen Versprechungen zu erfüllen, welche uns von Seite des deutschen Kaisers verweigert, und ehe wir den entscheidenden Schritt wagen, uns gänzlich der Oberherrschaft Rudolph des Zweiten zu entziehen, haben wir durch die Sendung eines Edlen aus unserer Mitte versucht, allen unsern Forderungen die baldigste Erfüllung zu verschaffen. Der Erfolg liegt hier vor, und Euch damit bekannt zu machen, berief ich Euch hieher. Findet Ihr des Kaisers Erklärung zufrieden stellend, so werden Eure waffenfähigen Schaaren sich mit dem Heere Rudolphs vereinigen, um die Unglaubigen zu zwingen, die geraubten Provinzen zurückzugeben, und unsere Nähe zu verlassen. Genügt Euch dies nicht, so möge Eure Meinung mir erklären, was Ihr zu thun entschlossen seid.

(Forts. folgt.)

Politisches Gespräch.

Pietsch. Die Jenerale Canrobert un Raglan, die werden sich am 9. April schön erschrocken haben!

Lehmann. Wo so?

Pietsch. J, denk' Dir, die alliirten Soldaten haben plötzlich jejen Sebastopol an zu feuern jefangen, daß nur Alles krachte! Nu kannste Dir denken, wie die beeden Oberfeldherren, die seit Monaten da Ruhe un Ordnung aufrecht erhalten haben, und jewiß in ihre Zelte bei Jott nischt Böses dachten: was Dir vor 'n Schrecken gekriegt haben werden!

Lehmann (mit bedauernder Miene). Ja, det is aber oock wirklich Unrecht von die französischen un englischen Soldaten, deß sie mit diese Ruhestörungen jetzt losbrechen! Sie hätten ja können den Herbst abwarten, damit se denn hätten sagen können, deß vor Eintritt des nächsten Frühjahrs eine bedeutende Kriegsoperation nich möglich is.

Pietsch. Na eben!

In Newyork hat sich ein Schneider ein Schild verfertigen lassen, das die Inschrift trägt: „Hierher, hierher! Kommt zu mir Alle, die ihr nackt seid, ich will Euch bekleiden!“ und in Mississippi hat ein Kaufmann seine Kunden mit folgenden Worten in der Zeitung zur Zahlung aufgefordert: „Blut und Donner! Feuer und Schwefel! Bezahlt mir, was Ihr mir schuldig seid!“

Schultze. Warum mag wohl die Baulust bei die Berliner so unjeheuer nachjelassen haben?

Müller. Weil sie jetzt nicht mehr **so leicht** wie früher bauen können.

Schultze. Warum denn nich?

Müller. Weil die Häuser jetzt zu viele Lasten tragen sollen.

Schultze. Des kann wol sind.

(Kladderadatsch.)

In Tyrol luden einst den Kaiser Franz die Schützen eines Ortes, die eben ein Schützenfest veranstaltet hatten, ein, sie durch einen Schuß zu beehren. „Dazu bringt ihr mich nicht,“ sagte der Kaiser, „ich weiß schon, daß ihr das Loch in die Scheibe voraus gebohrt habt.“

Ein Sprachreinigungs-Verein hat für den Ausdruck „Apotheker“ als Verdeutschung empfohlen „Gesundheitswiederherstellungsmittelzusammenmischungsverhältnißkundiger.“

(Guter Rath.) „Sie hörens, gestern hat mich Einer öffentlich einen Esel geheißen, nun hab' ich im Sinne, ihn zu verklagen, was meinen Sie dazu?“ — Das würde ich an ihrer Stelle nicht thun!“ — „Warum?“ — „Der ist im Stande und beweist es Ihnen, dann sind Sie blamirt!“

Druck und Verlag von J. F. Rietsch. Verantwortlicher Redakteur: J. F. Rietsch.

Nro. 20. I. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt.)

Sonntag den 20. Mai 1855.

Die Gewissensübernahme.

Novelle von Dr. Hermann Meynert.

Fortsetzung.

Wunderbar! sagte die Dame aufstehend. Wie vermochte bei Edwin ein zufälliges Zusammentreffen mit einem Räuber, den er nie vorher gesehen, mit welchem er nie in der allerentferntesten Beziehung gestanden haben konnte, so tief in sein Gemüth und sein ganzes geistiges Wesen einzugreifen? Wie aber, lieber Magister; wenn vielleicht dieser Vorgang ältere Reminiscenzen erweckt hätte, die in Edwins Seele schliefen, wenn er darin vielleicht einem mißtönenden Anklange an sein früheres Leben, an seinen Ursprung, seine Herkunft begegnet wäre.

Unmöglich, gnädige Frau. Sie sind ja durch mich unterrichtet, daß Edwin seit längerer Zeit von mir gekannt ist, als er selbst von sich etwas weiß, daß, als er denken lernte, und seiner bewußt wurde, ich ihm bereits zur Seite stand, daß er weder Eltern, noch Anverwandte, noch seinen angeerbten Namen kennt, kurz von seiner Herkunft so wenig etwas weiß, als wir etwas davon wissen. Wie also könnten sich ihm irgendwo Reminiscenzen aus einer Zeit aufdringen, die für ihn selbst in undurchdringliches Dunkel gehüllt ist?

Sie haben Recht, Magister, das fiel mir nicht gleich ein. Edwin weis nichts von seiner Abstammung, weis nicht, wem er angehört. Der Arme hat keine Vergangenheit. Möge Gott mich auserwählt haben, ihn durch eine doppelt schöne Zukunft zu entschädigen. Edwin ist ein Findling. Näheres haben Sie mir noch nicht erzählt. Setzen Sie sich lieber Magister, und theilen Sie mir umständlich mit, was Sie wissen.

Es wird des Niedersetzens kaum bedürfen. Was ich weiß, ist so wenig, daß es in ein paar Worten gesagt ist. Als vor nun mehr fünf und zwanzig Jahren, kurz vor dem Frieden von Campoformio, Süddeutschland von den räuberischen Banden der französischen Republik überschwemmt war, hatte ich, kurz vorher meine Studien beendet, und lebte als

Candidat am Rheine. Damals ergötzte mich das immer neue Kriegsschauspiel; Stubenluft und Bücherstaub hatten mich zu jener Zeit noch nicht ausgetrocknet, wie jetzt; die Uniform, die martialischen Bärte, die klingendeFeldmusik und die blitzenden Bajonette, das Alles zog mich dergestalt an, daß ich bisweilen förmlich in Versuchung gerieth, die Feder mit der Muskete zu vertauschen. Das wilde Kriegsvolk erkannte schnell einen jeden, der Geschmack an ihm fand. Die Wuth der Plünderer ließ nach, wo ihre französische Eitelkeit sich geschmeichelt fand, und so kam ich, bei meiner offenkundigen Freude an dem Kriegsgetümmel, mit ihnen sehr gut aus. Mit einigen älteren und verständigeren Soldaten, welche eine Zeitlang bei uns im Quartiere blieben, schloß ich sagar eine Art von Freundschaftsbündniß, das heißt, ich radebrechte ihr Französisch, trank mit ihnen ihren sauern Feldwein, und exercirte in meinem schwarzen Candidatenrocke bisweilen so herzhaft mit ihren Musketen, daß die alten Haudegen mit Lachen gar nicht fertig wurden. Sie sehen, gnädige Frau, — hier konnte der pedantische Magister eine Regung der Scham und des Selbstvorwurfs nicht unterdrücken — ich war, nach meiner Weise, auch lüderlich in meiner Jugend. Als meine schnauzbärtigen Freunde abzogen, gab ich ihnen einige Meilen weit das Geleite. Die Soldaten waren noch reich von früherem Raube, hatten sich tüchtig satt gegessen, und zogen eine schon von ihren Vorgängern ausgeplünderte Straße. Es war also weder ein Wunder, noch ein sonderliches Verdienst, wenn sie gute Mannszucht hielten; dennoch freute es mich und steigerte meine Zuneigung. Einige Stunden mochten wir marschirt sein, als aus einem, abgesondert an der Straße stehenden Hause uns das Geschrei eines Kindes entgegenscholl. Dergleichen Dinge gehörten in jener Zeit nicht zu den Seltenheiten. Wir würden also kaum darauf geachtet haben, hätten wir nicht gleichzeitig die Bemerkung gemacht, daß — wir wußten nicht durch welchen Zufall — das Strohdach Feuer gefangen hatte, und den Inwohnern des Hauses also Lebensgefahr drohte. Wir beschlossen daher sogleich, in das Haus zu bringen und nahmen bei diesem Versuche, zu unserem vermehrten Erstaunen, wahr, daß fremde Hände den Eingang von außen verrammelt hatten, wahrscheinlich in der verruchten Absicht, die Rettung der Bewohner zu verhindern. Unsern vereinigten Kräften wurde es natürlich nicht schwer, diese Hindernisse wegzuräumen; wir drangen in das Haus, sprengten die ebenfalls verrammelte Thür des Gemaches, aus welcher das Geschrei erscholl, und das erste, was sich unseren Blicken darbot, war ein, etwa ein Jahr altes Kind, an der Seite eines auf den Boden hingestreckten schönen jungen Weibes, dessen Augen bereits der Tod geschlossen hatte. Bei den uns zu Gebote stehenden mangelhaften Mitteln, machten wir dennoch alle Versuche, die Mutter wieder in's Leben zu bringen, aber vergebens. Sie war todt, und blieb todt; auch konnten wir uns überzeugen, daß nicht äußere Gewalt, noch die Nähe der Flamme, die erst vor kurzem das Dach ergriffen, Ursachen ihres Todes gewesen waren, sondern daß lediglich Krankheit und Erschöpfung ihrem jungen Leben ein Ziel gesetzt hatten. Von einigen Bewohnern der Umgegend erfuhren wir sodann, daß, während die Vorhut diese Straße zog, einige Soldaten die Kranke mit ihrem Kinde hieher gebracht hatten, wahrscheinlich auf Befehl eines Officiers, der ihr auf diese Weise Erholung und Pflege zu verschaffen gedachte. Statt jedoch die Unglückliche zu schützen, oder sich nach Beistand für dieselbe umzusehen, gingen diese Soldaten auf Marodiren aus, kehrten betrunken zurück, steckten, vermuthlich um jeden lebenden Zeugen ihrer Unthaten zu vertilgen, das Haus in Brand, nachdem sie die Ausgänge desselben verrammelt hatten, und entflohen. Selbst die verwilderten Soldaten schüttelten sich vor Abscheu, als man ihnen diese verruchte Grausamkeit erzählte.

Mir hatte diese Schandthat schnell von all' meiner vorherigen Begeisterung für das Soldatenleben geholfen; ich nahm das schreiende Kind auf den Arm, und suchte es zu beberuhigen. Dann nahm ich kurzen Abschied von meinen militärischen Freunden, eilte, das wimmernde Kind in den Armen, hinweg, und begegnete zufällig einem leer zurückfahrenden Bagagewagen, der mich und meinen Schützling glücklich in meinen Wohnort zurückbrachte. Hier wurden mein Abenteuer und mein seltsamer Fund bald Gegenstände der öffentlichen Unterhaltung; Neugierige überliefen meine Wohnung, um ein Kind zu begaffen, das, vom Schicksale auf ungewöhnliche Art eingeführt, nach ihren Begriffen vielleicht auch anders aussehen mußte, als andere Kinder. Aber die fatalste Frage blieb für mich die, wie ich das Kind erhalten sollte, ich, ein Junggeselle, der trefflich mit Pandekten und alten Pergamenten, aber sehr ungeschickt mit kleinen Kindern umzugehen verstand, und obendrein ein armer Teufel, der um wenige Groschen den harten Köpfen unserer Schuljugend die vier Species und den Donat einzutreiben sich abmühte, und dessen Foliomagen zu seinen Duodezmahlzeiten ohnedies kläglich abstach. Aber wie bekanntlich der liebe Gott keinen Deutschen verläßt, so schickte er mir unter andern Neugierigen auch eine bejahrte, wohlhabende und kinderlose Wittwe zu, die an dem munteren hübschen Jungen um so mehr Gefallen fand, da ich von seiner wunderbaren Rettung ihr ein Langes und Breites erzählte. Sie wurde seine Pflegmutter, und ich später von ihr zu seinem Lehrer und Erzieher bestellt, der ich auch seitdem blieb. Edwin von ihr förmlich adoptirt, erbte ihren Familienamen, und als sie starb, ihr Vermögen. Dies ist alles, was ich weis.

Und kein Merkmal, kein Wahrzeichen gab eine Spur an, welche man hätte verfolgen können? fragte die Dame nachsinnend.

Nicht die entfernteste Spur, gnädige Frau. Die Leiche der Mutter wurde gerichtlich aufgehoben. Aber kein Merkmal, kein Ring, kein Medaillon, nicht einmal eine Namenchiffre in den Kleidern, war aufzufinden, um ein auch nur schwaches Licht zu ertheilen. Ihrer etwaigen Kostbarkeiten hatten wahrscheinlich jene Marodeurs sie beraubt. Man begrub die Arme in aller Stille auf öffentliche Kosten. Edwin ließ in reiferen Jahren seiner unbekannten Mutter einen Denkstein setzen. Er besaß ihre Asche, nicht ihren Namen, noch ihr Andenken. Einige Tage später erfuhr ich, daß die Marodeurs, welche die Unglückliche in jenes Haus gebracht, und dieses dann in Brand gesteckt hatten, eingefangen und ihrem Regimente nachgeschickt worden waren, wo man sie nach kurzem Verhöre aufgehängt hatte. Sie hatten vor ihrem Ende sich selbst angeklagt, Mörder, wenn nicht der schwer erkrankten und wahrscheinlich schon vor dem Ausbruche des Feuers gestorbenen Mutter, doch des Kindes zu sein; denn von der späteren Rettung desselben war weder ihnen, noch ihren Richtern etwas bekannt geworden, und dieses Bewußtsein hatte die Qual ihres schrecklichen Todes verdoppelt. Näheres wurde mir nicht bekannt. Nur eines wurde mir beiläufig noch mitgetheilt, daß nämlich ein junger französischer Offizier, als die Marodeurs jenes Geständniß ablegten, von entsetzlichem Jammer, dann aber von ungemessener Wuth erfaßt worden sei, in welcher er die Delinquenten mit eigener Hand erwürgen wollen, und sich nur mit Mühe habe halten lassen. Vielleicht war es der Bruder, wenn nicht gar der Gatte der Mutter Edwins. Wie gesagt, gnädige Frau, meine ganze Kenntniß gründet sich auf unzusammenhängende Nachrichten, auf abgelauschte Einzelnheiten, welche mir von Personen mitgetheilt wurden, die theils nur vorübergehend Augenzeugen einiger Momente gewesen waren, theils, was sie erzählten, selbst erst von andern gehört und hie und da aufgelesen

hatten. Die Wirren des bald darauf von neuem losbrechenden Krieges verschlangen die letzte kärgliche Spur.

Seltsam, sagte die Dame, in immer tieferes Nachdenken versinkend. So geht dieser dunkle, geheimnißvolle Faden durch so manches Lebensgeschick, und nicht nur meine Familie blutet an dieser verborgenen Wunde. Kein Licht dort wie hier. Ach, es ist traurig, in seinem eigenen, nächsten Kreise den Blick nicht nach gewissen finstern Stellen richten zu dürfen, in welche keine Sonne bringen, die kein Stern der Hoffnung erhellen will.

Sie seufzte und drückte ihren Knaben fester an sich, als suche sie in dem Kinde Trost und Ersatz für die quälenden Räthsel des Lebens.

Der Magister hatte sich stumm verbeugt, und wollte sich entfernen. Aber indem er der Thür sich näherte, horchte er auf, und blieb stehen. Ich höre Edwins Schritte auf der Treppe, sagte er, umkehrend. Erlauben Sie, gnädige Frau, daß ich Sie an das erinnere, was wir kurz vorher besprochen, und Sie ersuche, den Knaben nicht gleich im ersten Momente vor Edwin sichtbar werden zu lassen.

Ganz recht. Ich danke Ihnen für die Erinnerung. Geh', Alfred, in's Kabinet zu der Kammerfrau, und bleibe dort so lange, bis ich Dich rufe, hörst Du, bis ich Dich rufe. Die Kammerfrau soll Dir von dem Biscuit geben, welches ich heute Morgen für Dich eingekauft habe.

Sie entließ den Knaben mit einem Kuße, und dieser sprang, in Erwartung der Leckerbissen, welche er dort finden sollte, fröhlich in das Cabinet. Der arme Knabe ahnete nicht, daß es sein künftiger Vater sei, vor welchem man ihn so befremdlich zu verstecken strebte.

Edwin trat herein. Wer ihn so sah, den kraftvollen jungen Mann, mit den frischen Augen und der Farbe der Gesundheit auf den Wangen, der konnte kaum glauben, daß in dieser kräftigen Hülle, ein so todtwundes Seelenleben verborgen sei. Nur etwa in dem häufigen plötzlichen Starrwerden des sonst freien und belebten Blickes, mochte von Zeit zu Zeit jene unheimliche Tiefe der Seele aufgähnen; aber das bemerkte nicht jeder. Er war heiter, er scherzte über eine schadhafte Stelle in des Magisters Frisur, die der Wind entpudert und aus der Form gebracht hatte, und gegen Cölestinen — so nannte sich seine Braut — zeigte er sich aufmerksamer und zärtlicher, als je. Man sah es ihm an, daß er — so lange jene finstere Stimme in ihm schwieg, und sie verstummte oft auf längere Zeit — sich glücklich und leicht fühlte. Die Begeisterung seiner Liebe für Cölestinen hatte, wenn sie auch nicht jene innere Kluft aufzuheben vermochte, doch eine gewisse äußere Ruhe und Behaglichkeit in ihm hergestellt, und er war wieder des Umgangs fähig geworden.

Cölestine, welche in hohem Grade jenen, nur den Frauen angestammten feinen Scharfblick in Ergründung männlicher Charakter-Eigenschaften besaß, unterließ nicht, die günstige Stimmung Edwins zu nähren und zu benutzen; sie suchte sogar auf seine Eitelkeit zu wirken, von welcher kein Sterblicher, am allerwenigsten ein Mann, seinen Antheil ableugnen kann, sie lobte die Wahl seiner Kleider, sein blühendes Aussehen, seine jugendliche Gestalt, Dinge, welche der Narr wie der Weise, jener mit offenem, dieser wenigstens mit heimlichem Danke immer gern hinnimmt.

Sie schmeicheln nur sich selbst, Cölestine, entgegnete Edwin lächelnd, indem Sie mir Schönheiten sagen; denn Sie wissen recht wohl, daß der Magister und auch andere Leute eine gewisse Familienähnlichkeit zwischen uns beiden wahrgenommen haben wollten, die freilich durch keinen Stammbaum nachzuweisen ist. Wären wir schon verheirathet, so

könnte diese Aehnlichkeit nicht so sehr Wunder nehmen; denn zwischen Gatten, die ursprünglich ganz verschiedene Physiognomien hatten, soll, wie man behauptet, durch die eintretende Uebereinstimmung der Lebensweise, folglich auch der Ansichten und Gewohnheiten, zuletzt auch eine Aehnlichkeit der Gesichtszüge sich herausbilden. Bei uns beiden kann die Natur sich diese Nachcorrektur ersparen, da wir uns ohnedies schon ähnlich sehen. Die Sache hat, wie Sie eben erfuhren, ihr Gutes; denn eine Frau braucht, um auf ihre Schönheiten aufmerksam zu machen, nur ihren Mann zu loben, und sie erweist sich selbst dadurch alle nöthigen Complimente, ohne daß jemand sie der Unbescheidenheit anklagen kann.

Der Scherz wurde noch einige Minuten fortgesetzt, und Edwin wurde immer heiterer. Der Magister Lasius — Edwins treuer Freund, zugleich aber auch Cölestinens heimlicher Verbündeter und Helfershelfer bei den kleinen unschuldigen Intriguen, welche sie anwendeten, um Edwin zur Annahme der ihm zugedachten, von ihm bisher aus Stolz abgelehnten äußeren Vortheile zu vermögen — wagte bei diesen günstigen Auspicien, wieder mit dem Heiraths-Vertrage heraus zu rücken, und hatte die Genugthuung, Edwin, wenn auch nicht ganz bereitwillig, doch minder widerspenstig, als sonst, zu finden. Cölestinens und des Magisters vereinigte Beredtsamkeit drang sofort tapfer in diese Bresche ein,' Edwins Beharrlichkeit schwankte, die schönen bittenden Augen der Braut vollendeten die Niederlage; er gab nach.

Ihr wollt mich durchaus reich machen, sagte er, zwischen Ernst und Scherz schwebend; so habt denn Euren Willen. Sehet nur zu, daß ich als reicher Mann mich vielleicht nicht linkisch oder aufgeblasen benehme. Ich soll unterschreiben. Gut. Wo ist der Contrakt?

Die Braut sowohl als der Magister ließen diese Aufforderung nicht zweimal geschehen. Der schon seit einer Woche in vollkommen rechtsbeständiger und giltiger Form abgefaßte und zierlich niedergeschriebene Contrakt wurde augenblicklich herbeigeholt und Edwin überreicht.

Dieser warf noch einen flüchtigen Blick hinein, und verlangte dann, zur Freude der andern, Dinte und Feder.

Cölestine öffnete ihr Pult, und nahm das Schreibzeug heraus. Man kann leicht bemerken, sagte sie, daß ich diese Wohnung nur erst bezogen habe; denn das Dintenfaß ist nur zum dritten Theile angefüllt, und obendrein ist keine einzige Feder vorhanden. Eine kurze Geduld. Ich werde auf der Stelle dem Mangel abhelfen und nach Federn senden. Lieber Magister, ziehen Sie doch die Klingel, da Sie gerade dabei sitzen.

Wenn es nur an einer Feder fehlt, erwiederte der Magister, so werde vielleicht ich aushelfen können.

Er suchte in seiner Tasche, und reichte dann Edwin eine kleine silberne Feder hin. Dieser noch immer den Contrakt durchblickend, streckte, ohne hinzusehen, die Hand aus, um die Feder in Empfang zu nehmen. Als er sie aber nach dem Dintenfasse führte, und bei dieser Gelegenheit das Schreibwerkzeug in's Auge faßte, veränderte er plötzlich die Farbe, und sprang vom Stuhle auf.

Eine andere Feder her! schrie er heftig und die Feder weit von sich schleudernd. An dieser da klebt Blut!

Blut? Das ich nicht wüßte, entgegnete der Magister verwundert, aber nichts Schlimmes ahnend.

(Forts. folgt.)

Maritta.

Erzählung aus dem letzten Drittel des 16. Jahrhunderts

von Eduard Gottwald.

Fortsetzung.

Er hielt inne, und als die Bojaren ohne sich laut zu äußern ruhig blieben, fuhr Michael fort:

Der Kaiser wird unsere Festungen in Vertheidigungsstand setzen, wird einen seiner Großen an Euch senden, um Eure Klagen zu prüfen und zu beseitigen, verlangt aber 20,000 Mann zur Verstärkung seiner Truppen, welche im Laufe dieses Monats das Fürstenthum besetzen werden, um den Krieg gegen Sultan Achmet zu eröffnen.

Da wurde die Stille im Saale plötzlich durch die allgemeine unruhige Bewegung der Bojaren unterbrochen.

Seid Ihr bereit, diese Forderung anzunehmen, fuhr, künstlich seine innere Freude verbergend, der Hospodar fort, so soll noch heute ein Eilbote nach Wien, um dem Kaiser unsere Bereitwilligkeit anzuzeigen.

Nicht so schnell, Herr Hospodar, rief einer der Bojaren, indem er sich von seinem Sitze erhob. Wir sind weder Rebellen noch Meineidige, und haben von den Türken wohl weniger zu hoffen, als von Deutschlands Kaiser, aber unsere Schaaren sollten wohl billigerweise uns überlassen bleiben, damit wir im Stande sind, unsere Grenzen selbst zu vertheidigen.

Beifall rufend stimmten eine große Anzahl der Bojaren in des Sprechers Ansicht ein, und Michael schien gleichgiltig diese Aeußerung zu überhören, und begann nun, das Vortheilhafte eines Bündnisses mit Achmet I. in den lockendsten Bildern zu schildern.

Und was verspricht uns der Türke, fragte ein ältlicher Bojar mit bedächtigem Tone.

Der Sultan verspricht uns freien Handel mit den sämmtlichen Provinzen seines Reichs, gestattet uns eine dem Lande angemessene Armee auf seine Kosten zu halten, und wird, wenn wir uns unbedingt unterwerfen, uns kräftig gegen jeden Angriff unserer Feinde schützen. —

Unbedingt?! fragte der Bojar mit dem Kopfe schüttelnd. Unbdingt, dies dürfen wir auf keinen Fall eingehen; indeß, da man uns auf der einen Seite hängen, auf der andern spießen will, so halte ich fürs Beste, wir bleiben neutral; und zieht das Kriegswetter über die Wallachei, so sollen zum wenigsten unsere Lehnsmänner und Knechte uns vertheidigen und nicht unsere Gegner.

Schickt dem Kaiser unsere Meinung, daß wir getreue Unterthanen bleiben werden, rief ein reich in Gold und Edelsteinen schimmernder Bojar, aber mit den 20,000 Mann müßte es vor der Hand sein Bewenden haben.

Thöricht genug wäre, fügte Brankowan ernst hinzu, der uns zur Vertheidigung dienenden Schaaren zu entledigen, und so das Schwert aus der Hand zu geben.

Ja wohl, ja wohl, riefen wild mehrere der Jüngeren. Unter solchen Bedingungen weder türkisch noch österreichisch! —

Weder türkisch noch österreichisch, tobten die leicht reizbaren Bojaren, und erhoben sich mit wildem Getöse, um den Saal zu verlassen.

Unschlüssig erhob sich der Fürst von seinem Sessel, und versuchte noch einmal auf des

Kaisers Bedingungen hinzuwirken, aber, so sehr er sich auch verstellte, und gegen seine eigene Ueberzeugung sprach, es war vergebens. Mit erhobener Stimme rief er nun laut und vernehmbar, als bereits schon einige den Saal verlassen: Und, welchen Bescheid soll ich dem Kaiser, meinem Herrn, übersenden?

Ihm sowie dem Sultan erklärt, das wir uns darauf beschränken wollen, für unsere eigene Haut zu kämpfen, riefen die Bojaren, und stürmten tobend und fluchend aus dem Saale.

Lange blieb der Hospodar allein in dem großen Saale, und sah mit einem bösen Lächeln durch das hohe Bogenfenster auf die davonjagenden Bojaren, und als der letzte derselben in den anstoßenden Straßen verschwunden, schritt auch er dem Ausgange zu, als plötzlich Gorgo hereinschlüpfte, und sich dem Gebieter näherte, der freudig überrascht ihm entgegen kam.

Du kommst zur rechten Stunde, sprach mit gedämpfter Stimme der Fürst, und nahm mit ängstlicher Hast den Diener mit in den Saal zurück. Was läßt mir der Pascha sagen, fragte er, mit fast zitternder Stimme, den Boten, der ohne besonderer Gemüthsbewegung sich in einer ruhenden Stellung niederlies.

Nichts mehr und nichts weniger, als er früher Euch verheißen, entgegnete Gorgo. Er wird mit 50,000 Mann der besten Truppen sogleich in das Fürstenthum rücken, sobald Ihr Euch für den Sultan erklärt, wird mit Euch vereint die Oesterreicher zurückschlagen, während der Pascha von Widdin in Siebenbürgen einrückt, und wenn der Sieg gelungen, sollt Ihr an Macht und Rang ihm gleich gestellt werden, sowie es Achmet versprochen.

Und wenn wir uns ihm nicht unterwerfen? fragte mit fast ängstlichem Beben der Hospodar.

Dann wird er ebenfalls kommen, entgegnete ruhig Gorgo, und Euch überzeugen, daß es mit dem Sultan besser leben ist, als gegen ihn.

Der Hospodar schwieg nachdenkend, während Gorgo ihn aufmerksam beobachtete.

Und was sind die Bojaren entschlossen zu thun? fragte der Diener lauernd.

Sie wollen weder für den einen noch für den andern kämpfen, sprach gepreßt der Hospodar. Aber fuhr er zuversichtlich fort, kommt es zum entscheidenden Schlag, so hoffe ich, sie leichter für den Sultan, als für den Kaiser zu gewinnen.

Unter solchen Umständen, fragte Gorgo anscheinend gleichgiltig weiter, habt Ihr gewiß noch keinen Entschluß fassen können.

Mein Entschluß, entgegnete Michael mit erzwungener Ruhe, steht längst schon fest. —

Und gilt, unterbrach ihn gespannt Gorgo —

Dem Sultan, rief gleichsam plötzlich sich ermannend der Hospodar, und verließ mit Gorgo den Saal.

Hell glänzten die prachtvoll erleuchteten Fenster des Hospodarenpallastes in die dunkle Herbstnacht hinaus, und lustig schmetterten die Trompeten beim prangenden Feste, welches Fürst Michael der Ankunft des österreichischen Gesandten, Grafen Palffy, zu Ehren gab. — Mit einem verbindlichen Lächeln ging der Hospodar, nachdem die Tafel geendet, mit dem Grafen, einem stattlichen Mann, in dessen scharfgezeichnetem stolzen Angesicht sich die ihm so ehrenvolle Aufnahme als eine Huldigung ausdrückte, die er erwartet zu haben schien, und die ihm gebühre. — Finster und mit mühsam unterdrücktem Grimm stand der junge Großbojar an einer Fenstervertiefung, und seine Blicke trafen bald zürnend auf den Fürsten, bald wehmüthig auf Eupbro-

phrosinen, die prachtvoll geschmückt durch ihre Schönheit alles um sich her überstrahlte. — Nur zu wahr erschien ihm jetzt alles, was Euphrosine befürchtet. — Kaum war nach der letzten Bojarenversammlung ein Tag verflossen, als Brankowan von Neuem sich an den Fürsten gewandt, und ihn bestürmte, Euphrosinens Hand ihm nicht länger zu entziehen. Aber der schlaue Grieche hatte den jungen feurigen Mann von Neuem auf die bedenkliche Lage der Dinge verwiesen, und ihm zuletzt deutlicher als je erklärt, daß, eh' nicht alles sich sicherer und friedlicher gestaltet, an ein Bündniß des Bojaren mit seiner Tochter nicht zu denken sei. — Glühend voll Haß und Wuth hatte Brankowan den Pallast des Fürsten verlassen, der nach wie vor, ihn mit derselben Auszeichnung behandelte, als bisher, und nur Euprosinen zu sehen, sie noch einmal zu sprechen, ehe das Ungewitter des Krieges ihn von ihr trennte, hatte ihn bewogen, der Einladung des Hospodars Folge zu leisten, und zum heutigen Feste zu erscheinen. — Aber Euphrosine schien heute seltsamer als je in ihrem Benehmen. Nur flüchtig ruhte ihr Blick verstohlen auf dem Geliebten, aber als ob sie sich fürchtete, beobachtet zu werden, wandte sie sich weg, sobald ihr Vater sich ihr näherte. Der Tanz begann, und an des Grafen Arm schwebte Euphrosine durch den Saal, während der Tiefgetäuschte mit dem geschärften Blicke der Eifersucht ihren Bewegungen folgte. Vergebens drängte er sich, als der Tanz geendet, in ihre Nähe, um nur ein Wort, einen Blick von der Geliebten zu erhalten; Euphrosine war im beständigen Gespräch mit dem Grafen, der mit einem wärmeren Antheil sich mit der in kindlicher Anmuth und strahlender Schönheit blühenden Euphrosine unterhielt. Mit stillem Wohlgefallen sah der Hospodar auf das inniger werdende Interesse, welches Graf Palffy gegen die Prinzeß verrieth; da traf zufällig sein Blick auf Brankowan, der, zu wenig einer Verstellung fähig, durch sein ganzes Benehmen die Heftigkeit ausdrückte, die in seinem Innern wogte. Erschrocken wendete sich der Hospodar von dem jungen Manne ab, der, seiner nicht mehr mächtig, ohne ihm und Euphrosinen Lebewohl zu sagen, dem eintretenden Bogislav den Säbel entriß, und heftig hinausstürmte. Befremdet sah Graf Palffy, erbleichend Euphrosine dem Bojaren nach, während mit einem bittern Lächeln mühsam errungener Fassung der Hospodar sich an den Grafen wandte.

Ihr seid befremdet, edler Herr, ob solchem ungeziemenden Benehmen, hob der Fürst an; allein mich nimmt es nicht mehr Wunder. Selbst in meinem Pallaste verschont mich der Trotz und die Roheit der Uebermüthigen nicht.

(Forts. folgt.)

Müller. Sag' mal, Schultze, was heeßt denn des, was in die Zeitungen steht, Russel und Drouin wären überzeugt, daß Oesterreich nur eine **„wohlwollende Neutralität"** einnehmen werde?

Schultze. Was wird denn des jroß heeßen? Eine „wohlwollende Neutralität" des is eine Neutralität, die wohl **will**, aber —

Müller. Ach so! Nu weeß ich schon; des kenn' ich aus eijene Erfahrung.

(Kladderadatsch.)

Meine Köchin ist doch noch sozialistischer als ich. Ich wollte ihr nur alle vierzehn Tage einen Sonntag geben, aber sie verlangte alle acht Tage einen, und sagte dabei zu mir: „Wollen sie klüger sein als der liebe Herr Gott, der dies so bestimmt hat?"

Nicht jeder Mann mit Kopf wird Hauptmann; Leute ohne Kopf machen oft ein Hauptglück, und oft führt Jemand kopflos Hauptstreiche aus.

Druck und Verlag von J. F. Rietsch. Verantwortlicher Redakteur: J. F. Rietsch.

Nro. 21. **I. Jahrg.**

Die

Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt.)

Sonntag den 27. Mai 1855.

Die Gewissensübernahme.

Novelle von Dr. Hermann Meynert.

Fortsetzung.

Er bückte sich nach der weggeworfenen Feder, hob sie auf und betrachtete sie sorgfältig. Sie irren, Edwin, sagte er arglos. Die Feder ist so rein, als käme sie eben aus der Fabrik. Da sehen Sie selbst. — Er wollte Edwin noch einmal die Feder geben.

Aber dieser trat schaudernd zurück, und packte dann in plötzlicher Wildheit den erschrockenen Magister bei der Brust. — Verräther! schrie er. Wo hast Du die Feder her, die verdammte, blutige Feder? Bekenne, oder ich erdrossele Dich!

Hilf, Himmel! Er wird wahnsinnig! stammelte der Magister. Edwin, kommen Sie doch zu sich. Es ist ja eine ganz gewöhnliche silberne Schreibfeder. Ich fand sie — wo denn? wann denn? Herr Gott, mir vergehen selbst die Gedanken, Edwin, wenn ich Sie in diesem Zustande sehe. Richtig, ich fand sie damals im Wagen, als uns die Räuber angefallen hatten. Der Kutscher behauptete, sie müsse einem von uns beiden angehören, oder von einem der Räuber, beim Durchsuchen unsers Wagens, dort verloren oder zurückgelassen worden sein. Das letztere glaubte ich selbst; und behielt die Feder zum Andenken an die glücklich überstandene Gefahr. Ich wollte Ihnen noch an demselben Abende in Halberstadt von diesem Funde erzählen, aber Sie hatten bereits das Fieber, und in der Angst darüber vergaß ich den ganzen Fund. Später sprach ich nichts davon, weil Sie überhaupt den ganzen Vorfall mit den Räubern nicht gern erwähnen hörten.

Edwin hatte diesem von der Angst erpreßten, an sich so nichts bedeutenden Geständnisse des Magisters, mit wahnsinnartig funkelnden Augen und schweren Athemzügen zugehört. Du lügst, Verräther, sagte er mit entsetzlicher Stimme. Die Feder hat Dir der Satan selbst gegeben, Satan, dessen Bundesgenosse Du bist. Du weißt es recht wohl, daß es dieselbe Feder ist, mit welcher ich dem Satan mich und mein Gewissen verschrieben. Aber ich will den Contrakt brechen, ich will, ich muß mein Gewissen zurück haben. Gib es her-

aus, Satan, gib es gutwillig heraus, oder ich erdrossle Dich mit meinen Händen. Sieh Du, Verräther, so erdrossele ich Dich.

Und fester, als vorher, packte er den Magister an der Kehle und schüttelte ihn heftig, so daß diesem die Stimme verging. Mit einem lauten Schrei sprang Cölestine zwischen die Ringenden. Edwin hörte sie nicht. Wohl aber vernahm im anstoßenden Cabinette der kleine Alfred den Angstschrei seiner Mutter und des Verbotes uneingedenk, öffnete er die Thür, eilte in das Zimmer, zu seiner Mutter hin, und weil er diese jammern hörte, so jammerte er mit, und streckte flehend die Händchen zu dem unbekannten Manne empor.

Der Ton der Kinderstimme fand einen schnelleren Eingang zu Edwins Ohr, als das Stöhnen des arg zusammengewürgten Magisters, und selbst als Cölestinens Flehen und Weinen. Er blickte zu dem Kinde nieder, wurde, einen Augenblick vorher noch erhitzt und fieberroth, plötzlich todtenbleich, und ließ den Magister los.

Aber diese schaurige Ruhe währte nur einen Moment. Dann kehrte Edwins Wuth in verdoppeltem Grade zurück. Verräther! auch das noch? knirschte er außer sich. Erst die Feder, die mit meinem Blute den Vertrag des Bösen unterzeichnete, und jetzt das Kind, das schöne, bleiche Kind, das ich umgebracht, ich oder eigentlich ein anderer, aber doch eigentlich ich — — hoho, meine Gedanken finden sich nie ganz darin zurecht. Ja, ja, es ist das Kind, ich habe es oft des Nachts an meinem Bette gesehen, mit den stummen, klagenden Augen. Verräther, Alle mit einander! Aber ich will Euch den Spaß verderben, will dem Spuk mit einem Schlage ein Ende machen, das Gespenst dieses Kindes vertilgen, mit welchem Ihr mich unaufhörlich aufstört und ängstigt! —

Und mit einem raschen Griffe erfaßte es einen Stuhl, und hob ihn hoch in die Höhe. um damit den Kopf des Knaben zu zerschmettern, der sich schreiend zu verbergen suchte. Doch Edwins Natur war den übermäßigen Anstrengungen nicht gewachsen. Ehe noch Cölestine dazwischen eilen und der Magister ihm in die Arme fallen konnte, schwand Edwins Kraft mit seinem Bewußtsein dahin. Durch eine plötzliche Ohnmacht entwaffnet, sank er, mitten im Ansatze zu dem verderblichen Streiche, den er gegen den Knaben führen wollte, zu Boden. Der aufgehobene Stuhl prasselte zersplitternd neben ihm nieder, ohne ihn oder einen andern zu beschädigen.

3.

Wie fühlen Sie sich heute, lieber Edwin? fragte der Magister Lasius den kranken Freund, der eben von einem sanften Schlummer zu erwachen schien, und dessen Aussehen zu der besten Hoffnung berechtigte.

Gut, sagte Edwin, wenigstens besser. Er blickte aufmerksam um sich. Sein Auge hatte den irren, schreckenden Ausdruck, den es im kranken Zustande anzunehmen pflegte, gänzlich verloren, und blickte sicher und fest wie immer hervor.

Der Magister pries im Stillen den Himmel über diese schnelle Besserung, und fragte Edwin: ob er etwas wünschte?

Nichts, erwiederte Edwin sanft. Aber ich möchte noch schlafen, noch recht lange schlafen, denn ich fühle, daß es mir wohlthut. Lassen Sie mich allein, denn Sie wissen, daß ich am liebsten einschlummere, wenn ich mich allein weis.

Die Müdigkeit drückte ihm bereits die Augen wieder zu, als er dies sprach. Der Magister, froh, den Patienten in so guter Verfassung zu sehen, eilte, dessen Wunsch zu erfüllen, und schlich sich auf den Zehen hinaus, die Thür hinter sich leise zudrückend.

Aber kaum wußte Edwin den Zeugen fort, als er sich auf seinem Lager hoch aufrichtete. Sein Auge hatte plötzlich den seltsamen, bald starren, bald unklärten Blick wieder angenommen, der in den Momenten des Fiebers ihm eigen wurde, und dem ganzen Anblicke etwas Frembartiges verlieh. Er spähte vorsichtig im Zimmer umher; dann aber stand er auf, mit jener schaurigen List, welche dem Wahnsinne oft in so hohem Grade zu Gebote steht.

Geh' Du nur, sagte er, spöttelnd zu der Thür hinblickend, durch welche der Magister verschwunden war. Ich bleibe nicht hier, wo sie mich für wahnsinnig halten, wo die verdammte blutige Feder ist und das Gespenst des Kindes. Ich muß den Handel rückgängig machen, koste es was es wolle. Habe ich nur erst meinen Mann aufgefunden und mein Gewissen zurück, so kümmere ich mich weder um die Feder, noch um das Kind etwas, und in meinem Kopfe wird es dann auch wieder besser werden. Und finden muß ich ihn, seit ich mir das Zeitungsblatt dort auf die Seite gebracht habe.

Er öffnete leise und vorsichtig eine Commode, nahm Wäsche und Kleider heraus, und kleidete sich mit bewunderswürdiger Eilfertigkeit an. Dann schloß er sein Pult auf, zählte bedachtsam den Inhalt seiner Brieftasche, und steckte sie mit zufriedenem Lächeln zu sich. Mit noch größerer Vorsicht aber verbarg er ein Zeitungsblatt, das er tief unter Wäsche und Kleidern aus der Commode hervorsuchte, in seiner Brieftasche. Zuletzt horchte er an der Thür, öffnete sie endlich, untersuchte zuerst das Terrain, und als er nirgend einen Lauscher gewahrte, schlich er sich hinaus, die Treppe hinab, und beschleunigte seine Schritte erst, nachdem er sich schon im freien befand. Wer ihn so gehen sah, mit der edlen, gemessenen Haltung, dem wohlgeordnetem Anzuge und dem besonnenen Blicke, hätte unmöglich glauben können, daß in dieser ernsten Stirn der Wahnsinn wüthe. Ueberhaupt beschränkte seine Geisteszerrüttung sich nur auf jene quälende fixe Idee, sie bildete eine Schlucht in seinem geistigen Zusammenhange, welche seine Gedanken nicht zu überspringen vermochten. Der übrige geistige Rest war fast unversehrt.

Auf dem Marktplatze angekommen, ging er zu einem ihm bekannten Pferdeverleiher, ließ sich das Reitpferd satteln, dessen er sich am liebsten bei seinen Spazierritten bediente, und sprengte dann rasch zum Thore hinaus.

Erst nach mehreren Stunden gönnte er, in einem von der Straße abgelegenen Wirthshause, sich und dem Pferde einige Ruhe. Er scherzte ganz heiter und unbefangen mit der Wirthin, und als sich diese entfernt, um das von ihm Bestellte zu holen, zog er jenes Zeitungsblatt aus der Tasche, welches er mit sich genommen, und entfaltete es feierlich.

Es war doch sehr gut, sagte er listig und selbstzufrieden, daß ich mich schlafend stellte, wenn der Magister in meiner Stube Cölestinen die Zeitung vorlas. Ich hätte sonst nie erfahren, wo der Mann sich aufhält, der mir mein Gewissen entführt hat. Muß doch noch einmal den Artikel überlesen. — Er glätterte das zerknitterte Zeitungsblatt — es war eine Nummer des »hamburgischen unparteiischen Correspondenten« — und las mit halblauter Stimme vor sich hin:

»Halberstadt, im Mai 182*. Ein sonderbarer Vorfall nimmt in diesem Augenblicke hier die öffentliche Aufmerksamkeit in Anspruch. Ein alter Franzose, der sich Hauptmann Giron nennt, in den letzten Zeiten des Kaiserreiches bei den französischen Truppen gewesen sein will, die das nördliche Deutschland, besonders Niedersachsen, besetzt hatten, später aber, nach dem Abzuge der Franzosen, eine Zeitlang Anführer einer Bande Marodeurs gewesen

zu sein behauptet, welche allerdings nach geendigtem Kriege die hiesige Gegend und den Harz überhaupt beunruhigten, hat sich hier plötzlich vor Gericht gestellt und verlangt ohne Weiteres geköpft zu werden. Ohne sich im Mindesten auf nähere Erklärungen einzulassen, und jede dieserhalb an ihn gerichtete Frage mit Unmuth zurückweisend, behauptete er, Mörder eines Kindes zu sein, das ihn sehr nahe angehe. Im wahren oder irrigen Bewußtsein eines solchen schaurigen Verbrechens, ist er jedoch sehr heiter und guter Dinge, und wenn man ihn fragt, ob er denn keine Gewissensbisse empfinde, lache er sehr schlau und erzählt einem jeden mit geheimnißvoller Miene, daß er sein Gewissen an einen Andern, kraft feierlichen Vertrages und mit vollkommener Zustimmung beider Theile, abgetreten habe, mithin durchaus nichts mehr mit seinem Gewissen zu thun habe. Aber weil ihn eben die Furcht plage, daß den Andern der Handel reuen, und diesem einfallen könne, ihn mit Gewalt oder List zur Rückgabe des Contraktes zu bewegen, so wünsche er aus der Welt geschafft zu werden, damit dann nichts mehr den Vertrag rückgängig machen könne, der in dieser Gegend abgeschlossen worden, daher er auch hier sein letztes irdisches Recht zu suchen sich bewogen fände. Er bittet um Vermeidung aller Weitläufigkeiten und um schnellmöglichste Execution. Mit wem er den vorgeblichen Gewissensvertrag abgeschlossen, und wo er denselben aufgehoben, darüber ist er, wie über alles andere, zu keiner Auskunft zu vermögen. Es ist kein Zweifel, daß der Mann an Geisteszerrüttung leide; indeß treffen manche seiner Aussagen genau mit der Wirklichkeit zusammen, und auch aus manchen andern Umständen läßt sich entnehmen, daß in seinem Wahnsinne, wenn es ein solcher ist, indeß ein tieferer psychologischer Hintergrund zu suchen sei; daher man der etwaigen Enthüllung dieses Geheimnisses um so gespannter entgegen sieht.“

So hab ich Dich endlich, alter Verräther! knirschte Edwin, halb boshaft, halb erfreut und steckte das Zeitungsblatt wieder ein. Jetzt sollst Du mir nicht entrinnen, bis ich mein Gewissen zurück habe, das Du mir gestohlen. Und Rechenschaft sollst Du mir geben noch über so Manches; denn eben fällt mir ein — hm! meine Gedanken sind noch immer nicht ganz klar — aber ganz recht, es fällt mir ein, daß, als ich mich vor einigen Tagen recht fest schlummernd stellte, der Magister und Cölestine von jener verruchten Feder, der angeblichen Ursache meiner Krankheit, mit einander sprachen. Cölestine meldete ihm mit Erstaunen, daß sie an dieser silbernen Feder ihr Familienwappen eingegraben gefunden habe. Und sie hat recht; jetzt entsinne ich mich dessen selbst; ein herzförmiger Schild mit einer silbernen Lilie im goldenen Felde. Ja, ja, ein solches war auf der verdammten Feder eingegraben, und eben so sieht auch Cölestinens Familienwappen aus. Nun, das ist recht seltsam, daß diese Wappen sich so ähnlich sehen; Cölestine und der Magister hatten auch recht viel darüber miteinander zu wispern, aber so verdammt leise, daß ich mit der gespanntesten Aufmerksamkeit nicht das Geringste hören konnte. Sie holten auch dieses Zeitungsblatt herbei, und noch mehrere andere, deren Inhalt ich nicht erfahren konnte, und die ich mir nicht verschaffen konnte. Wahrscheinlich wissen sie mehr, als ich. Ich muß doch darüber nachsinnen. Nein, das geht nicht, ich kann nicht lange nachsinnen: weis der Teufel, daß seit einiger Zeit meine Gedanken so schwach sind. O weh! mein Kopf, mein Kopf!

Er seufzte, und stützte den Kopf in beide Hände, als ob er ihn schmerze, und so saß er eine Weile still und stumm, bis die Wirthin zurückkam. Dann war er wieder unbefangen und heiter, so daß Jeder, dem es vergönnt gewesen wäre, ihn tiefer zu beobachten,

diese merkwürdige Gewalt, die er über sich und seine Stimmung ausübte, hätte bewundern müssen. Er genoß einige Erfrischungen; dann stieg er wieder zu Pferde, und trabte, mit seltenen Unterbrechungen, rasch die Straße nach Halberstadt hin.

Als ihm endlich die Thürme von Halberstadt, obenan der alte Stephansthum, entgegen ragten, und das, die Stadt bespühlende Flüßchen Holzemme im Sonnenlichte sich spiegelte, brachte Edwin seine vom schnellen Ritte etwas verschobenen Kleider wieder in Ordnung, klopfte den Staub ab, gab mit einem kunstfertigen Griffe seinen schönen braunen Locken die richtige Form, und ritt bald darauf durch die altväterischen und unregelmäßigen Straßen in die Stadt ein. In einem Gasthofe, welcher dem mit der großen, neu angestrichenen Rolandsstatue gezierten Rathhause am nächsten lag, stieg er ab, ließ sich ein Zimmer anweisen, und eilte dann auf das Rathhaus hinüber. Einer der Rathsherren war sein Universitäts-Freund. Seinem Wunsche, zu dem Hauptmann Giron geführt zu werden, und denselben zu sprechen, wurden daher keine Schwierigkeiten entgegengesetzt, zumal als er die Hoffnung blicken ließ, vielleicht ein näheres Licht in dieser Sache geben zu können. Doch mußte er sich bis zum andern Tag gedulden, ehe er sein Ziel erreichte, und brachte daher eine erwartungsvolle Nacht zu.

Giron wurde zwar unter sorgfältiger Aufsicht, aber in leichter und anständiger Haft gehalten. Edwin ließ sich am Morgen nach seiner Ankunft zu ihm führen. Er war so besonnen, so gefaßt, daß kaum die entfernteste Spur eines kranken Geistes zu erkennen war. Nur als sie vor der Thür standen, und der Gefängnißwärter das große Schloß schrillend öffnete, leuchtete ein dunkles, seltsames Feuer aus Edwins Blicke.

Sie traten ein. Giron saß in einem großen, altmodischen Armstuhle und schlummerte, ohne daß die Schritte der Eintretenden ihn aufweckten. Edwin schrack leicht zusammen, als er die ihm nur zu wohl bekannten Züge wieder sah, aber er faßte sich, und stellte sich, mit untergeschlagenen Armen, dem Schlummernden hart gegenüber, fest in dieses greise, verwilderte Antlitz blickend, als müsse er sich erst an diesen Anblick gewöhnen, ehe er zu seinen Unterhandlungen schreiten könne. Wunderliche Gefühle und Gedanken drängten sich während dieser Augenblicke durch sein Herz und sein krankes Gehirn. Bald erschienen ihm die Züge des Schlummernden fremdartig und furchterregend, bald vertraut und befreundet. Ja, als Edwins düsteres sinnendes Auge zufällig von dem Haupte des Schläfers hinweg zu einem kleinen Wandspiegel hinschweifte, und er in demselben sein eigenes Antlitz sah, gemahnte es ihn fast, als finde zwischen seinen und Girons Zügen eine entschiedene, wenn auch tiefer verborgene Aehnlichkeit statt, und dann huschte wieder das Bild des bleichen, unbekannten Kindes, das so oft durch seine fantastischen Träume irrte, an seinem geistigen Blicke vorüber, und er vermeinte bebend, in den unsichern, zerrinnenden Zügen dieses wesenlosen Schattenbildes eine neue, fast noch offenere Aehnlichkeit mit seinem eigenen und dem Gesichte des Mannes zu entdecken, der so geheimnißvoll mit seinem Selbst verschmolzen war.

Edwin stand eine geraume Weile in diesen unklaren Betrachtungen verloren, als ein zufälliges Geräusch des Schließers den Schläfer aufwachen ließ. Er rieb sich die Augen und öffnete sie dann. Niemand aber vermöchte den grausig gemischten Ausdruck von Ueberraschung, Schrecken, Furcht und Zorn zu schildern, der sich in Girons Zügen malte, als er Edwin erblickte. Er fuhr jählings auf, als wollte er die Erscheinung erst näher in's Auge fassen, und dann mit der ihm zu Gebote stehenden Kraft vernichten, und sank ebenso gewaltsam in seinen Sessel zurück. — Also doch noch auf Erden? Dieses anklagende

Auge, das mich wahnsinnig macht noch nicht geschlossen und erloschen! Was willst Du von mir, fragte er mit dumpfer Stimme.

Mein Gewissen will ich zurück haben! sprach Edwin mit eben so dumpfer Stimme. Der tiefe, hohle Ton, den diese Sprache des Wahnsinns auf beiden Seiten annahm, hätte fast zu der abergläubischen Meinung berechtigen können, daß zwei abgeschiedene Seelen, ihrem Grabe entsteigend, eine entsetzliche Streitfrage über den Preis ihrer Seligkeit auszufechten kämen.

Das geht nicht; ich gebe es nicht heraus, erwiederte der Greis kurz und entschlossen. Ich habe zu schwer, zu fürchterlich schwer an dieser Bürde geschleppt, als daß ich sie Dir abnehmen könnte. Ja, ja, sieh' Du mich nur an, bohre nur Deine Augen in meine Seele ein; dieser Blick könnte mich zu Allem bewegen, nur zu dem Einen nicht. Mein Gewissen gehört Dir, mir das Deinige.

Ist das Deine letzte Erklärung? fragte Edwin mit nicht zu verhehlender Angst.

Meine letzte! Du hast den Vertrag gut geheißen und unterschrieben, unterschrieben mit Deinem Namen und Deinem Blute. Niemand kann gegen seine Giltigkeit sich auflehnen. Ein Mann muß seine Verpflichtungen erfüllen und halten. Trage Du die Deinigen. Ich würde auch das Meinige gethan haben, wenn Du Bedingungen gemacht hättest.

Aber ich muß den Vertrag zurück haben, ich muß und werde Dich zwingen, Alter.

(Forts. folgt.)

Maritta.

Erzählung aus dem letzten Drittel des 16. Jahrhunderts

von Eduard Gottwald.

Fortsetzung.

Und wer war der Freche? fragte Graf Palffy in empfindlichem Tone.

Sodar Brankowan, einer der reichsten und mächtigsten Bojaren, antwortete stechend der Hospodar. Wahrscheinlich aufgebracht, daß ich es bis jetzt versäumt hatte, ihn Euch vorzustellen.

Hm! sonderbar, sprach sinnend Palffy. Sollte ich vielleicht die Ursache seiner Erbitterung sein, fuhr er fort, und wendete sich ernst an Euphrosinen, die mit Zittern die Wendung des Gespräches verfolgte.

Gewiß, ich war die unschuldige Ursache seines Zorns, wiederholte mit kalter Höflichkeit der Graf, indem ihn die Todtesbläße, welche der Prinzessin Antlitz bedeckte, die sicherste Ueberzeugung zu geben schien.

Verzeiht, Herr Graf, erwiederte der Hospodar, indem er einen fürchterlichen Blick auf seine Tochter schoß. Wie könnte ein mir so werther edler Gast, als Ihr, die Veranlassung des Ausbruchs der Rohheit jenes Bojaren sein. Der Grund dazu bin ich wohl eher, indem ich mit väterlichem Wohlwollen des jungen Mannes mich stets angenommen, und ihn so habe vergessen lehren, welche Ehrfurcht er seinem Fürsten schuldig ist.

Und Ihr vertheidigt keine meiner Vermuthungen, wendete sich fast höhnisch der Graf zu der Prinzeß, welche, von schmerzlichen Gefühlen durchzuckt, einer Ohnmacht nahe war.

Wie kann ich vertheidigen, was ich nicht kenne, sprach kaum hörbar Euphrosine, und schwankte, mit Mühe sich aufrecht haltend, in den Kreis ihrer Frauen.

Betroffen schwieg der Graf, und nur der Verstellungskunst des Fürsten gelang es, zu verhindern, daß dieser Auftritt nicht auf eine auffallende Weise das kaum begonnene Fest störte.

Als endlich der Tag bald zu grauen begann, und Euphrosine, welche während des übrigen Theiles der Nacht mit aller Aufbietung ihrer Seelenkräfte es über sich vermocht hatte, an der Seite des Grafen zu verweilen, der, von Wein und Tanz erhitzt, das Vorgefallene vergessen zu haben schien, und immer unverhohlner die kaum erwachte Neigung für Euphrosinen durch Worte und Blicke deutlich genug an den Tag legte; als endlich er und ihr Vater sie verlassen, und sie sich in ihrem Gemach allein wußte, da brach ihr stummer Schmerz durch heiße Thränen und laute Klagen aus. Sie sehnte sich herzlicher als je nach ihrer Vertrauten, um ihr Herz zu öffnen, und durch Mittheilung in eine fühlende Brust ihre Qual zu lindern. Aber Maritta erschien nicht. Vergebens erwartete Euphrosine den andern Tag, Maritta blieb weg, und Niemand konnte ihr über das plötzliche Verschwinden ihrer Dienerin Kunde geben, und nie fühlte sie schmerzlicher den Verlust derselben, als eben jetzt, wo sie so nöthig eines fühlenden Herzens bedurfte, das ihre Qualen linderte und ihren Schmerz verstand.

In wilder Hast, von Bogislav begleitet, hatte Brankowan den Pallast des Bojaren und Bucharest bald hinter sich; unaufhaltsam, als wollte er der quälenden Folter der Eifersucht entfliehen, die ihn durchraste, jagte er längs den Ufern der Dumbrovitza entlang, und kaum vermochte der erstaunte Bogislav seinem sonst so gütigen Herrn zu folgen, als die nur von wenigen Lichtern erhellte Burg des Bojaren seiner Eile ein Ziel setzte. Mechanisch hielt er sein Roß an, welches, keuchend und vom unbändigen Ritte erschlafft, fast unter dem Reiter zusammenzubrechen drohte, während Bogislav das Zeichen zum Herablassen der Zugbrücke gab. Finster ritt er in den von hohen Mauern umgebenen Hofraum ein, welcher, von einer einzigen Fackel erleuchtet, in schaurigen Umrissen den uralten Stammsitz des Hauses Brankowan erkennen ließ. Ohne ein Wort zu sprechen, übergab er einem der herbeieilenden Knechte sein Roß, und von Bogislav begleitet, trat er in den hohen gewölbten Ahnensaal des Schlosses, aus dessen Nischen die in Erz gegossenen Statuen seiner Vorfahrer ein grelles Licht auf den Eintretenden warfen.

Erschöpft vom heißen Ritte, gequält von, ihm bis jetzt unbekannten Schmerzen warf er sich, als Bogislav ihn oberflächlich entkleidet, in einen Lehnsessel, und eine Erklärung über das räthselhafte Benehmen seines Gebieters erwartend, blieb Bogislav, wie fragend vor ihm stehen.

Wein! herrschte der Bojar endlich mürrisch dem Leibdiener zu, der kopfschüttelnd sich entfernte, um den Befehl seines Herrn zu vollziehen.

(Forts. folgt.)

Wie nach dem neuen Höflichkeitsgesetz ein Polizeiverhör lautet.

Commissär. Ich habe die Ehre, Ihnen recht guten Morgen zu wünschen. Sie sind arretirt, nicht wahr?

Vagant. Jo.

Commissär. Darf ich vielleicht um Ihren werthen Namen bitten?

Vagant. Veit Mösl, vulgo Taschenveitl.

Commissär. Darf ich vielleicht so frei sein, Ihnen einen Stuhl anzubieten? Ich bitte, nehmen Sie Platz. Und Ihr Charakter?

Vagant. Nix.

Commissär. Sie wurden so eben in einem Kaufladen arretirt. Ew. Wohlgeboren wünschten daselbst wahrscheinlich zu stehlen?

Vagant (auffahrend.) Wer sagt dös?

Commissär. Beruhigen Sie sich, mein Herr! ich bitte Sie darum! Ich habe das durchaus nicht böse gemeint, im Gegentheil, ich bin vollkommen überzeugt, daß Sie ganz unschuldig sind, und freue mich, daß die Untersuchung Gelegenheit hat, dieß auf's Glänzendste zu beweisen. Für jetzt bitte ich Sie, gefälligst im Hotel zur Frohnveste vorfahren und dasselbe mit Ihrem Besuch beehren zu wollen. Morgen, Herr v. Mösl, habe ich das Vergnügen, Sie wieder zu sprechen. Ich empfehle mich Ihnen, leben Sie recht wohl! Auf Wiedersehen, bester Herr v. Mösl!

(Er wird abgeführt.)

Eine alte Geschichte.

Einem Studenten hatte der Wind das Fenster seines Dachstübchens zertrümmert. Deßhalb sagte er zu seiner Hausfrau: „Hausfrau, sagte er, lassen Sie mir doch das Fenster machen.“ Die Hausfrau aber dachte: da dürft' ich einen einstellen, der mir immer Fenstergläser macht, und ließ ein Blech vornageln. Da kam's zu folgendem Gespräch.

Student. Das Blech macht mir finster in's Zimmer.

Hausfrau. Dann machen Sie's auf.

Student. Dann geht der Wind herein.

Hausfrau. Dann machen Sie's wieder zu.

Student. Dann seh ich nichts.

Hausfrau. Dann machen Sie's wieder auf.

Und wenn es den Beiden nicht zu fad geworden ist, so debattiren sie heutigen Tags noch fort.

Diese Geschichte kennt man schon lang. Erst seit kurzem aber dürfte man wissen, daß sie's in Wien gerade so gemacht haben. Die russische Regierung, die Hausfrau im schwarzen Meer, schlug vor, die Dardanellen aufzumachen, und es gab folgende Gegenreden.

Westmächte. Wenn die Dardanellen offen sind, kann die russische Flotte heraus, das darf nicht sein.

Rußland. Dann machen wir sie zu.

Westmächte. Dann ist Rußland mit der Türkei allein, das schickt sich nicht, wegen der Versuchung.

Rußland. Dann machen wir sie auf.

Westmächte. Da könnte ja Rußland heraus.

Rußland. Dann machen wir wieder zu.

Und so werden sie, wenn ihnen unser Herrgott das Leben schenkt, noch fortstreiten viele Jahre lang. (Punsch.)

(Darmstadt.) Der Telegraph liefert auch bereits seine Anekdoten. Zu einem jüngst statthabenden Repräsentationsdiner fehlte es in unserer Stadt an feinem Fisch; aber noch war es Zeit, sich durch eine telegraphische Bestellung in Heidelberg zu helfen. Das Büreau bestellt nur schriftliche Anträge; man verlangt also schriftlich zwanzig Pfund Forellen. Der Apparat spielt; endlich kommt der Bahnzug, der die Antwort in natura mit sich führt, und (Dank der gewissenhaften Orthographie des Telegraphisten!) er bringt glücklich zwanzig Pfund — Sardellen von Heidelberg nach Darmstadt.

Druck und Verlag von J. F. Rietsch. Verantwortlicher Redakteur: J. F. Rietsch.

Nro. 22. I. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt.)

Sonntag den 3. Juni 1855.

Die Gewissensübernahme.

Novelle von Dr. Hermann Meynert.

Fortsetzung.

Der Greis lächelte spöttisch, aber ein Blick in Edwins Züge wandelte dieses Lächeln schnell in einen Ausdruck des Grauens um. — Geh', geh'! wimmerte er greisenhaft. Was kommst Du mich zu martern mit diesen Augen, die ich nicht ertrage!

Ich will Dich martern, bis Du mir den Vertrag zurückstellst. Ich gebe Dir keine Ruhe, sagte Edwin mit grausamer Festigkeit.

Ein Geräusch an der Thür unterbrach ihn. Sie wurde geöffnet. Cölestine und der Magister traten herein.

Edwin erblaßte. Bin ich ein Verbrecher, daß Ihr mir nachsetzt, und mich in meinen Lebensfragen stört? redete er die Braut und den Freund an.

Der Greis aber streckte den Eintretenden flehend die Hände entgegen. Gut, daß Ihr kommt! jammerte er. Ich hoffe, ihr seid Menschen. Seid barmherzig. Schafft mir den da weg, mit seinen Augen, mit denen er mich foltert, mich vernichtet, mich umbringt!

Armer Mann! sagte Cölestine mitleidvoll, als der Greis sich ihr bittend näherte, und schlug den Schleier zurück, der ihr Gesicht bedeckte.

Aber der Alte hatte kaum den flehenden Blick zu ihr erhoben, als er von einem neuen noch gewaltsameren Schrecken erfaßt, zurückprallte. Alle Todte stehen auf! murmelte er grauenvoll. Es wird Zeit, daß die Lebenden mich schlachten, ehe die Todten ihr gräßliches Blutgericht an mir vollziehen. — Welcher Dämon hat Dich so sinnig belehrt, wodurch ich zu schrecken sei, daß Du alle Mittel kennst, mir das Blut zu Eis zu erstarren? fragte er zu Edwin gewendet. Du kämpfest gegen mich mit den Schrecknissen der Hölle. Solchen Waffen bin ich nicht gewachsen. Nimm Deinen Schein zurück, und führe Deine Gespenster wieder fort. Du hast mir gezeigt, was Verdammniß heißt.

Und in heftiger Bewegung riß der Greis den abgetragenen Rock auf, der ihn bekleidete,

langte aus einer geschickt vernähten geheimen Tasche ein Papier heraus, und schleuderte es zu Edwins Füßen hin. Dann warf er sich in wilder Verzweiflung in seinen Sessel, das Gesicht verhüllend, während Edwin sich gierig auf das Papier stürzte, es mit einem scharfen Blicke musterte, und dann, als er sich von der Richtigkeit überzeugt hatte, es triumphirend in die Höhe hob.

Kommen Sie, Edwin, sagte Cölestine leise. Ich habe Ihnen vieles zu eröffnen, und mehr noch wird sich, wie ich hoffe, hier in den nächsten Momenten aufklären. Hier wird Ihre Gegenwart vielleicht die zu erwartenden Entdeckungen verzögern.

Sie gab dem Magister einen Wink, und verließ das Gemach. Edwin folgte ihr mit freudestrahlenden Mienen.

Der Magister blieb allein bei dem Alten zurück, und wartete wohl eine Viertelstunde, um demselben Zeit zu gönnen sich zu erholen. Sein sonst steifes und pedantisches Gesicht heftete sich mit Rührung und Mitgefühl auf den leidenden Greis. Endlich legte er seine Hand leise auf dessen Schulter, und sagte mit sanfter Stimme: Mein Herr, öffnen Sie in Gotttes Namen die Augen. Blicken Sie um sich. Die Personen, die Ihnen Schrecken verursachten, sind weggegangen, und sollen, ich bürge Ihnen mit meiner Ehre dafür, nicht eher wiederkommen, bis Sie selbst nach ihnen verlangen. Niemand ist bei Ihnen, als ich. Fassen Sie Muth und Vertrauen zu mir. Vielleicht ist es mir beschieden, Ihnen die so lange und schmerzlich vermißte Ruhe der Seele zurückzugeben.

Die sanfte Stimme und der Inhalt ihrer Worte sollten ihren Einfluß auf den Greis nicht verfehlen. Er erhob sich in seinem Sessel, öffnete, anfangs mißtrauisch, dann beherzter, die Augen, und blickte noch einmal vorsichtig und ängstlich nach allen Seiten. Als er aber wirklich Niemand, als den Magister, gewahrte, kehrte allmählig sein Muth zurück, und er schien auf das Uebrige gefaßt.

Der Magister holte sich einen Stuhl herbei, und setzte sich nahe zu dem Alten hin. Mein Herr begann er ernst und mild. Ihr Leben zählt einige dunkle Stellen, die, wie ein im Gespensterrufe stehender finsterer Ort, seit Jahren Ihr geistiges Auge beirren und schrecken. Der Zufall, oder, um alles überflüssig Räthselhafte zu vermeiden, einige Zeitungsblätter, gaben mir ein schwaches Licht an die Hand, das jedoch für mich deutlicher wurde, da eine Person, in deren Schicksale das Ihrige gleichsam seinen Abschluß, seine Lösung sucht, und bisher nicht finden konnte, mir zufällig sehr nahe steht. Wenn Sie es über sich gewinnen, meine Fragen mit Offenheit zu beantworten, so glaube ich mit Zuversicht, Ihnen Trost und Beruhigung spenden, den verworrenen Knäuel Ihres Lebens entwirren zu können.

Ja, so spricht ein Mensch! sagte der Alte, schon einigermaßen ermuthigt. Gott, Du gehörst nicht zu jenen Larven und Gespenstern, die mich überall verfolgen, und die Du erst vor wenigen Minuten ihr grausames Spiel mit mir treiben sahst? Du bist ein Mensch, mit Fleisch und warmen Blute, keine Leiche mit den verglas'ten, wahnsinnigen Augen, wie die Andern; Dir will ich auch Antwort geben auf Alles, was Du mich fragst. Wozu hälfe auch jetzt noch das Läugnen! Die Gespenster haben mir den Vertrag entrissen, der mir mein böses Gewissen abgenommen hatte. Ich habe es zurücknehmen müssen, und für mich ist also keine Gnade mehr, hier wie jenseits. Ich brauche jetzt Nichts mehr zu verhehlen. Frage, was Dir beliebt; ich werde antworten.

Sie waren verheirathet, Sie hatten auch ein Kind! warf der Magister ausholend hin.

Herr! rief der Greis erbleichend, und stand plötzlich in seinem alten französischem Trotze hoch aufgerichtet vor dem Fragenden.

Um Ihrer Beruhigung, um ihres Trostes Willen geschieht diese Frage, setzte der Magister ruhig hinzu.

Meinst Du? sagte der Alte nachdenklich, und nahm langsam wieder Platz in seinem Sessel. Du beginnst freilich mit der schlimmsten Frage, welche, außer von dem ewigen Richter, an mich gethan werden kann. Doch Du gibst vor, es geschehe zu meiner Beruhigung: ich will Dir einstweilen glauben. Wenn ich also Deine Frage bejahe, was dann?

Dann, Herr Hauptmann, würde ich Sie ersuchen, mir genau anzugeben, wie und auf welche Weise Sie jene Verhältniße eingingen? Ich wiederhole Ihnen, daß nur bei vollkommen aufrichtiger und rückhaltloser Mittheilung von Ihrer Seite ich mein Versprechen, Ihnen Trost und Ruhe zurückzugeben, Sie mit sich selbst auszusöhnen, wirklich erfüllen kann, daß aber Sie selbst mich der Mittel dazu berauben, wenn Sie, aus welchem Grunde es auch immer sein mag, mich täuschen oder unbefriedigt lassen.

Der Alte besann sich noch eine Weile, und wurde, wie der Magister recht wohl wahrnehmen konnte, von jenem Argwohne bestürmt, welcher dem Alter sowohl, als der Geisteszerrüttung eigen zu sein pflegt, über ihn also, der beiden Einflüssen erlag, doppelte Macht ausüben mußte. Allmählig jedoch schien sein Mißtrauen nachzulassen. — Nun gut, ich will's mit Dir versuchen, will Dir erzählen, was Du wissen willst, sagte er. Aber sei versichert, es kostet mich viel, es kommt mir schwer, sehr schwer an.

Sieh' es war in den Kriegsjahren, in den schönen Zeiten, wo uns Soldaten die Welt gehörte, die seitdem friedlich geworden ist, und sich von uns los gesagt hat. Ich war ein junges, wildes Blut, als wir Franzosen, hungrig und schlecht bewaffnet, aber von allen Dämonen der Kriegswuth besessen, uns zuerst über den Rhein ergossen, ein treues Abbild jener wahnsinnswilden republikanischen Banden, gegen welche der Tod seine Schrecknisse verloren hatte. Unter Dumonriez focht ich bei Jemappes; bei Aldenhofen, wo die Oesterreicher uns abscheulich zusammenhieben, spaltete mir ein Schwadronenhieb den Schädel. Ich weiß nicht, wer mir diese Gefälligkeit erzeigte, aber so viel ist gewiß, daß der Mann eine musterhafte Klinge führte. Hundert brave Kerle wären an der Hälfte eines solchen Hiebes gestorben; aber ich hatte damals das zähe Leben eines Regenwurmes; ich glaube, man hätte mich ebenfalls in Stücke schneiden können, und ich wäre wieder zusammengewachsen. Ich wurde schnell genug hergestellt, und der Spaß schadete mir nicht mehr, als daß ich von Zeit zu Zeit an einer kleinen Gedankenschwäche laborirte. Nun, das war eben kein Nachtheil; ich wollte, der österreichische Reitersäbel, der mich bei Aldenhofen skalpirte, hätte die paar Gedanken, die mir übrig geblieben sind, vollends herausgehauen; sie spielen mir oft arg genug mit. Zum Lohn für meine, bei jeder Gelegenheit bewiesene, Tollkühnheit, machte mich die Republik zum Offizier. Unter Pichegru marschirte ich zum zweiten Male in die Niederlande ein. Das war ein ganzer Mann dieser Pichegru. Ich habe ihn noch immer vor Augen, mit seinem etwas verwendeten Kopfe und seinem strategisch lauernden Blicke. So schlug ich mich abwechselnd herum in Deutschland, Italien und den Niederlanden, und endlich schleuderte mich der Sturm der Begebenheiten nach Helvetien, zu den Truppen Massenas, dessen List und Kühnheit dort dem Siegeslaufe der Russen ein Ziel setzte. Ich hatte bisher eigentlich nicht so recht gewußt,

weswegen ich auf der Welt sei; außer im Fechten und Rekruteneinüben, hatte ich mich noch in Nichts versucht. Einige Kameraden und später sogar eine junge Wittwe und ein altes Fräulein hatten mich zuerst darauf aufmerksam gemacht, daß ich ein hübscher junger Bursch sei. Aus Neugierde sah ich in den Spiegel; es kam mir selbst vor, als ob sie recht hätten, aber ich vergaß das immer wieder schnell. Sieh', Kamerad — Du mußt mir schon verzeihen, daß ich Dich Kamerad nenne, es ist das eine Gewohnheit aus den alten schönen Kriegszeiten her — bis — dahin weis ich von gar keiner mürben Stelle in meinem Leben. Ich schlug mich herum als ein braver Soldat; verspritzte auf der großen Schlachtbank der Völker freudig mein und fremdes Blut, ohne die Tropfen nachzuzählen. Als wir Korsakow mit seinen Russen über den Rhein zurückgeworfen und als Sieger in Zürch einzogen, ging mein böser Stern auf. Ich kam als Einquartierung in ein schweizerisches Patrizierhaus. Der Herr der Familie, obgleich den Franzosen streng abgeneigt, ließ mich dennoch auf's Beste behandeln. Ein Streifschuß war mit einer meiner Rippen in unfreundschaftliche Berührung gekommen; ich betrat also das Haus als ein Verwundeter, und fand dort eifrige Pflege. Man weis, daß sich auf Erden keine dankbarere Rolle denken läßt, als die eines hübschen jungen verwundeten Offiziers in einem Hause, wo es Töchter gibt. Das war nun hier der Fall, und ich also trefflich aufgehoben. Es waren zwei Schwestern, Lucie und Betty, Beide schön, einander sprechend ähnlich, und Beide gut, wenn auch sonst ziemlich verschieden. Die muthwillige Betty sprang scheu und freiheitslustig, wie eine junge Gazelle, in der Welt herum. Dem Mädchen waren noch gar keine ernsthaften Gedanken beizubringen. Ich hatte einige Male versuchsweise — weil ich glaubte, daß dieß bei einem jungen französischen Offizier so sein müsse — ihr kleine Liebesanträge gemacht, und so gleichsam das Terrain ausgekundschaftet. Aber das muthwillige Mädchen lachte mir geradezu in's Gesicht, als ich es mit der Schwärmerei versuchen wollte. Das verdroß mich anfänglich; nachher aber mußte ich selbst mitlachen und hob die Belagerung auf. Was war natürlicher, als daß ich mein Glück sofort bei der um ein Jahr älteren Schwester, nämlich bei der achtzehnjährigen Lucie, versuchte. Im Grunde konnte es mir ganz gleich sein, welche von den beiden Schwestern mir beschert sei. Eine war so schön wie die andere; obendrein sahen sie einander sprechend ähnlich, nur daß Betty schelmisch und muthwillig, Lucie zart, naiv und empfindsam war, über diesen kleinen Abstand setzte sich meine Soldatenphilosophie glücklich hinaus. Gleich anfangs merkte ich, daß bei Lucien mir ein entscheidenderer Sieg winke, als bei dem kleinen Wildfang Betty, und diese Wahrnehmung ließ mir Lucien sofort auch weit schöner erscheinen, als ihre Schwester. Und wahrlich, Lucie war auch schön. Ihr sanftes, etwas umschleiertes und klagendes Auge — — Ich habe nur einmal ein solches Auge wiedergesehen, und zwar an jenem Menschen oder jenem Gespenste, das mich verfolgt und quält und das mir vor wenigen Minuten mein böses Gewissen aufdrang. Sage mir war das wirklich ein Mensch?

Der Magister lächelte. Verlassen Sie sich darauf, sagte er, das war jene echte wunderliche Mischung von Staub und Geist, welche wir Mensch nennen, und die wir Beide ebenfalls sind. Uebrigens, hoffe ich, sollen Sie sich mit diesem Gespenste noch recht gut vertragen lernen.

Nein, nein, ich mag es nicht näher kennen lernen, fiel der Alte ablehnend ein, obgleich die durch Zusicherung des Magisters etwas beruhigt. Ich will glauben, daß es ein

Mensch war, weil Du es sagst, und weil ich Dir traue. Aber Du wirst ehrlich genug sein, mir nicht vorspiegeln zu wollen, daß auch jenes Weib, das ich vorhin hier sah, oder zu sehen meinte, kein Gespenst gewesen sei.

Sie werden dennoch den Geistern den Abschied geben müssen, lieber Hauptmann scherzte der Magister gegen seine Gewohnheit. Dieses letzte Gespenst war nicht mehr und nicht weniger, als eine schöne liebenswürdige Dame, obendrein eine Braut. So weit bringen es in unsern Tagen die Gespenster nicht mehr. Uebrigens glaube ich den Schlüssel Ihrer übernatürlichen Vermuthungen zu besitzen.

Also auch kein Gespenst? sagte der Alte fast kindisch. Ja, ja, das kommt Alles von dem verdammten Säbelhiebe her. So lange ich jung war, hat mein Gehirn weniger davon verspürt; aber jetzt nimmt mein alter Schädel es plötzlich übel, und seine Gedanken verwirren sich. Nun, da es Menschen, und keine Gespenster sind, so kann man ja von ihnen sprechen. Sieh, ich wollte Dir beschreiben, wie schön Lucie gewesen, und wie sie ausgesehen. Ich kann mir die Mühe ersparen. Du kennst ja wie es scheint, die vermeintliche Dame, die mich so sehr erschreckte. Ganz wie sie, Zug für Zug, sah Lucie aus. Nur die Augen, die Augen waren etwas verschieden. Das andere Gespenst, ich wollte sagen, der junge Mann hat mich mit seinen Augen mehr an Lucie erinnert. Doch ich komme ganz ab von meiner Erzählung. — Also mein erster Angriff versprach Erfolg. Lucie war mir nicht abgeneigt; ja bald kam ich über noch mehr ins Klare. Lucie liebte mich. So weit war eigentlich meine Absicht nicht gegangen. Indeß was war zu thun. Gut war ich dem Mädchen auch, wenn sie gleich die Sache ernster nahm, als ich anfangs gemeint hatte. Das Verhältniß nahm also diejenige Wendung, die vorherzusehen war; es wurde vom Heirathen gesprochen. Freund, Du kannst nicht glauben, was bei einem jungen französischen Lieutenant das Wort „Heirathen“ für einen melancholischen Klang hat. Ich mußte mich wie Demosthenes vor dem Spiegel förmlich auf dieses Wort einüben, um es ohne Mundverzerrung aussprechen zu lernen, und endlich hatte ich die Hauptschwierigkeiten überwunden. Ich sprach allmählig mit einer Art desparater Virtuosität davon, so daß Lucie wirklich glauben mußte, ich brenne vor Sehnsucht zum Heirathen. Nun war aber ein schlimmer Punkt zu beseitigen. Luciens Vater, ein ernster Mann, hatte die wilden Jugendstreiche der französischen Republik, ihren Uebermuth und ihre Grausamkeiten, mit so entschiedenem Widerwillen beobachtet, daß er zu den erklärten Franzosenfeinden gehörte. Zwar war der Mann zu edel, um diese Abneigung dem Einzelnen empfinden zu lassen; indeß seine leibliche Tochter einem Franzosen zu verheirathen, und sie dann mit ihrem Manne gar in dessen Vaterland, dem damaligen Feuerheerd aller Umwälzungen und Gewaltthaten, ziehen zu lassen, dazu würde ihn keine Macht der Erde vermocht haben. Das wußten wir. Gleichwohl mußte ich, durch Luciens Bitten und Thränen bewogen, ihrem Vater unser Anliegen vortragen. Das war ein harter Gang; doch ich liebte Lucien, oder glaubte sie zu lieben, und so hatten sowohl meine Neigung als mein Trotz es zum Ziele gemacht, daß sie mein werden müsse. Wie vorauszusehen, der Vater schlug mir seine Einwilligung rund ab, und als ich dringender sprach, wurde er beinahe beleidigend. Bei Saint Denis, wäre er nicht Luciens Vater gewesen, er hätte von meiner Klinge gewußt. Die Verlegenheit war um so größer, da mein Regiment einige Tage später die Schweiz verlassen sollte. Da galt es schnell zu handeln. Wir ließen uns heimlich trauen, und als bald darauf mein Regiment wirklich

abzog, entfloh meine Frau dem väterlichen Hause, und folgte mir. Eine Zeitlang ging das sehr gut. Ich wurde um meine schöne Frau so allgemein beneidet, daß dies anfangs meiner Eitelkeit schmeichelte. Aber damit reichte ich nicht lange aus. Mein Gemüth war von Natur zu unstät, und das frühzeitige Kriegstreiben hatte es noch unbändiger gemacht. Die Fesseln des Familienlebens wurden mir lästig. Da mich der Kriegsgott noch immer bald hier, bald dorthin warf, so hoffte ich wenigstens in diesem Strudel meine Freiheit zu bewahren. Aber auch dies sollte mir verwehrt sein. Die arme Lucie liebte mich so unermeßlich, daß sie sich freiwillig zu allen Beschwerlichkeiten des Marsches verurtheilte, nur um in meiner Nähe bleiben zu können. Bisweilen rührte es mich, öfter aber noch erzeugte es meinen Unmuth. Ich glaubte mich gebunden und gefesselt, ließ dann an meiner bedauernswürdigen Frau meine böse Laune aus, und nahm endlich selbst ein Aergerniß an ihren stillen Dulden. Bei aller Anlage zum Tyranen, welche die Natur mir gegeben und der Krieg noch stärker ausgebildet hatte, würde ich — dies muß ich zu meiner Entschuldigung sagen — es doch schwerlich so arg getrieben haben, hätte nicht schon damals meine Kopfwunde mir bisweilen zugesetzt, mich menschenfeindlich, unwirsch gemacht, ja, um es frei zu bekennen, mich zu gewissen Zeiten einem vorübergehenden Wahnsinne nahe geführt, der mit den Jahren immer zäher und anhaltender wurde. Lucie wurde Mutter —

Hier sprang der Hauptmann von seinem Sitze auf, und sein Gesicht, das vorher während der Erzählung, namentlich, so oft er dabei auf Kriegs-Ereignisse zu sprechen kam, Spuren französischer Laune gezeigt hatte, wurde plötzlich starr und schreckhaft. Ich kann nicht weiter erzählen, sagte er dumpf.

(Schluß folgt.)

Maritta.

Erzählung aus dem letzten Drittel des 16. Jahrhunderts

von Eduard Ostwald.

Fortsetzung.

Mich so zu hintergehen, grollte Brankowan, als er sich allein sah, mich so schnöde abzuweisen, als sei ich nur ein Spielzeug in der Hand des Falschen gewesen. Darum also mußte ich nach Wien, um mir den Nebenbuhler zu holen, darum galt mein Einfluß auf die Bojaren nur so lange, als er sich nicht allein sicher genug fühlte. — O, ich Thörichter, seufzte er gelassener, nicht allein von ihm, auch von ihr betrogen. Das schmerzt, das brennt! — Aber, ihr habt den Brankowan nicht umsonst beleidigt, setzte er mit flammenden Blicken hinzu. Er wird es quitt machen an dir, trügerischer Fürst, und sollte es mit seinem Herzblute sein.

Bogislavs Eintritt, dem ein junger, kaum dem Kindesalter entwachsener Diener folgte, störte den weitern Ausburch seines Gefühls, und heftig einen gefüllten Becher leerend, den ihm zitternd der junge Diener überreichte, stand er auf und und ging heftig im Zimmer auf und ab.

Plötzlich blieb er stehen, als er wie von ungefähr auf den mit Bogislav gekommenen Jüngling sah, und fragt mit finsterm Tone: Wer ist der Bursche, und wie kommt er hieher.

Es ist meiner Tante Sohn, und mir übergeben, da sie vor Kurzem gestorben, erzählte Bogislav, während der junge Mensch schüchtern sich zurückzog. Ein noch junges Blut, aber gut und getreu. Er hat von mir so viel Gutes von Euch gehört, werther Herr, und will so gern in Euerm Dienste bleiben, daß ich seinen Bitten endlich nachgab, und nun es wage, ihn Euch vorzustellen.

Wie heißt Du, fragte der Bojar, und trat dem Zurückweichenden näher, Steffano, antwortete kaum hörbar der Gefragte, während Brankowan sich an Bogislav wendend, ihm denselben übergab.

Sei mir so treu, wie dieser, sprach sanfter Brankowan, und legte wohlwollend die Hand auf Bogislavs Schulter, und ich werde Dir, wie ihm, ein gnädiger Herr sein.

Vom ganzem Herzen, stammelte verwirrt der Diener, des Bojaren Hand heftig an seine Lippend pressend, und folgte fast schwankend dem sich entfernenden Bogislav.

Betroffen sah ihm Brankowan nach, aber zu mächtig von dem ergriffen, was ihn so schmerzlich verletzend zu Theil geworden, verfiel er bald wieder in düsteres Nachdenken, und immer schwebte Euphrosinens Bild vor des Gekränkten Seele. Ein milder Schlummer verbannte die quälenden Gedanken, und als das Frühroth durch die hohen Bogenfenster des Saales blinkte, erwachte Brankowan plötzlich wie aus einem bösen Traume. —

Also doch, rief er schmerzlich, als er sich in seiner Burg sah. Also kein böser Traum, nun denn wohlan, wir wollen sehen, Fürst Michael, wer von uns Beiden sich getäuscht.

Da schmetterten unweit der Burg die Kriegstrompeten, und auch im Hofraum wurde es lebendiger. Rosse wieherten, Waffen klirrten, und bald hielt in dichten Reihen ein starker Haufe gewaffneter Reiter, die Ankunft ihres Herrn erwartend, der jetzt von Bogislav und Steffano begleitet erschien, und eben sich auf sein Roß zu schwingen im Begriffe war, als er sah, wie fast zaghaft Steffano von Bogislav unterstützt sich im Sattel fest zu setzen suchte.

Was will der Knabe unter den Kriegern, fragte er mit hartem Tone den Leibdiener.

O laßt mich mit, bat Steffano, mit zitternder Stimme, und setzte ruhiger scheinend hinzu: Ich möchte Euch gern zur Seite sein?

Mit spöttischem Lächeln blickten die bärtigen Wallachen auf den knabenhaften Reiter, und verlegen suchte Steffano den forschenden Blicken des Bojaren auszuweichen, der durch des jungen Dieners Zudringlichkeit aufmerksamer gemacht, ihn beobachtete.

Wenn Du es auszuhalten glaubst, so sei Dir es gestattet, sprach der Bojar, indem er halb verwundert halb ernst sich von dem Verlegenen wandte, gab seinem Rosse die Sporen, und bald jagte der Trupp über die waldigen Höhen der Gegend von Giurgewa zu, wo die Geschwader der Bojaren auf des Hospodars Befehl sich vereinigten.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

In einer vor kurzer Zeit in Amsterdam stattgefundenen Vorstellung der Oper: „Der Nordstern,“ wurde der Frau v. Marra ein prachtvolles Bouquet in ihre Garderobe geschickt, welches dieselbe wegen des starken Geruchs bei Seite legen mußte. Als darnach Frau v. Marra die Bühne betrat, fühlte sie sich wie betäubt, bekam später Schwindelanfälle in ihrer Garderobe und am Schlusse der Oper folgte eine Ohnmacht der andern, welche sich erst nach heftigem Erbrechen wieder endigten. Da nun einer andern, welche sich gleichzeitig bei Frau von Marra in der Garderobe befand dieselben Zufälle ankamen, so ließ man das Bouquet untersuchen, und es fand sich nach Aussage von fünf Chemikern, daß dasselbe vergiftet war. Als Grund dieses Vergiftungsversuches vermuthet man Neid, nicht auf Moritz von Sachsen, wie bei Adriene Lecouvreur, sondern wegen der dort noch nie erhörten Gunst des Publikums, deren sich die gefeierte und liebenswürdige Maria v. Marra zu erfreuen hat.

Antritts-Compliment

des politischen Kannengießers und Konfuszionsraths Schnutzel.

Ich bitte Sie mir zu verzeihen, daß ich es wage, mir zu erlauben, daß ich mir die Freiheit nehme, Sie zu fragen, ob Sie die Gewogenheit haben wollen, mir zu vergönnen, daß ich mich untersteh, Sie zu ersuchen, mir das Glück zu gewähren, daß ich mich Ihnen nahen darf, um Ihnen zu sagen, daß ich nichts sehnlicheres wünsche als im Stande zu sein, Ihnen zu zeigen, wie sehr es mich freut, daß das Schicksal mir günstig ist, den Augenblick herbeizuführen, der mir das Vergnügen zu Theil werden läßt Sie zu versichern daß es mir unmöglich ist durch Worte die Gefühle auszudrücken, die mein Herz bei den Gedanken ergreift, daß Ihre Güte mich berechtigt die Hoffnung zu hegen, daß sie überzeugt sind, wie sehr ich es empfinde, welch ein Vorzug es ist, daß ich die Ehre habe Ihr ergebenster Diener zu sein.

Die beste Toleranz.

In Prag hört man in Restaurationen oft den Marqueur zurufen: „Eine Portion Toleranz!“ Der Kellner bringt darauf fein geriebenen Käse und gehackten Schnittlauch. Dieß, auf Butterbrod gelegt, wird als Toleranz genossen, und so haben denn schon Viele derartige Toleranz im Magen.

Die Französischen Blätter berichteten einst von einem Toast, welchen der General Pelissier in Afrika ausbrachte und in welchem er sagte: „Wenn ich die Orient-Armee befehligte, würde Sebastopol bald unser sein!“

Ich zweifele keineswegs daran, daß man Sebastopol nehmen kann; aber ich weiß aus eigener Erfahrung, daß man es mit einem Toast **nicht so leicht nehmen** kann.

Charles Napier, pensionirter Einnehmer von Kronstadt.

(Kladderadatsch.)

Müller. Schulze, wenn hältst du vor bedeutender: Canrobert oder Pelissier?

Schulze. Cavaignac

Müller. So? Na ich Changarnier.

(Kladderad.)

Druck und Verlag von J. F. Rietsch. Verantwortlicher Redakteur: J. F. Rietsch.

Nro. 23. **I. Jahrg.**

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt.)

Sonntag den 10. Juni 1855.

Die Gewissensübernahme.

Novelle von Dr. Hermann Meynert.

Schluß.

Ruhig, Hauptmann! bat der Magister. Ich sagte Ihnen, daß ich hoffen dürfe, Ihnen Trost, Beruhigung, Versöhnung mit sich selbst, zu bringen. Diese Hoffnung hat sich mir im Laufe Ihrer Erzählung beinahe schon jetzt zur Gewißheit gesteigert. Erzählen Sie muthig zu Ende, Herr Hauptmann!

Ich will's versuchen, versetzte der Alte, dessen krankhaft aus dem Gleichgewichte gebrachter Geist unaufhörlich zwischen den Extremen stumpfer Ruhe und stürmischer Erregung schwankte.

Lucie wurde Mutter. Es war ein schöner Knabe, mit dem sie mich beschenkte; er hatte ganz die Augen seiner Mutter. Das mir vorher unbekannte Gefühl der Vaterlust brachte auf kurze Zeit einiges Licht in mein verdüstertes Gemüth. Ich spielte mit dem Kinde, ich herzte es, und so erschöpfte ich dieses Vergnügen so lange, bis es, bei meinem ewig unstäten Wesen, mir ebenfalls keine Zerstreuung mehr gewährte. Da kehrte meine böse Stimmung mit verdoppelter Macht zurück. Lucie hatte bei mir immer schlimmere Tage zu ertragen. Ihr zarter, durch die Folgen einer schweren Entbindung geschwächter Körper, welkte unter den verheerenden Einflüssen stillen Grames mehr und mehr dahin. Gerührt über ihren Zustand, nahm ich mir bisweilen vor, sie milder und liebevoller zu behandeln; aber mein wildes Temperament, mein einmal erregter Unmuth und meine eigene krankhafte Seelenstimmung, ließen mich jene besseren Vorsätze selten zur Ausführung bringen. Wir wendeten uns mit der Armee nach dem Rhein hin. Lucie war sehr erschöpft. Ich drang in sie, ruhig zurück zu bleiben, bis sie sich wieder erholt haben würde. Umsonst, sie war durch Nichts zu bewegen, mich zu verlassen. Unwillig gestattete ich ihr endlich, mich begleiten zu dürfen. Was ich befürchtet, ereignete sich wirklich. Während des Marsches erkrankte Lucie so heftig, daß sie selbst die Unmöglichkeit einsah, mir weiter

zu folgen. Meine Lage war verzweiflungsvoll. Mich selbst trieben die militärischen Ereignisse unaufhaltsam vorwärts; Nichts, selbst nicht die heiligsten Pflichten, durften, meiner Meinung nach, in dem entscheidenden Momente, mich dem eisernen Gebote des Kriegsdienstes entziehen. Fort mußte ich, in Schlachten und Gefahren, vielleicht in den Tod, und zurücklassen mußt' ich, mitten auf der Heerstraße, mein sterbendes Weib und mein Kind, von welchem Lucie sich nicht trennen wollte. Weit und breit war die Straße verödet und ausgeplündert. Der Zufall zeigte uns ein noch wohlerhaltenes Haus, ziemlich nahe am Wege; die Bewohner waren geflüchtet, ich nahm es also in Beschlag, und ließ, nachdem ich vom Obersten mir die Erlaubniß dazu erbeten, vier Soldaten bei Lucien zurück, theils um sie zu beschützen, theils um sich nach Leuten und nach zweckmäßiger Pflege für sie umzusehen, und, falls Lucie dennoch genesen sollte, sie dann mir sicher nachzuführen. Ich begreife jetzt, als alter Mann, meinen fluchwürdigen Leichtsinn nicht, wie ich ein Weib, das ich selbst als eine Sterbende erkannte, mit meinem Kinde mitten auf dem Kriegsschauplatze, lediglich unter der Obhut verwildeter Soldaten, zurücklassen konnte. Ich hätte um jede Gefahr bei ihr bleiben, mich eher niederschießen lassen, als von ihr weichen sollen. Aber theils war es — warum soll ich meine Schlechtigkeit beschönigen? — jener unaustilgbare, tolle Freiheitsdrang, der mich von der Seite einer todtkranken Gattin wegriß, theils wilde Kampflust und Ruhmsucht. Ich wollte durchaus keine Affaire versäumen, weil ich, damals noch immer blos Lieutenant, mit aller Macht auf eine Hauptmannsstelle Jagd machte, die ich auch wirklich bald darauf um diesen ungeheuern Preis erkaufte. Ich gab Weib und Kind preis um ein paar Epauletten. In meinem verdammten Leichtsinne war ich nicht einmal bedacht gewesen, zu Luciens und des Kindes Schutze solche Soldaten auszuwählen, welche besondere Proben der Treue oder Anhänglichkeit an meine Person gegeben hätten. Ich Unglücklicher ließ es mir gar nicht einfallen, daß es auch im Soldatenstande, wie überall, ehrlose Buben geben könne. Ich hatte eine schlechte Wahl getroffen. Die vier Soldaten, welche sich freiwillig mir antrugen, bei meiner Frau und meinem Kinde zurückzubleiben, waren, was ich freilich nicht wußte, verwilderte Bösewichter, welche diese Gelegenheit begierig ergriffen, um sich der militärischen Ordnung zu entziehen. Sie hatten, nachdem ich und mein Regiment ihnen aus dem Gesichte verschwunden waren, nichts Eiligeres zu thun, als meine Frau des Geldes und der Kostbarkeiten zu berauben, die ich ihr für ihre Bedürfnisse übergeben, hielten sie eingesperrt, um von ihr nicht verrathen zu werden, und als Lucie, auf deren schnellen Tod sie gebaut hatten, ihnen doch noch zu lange lebte, steckten sie das Haus in Brand, die bequemste Art, sich jeder drohenden Zeugenschaft zu entledigen. Nach den einigen Aeußerungen jener Elenden, die später als Marodeurs aufgegriffen und von uns hingerichtet wurden, hatte Lucie, die bereits vorher in den letzten Todeszügen lag, das allmählige Verbrennen des Hauses unmöglich mehr erleben können, sondern war, allem Vermuthen nach, durch den Tod der Krankheit dem der Flammen entgangen.

Die Bösewichter hatten durch diese Brandlegung, die sie im schlimmsten Falle auf Rechnung Anderer zu schreiben hofften, zugleich ihren Raub an den Kostbarkeiten meiner Frau bemänteln wollen. Aber mein Kind, mein unglückliches Kind war verbrannt; denn die Unmenschen hatten, um Luciens Entfliehen zu hindern, das Haus verrammelt. Nach ihrer verruchten Meinung war das der Mutter beraubte, von aller Pflege abgeschnittene Kind, ohnedies eine sichere Beute des Todes, und sie hielten es beinahe für ein Verdienst

es recht bald der Mutter nachzusenden. Und so kam mein Kind rettungslos in den Flammen um. Vergebens letzte sich mein wüthender Schmerz an dem qualvollen Tode der Elenden, die mir meinen Sohn geschlachtet hatten. Allmählig lernte ich einsehen, daß ich selbst der Mörder meines Kindes gewesen sei, indem ich es hilflos in der Willkühr fremder Bösewichter, bei einer sterbenden Mutter zurückgelassen hatte. Dieser marternde Gedanke bildete sich in meinem kranken Hirne immer mehr zur fixen Idee aus. Den Tod des Knaben, den ich mir als Folge einer Unterlassungssünde beizumessen hatte, rechnete ich mir zuletzt als wirkliche That an; ich nannte mich unbedingt den Mörder meines Kindes. Diese Vorstellung befestigte meinen keimenden Wahnsinn, so wie umgekehrt mein Wahnsinn diese Vorstellung. Ich suchte wiederholt den Tod in mancher Schlacht; er floh mich. Als der glänzende Komet, dessen wirrer Bahn gehorsam eine halbe Welt nachfolgte, sich gegen Rußlands Eisgefilde niedersenkte, um dort zu erlöschen, trug ich mein Schwert und meine Verzweiflung mit hinüber auf jenes große, eisbedeckte Grab. Nicht der Zorn der Witterung, nicht die Kugeln der Moskowiter, noch die Lanzen der Kosaken fanden den Weg zu einem Herzen, das alle Qual des Lebens umfaßte. Selbst die entsetzliche Berezinabrücke trug mich getreulich durch die tausendfachen Hinterhalte des lauernden Todes, dem mein blutiger Degen tüchtig in die Hände arbeitete. Meine Tapferkeit wurde bewundert, aber selbst meine Kameraden hegten eine unheimliche Scheu vor dem wahnsinnigen Würger. Ehe noch das Weltgeschick auf den nimmersatten Eroberer in der Leipziger Völkerschlacht den furchtbar lähmenden Pfeil abdrückte, wurde ich nach der Niederelbe hingetrieben. Mit Eckmühl und Vandamme rückte ich in Hamburg ein, das wir auch noch dann in unserem Besitze hielten, als unsere Adler aus dem übrigen Deutschland verscheucht waren, und es erst nach Beendigung des Kriegs in Frankreich verließen. Meine Seelenkrankheit hatte damals ihren höchsten Grad erreicht, und in diesem Zustande gerieth ich auf die irrsinnige Vorstellung, mein böses Gewissen an einen Anderen abzutreten. Aber um einen Menschen zur Uebernahme dieser Bürde zu vermögen, bedurfte es, wie ich mir einbildete, reicher Entschädigung; die Seelenlast mußte durch Gold aufgewogen werden. Woher dies nehmen? Ich war arm. Zu stolz, um Beute zu suchen, hatte ich das Wenige, was der Zufall an Geld und Gut mir aufdrang, leichtfertig und freigebig verschleudert. Frankreich war gedemüthigt; die Welt, die wir zwanzig Jahre lang ausgebeutet, hatte ihre Truhe für uns geschlossen, es gab keine Schätze mehr zu gewinnen. Da faßte ich einen Entschluß, der meinem Wahnsinne ganz angemessen war. Ich nahm mir vor, den Frieden, den die kampfermüdeten Völker unter einander geschlossen, für meine Person zu ignoriren und den Krieg auf eigene Faust fortzusetzen. Es wurde mir nicht schwer, mich mit einigen beutegierigen Soldaten darüber zu verständigen, und gern schlossen sie, der eingetretenen Waffenruhe unlustig, sich meinem Unternehmen an. Als unsere Truppen aus Hamburg abzogen, wußten wir getroffener Verabredung gemäß, uns von dem Hauptkorps unbemerkt zu entfernen, warfen uns in die Schluchten des Harzgebirges, und beschlossen von dort aus, mehr noch aus Liebe zur Sache, als aus Habgier, den kleinen Krieg fortzusetzen. Wir wählten diesen militärischen Namen, um uns selbst nicht daran zu erinnern, daß wir Marodeurs geworden, und Räuber zu werden im Begriffe standen. Indeß der Zufall wollte nicht, daß wir dieses schreckliche Handwerk zur eigentlichen Ausführung bringen sollten; denn bei dem ersten Anfalle, den wir unternahmen, wurde durch Umstände, die Du vielleicht besser kennst, als ich, jener junge Mann mit den, für mich so verhängnißvollen Augen, bewogen, mir mein Ge-

wissen abzunehmen. Als ich diese fixe Idee glücklich in's Werk gesetzt sah, hatte ich keine Lust mehr, unsern beabsichtigten kleinen Krieg fortzusetzen. Ich entließ meine Leute. Was aus ihnen geworden, weis ich nicht. Möglich, daß sie eine Zeit lang in den Harzgegenden Räubereien getrieben. Was mich anlangt, so kann ich mein Wort darauf geben, daß ich mit dem Wenigen, was mir geblieben, mich kümmerlich, aber ziemlich ruhig nährte. Ich glaubte, kraft jenes mit dem fremden Manne abgeschlossenen Gewissensvertrages, meiner Verantwortlichkeit für den gräßlichen Tod meines Kindes ledig zu sein. Leider war das eine Beruhigung, die nur der Wahnsinn gewähren konnte. Doch wünschte ich immer sehnlicher, für mein Vergehen zeitliche Strafe zu erleiden. Ich Narr dachte, das ließe sich ganz in der Eile abmachen, und man brauchte nur zu den Gerichten zu gehen, und sich eines Mordes anzuklagen, um sich dann sofort den Kopf abschlagen zu lassen. Aber die Leute gingen scrupuleuser zu Werke; ich sollte ihnen sagen, wie ich es angefangen, und auf welche Art ich den vorgeblichen Mord bewerkstelligt. Das mochte und konnte ich nicht. Und so begnügte man sich, mich als einen Wahnsinnigen einzusperren, und weiteren Aufklärungen durch den Zufall geduldig entgegenzuharren. Ich meines Theils hätte endlich nichts zu versäumen gehabt. Daß aber mein böses Schicksal mir jenen Mann mit den Augen, die ich nicht ertragen kann, wieder herführt, mir den Vertrag entreißt, der mir die Last des Lebens und des Bewußtseins einigermaßen erträglich machte, das ist hart!

Er schwieg und sah finster zu Boden; seine Stirn umwölkte die Nacht der völligen Hoffnungslosigkeit.

Dieser Verlust darf Sie nicht kränken, sagte der Magister. Sie sollen Ihren Vertrag zurück haben; wenn sie seiner überhaupt noch bedürfen. Wie aber, wenn das Alles unnöthig wäre, wenn Ihr Kind, dessen Tod Sie verschuldet zu haben glauben, gerettet wäre, Ihnen in wenigen Augenblicken unverletzt und lebend vor die Augen träte?

Der Hauptmann sprang von seinem Sessel auf und maß den Magister mit großen Augen. Du lügst! sagte er dann, nicht vermögend, den flüchtigen Eindruck einer so entfernten und zweifelhaften Hoffnung festzuhalten.

Der Magister aber eilte hinaus aus dem Gemache, holte den, in der Nähe ungeduldig harrenden Edwin herbei, den Cölestine schon auf diesen Moment vorbereitet hatte, und drängte ihn mit den Worten: Hier Ihr Sohn, Hauptmann! in des Alten Arme.

Sprachlos duldete der Greis Edwins stürmische Umarmungen, und blickte ihm halb mißtrauisch, halb hoffnungsvoll in die Augen, während sein Ohr gierig die, Edwins Rettung betreffenden Mittheilungen des Magisters verschlang. Da wichen endlich seine letzten Zweifel. Ja, Du bist mein Sohn. Diese Augen lügen nicht; es sind ja die Augen meiner Lucie. Du bist nicht in den Flammen umgekommen, und wenn ich gefehlt, so habe ich durch die Vorstellung eines größeren Vergehens, als ich wirklich beging, durch mein mit Gewissensangst und Reue erfülltes Leben hoffentlich dafür gebüßt.

Und nun erwachte in dem gedrückten Greise schnell wieder der lebhafte Franzose und Kriegsmann. Er spielte und tändelte, wie ein Kind, mit dem wiedergefundenen Sohne. — Aber, sagt mir, begann er nach einer Weile: wer ist denn jene schöne Frau, die mich so sehr erschreckte, weil in ihr die Natur, eine zweite Lucie erschaffen zu haben scheint? Er blickte die eben eintretende Cölestine etwas befangen und ängstlich an.

Der Magister lächelte. Weil denn der junge Lieutenant Giron mit der muthwilligen Betty es nicht wagen wollte; versetzte er, so mußte diese sich wohl nach einem andern,

getreuern Liebhaber umsehen. Ein solcher fand sich auch. Die hübsche Betty wurde Gattin eines tüchtigen Kaufmanns, den sie mit einem Töchterchen beschenkte, das der, leider nun auch dahingeschiedenen Mutter wie aus den Augen geschnitten war. Diese Dame hier, vor welcher noch kein Mann bisher erschrack, als Sie, ist also — —

Bettys Tochter! rief der Alte, jetzt mit einem Male im Klaren. Doch hatte ihn der Sturm so vieler Ueberraschungen erschüttert, und wie auch der trotzige Soldatenrumpf sich stemmte, die alten Beine versagten ihren Dienst; er mußte sich setzen.

Eine Pause erfolgte. Der Magister unterbrach sie zuerst. Ja, meine Kinder, sagte er feierlich: erkennt in diesem spät, aber vollständig gelösten Räthsel, den wunderbar verschlungenen Gang der Geschicke, ja der Natur selbst. Durch dunkle Sympathien, äußerliche Aehnlichkeiten und Zufälle näherte sie Euch Eines dem Andern; wechselnd zu einander geheimnißvoll hingezogen, bald eben so geheimnißvoll von einander abgestoßen, müßt Ihr endlich Euch dennoch dauernd finden, Euch in den erhabenen Räthseln des Schicksals wieder erkennen. Der Vater, in dem quälenden Wahne, den Tod seines Sohnes veranlaßt zu haben, rettet diesen Sohn aus einer Gefahr, ohne es zu ahnen, ladet das Bewußtsein seiner eingebildeten Schuld Dem auf, an welchem er die Schuld begangen zu haben meint. Wahlverwandschaft, vom Blute auf die Seele übergetragen, läßt auch jene vermeinte Schuld des Vaters auf den Sohn übergehen; dieser mißt sich bei, was jener gefrevelt zu haben glaubt, klagt, unschuldiger noch, als der Vater, in seltsamer Geistesverwirrung sich der Theilnahme an dem Tode eines Kindes an, das er endlich selbst ist, kurz Vater und Sohn umkreisen sich, wie zwei Irrsterne, in ihren Ideen, nähern in dunklen Wahnbildern sich einander geistig, noch lange ehe sie sich erkannt haben und körperlich sich finden.

Die Thür öffnete sich noch einmal. Der kleine Alfred sprang in das Gemach. Man hatte ihm das damalige Benehmen Edwins als einen Scherz geschildert, und seine kindische Leichtgläubigkeit ließ sich dieß leicht einreden. Unbefangen hüpfte er zu Edwin und zu dem Alten hin. Dieser betrachtete ihn mit neuem Staunen, denn nach seiner Versicherung sah der Knabe ganz so aus, wie Edwin als Kind ausgesehen, und der Letztere fand darin eine neue Bestätigung zu der eben angedeuteten Wahlverwandtschaftstheorie des Magisters. Alfreds Anblick hatte Edwin erschrickt, weil der Knabe der Erscheinung des Kindes in Edwins Fieberträumen glich, und diese Erscheinung war sonach Edwin selbst gewesen; wie er den wirklich mit jenem Kinde, dessen vermeintlicher Tod jene dunklen Spukgestalten des Gewissens und der Reue in's Leben gerufen hatte, eine und dieselbe Person war.

Wie es zur Lösung dieser wunderlichen Schicksals- und Seelenfragen gekommen, hat der Leser so ziemlich Schritt für Schritt verfolgen können. Die Mittheilungen der Zeitungsblätter, verglichen mit dem, was sie schon wußten, und andere zusammentreffende, wie z. B. das Wesen der verhängnißvollen Schreibfeder u. s, w. hatten Cölestinen und den Magister den wahren Stand der Dinge so ziemlich durchblicken lassen, noch ehe des Hauptmanns Mittheilungen die volle Bestätigung gaben. Das Vermissen desjenigen Zeitungsblattes, welches Edwin mitgenommen, und dessen Angaben ihn hieher geführt, gaben ihnen auf der Stelle die richtige Spur an, wohin Edwin geflohen, und da Letzterer nicht gleich am Tage seiner Ankunft zu dem Hauptmann gelangen konnte, so gewannen sie Zeit, ihn einzuholen und ihn noch im rechten Augenblicke zu finden.

Der Hauptmann, mit seinem Gewissen versöhnt, genoß nur kurze Zeit das ihm aufgesparte Glück. Sein zäher Körper hatte dem inneren und äußeren Drucke Stand gehalten, der Ruhe erlag er. Er starb nach wenigen Wochen in den Armen seines Sohnes. Edwin war völlig genesen, und nach vollendetem Trauerjahre trat er mit Cölestinen vor den Altar, da der Grad ihrer Verwandtschaft als Geschwisterkinder in dem Lande, welches sie bewohnten, einer Dispension keine Schwierigkeiten entgegenstellte. Alfred fand in dem Manne, der in einem bösen Augenblicke ihn so ernsthaft erschreckt und bedroht hatte, einen zärtlichen und sorgsamen Vater.

Maritta.

Erzählung aus dem letzten Drittel des 16. Jahrhunderts

von Eduard Gottwald.

Fortsetzung.

Eine finstere drohende Stimmung herrschte unter den Bojaren, welche schon in bedeutender Anzahl mit ihren Lehnsmännern und Knechten sich nach des Fürsten Aufruf bei Giurgewa versammelt hatten, als Brankowan mit seinen Leuten dort ankam. — In einem großen mit Fahnen und Waffen verzierten Gezelte, welches zum Hauptversammlungsort diente, saßen, fleißig den Bechern zusprechend, die bedeutendsten der Bojaren, und Brankowan war nicht wenig erstaunt, als er kaum in dasselbe getreten, auch schon mit Fragen bestürmt wurde, ob er noch nichts von der Verrätherei des Hospodar vernommen. Befrembet verneinte Brankowan die an ihn gerichteten Fragen, und ließ sich in dem Kreis der Uebrigen nieder.

Nun so höre! rief einer der Jüngeren Bojaren, und leerte einen gefüllten Becher, indem er denselben heftig auf den Tisch stieß. Ohne uns weitern Aufschluß über seine Art und Weise zu geben, in welcher er die Verhandlung mit Oesterreich und dem Sultan fortsetzt, hat er eine seiner Creaturen nach Wien gesandt, uns bei dem Kaiser als Rebellen zu verschwärzen, während sein Leibdiener Gorgo mit dem Pascha von Widdin unterhandelt, um uns ihnen mit Roß und Mann zu überliefern. Damit er aber, wenn die Sache schlechter gehen sollte, als er vielleicht glaubt, Rückenhalt in Oesterreich finde, vermählte er seine Tochter dem Grafen Palffy.

Nicht möglich, rief Brankowan entrüstet, und sprang heftig auf.

Und doch gewiß mein guter Sobar, entgegnete fast theilnehmend der Bojar. Wir wissen alle, daß Du bis jetzt für seinen künftigen Schwiegersohn gegolten, aber seit der letzten Bojarenversammlung warst Du schon verkauft.

Und seine Tochter, fragte mit verbissenem Grimme Brankowan.

Sie ist ein Opfer seiner Politik, und muß gehorchen, entgegnete der Bojar.

Und wer verbürgt Euch die Wahrheit dieses Gerüchts, fragte Brankowan mit fast versagender Stimme.

Gorgo, sein Vertrauter, erwiederte der Gefragte. — Er wollte nach Braila zum Pascha in Aufträgen seines Herrn. Da er aber so verdächtig um unser Lager schlich, er-

griffen ihn meine Walachen, und brachten ihn gebunden hieher. — Und richtig, der Schurke hatte ein genaues Verzeichniß unserer Streitkräfte und war im Begriff, auf Befehl seines edlen Herrn den Türken Kunde zu bringen, daß es Zeit sei, ins Fürstenthum einzufallen, da fast alle Waffenfähigen durch seinen Befehl hieher berufen wären.

Schändlich, niederträchtig, riefen die versammelten Bojaren, während Brankowan, als würde ihm die Luft zu schwer, mit immer steigenderem Ingrimm auf und nieder schritt.

Wir haben daher dem Hospodar die Gefälligkeit erwiesen, seinen Vertrauten zu hängen, wie es einem Spion zukommt, fuhr der Sprecher fort, und Bassilief, ist bereits auf dem Wege nach Wien, um dem Kaiser einen Beweis von der Treue seiner Vasallen zu überbringen.

Und was seid Ihr entschlossen zu thun, fragte Brankowan, als kämpfe er mit irgend einem Entschluß.

Vereint mit Oestreich die Grenzen unsers Landes zu vertheidigen, riefen die Bojaren.

Sobald wir alle hier versammelt, fügte der Bojar hinzu, verlassen wir das Lager und da General Basta bereits mit einem Heere den Terzburger Paß überschritten, so wird es uns nicht schwer fallen, uns in einigen Tagen mit ihm zu vereinigen. —

Schweigend verließ Brankowan die Versammlung; und als sprenge der gewaltige Schmerz ihm die Brust, so wühlte es krampfhaft in seinem Innern.

Fahre hin, Glaube an Liebe und Treue, stöhnte er gepreßt, und seufzte tief auf. Alles zerstört, alles, alles verloren, rief er, und heftete den starren Blick nach der Gegend von Bucharest. O Euphrosine, wüßtest Du, wie viel ich um Dich leide. Doch nein, sprach er gefaßter. Sie ist unschuldig, sie ist unglücklich gleich mir, aber wehe, Dir Michael, der Du kalt und gefühllos Deinen verbrecherischen Planen zwei Herzen opferst, die liebend für einander schlagen.

So sich dem Ausbruch seiner Gefühle überlassend, war er der Lagerstätte seiner Leute näher gekommen, und unaufmerksam gegen alles um ihn her, bemerkte er nicht, wie Steffano theilnehmend bisher seinen Schritten gefolgt.

Plötzlich blieb er stehen, und sein Blick traf den jungen Diener, der sich verlegen seitwärts wandte. —

Stephano, rief er von einem schnellen Gedanken erfaßt, tritt näher.

Schüchtern nahte sich derselbe, während sanfter und freundlicher der Bojar in das jugendlich schöne Antlitz des Tieferröthenden blickte.

Du scheinst mit besonderer Theilnahme an mich gefesselt, begann Brankowan, indem er freundlich Steffano die Hand reichte, welche dieser betheuernd, an seine Brust drückte. — Obgleich ich mir diese Anhänglichkeit in so kurzer Zeit nicht erklären kann, fuhr Brankowan fort, so thut sie doch meinem Herzen wohl. — Ich werde Dir Gelegenheit geben, auch durch die That zu beweisen, ob ich Deiner Treue versichert sein darf.

Freudig blickte Steffano auf den ihn forschender betrachtenden Herrn, und schlug den Blick fast verschämt zur Erde.

(Schluß folgt.)

Miszellen.

Kladderadatsch enthält folgenden Wochenkalender:

Montag, den 4. Juni.

Unverbürgten Gerüchten zufolge soll ein neuer Vermittelungsvorschlag zur Beilegung des orientalischen Streites aufzutauchen in Wien nicht ohne alle Aussicht sein.

Dienstag, den 5. Juni.

Die in Aussicht stehende Vermittelung stützt sich auf eine angemessene Theilung des streitigen Gebietes unter alle dabei Interessirten.

Mittwoch, den 6. Juni.

Rußland erhält das goldene Horn, den Bosporus, die Dardanellen, das schwarze Meer und Kleinasien und wird so zum Frieden gezwungen.

Donnerstag, den 7. Juni.

England erhält die europäische Türkei mit Ausnahme sämmtlicher Harems. Frankreich erhält die letzteren, sowie Alles, was an Fahnen, Standarten und sonstigen Trophäen erbeutet worden ist. Oesterreich begnügt sich mit dem dauernden Besitz der Donaufürstenthümer.

Freitag, den 8. Juni.

Preußen und Sardinien erhalten — das Zusehen.

Sonnabend, den 9. Juni.

Die Türkei bekommt — den Rest.

Boshafte Antwort.

In der Gegend von Bukarest gingen unlängst zwei Kroaten an einem Felde vorüber, wo ein Bauer säete. Immer säe, Bauersmann, sagte der eine der Kroaten, wenn es reif ist, ist es doch nur für uns bestimmt. Leicht möglich, erwiederte der Landmann, ich säe — Hanf.

Henneberg: Man spricht ja so viel von den Rückantworten Englands und Frankreichs auf die russischen Vorschläge. Was versteht man denn unter Rückantworten?

Schneppe: Nu, das is ne Antwort, die man auf den Rücken kriegt.

Henneberg: Ach so!

Es begab sich vor einigen Wochen, daß eine Bauernmagd eine Kuh in die Stadt Solothurn führen mußte. Die Magd brachte die Kuh an einem Stricke, welchen sie in der rechten Hand festhielt. Es war Sonnenschein. Die Magd, welche mit der Rechten die Kuh am Stricke hielt, trug in der Linken einen seidenen — Sonnenschirm. Ein alter ehrsamer Bürger, welcher den wunderseltsamen Auftritt von seinem Fenster herab erblickte, rief er laut in die Gasse herab: Maskeraden, Maskeraden!

Einem armen Fähndrich ward in der der Schlacht an der Alma der Schädel eingeschlagen und der Arzt sagte ihm, man könne das Gehirn sehen. „Schreiben Sie das doch meinem Vater; er behauptete immer, ich habe keines,“ sagte der geistreiche Junker.

In Helgoland setzen sich die Engländer fest, mit vollständigem Hausgeräth, haben sogar Fortepianos mitgebracht. Das scheint ein Lieblingsinstrument der Engländer. Auch Napier lief mit seiner Flotte forte aus, und piano wieder ein.

Die Bewohner eines armen Städtchens gingen häufig aufs Dorf betteln. Eines Tages war die Anzahl dieser Supplikanten so groß, daß ein Gutsherr, bei dem man einsprach, frug: Seid Ihr denn alle aus Zippeltitz? Jaa, war die Antwort. So, fuhr der Gutsherr fort, nun da fehlt nur noch, daß ihr euren Bürgermeister mitgebracht hättet. Ja, erwiderten die Zippeltitzer, er wäre gern mitgekommen, aber er hat keene ganzen Stiefeln.

Druck und Verlag von J. F. Rietsch. Verantwortlicher Redakteur: J. F. Rietsch.

Nro. 24. **I. Jahrg.**

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt.)

Sonntag den 17. Juni 1855.

Die weiße Rose.

Von A. v. W.

I.

Der erste Januar des Jahres 1850 hatte begonnen. In den Straßen der Residenzstadt M. war es noch lebhaft, und aus einzelnen Häusern erscholl der Jubel fröhlicher Gesellschaften weithin durch die klare, kalte Winternacht. In einem palastähnlichen Hause einer der Hauptstraßen war der erste Stock glänzend erleuchtet, und die Vorübergehenden blieben stehen, um den Tönen einer rauschenden Ballmusik zu lauschen. Vor der mit strahlenden Laternen geschmückten Thür hielten einige Wagen, der zögernden Gäste harrend, die sich den Armen des Vergnügens nicht so leicht entwinden konnten.

Es schlug zwei Uhr im Thurme der nahen Kathedrale, als die Gestalt eines Mannes, in einen großen Pelz gehüllt, zu einem der Diener trat, die im Gespräche an den Stufen der Steintreppe standen.

„Wer wohnt in diesem Hause, Freund?“ fragte er leise.

„Die Commerzienräthin Simoni!“ war die Antwort.

„Und sie gibt den Ball?“ fuhr der Fremde hastig fort.

„Ja, mein Herr.“

„Das trifft sich gut!“ sagte der Mann im Pelze, dann dankte er für ertheilte Auskunft, und tratt rasch auf die glänzend erleuchtete Hausflur.

Mägde und betreßte Diener flogen die breite mit Teppichen belegte Treppe hinauf und herab, ohne sich um den Eingetretenen zu bekümmern. Man sah an ihrer hastigen Eile, daß es galt, eine zahlreiche Gesellschaft zu bedienen. Der Fremde beobachtete einige Minuten das geschäftige Treiben, er schien unschlüssig zu sein, an welche der Personen er sich wenden sollte. Da trat plötzlich aus einer der Thüren ein greiser Diener, der einen zierlichen Korb mit kleinen Blumensträußen trug. Der Fremde zuckte freudig zusammen.

„Georg!“ flüsterte er.

Der Greis sah auf und trat überrascht näher. Prüfend betrachtete er das von dem Pelze eingehüllte Gesicht des Fremden.

„Mein Herr,“ sagte er, „ich weiß nicht, wer mir die Ehre erzeigt — —“

„Georg, alter Freund, erkennen Sie mich wirklich nicht wieder?“

„Nein, nein!“ versicherte der Alte.

„Hier kann ich mich nicht entdecken — führen Sie mich in ein Zimmer, wo wir allein sind.“

Der Greis öffnete dieselbe Thür wieder, aus der er erschienen war. Beide befanden sich in einem einfachen Zimmer, das durch eine grüne Schirmlampe matt beleuchtet ward. Der Fremde zog seine Mütze, schlug den großen Pelzkragen zurück, und das feine, bleiche Gesicht eines Mannes, der dreißig bis zweiunddreißig Jahre zählen mochte, ward sichtbar. Dem alten Georg entsank vor freudiger Bestürzung das Blumenkörbchen.

„Himmel,“ rief er, „darf ich denn meinen Augen trauen — Herr Franz?!“

„Ich bin es, guter Georg,“ sagte Franz, dem Greise freudig die Hand schüttelnd. „Franz Osbeck steht vor Ihnen wie er leibt und lebt.“

„Ach, Verzeihung, lieber Herr, wenn ich Sie nicht sogleich erkannte; ich werde nun alt und grau.“ —

Und auch ich habe mich verändert, nicht wahr? Sagen Sie es nur frei heraus, daß meine blühende Gesichtsfarbe verschwunden ist, daß ich krankhaft aussehe. Doch lassen wir das, mein alter, guter Freund; ich preise den Zufall, der mich das Haus, und in demselben Sie finden ließ. Vor einer Stunde bin ich angekommen, in dem Hotel erfuhr ich, daß die reiche Wittwe Simoni, die vor einem Jahre aus Hamburg hierher gezogen, nicht weit wohne, und einen glänzenden Sylvesterball gebe — ich benutze nun die Gelegenheit, die Schwester meines seligen Vaters zu sprechen, und werde mit Tagesanbruch weiterreisen. Vermitteln Sie mir eine Unterredung mit meiner Tante,“ fügte Franz hastig hinzu, „und Sie leisten mir einen Dienst, den ich Ihnen ewig danken werde.“

„Wollen Sie nicht einige Tage bei uns bleiben?“ fragte Georg.

„Wäre es möglich, ich würde nicht lange säumen; aber jede Stunde ist mir kostbar. Georg, muß selbst wünschen, daß meine Tante mir im Geheimen eine Unterredung gewährt, und daß Niemand die Anwesenheit ihres Neffen erfährt.“

„Auch Robert nicht, der einzige Sohn Ihrer Tante?“

„Wie, ist Robert hier?“ fragte Franz überrascht.

„Er ist vor einem Monate angekommen, und wird den Winter bei seiner Mutter zubringen. Der Sylvesterball ist sein Werk. Madame hätte sicher nicht daran gedacht, ein so glänzendes Fest zu geben, da das Trauerjahr um Simoni kaum vorbei ist. In den Sälen über uns befindet sich die Geldaristokratie dieser Stadt, und Herr Robert hat nichts gespart um zu zeigen, daß er der einzige Erbe des berühmten Großhandelshauses Simoni ist.“

„Robert ist hier!“ flüsterte er sinnend vor sich hin. „Ich glaubte, der junge Chef der Handlung befände sich in Hamburg. Georg, „ich habe Gründe, meine Anwesenheit dem Sohne so lange zu verbergen, bis ich die Mutter gesprochen habe. Ihnen vertraue ich mich an, denn ich weiß, daß Sie meinem verstorbenen Vater, dem alten Buchhalter des Hauses Simoni, mehr ein Freund als ein Diener gewesen sind. Georg, ich habe die

gewichtigsten Gründe von der Welt, meine Anwesenheit geheim zu halten, und so rasch als möglich weiter zu reisen.“

„Sie, Sie sind hier!“ sagte bewegt der Greis, indem er noch einmal die Hand des jungen Mannes ergriff. „Wohl war Ihr Vater mein Freund, wir hatten keine Geheimnisse vor einander, und haben nicht selten von Ihnen gesprochen.“ — —

Still, Georg, still!“ sagte Franz düster. „Ich weiß, was Sie sagen wollen. Treffe ich dereinst dort oben meinen Vater wieder, so werde ich das vor ihm zu verantworten wissen, was ihm in seinen letzten Tagen Kummer bereitet hat. Die Zeit vergeht,“ fügte er unruhig hinzu — „kann ich Ihre Rückkehr hier erwarten?“

„Bereiten Sie sich vor, Madame Simoni zu sprechen!“

Georg half Franz den schweren Reisepelz ablegen, dann nahm er seine Blumen, und verließ das Zimmer.

„Der arme junge Mann!“ murmelte er vor sich hin. „Fast möchte ich glauben, daß sein bleiches, hageres Gesicht und seine unruhigen Blicke bestätigen, was man von ihm vermuthet. Wie blühend und schön war er, als er uns das letzte Mal besuchte — ich hätte ihn jetzt wahrhaftig nicht wieder erkannt. Madame muß ihn empfangen, und sollte ich mich einer List bedienen müssen, ihn einzuführen. Der arme Franz ist ja der Sohn ihres einzigen Bruders und meines besten Freundes!“

Franz Osbeck ging unruhig im Zimmer auf und ab.

II.

Wir betreten eine halbe Stunde früher als Georg den glänzend decorirten Hauptsaal der Wittwe Simoni. Wirthin und Gäste schienen zu wetteifern, den raffinirtesten Luxus zur Schau zu tragen Man sah einen Flor junger Damen in den reizendsten Toiletten, da war kein Kopf, den nicht schimmernde Blumen, kein Busen, den nicht ein kostbares Diamantgeschmeide schmückte. Paris und London hatten die theuersten und geschmackvollsten Roben zu diesem Feste geliefert. Die Tafel war vorüber, und die von Champagner erhitzten Gäste gaben sich mit einem wahren Feuereifer den flüchtigen Freuden des Tanzes hin. Die bedächtigen Alten saßen in den Nebenzimmern beim Spiel oder an mit Flaschen besetzten Tischen.

Der Sohn vom Hause, Robert Simoni, stand mit gekreuzten Armen in einer der Fenstervertiefungen und sah sinnend dem Tanze zu. Er schien den allgemeinen Frohsinn nicht zu theilen, den er selbst durch seinen Reichthum vorbereitet; mit düster glühenden Blicken verfolgte er ein Tänzerpaar, das aus zwei kontrastirenden Personen zusammengesetzt war. Der Tänzer mochte ein Mann von einigen vierzig Jahren sein; er trug einen eleganten Ballanzug von auffallend hellen Farben und strotzte von Goldschmuck. Sein Gesicht war völlig Bartlos, aber von vielen Falten durchzogen, die bei dem unaufhörlichen Lächeln stärker hervortraten. Den ziemlich dicken Kopf schmückte eine dunkle Perücke, die über der Stirn ein hohes Toupet bildete. Seine Tänzerin war die schönste Dame der Gesellschaft, obgleich sie nicht mehr zu den jüngsten zählte, und wir irren nicht, wenn wir ihr Alter auf vierundzwanzig Jahre schätzen. Sie war einfach in dunkle Seide gekleidet, so daß sich ihre elegante Gestalt in dem Kreise der Tanzenden stets unterscheiden ließ. Sie hatte den niedlichsten Fuß von allen, die diesen Abend den Parketboden berührten. An ihrem schneeweißen runden Halse schimmerte eine feine Goldkette mit einem kleinen Kreuze.

Den vollen Busen schmückte eine einfache weiße Rose von mattem Silber. Wie der Ausdruck ihres schönen Gesichts waren auch ihre Bewegungen ruhig, aber von unbeschreiblicher Grazie und Eleganz.

„Sie kokettirt mit der bescheidenen Toilette!“ flüsterte eine junge Dame ihrem Tänzer zu, die in der Nähe des beobachtenden Robert stand. „Ist das ein Ballkleid? fügte sie spöttisch hinzu. „Man sollte glauben, die gute Dame befände sich in einem Trauerhause.“

„Vielleicht hat sie keine große Auswahl von Roben;“ flüsterte der Tänzer zurück.

„Wohl möglich!“

„Wer ist denn diese schwarze Taube?“

„Man sieht sie stets im Gefolge der Madame Simoni — vielleicht eine arme Verwandte. Ich saß bei Tafel neben ihr, — sie spricht nicht viel, aber gut, das muß ihr der Neid lassen. Ihr ganzes Wesen erscheint mir so niedergedrückt.“ — —

Das Gespräch ward unterbrochen, da die Tänzer von der Fluth des Gallops mit fortgerissen wurden. Der bunte Tänzer mit seiner schwarzen Tänzerin stand jetzt in der Nähe Roberts.

„Ich bitte, mein Herr,“ flüsterte sie, „erlauben sie mir, daß ich abtrete — der rasche Tanz hat mich so erschöpft, daß ich mich unwohl fühle.“

„Befehlen Sie, daß ich Sie in ein Nebenzimmer führe?“ fragte rasch der Stutzer. „Es herrscht in der That eine glühende Hitze in dem Saale.“

Robert trat rasch zu der Dame.

„Wie, Helene, Sie fühlen sich unwohl?“ fragte er hastig.

„Es wird vorübergehen, Herr Simoni, wenn ich mich erholen kann!“ antwortete sie in einem Tone, der ihre Ueberraschung, aber auch das Bemühen verrieth, die sorgliche Aufmerksamkeit des jungen Mannes von sich abzulenken.

„Ich führe Sie zu meiner Mutter, Helene!“ sagte Robert, indem er ihr mit der Dienstfertigkeit den Arm bot, die seine große Besorgniß um die junge Dame verrieth. „Herr Petersen,“ wandte er sich zu dem bunten Stutzer, „wird mir erlauben, daß ich ihm seine Tänzerin auf kurze Zeit entführe.“

Herr Petersen trat ehrerbietig vor dem reichen Manne zurück; er hatte auf die Bitte desselben keine Antwort als ein schmerzlich devotes Lächeln, das er halb an Helene, halb an Robert richtete. Mit eifersüchtigen Blicken verfolgte er das junge Paar, das Arm in Arm in der Thüre eines Seitenzimmers verschwand. Dann zog er sein duftendes Taschentuch hervor, trocknete sich die schweißbedeckte Stirn und trat zu dem Buffet, um durch ein Glas Limonade sein aufgeregtes Blut ein wenig zu beruhigen.

„Ich danke Ihnen, Herr Robert,“ flüsterte Helene, „daß Sie mich von der peinlichen Gesellschaft dieses Herrn befreit haben. Ich wäre vor Ueberdruß umgekommen, hätte ich den Tanz mit ihm beendigen müssen.“

„Es bedurfte wenig Scharfsinns, Ihre Absicht zu errathen; aber, Helene, Sie verzeihen meiner Besorgniß um Sie die Bemerkung, daß der Ball nicht die gehoffte Wirkung auf Sie ausübt.“ —

„Wie, Herr Robert?“ fragte rasch die junge Dame, die in der That so erschöpft war, daß sie sich unwillkürlich in dem Sopha niederließ, zu dem ihr Begleiter sie geführt hatte. Die Phrase von dem Ueberdrusse an der Unterhaltung war nur erfunden, um Roberts Gefälligkeit zurückzuweisen.

Der junge Mann, der in dem Zimmer keine Gäste sah, setzte sich ihr zur Seite. „Helene," flüsterte er, „mit innigem Bedauern habe ich Ihr stilles, schüchternes Wesen bemerkt, das ich für eine Folge Ihrer Stellung hier im Hause halte; so darf es nicht länger bleiben, und nicht das Mitleid, sondern die Achtung vor Ihnen hat in mir den Entschluß gestaltet, Ihnen die Anerkennung zu verschaffen, die Ihnen mein Herz bei dem ersten Erblicken zollen mußte. Sie wissen, daß ich die Veranlassung zu diesem Feste gegeben habe, daß es Mühe gekostet, meiner Mutter gegenüber, die geräuschvollen Vergnügungen abhold ist, den Plan durchzusetzen; es ist mir gelungen, und jetzt bekenne ich, von meinem Herzen gedrängt, daß das Fest veranstaltet ist, um eine Abwechselung in Ihr einförmiges Leben zu bringen, mehr aber noch, um Ihnen darzuthun, daß Ihr Verweilen bei meiner Mutter von der höchsten Bedeutung für mich ist. Helene, Sie sind die Königin des Festes und meines Herzens! O zweifeln Sie nicht an der Wahrheit dieser Worte — ich werde sie meiner Mutter wiederholen, damit sie weiß, daß Helene mehr ist, als die einfache Gesellschaftsdame, damit sie erfährt, ihres einzigen Sohnes Glück hängt von Ihnen ab."

(Fortsetzung folgt.)

Maritta.

Erzählung aus dem letzten Drittel des 16. Jahrhunderts

von Eduard Gottwald.

(Schluß.)

Diesen Ring, hob Brankowan an, und zog einen Ring vom Finger, überbringe der Tochter des Hospodars als Zeichen, daß Du von mir gesandt, und sage Ihr, sie solle mir ein Pfand senden, damit ich wisse, ob ich, trotz ihres Vaters Planen, mich fest auf ihre Treue verlassen könne. Weigert sie sich dessen, so sage Ihr, Sodar Brankowan würde die Meineidige zu vergessen wissen.

Ohne auf den Diener zu achten, hielt der Bojar fast zaudernd den Ring in den Händen, und es entging ihm daher, daß während seiner Rede Todtenblässe und Fieberröthe auf dem Antlitze Steffanos wechselte.

Nach Bucharest, zu Euphrosine stammelte Steffano heftig erschreckend.

Betroffen über die Scheu vor diesem Auftrag, die sich durch die ängstliche Sprache des Dieners ausdrückte, betrachtete der Bojar aufmerksamer als bisher den Jüngling, der in tödtlicher Verlegenheit den Blicken seines Herrn auszuweichen suchte.

Warum suchst Du verdächtig, Dich zu verbergen, fragte mit barschem Tone der Bojar den Zitternden! Bist Du Dir nichts Gutes bewußt, daß Du einem Verbrecher gleich, zusammenfährst, wenn ich Dir nahe. — Und — fuhr er nach einer Pause milder fort — dennoch, schaue ich in Dein jugendliches Antlitz, so möchte ich darauf schwören, daß in diesen Zügen kein Falsch ist.

Bei der heiligen Jungfrau, nein, das ist es nicht, rief betheuernd Steffano.

Auch habe ich Dich früher schon gesehen, fuhr Brankowan sinnend fort.

Warst Du vielleicht im Dienste des Hospodars?

Erschrocken fuhr Steffano bei dieser Frage zusammen.

Nun, Antwort, fuhr der Bojar heftig auf.

Ja, lispelte kaum hörbar Steffano.

Du bist doch nicht etwa in Michaels Solde? fragte mit Argwohn Brankowan.

Da flossen Thränen über Steffanos Wangen, und mit sanftem Vorwurf blickte sein Auge den ihn schwer verletzenden Herrn an.

Nun, es ist so böse nicht gemeint, sprach besänftigt der Bojar. — Ich will dem glatten Antlitz trauen, und ohnedem, es liegt etwas in Deinem jungen Wesen, was mich vertrauend zu Dir anzieht. Darum, wenn Dir mein Wohlwollen lieb ist, so erfülle meinen Auftrag, und fasse mehr Muth zu mir. Ich mag es nicht dulden, daß meine Diener knechtisch zitternd mich umstehen. —

Er überreichte den Ring, dem mechanisch ihn annehmenden Steffano, und ihm Vorsicht und Eile empfehlend, ging er ins Versammlungszelt der Bojaren zurück.

Lange blieb, wie bewußtlos Steffano stehen, und blickte mit bleichem Antlitz auf den verhängnißvollen Ring. — Ihr soll ich den Ring als Zeichen überbringen, daß ich von ihm gesandt bin, flüsterte er bebend.

O wüßtest Du, welchen Auftrag Du mir gegeben. Und dennoch, muß ich nicht gehorchen, um seinen Argwohn zu vernichten?! — Ja, ich gehe, seufzte er tief auf, ich gehe, um ihm vielleicht die Kunde zu bringen, daß sie ihm treu geblieben! —

Er wandte sich nach seinem Zelte, dort sank er weinend an Bogislavs Brust, der ihn zu trösten sich bemühte, während ein alter Wallache dem Jüngling das Roß zuführte. Bleibe um ihn, bat Steffano den Leibdiener, und sage ihm daß Steffano treu den Auftrag vollziehen würde, den er ihm gegeben, und sollte auch sein Herz darüber brechen.

Er bestieg tief bewegt sein Roß, und eilte der Straße nach Buchareſt zu, während kopfschüttelnd der Wallache bald den Davoneilenden, bald Bogislav anblickte, der fast unwillig Steffano nachsah, dessen Roß so eben hinter der waldigen Anhöhe verschwand.

Die Plane, welche verrätherisch Fürst Michael geschmiedet, um aus der allgemeinen Verwirrung, in welche der bevorstehende Krieg mit den Türken die Staaten des deutschen Kaisers zu bringen drohte, für sich und seinen Ehrgeiz reichen Lohn zu ziehen, hatten ihre Folgen verderblich gegen den Treulosen gerichtet. Matthias, der Bruder Rudolphs II., hatte kräftiger, als man erwartet, die Kriegsrüstungen betrieben, und, auf eine bittere Art enttäuscht, sah sich plötzlich Fürst Michael als Gefangener des kaiserlichen Generals Basta in seiner eigenen Residenz. Unwiderlegbare Zeugnisse lieferten den Beweis seiner Verrätherei. Er wurde nebst seiner Tochter nach Wien abgeführt, und verdankte es nur dem mächtigen Einfluß des Grafen Palffy, daß ihm nicht von dem Reichsrath das Urtheil als Hochverräther gesprochen wurde. Schwankend zwischen Kindespflicht und Liebe zu Brankowan reichte Euphrosine dem Grafen Palffy ihre Hand, als das einzige Mittel, das Leben ihres Vatters zu retten, dem eine entfernte Besitzung seines Schwiegersohns als Verbannungsort angewiesen ward.

Die Türken, von zwei Seiten in die Moldau und Wallachei einbrechend, schlugen die Macht der Bojaren, und zogen sich plündernd und brennend bei Annäherung der Oesterreicher zurück. Brankowan, der seit Steffanos Abreise immer düsterer und einsylbiger geworden war, fiel als erstes Opfer des Kampfes, und nur der unerschütterlichen Treue

seines Leibdieners Bogislav gelang es, mit Hilfe der wenig übrig gebliebenen Unterthanen des Bojaren den schwerverwundeten, geliebten Herrn vom Schlachtfelde hinwegzubringen, und mehr todt als lebend auf die Stammburg seiner Ahnen zu schaffen. — Mehrere Tage hatte Brankowan in fast bewußtlosem Zustande gelegen; die tiefe Zerrüttung seines Innern wirkte zerstörend auf den durch starken Blutverlust Erschöpften, und nur seinen unverdorbenen Jugendkräften gelang es, ihn dem Rande des Grabes zu entreißen.

Tag und Nacht wachte Bogislav und Steffano am Krankenlager des geliebten Herrn, der in wilder Fieberhitze Euphrosinens Namen schmerzlich stöhnend ausrief. Endlich war die Krisis überstanden. Deutlicher gestaltete sich alles um ihn her, und als er eines Tages die Augen aufschlug, und Steffano erblickte, reichte er ihm mit einem wehmüthigen Lächeln die Hand, und sprach leise: Du bist zu spät gekommen, treue Seele, ich wußte es wohl, ich habe Dich und sie im Traume gesehen. O, sie war so schön, und sah so leidend auf mich.

Erweckt nicht von Neuem jene schmerzlichen Bilder, sprach wehmüthig Steffano. Bedenkt, daß Ruhe allein Euch wieder herzustellen vermag.

Du bist ein kindlich frommes Gemüth, seufzte matt lächelnd der Kranke, und ich hoffe einst Deine Treue gegen mich belohnen zu können. Doch gib den Ring mir wieder, er ist das letzte Pfand der Unglücklichen.

Erröthend suchte Steffano den Ring vom Finger zu ziehen, und übergab ihn dem Bojaren; der ihn mit sonderbaren Blicken betrachtete. Nein, sprach er wie abwehrend. Behalte ihn, ich mag ihn nicht, er möge Dir ein Zeichen meiner Gunst sein.

Dankbar und tief ergriffen, küßte Steffano die Hand des geliebten Herrn, der bald darauf in einen tiefen Schlummer sank.

Nach und nach kehrten die verlornen Kräfte zurück, und Brankowan fühlte sich mit jedem Tage stärker und ruhiger. Da eines Nachts von unruhigen Träumen erweckt, erwachte er, der schwache Schimmer der Ampel, welche das Zimmer erhellte, verbreitete ein liebliches Licht auf das sanfte schöne Gesicht Steffanos, der, durch langes Wachen erschöpft, in Schlaf versunken, an Brankowans Lager saß. Aufmerksamer, als bisher, betrachtete er die Züge des ruhig Schlummernden, als er plötzlich eine Locke gewahrte, die sorgsam durch den Kopfbund des Dieners verborgen, herabgefallen war. Erstaunt bog er sich über den Schlafenden, der lächelnd im Schlummer seinen Namen lispelte, und die Locke bekundete ihm, daß er ein Mädchen vor sich habe. — Verwundert, von seltsamer Ahnung ergriffen, fuhr er empor, da erwachte der Schlummernde, und die Entdeckung gewahr werdend, stürzte er, Vergebung flehend, vor Brankowan nieder.

Maritta, rief der Bojar, wie aus einem finstern Traume erwachend: Du warst es also, die mich stets umgeben, Du bist es, die an meinem Krankenlager gewacht! — Stehe auf, ich habe Dir nichts zu vergeben, nur danken muß ich Dir, für Deine innige Liebe und Treue.

Entzückt erhob sich Maritta, indem Brankowan sie küssend an seine Brust zog.

Du hast den Treubruch Deiner Gebieterin an dem Tiefgetäuschten wieder gut gemacht, und wohl mir, daß ich im Stande bin, Dein gutes Herz zu belohnen, wie Du es verdienst, sprach freundlich der Bojar.

O, mein theurer Herr, wie glücklich macht Ihr Eure Dienerin, flüsterte entzückt Maritta: Und gewiß, Ihr erlaubt mir, daß ich in Eurer Nähe weilen darf. — Treu, wie bisher, will ich als fromme Magd Euch dienen.

Nein, sprach fest und feierlich Brankowan. Sie hat des Vaters Ehrgeiz mir entrissen und mich dem Tode nahe gebracht. — Deiner Liebe und Pflege verdanke ich meine Rettung. Wohl thöricht wäre es, ein so treues Herz von sich zu weisen, aus Rücksicht für Geburt und Rang. Du hast für mich alles gewagt, um unerkannt von mir in meiner Nähe weilen zu dürfen. — Nun denn wohlan, so sollst Du auch bei mir bleiben, bis der Tod uns trennt.

Mein guter Herr! jauchzte entzückt Maritta, vor ihm niedersinkend.

Nicht als Dein Herr, sprach Brankowan, die Knieende emporziehend, als mein treues Weib, und wie Du Kummer und Gefahr mit mir getheilt, so theile jetzt mit mir, was Rang, Reichthum und Geburt mir verliehen.

Da starrte wie in Verzückung Maritta zum Himmel, faltete betend die Hände, und sank, überwältigt von Gefühl, an Brankowans Brust. —

Konferenz-Anekdote.

Bei den letzten Wiener Konferenzen machten drei Diplomaten zu Wagen eine Landpartie. Der Unfall wollte es, daß der Wagen mit der gesammten Diplomatie in einen Graben fiel. Der Kutscher vermochte allein nicht die Herren aus der Tiefe zu befreien. Er rief daher einen vorübergehenden Diener um Beistand an. Wer steckt denn drinnen im Wagen, fragte letzterer. Lauter Diplomatie, antwortete der Kutscher. Da vergreife ich mich nicht daran, sprach der Wiener, Ihr wißt, daß es gefährlich ist, sich heutzutage mit Politik zu befassen. Drauf lief er, was er laufen konnte.

Guter Witz.

Bekannt ist das Kraftwort, welches in der Schlacht bei Waterloo General Cambronne auf die Aufforderung, sich zu ergeben, gerufen haben soll: La garde meurt et ne se rend pas! (Die Garde stirbt, doch sie ergibt sich nicht!) Bekannt ist ferner, daß Louis Napoleon, der seinen großen Oheim in äußerlichen Dingen gar gut nachzuahmen versteht, die Garde wieder herstellt und einen Theil derselben nach der Krim geschickt hat. Hier nun genießt die Garde, als ein bevorzugtes Korps, verschiedene Privilegien, so z. B. braucht sie nicht in den Laufgräben mitzuwirken. Natürlich wurde dadurch die Eifersucht der andern Truppen rege, so daß vor Kurzem ein Zuave an die Zelte der Garde die Worte schrieb: LA GARDE deMEURe ici; ET NE SE REND PAS aux tranchées! (Die Garde bleibt hier und begibt sich nicht nach den Laufgräben.) Dieser Witz soll die Garde so verletzt haben, daß sie selbst bat, sie gleich der übrigen Armee zum Dienste heranzuziehen.

Barnum hat was den Humbug betrifft, einen gefährlichen Concurrenten erhalten in der Person eines amerikanischen Seiltänzers. Dieser kündigt an, daß er auf einem unsäglich schmalen Seile, für welches erst noch ein Breitenmaß erfunden werden müsse, tanzen und dabei so hoch springen werde, daß selbst die ihm zu dem Luftsprunge aufspielenden Musikanten ihre Instrumente tiefer stimmen müßten, um nicht von Schwindel befallen zu werden.

Aranjuez. Die hiesigen Barometer sind so stark gefallen, daß man allgemein überzeugt ist, daß die schönen Tage von Aranjuez nicht mehr lange dauern. (Punsch.)

Saragossa. Durch Regierungsbeschluß wird die im Auslande weilende Pepita zurückgerufen, um die hiesige oppositionelle Cavallerie zu beruhigen. (Punsch.)

Maxl. Du, wie steht's denn in der Krim?

Sepperl. Es ist mir unbegreiflich, daß die Engländer noch immer nicht siegen, da sie doch immer die Victoria auf ihrer Seite haben. (Punsch.)

Druck und Verlag von J. F. Rietsch. Verantwortlicher Redakteur: J. F. Rietsch.

Nro. 25. **I. Jahrg.**

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt.)

Sonntag den 24. Juni 1855.

Die weiße Rose.

Von A. v. W.

Fortsetzung.

„Mein Herr, mein Herr!“ stammelte die bestürzte Helene, indem sie dem jungen Manne ihre zarte Hand zu entwinden suchte.

„Helene,“ fuhr Robert fort, „ich darf, wenn ich dieses Bekenntniß nicht in einem für Sie verletzenden Lichte erscheinen lassen will, die Bitte nicht unausgesprochen lassen: bleiben Sie immer in unserm Hause, werden Sie die Tochter meiner Mutter, werden Sie meine Lebensgefährtin!“ fügte er mit bebender Stimme hinzu.

Helene saß regungslos vor ihm; sie ließ ihre Hand in der seinigen und eine hohe Purpurröthe erschien auf ihren lilienweißen Wangen. Robert harrte in ängstlicher Spannung ihrer Antwort. Sein ganzes Wesen verrieth die schrankenlose Leidenschaft, die in seiner Brust tobte. Und wahrlich, wie keine Andere war Helene fähig, die Gluth der Liebe in einem jugendlichen Herzen zu entzünden, sie verdiente es, das Prinzip aller Handlungen Roberts zu sein.

Als sie immer noch schwieg, flüsterte Robert mit bebender Stimme:

„Verzeihung, Helene, ich wollte Sie nicht kränken, ich weiß, daß die Liebe einer langen Vertraulichkeit bedarf, um eine offene Erklärung zu wagen; aber zweifeln Sie nicht an meiner Aufrichtigkeit, ehe ich mich Ihnen entdeckte, habe ich mich geprüft, und ich fand kein anderes Mittel, meinem qualvollen Zustande ein Ende zu machen, als Ihnen meine Hand und mein Vermögen anzutragen! Darf ich mit Ihnen vor meine Mutter treten?“ —

Jetzt schlug Helene ihre großen, seelenvollen Augen auf, in denen helle Thränen erglänzten.

„Und wenn Sie sich dennoch getäuscht hätten?“ fragte sie mit vor Rührung zitternder Stimme. „Wenn Sie das für eine zärtliche Neigung hielten, was nichts anderes ist als

Mitleid mit einem armen, allein stehenden Wesen, das Ihrer Mildthätigkeit empfohlen ward?«

»Ich schwöre Ihnen, Helene, daß ich mich nicht täusche!« rief hingerissen der junge Mann. »Dort im Saale tanzen die ersten Schönheiten der Residenz, sie haben sich bis zum Ueberflusse geschmückt, um zu strahlen — sie lassen mich kalt, Helene, und ich bedauere die Anstrengungen, die man macht, die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Verbannen Sie diese Bedenken, und können Sie meine Liebe erwiedern.« — — —

»Herr Robert,« fiel sie rasch ein, »wie undankbar muß ich Ihnen erscheinen, daß ich auf so ehrende Anträge eine ausweichende Antwort gebe. Es lastet ein Familiengeheimniß auf mir, dessen Bewahrung eine heilige Pflicht ist. Ich sage, es lastet auf mir, und dennoch darf ich es nicht aussprechen, selbst um den Preis des großen Glückes, das Sie mir so eben in Aussicht stellten; und durch Ihre Hand in den Kreis einer hochachtbaren Familie eingeführt zu werden, halte ich für ein Glück, das ich kaum verdiene. »Mein Herr,« fuhr sie unter leisem Schluchzen fort, »ich werde es als ein Zeichen Ihrer wirklichen Achtung halten, wenn Sie mir die Erfüllung meiner Pflicht dadurch erleichtern helfen, daß Sie meine Schuld gegen die Großmuth ihrer Familie nicht vermehren. Herr Simoni, ich kann, ich darf Ihnen jetzt nicht mehr sagen; aber es kommt ohne Zweifel eine Zeit, wo ich meine Dankbarkeit in ihrem ganzen Umfange an den Tag legen kann.«

Dem jungen Manne fehlte der Muth, weiter in Helenen zu dringen. Wie schön, wie heilig erschien sie ihm in ihrem stillen Schmerze, dessen Grund er auch jetzt nicht erfahren sollte, nachdem er sich so rückhaltslos erklärt hatte. Die Zweifel, die sie in sein Herz geschleudert, stachelten die Eifersucht an, und dieser Scorpion steigerte seine Liebe bis zur Anbetung. Wie groß, wie erhaben mußte' ihre Neigung sein, da sie es vorzog in einer abhängigen, untergeordneten Stellung zu bleiben, für die sie offenbar nicht geboren war, statt die Hand eines reichen jungen Mannes anzunehmen, um dessen Besitz sie die Töchter der ersten Familien beneiden würden. Robert hatte längst gefühlt, daß Helene kein gewöhnliches Weib war; jetzt vergrößerte sie seine Achtung durch die ruhige Ergebung in ihr Schicksal.

Der Tanz in dem Saale war zu Ende, und das Zimmer füllte sich mit fröhlichen Herren und Dammen. Auch Herr Petersen erschien, der Miene machte, sich nach dem Befinden seiner Tänzerin zu erkundigen.

Robert und Helene erhoben sich.

»Ich versprach Ihnen, Sie zu meiner Mutter zu führen,« sagte er laut. Sie wird sich in dem blauen Zimmer befinden — ich bitte um Ihren Arm!«

Begleitet von der allgemeinen Aufmerksamkeit der Anwesenden verließen die beiden jungen Leute das Gemach. Sie betraten das blaue Zimmer, und hier treffen sie Madame Simoni. Die Wittwe, eine Frau von einigen fünfzig Jahren und ungewöhnlicher Corpulenz, saß in einem großen Lehnstuhle.

»Gut, daß Du kommst!« rief sie ihrem Sohne entgegen.

»Warum?«

»Es steht uns eine Ueberraschung bevor. Da Du der Veranstalter des Balles bist, wird sie Dir doppelt willkommen sein.«

»Was ist es, Mutter?« fragte Robert, der immer noch Helenen's Arm in dem seinigen hielt.

„Ich wollte mich so eben zurückziehen, als Georg einen neuen Gast anmeldete, der mir allein vorgestellt sein wollte, bevor er den Saal beträte.“

„Hat er seinen Namen genannt?“

„Nein. Ich glaube den Empfang nicht verweigern zu dürfen; da ich aber bis zum Tode erschöpft bin, wirst Du bei mir bleiben; um die lästige Ceremonie abzukürzen.“

„Wann darf ich zurückkehren, um Madame Simoni in ihr Zimmer zu begleiten?“ fragte Helene, sich verneigend.

Die dicke Frau reichte lächelnd dem jungen Mädchen die Hand.

„Darf ich Sie bitten, liebe Helene, mich in dem kleinen Kabinette zu erwarten? Ich hoffe, Robert wird mir nach fünf Minuten den Rückzug gestatten.“

Der junge Mann führte Helenen höchst galant zu dem Kabinet, öffnete die mit Gardinen versehene Glasthür desselben, und ließ sie eintreten. Dann schloß er die Thür und kehrte mit einem unterdrückten Seufzer zu seiner Mutter zurück.

„Robert, Du bist verstimmt, während Deine Gäste jubeln!“ sagte sie. „Anstatt Dich im Saale zu zeigen, widmest Du Deine ganze Aufmerksamkeit ausschließlich unserer Helene — was soll ich davon denken?“

Er neigte sich über den Armsessel zu ihr.

„Mutter,“ fragte er, „hat Ihnen Helene noch keine vertrauten Mittheilungen gemacht? Wissen Sie immer noch nicht mehr als das, was Ihnen der Doktor gesagt hat?“

„Die Empfehlungen eines so würdigen Mannes genügen, mein Sohn, um alles Mißtrauen zu verbannen. Außerdem hat Helene in dem halben Jahre, das sie bei uns ist, sich des Vertrauens würdig gezeigt, das ich in sie gesetzt. Sie ist mir nicht mehr eine Gesellschafterin, die mir die Zeit verkürzt; sie ist mir eine unentbehrliche Freundin geworden. Trotzdem aber kann ich den Wunsch auszusprechen nicht unterlassen, daß Dein Benehmen gegen das junge Mädchen diskreter sein möge. Dies erfordert nicht nur Deine Stellung als Chef des Handlungshauses Simoni, es ist auch nöthig, wenn mein Verhältniß zu ihr dasselbe bleiben soll. Ich würde kein geringes Opfer bringen, müßte ich mich des Umganges des armen Mädchens entäußern. Herr Petersen, ein reicher Kapitalist, hat mir vor einiger Zeit nicht undeutlich seine Absichten auf Helenen zu erkennen gegeben. Ich kann mich nicht entschließen, das gute Kind darauf aufmerksam zu machen; es wird aber geschehen, Robert, wenn“ —

„Wenn ich sie anders behandle, als ihre Dienerin?“ fragte Robert spöttisch.

„Wenn Du den Vorsatz ausführst, den Winter hier zu bleiben. Deine Pflicht ruft Dich nach Hamburg, und ich hoffe, Du wirst Deiner Pflicht genügen. Wir sprechen ausführlicher über diese Angelegenheit, Robert, denn sie ist mir von Wichtigkeit.“

In diesem Augenblicke öffnete Georg die Thür, ließ Franz, den Neffen der Wittwe, eintreten, und schloß sie wieder. Mutter und Sohn erkannten den Angekommenen nicht sogleich, der durch seine schlichte, durchaus nicht ballmäßige Kleidung ihre Verwunderung erregte. Franz war erstaunt, Robert vorzufinden, denn der alte Georg hatte ihn versichert, er werde die Tante ohne Zeugen sprechen. Er verneigte sich, trat der Wittwe näher, und küßte ihr ehrerbietig die Hand.

„Ein später und dabei ungeladener Gast!“ sagte er. „Madame Simoni wird dem Sohne ihres Bruders verzeihen, daß er sie den Freuden des Balls auf einige Minuten entzieht.“

„Franz!“ rief überrascht die Wittwe, indem sie den bleichen Mann anstarrte.

Der junge Kaufmann erwiederte den Gruß durch eine kalte, nachlässige Verbeugung, so daß Franz seine Absicht, ihm die Hand zu reichen, nicht ausführte.

„Ich bin auf der Reise,“ fuhr er fort; „ein Zufall setzte mich in Kenntniß, daß die Freuden der Sylvesternacht Sie wach erhielten, und ich zögere nicht, Sie um eine Unterredung bitten zu lassen, die für mich wichtig und Ihnen vielleicht nicht unangenehm ist, da ich Sie meine Tante nennen darf.“

„Der Vetter ist gewiß in Noth!“ sagte Robert in einem spöttischen Tone, der seine feindselige Gesinnung gegen Franz deutlich verrieth. Wenn dies ist, kann er sich versichert halten, daß unsere Unterstützung ihm die Fortsetzung seiner Reise ermöglichen wird.“

„Robert,“ sagte Franz Osbeck in einem schmerzlichen Ausdrucke, „hat die Zeit immer noch nicht Deine Ansicht von mir geändert? Ich will sie nicht gewaltsam zu meinen Gunsten ändern.“ —

„Diese Mühe würde auch vergebens sein!“ rief Robert. „Meine Ansicht von Dir steht so fest, daß ich Dich bitten muß, mir Dein Hotel zu nennen und dort die Unterstützung zu erwarten, die ich Dir, ohne daß Du darum bittest, senden werde.“

Franz zuckte heftig zusammen und seine Lippen zitterten, als er sich, mit großer Anstrengung seine Fassung bewahrend zu Madame Simoni wandte:

„Ich bin nur in der Absicht gekommen, die Schwester meines guten Vaters zu sprechen; weist auch sie mich ab, so habe ich in dem Hause meiner einzigen Verwandten auf dieser Welt nichts mehr zu suchen.“

Die Wittwe hatte erschreckt die jähe Gesichtsveränderung des Neffen beobachtet.

„Besuchen Sie mich morgen Mittag wieder!“ stammelte sie.

„Zehn Minuten genügen, liebe Tante!“ bat Franz in sichtbarer Angst. „Ich muß reisen.“ —

„Hier ist Geld!“ rief Robert, indem er seine kostbare Börse hervorzog und sie dem jungen Osbeck vor die Füße warf. „Reisen Sie, mein Herr, reisen Sie in Gottes Namen!“

„Das ist zu viel!“ rief Franz mit erstickter Stimme und indem er am ganzen Körper zitternd, einen Schritt zurücktrat. „Robert, Du bist ein Elender!“ fügte er mit glühenden Blicken hinzu, die seinem bleichen Gesichte ein erschreckliches Ansehen gaben. „Mir, mir wirfst Du wie einem Bettler Deine Börse zu? Ich habe vergessen wollen; doch Du regst meine Erinnerung gewaltsam an.“ —

„Und wessen erinert sich denn der Herr?“ fragte Robert, den furchtbar aufgeregten Franz mit spöttischen Blicken messend.

„Daß mir die Hälfte des Vermögens gebührt, mit dem Herr Simoni vor der Welt prahlt! Ja, mein Herr, ich weiß nur zu genau, daß mein guter Vater mehr als der Buchhalter seines Schwagers war. Diese Börse enthält erschlichenes Geld!“ fügte er hinzu, indem er sie mit dem Fuße zurückstieß. „Behalten Sie es, es mag auf Ihrer Seele brennen wie Höllenfeuer! Ihr Vater ließ den alten Buchhalter fürstlich begraben, die Journale strotzten von pomphaften Todesanzeigen, und seiner Treue wurde öffentlich erwähnt; aber sein Geld blieb heimlich in der Kasse. Man erklärte mich für verrückt, als ich meine Ansprüche erhob.“ —

„Und ich werde diese Erklärung bestätigen!“ sagte Robert in kalter Ruhe. „Wer es

wagt einen Todten in der Erde zu schmähen, ist ein Wahnsinniger. Mutter, Sie sind Herrin vom Hause — ich erwarte ihre Befehle, wenn Sie nicht wollen, daß ich aus eigenem Antriebe handle.«

Das volle Gesicht der Wittwe war ein wenig bleich geworden; aber mit einem bedeutenden Lächeln sagte sie:

»Der gute Neffe hat die fixe Idee, daß sein Vater stillschweigender Compagnon meines seligen Mannes war, er will durchaus nicht glauben, daß er nur den Posten eines ersten Buchhalters bekleidet und dafür einen jährlichen Gehalt von tausend Thalern bezogen hat — ein schönes Geld für einen einzelnen Mann. Doch streiten wir nicht darüber die Rechtlichkeit meines Gatten war zu bekannt, als daß ein leichtsinniger Mensch sie mit Erfolg antasten könnte. Damit es nicht scheint, als wolle ich durch Geschenke ein Vergehen ausgleichen, ziehe ich meine Hand von Herrn Franz zurück — wo ist Helene? Ich will nach meinem Zimmer gehen.«

Sie setzte eine Glocke in Bewegung, die neben ihr auf einem Tische stand. Auf dieses Zeigen öffnete sich die Thür des Kabinets, und Helene trat ein.

»Madame! Madame!« rief Franz in einer fürchterlichen Aufregung. Er wollte fortfahren, aber wie plötzlich gelähmt an Geist und Körper starrte er die eintretende Helene an. Die Aufregung der Mutter und des Sohnes war so groß, daß sie den Zustand des jungen Mädchens, der dem ihrigen glich, nicht bemerkten, eben so wenig den bedeutungsvollen Blick, den sie dem armen Franz zusandte. Zugleich deutete sie mit der zitternden Hand auf die weiße Rose an ihrer Brust. Dieses Zeichen wirkte wie ein Zauber auf den regungslosen Franz; seine Züge belebten sich, in dem kalt glänzenden Auge zeigten sich Thränen, und, beide Hände auf die Brust gepreßt, suchte er den jähen Ausbruch eines freudigen Gefühls zu unterdrücken. Mit übermenschlicher Anstrengung rang Franz nach Ruhe. Die Erscheinung des reizenden Wesens aber hatte zu mächtig auf ihn gewirkt, als daß er die Folgen in sich zu verschließen vermochte. Er bedeckte mit beiden Händen sein Gesicht und begann bitterlich zu weinen. Die Thränen eines Mannes erschüttern das kälteste Herz; Madame Simoni sowohl als Robert konnten dem Weinenden ihr Mitleid nicht versagen. Beide hielten diesen raschen Wechsel seiner Stimmung für eine Wirkung der ausgesprochenen Absicht seiner Tante.

»Sein Verstand hat wirklich gelitten!« flüsterte Robert so laut der Mutter zu, daß Helene, die neben ihrem Stuhle stand, es verstehen konnte.

Helene sandte einen unbeschreiblichen Blick zum Himmel. Dann wartete sie ruhig auf die Befehle der Wittwee. Außer den ungestümen Wallungen des Busens verrieth nichts die gewaltigen Empfindungen, die in ihr tobten. Ihr Gesicht war bleich, aber ruhig.

Madame Simoni erhob sich.

»Ihren Arm, mein Kind!« sagte sie artig.

Die Angeredete unterstützte den schwerfälligen Gang der Dame.

»Du wirst, Robert, diesen Herrn zu trösten wissen!« wandte sie sich im Gehen zu ihrem Sohne.

Aber Robert hörte es kaum; Helene, die ihm in dieser Verfassung noch tausend Mal schöner erschien, hatte sein ganzes Wesen ergriffen. Seine glühenden Blicke schienen das reizende Geschöpf verschlingen zu wollen.

Auch Franz erhob sich und starrte den beiden Damen nach, die langsam der Thür

zu gingen. Niemand bemerkte, außer Franz, daß Helene zum zweiten Male auf die weiße Rose deutete, die ihren Busen schmückte. Die Thür schloß sich und Franz und Robert waren allein. Eine peinliche Pause trat nun ein. Der junge Kaufmann hatte nicht den Muth, seinen armen Vetter zu verlassen, der mit gefalteten Händen, als ob er still betete, verklärten Angesichts nach der Thür sah, durch welche die beiden Frauen verschwunden waren. Als ob Franz der Gewalt seiner Empfindungen nicht länger entgegenkämpfen konnte, wandte er sich rasch zu seinem Vetter, und ergriff dessen Hand.

(Fortsetz. folgt.)

Ein Zug aus Schwarzenberg's Leben.

Eine Tagreise alten Styls, oberhalb Paris liegt das Schloß Petit-Bourg, voll reizender Majestät die Seine mit ihren romantischen Lagen und einem an Wechsel reichen Horizont beherrschend. Geziert mit den reizenden Umgebungen bietet sich das Schloß in seiner Außenseite dem Auge in all seiner Herrlichkeit und zeigt von der einstigen Prachtliebe und Ueppigkeit seiner Besitzer, eines Ludwig XIV. und eines Ludwig XV., welche sammt ihrem zahlreichen Hofstaat so gern hier verweilten, fern von dem großen Geräusch der damals mächtigen Hauptstadt Paris. Nicht Pracht der Ausstattung, die Reichthümer aller Weltreiche bezaubern hier mehr die Sinne; man findet in den einfach eingerichteten Sälen aber die kostbarsten Gemälde der spanischen und flamändischen Meister — nur Edelsteine der Kunst, bei deren Anblick man die reichen Erinnerungen, welche sich an das Schloß knüpfen, leicht und gern vergißt. Ein spanischer Banquier, Herr Aguado, ist Besitzer des Schlosses, den man schon seines hohen Kunstsinnes wegen liebgewinnen müßte, wenn man nicht das Lob seiner Wohlthätigkeit sowohl in Paris als in den Dörfern und Weilern um Petit-Bourg aus Aller Munde hörte. Wir könnten gar mancherlei von den Abenteuern, welche die letzten Ludwige Frankreichs hier suchten und fanden, erzählen, berichten, daß in Petit-Bourg die beiden Abdankungsacte Napoleon's beschlossen wurden; doch schweigen wir davon und erzählen einen Zug aus dem Leben eines deutschen Helden, des Fürsten von Schwarzenberg, der vielleicht nur Wenigen bekannt ist.

Als Befehlshaber der Armee der Alliirten hatte der Fürst von Schwarzenberg in Petit-Bourg sein Hauptquartier aufgeschlagen. Die strengste Mannszucht herrschte unter den Alliirten Truppen, und zwar so streng, daß selbst die Franzosen aus Furcht vor den harten Strafen, die den trafen, der sich des geringsten Vergehens schuldig gemacht hatte, nur selten klagten, wenn die Soldaten in Feindes Land das Vergeltungsrecht geübt. Indes wurde bei einem Pachter aus der Umgegend von Soissons-Etolles, der auf einige Tage seine Meierei verlassen mußte, von den umherlagernden feindlichen Truppen der gut versehene Weinkeller geleert und auch sogar vier- bis fünfhundert Flaschen Wein, der für feierliche Gelegenheiten bestimmt war, wie natürlich, nicht geschont, — Hühner, Eier und dergleichen, was dem Weine Gesellschaft hatte leisten müssen, wollen wir gar nicht erwähnen. Der Pachter fand bei seiner Heimkehr die Vögel ausgeflogen und hatte in der ersten Hitze der Wuth nichts Eiligeres zu thun, als ins Hauptquartier zu fliegen, um dem Fürsten Schwarzenberg seine Klage vorzubringen. Soldaten hatten den Diebstahl begangen,

Beweisstücke waren vorhanden. Der Fürst hört den entrüsteten Kläger ruhig an, und fragt, ob er auch wisse, zu welcher Strafe die deutschen Soldaten die sich eines Diebstahls schuldig gemacht, verurtheilt würden.

„Ich weiß es,“ antwortet der noch Zürnende, „aber sie haben es verdient.“

„Ueberlegt wohl, was Ihr thut, und kommt morgen wieder; besteht Ihr auf Eurer Klage, so sind die Diebe dem Tode verfallen, ohne Gnade.“

„Mein Entschluß ist gefaßt,“ dachte der Pachter: „weßhalb soll man die Räuber schonen? Ist's meine Schuld, daß ihre Gesetze sie zum Tode verurtheilen? ich hätte mich mit Gefängniß begnügt.“ — Am andern Tage war er aber wieder frühzeitig im Vorzimmer des Fürsten, und wurde von diesem mit den Worten empfangen: „Nun, was habt Ihr beschlossen?“

„Ich werde die Thäter vor's Kriegsgericht stellen laßen,“ war die Antwort.

„Seid ihr vielleicht auch Soldat gewesen?“

„Wir sind hier zu Lande in meinem Alter alle Soldat gewesen, mein Fürst.“

Der Fürst sinnt einige Augenblicke still nach und fährt dann fort: „Die drei deutschen Soldaten, welche Euren Wein gestohlen haben, werden diesen Abend hier eingebracht werden; man kennt sie. Ich ersuche Euch, morgen um zehn Uhr Euch hier einzufinden, das Kriegsgericht wird sich dann versammeln, um zu entscheiden.“

Der Pachter war pünktlich; Nichts hatte seinen Entschluß, sich zu rächen, wankend machen können. Alter Soldat, wie er war, wirkte in seinem Herzen der Zorn des bestohlenen Bauers und des besiegten Soldaten; an Mitleid war also wenig zu denken.

Der Pachter wurde vorgelassen und fand den Fürsten von Schwarzenberg mit drei jungen, kräftigen Soldaten.

„Dies sind die Soldaten, über welche Ihr Euch zu beklagen habt,“ redete der Fürst den Eintretenden an, „es sind drei Brüder, und zwar Sachsen.“

Der Pachter dachte bei sich: „Drei Brüder zu finden, glaubte ich nun eben nicht; hart ist es, sie erschießen zu sehen, aber es ist ihre Schuld.“

„Ehe ich sie vor ihre Richter stellen will,“ fuhr der Fürst im Tone der Güte fort, „möcht' ich Euch und sie zu Gast bitten. Meine Herren, wir frühstücken zusammen. Nehmen Sie Platz.“

Der Pachter war bald zu Hause; die drei Angeklagten mußten aber erst einige Gläser leeren, ehe sie sich in etwas ermuthigten.

„Welche Feldzüge habt Ihr mitgemacht?“ fragte der Fürst endlich den Pachter.

„Die italienischen und deutschen.“ Da die Sachsen geläufig Französisch verstanden' waren sie ganz Ohr.

„Ihr wart auch wohl bei der Einnahme von —?“ Der Fürst nannte eine deutsche Stadt.

„Versteht sich.“

„Und gewiß auch bei der Erstürmung von — ?“ Der Fürst nannte eine zweite deutsche Stadt.

„Das soll't ich meinen, mein Fürst! Da ging's heiß zu; wir trieben den Feind hinter einem Meierhof fort, wo er sich festgesetzt hatte, zündeten den Meierhof dann an, und Alles war unser.“

„Zu Eurem Wohlsein,“ sagte der Fürst, dem Pachter das Glas mit Bordeaux füllend, „fahrt nur fort.“ Die Sachsen horchten gespannt.

„Verdamm' mich! wir trieben's wie in einem eroberten Lande; tranken, aßen, Alles mußte der Bürger schaffen. Ich hatte mein Quartier bei einem Geistlichen. Beinahe zwei Monate lag ich da, und ich darf sagen, der Bratspieß stand nicht still.“

„Zu Eurem Wohl, Herr Pachter.“ Der Fürst schenkte von Neuem ein.

„Sein Wein war mehr als köstlich, so fett seine Schinken waren. Ich leerte ihm auch den Keller bis zur letzten Flasche, im ganzen Hause war kein Tropfen mehr zu finden.“

„Er hatte Euch gewiß ersucht, ihm von dem Weine zu helfen?“

„Verdamm' mich, nein! das nicht; es war ein alter Geizhals, aber, tausend Donnerwetter! ich hätte den sehen mögen, der mich gehindert, den Keller zu leeren.“

„Und wenn er Euch nun die Schlüssel nicht gegeben hätte?“

„Ich hätte die Thür eingeschlagen.“

„Zu Eurem Wohlsein, Herr Pachter. So, so, Ihr hättet also die Thür eingeschlagen. Und was hätte das Kriegsgericht dazu gesagt?“

„Bah — Kriegsgericht in einem eroberten Lande! Nun, man hätte mich vielleicht in die letzten Reihen meines Regiments gesteckt.“

„Papier und Feder!“ befahl der Fürst. — „Ich, Pachter zu Soissons-Etoiles,“ schrieb der Fürst, „alter Soldat, der die Feldzüge in Deutschland mitgemacht hat, wo ich oft den Leuten ohne Erlaubniß, die Weinkeller geleert habe, weßhalb ich aber nie bestraft wurde, gebe meine Zustimmung, daß die drei Soldaten, welche meinen Weinkeller geplündert haben, auf der Stelle zum Tode verurtheilt werden. — Nun, so unterzeichnet doch, Herr Pachter.“ Der Pachter hatte schon Stock und Hut und suchte die Thür.

Der Fürst rief ihn aber lächelnd zurück, mit den Worten: „So sollt Ihr nicht scheiden; schätzt Euren Verlust ab, wir wollen es dann in Ordnung bringen; thut, als wenn ich Euch den Wein abgekauft hätte.“ Und dann zu den drei Sachsen gewandt: „Ihr seid entlassen und müßt zur Strafe drei Monate lang Wasser trinken.“

Konsequenz.

Ein Pflanzer in Jamaika hatte bemerkt, daß die Gewohnheit der Neger, Alles auf dem Kopfe zu tragen, für den Körper nachtheilig sei. Er bestellte 100 Schubkarren, damit seine Sklaven es besser hätten und gesund blieben. Das Schiff mit den Schubkarren kam endlich an. Der Pflanzer schickte sofort seine Leute hin, um die gewünschten Fahrmaschinen zu holen. Es dauerte nicht lange, so kamen die hundert Neger anmarschirt, jeder seinen Schubkarren auf dem Kopf.

Wenn schonst einmal Krieg werden soll, denn würde ich als Bürger und Hausbesitzer doch baldigst darum ersuchen. Bei die jetzige Hitze wäre es wenigstens nich so unangenehm, nach und nach etwas **außjezogen** zu werden.

(Kladderad.)

Es ist beklagt worden, daß Professor von Kobell nicht gewählt wurde, der doch Bayern kenne und schon 60 Gemsen geschossen habe. — Ich glaube, daß in dieser Kammer auch ohne Professor Kobell genug Böcke geschossen werden. (Punsch.)

Die Allgemeine Zeitung hätte gewünscht, daß auch Professor Knapp gewählt worden wäre. Ich für meinen Theil kann dießmal keinen Abgeordneten brauchen, der knapp ist.

Einer vom Finanzministerium.

(Punsch.)

Politisches Gespräch.

Pietsch. Hör' mal, Lehmann, wat ick dir fragen wollte: hast du alle die Protokolle von die Wiener Konferenzen durchjelesen.

Lehmann (gibt, ohne zu antworten, dem Pietsch eine Ohrfeige und geht fort.)

Druck und Verlag von J. F. Rietsch. Verantwortlicher Redakteur: J. F. Rietsch.

Nro. 26. **I. Jahrg.**

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt.)

Sonntag den 1. Juli 1855.

Die weiße Rose.

Von A. v. W.

Fortsetzung.

„Robert,“ rief er, „jetzt verzeihe ich Dir Alles, Alles! Sieh, ich bin ein armer Mann, und ich verhehle nicht, daß ich gekommen bin, Deine Mutter um eine Unterstützung zu bitten. Du hast mich wie einen Bettler behandelt, hast mich einen Wahnwitzigen gescholten — ja, ich bin ein Wahnwitziger, ein Bettler, behandle mich als solchen, aber gib mir eine Summe, mit der ich reisen und mir in einem entfernten Winkel der Erde eine Existenz gründen kann. Dann sollst Du mich nie, nie wiedersehen. Der arme Franz wird für Dich todt sein, wie mein Vater für Dich todt ist! Du schweigst, Robert, lächelst mich kalt an — o, vergiß meine Beleidigungen, denke, daß sie Dir ein unzurechnungsfähiger Mensch zugefügt hat! Robert, ich will vor Dir knien, ich will kniend bitten: gib mir von Deinem Ueberflusse, daß ich nicht in den Abgrund des Verderbens stürze, der mich angähnt. Noch kann ich glücklich werden, und Du, Du allein kannst mich glücklich machen!

Robert zog seine Hand zurück, die der aufgeregte Franz Osbeck noch einmal ergreifen wollte.

„Was ist das?“ fragte er kalt. „Woher kommt diese plötzliche Umwandlung?“

„Frage mich nicht! Frage mich nicht!“ bat Franz.

Mit dem Scharfsinne, den die Eifersucht gibt, hatte Robert nach dem Ursprunge der jähen Umwandlung Franzen's geforscht. Die Antwort Helenen's hatte seinen Verstand geweckt, den Verdacht gegen Alle, die sich in ihrer Nähe befanden. Der spekulirende Kaufmann ging in den glühenden Liebhaber über. Mit einem Blicke übersah er die Lage der Dinge: Helenen's geheimnißvolles, schmerzliches Wesen, und Franz in dieser Verfassung, seit sie in dem Zimmer erschienen war. Seine Angst wollte Gewißheit haben.

„Reisest Du allein?“ fragte er mit einem stechenden Blicke.

Franz ward plötzlich ruhiger.

„Allein?“ wiederholte er mit unsicherer Stimme. „Wer sollte mich begleiten? Ich bin allein, ganz allein!“ fügte er mit unverkennbarer Aengstlichkeit hinzu. „Rüste mich aus, und wenn der Tag graut, reise ich ab.“

„Ich will Dein Glück gründen, aber sei offen!“

Osbeck's Gesicht verzog sich zu einem schmerzlichen Lächeln.

„Immer noch Bedingungen,“ murmelte er, „nachdem ich mich so gedemüthigt habe?“

„Unser Haus birgt ein Geheimniß, mit dem Dein plötzliches Erscheinen im Zusammenhange steht.“

Franz's Verlegenheit mehrte sich.

„Du kannst mein Geheimniß wissen — ich habe Gründe, so rasch als möglich die Schweiz zu erreichen.“

„Und darf man diese Gründe wissen?“ fragte Robert mit wachsendem Mißtrauen.

„Die Zeit vergeht, Robert, willst Du mich retten? Ich wiederhole es: ich bin ein Bettler, der Dich um ein Almosen anfleht!“ rief Franz, ihm die Hände entgegenstreckend.

Der Kaufmann war unschlüssig, was er beginnen sollte. Hatte er auch nur schwache Gründe zu seinem Argwohn, so flüsterte ihm dennoch eine Stimme zu, die ihm das Mark durchschnitt: Du lieferst dem Nebenbuhler die Mittel, daß er mit der Geliebten entfliehen kann.

„Es ist mir unmöglich, sofort zu entscheiden,“ sagte er. „Doch ja,“ fügte er rasch hinzu, „damit Du siehst, daß ich nicht rachsüchtig bin, daß ich die empfindliche Beleidigung, die Du mir durch Schmähung meines todten Vaters zugefügt, großmüthig vergesse, werde ich Dich persönlich begleiten, und eine Extrapost soll Dich in kurzer Zeit weiter befördern. Erwarte mich, ich hole Geld!“

Robert wollte das Zimmer verlassen; doch ehe er noch die Schwelle erreicht, trat der greise Georg hastig ein.

„Herr Robert?“ fragte er.

„Hier bin ich!“

„Man fragt nach Ihnen.“

„Wer? Wer?“

„Ich glaube,“ flüsterte ihm Georg zu, „ein Polizei-Commissar.“

„Gerechter Gott!“ rief Franz erbleichend.

„Er folgt mir auf dem Fuße. Zwei Soldaten haben die Hausthür besetzt.“

„Dann bin ich verloren!“ stammelte Franz, der fast zusammenbrach.

„Was ist das?“ fragte der Sohn vom Hause. „Sucht man hier einen Verbrecher?“

Franz erblickte die Börse am Boden. Hastig ergriff er sie und rief:

„Ich reise zu Fuß — auf der Stelle! Georg, führen Sie mich durch eine Seitenthür — um Gottes Willen zögern Sie nicht!“

„Sie werden nicht reisen, Herr Franz Osbeck!“ rief eine Stimme. „Im Namen des Königs verhafte ich Sie!“

Der Polizei-Commissar stand auf der Schwelle der geöffneten Thür. Hinter ihm sah man zwei bewaffnete Soldaten.

„Mein Herr,“ sagte Robert entrüstet, „man verfolgt Sie, und Sie wagen es, unser Haus zu betreten? Sie häufen Schmach über Schmach auf unsere Familie! Aus Rück-

sicht für meine Mutter," wandte er sich zu dem Commissar, "bitte ich Sie, alles Aufsehen zu vermeiden."

"Sie constatiren, daß dieser Herr Franz Osbeck ist?"

„Ja!"

„So wird es von ihm abhängen, daß ich meiner Pflicht ohne Aufsehen genügen kann."

„Sie werden es!" flüsterte Franz in schmerzlicher Ergebung. „Und Du, Robert, magst es dereinst vor Gott verantworten, daß Du einen unglücklichen Menschen, der so nahe an einem glücklichen Ziele stand, in das Verderben geschleudert hast. Hier bin ich, mein Herr, nehmen Sie mich hin! Ich frage nicht nach dem Grunde meiner Verhaftung, denn ich kenne ihn."

Umgeben von den Soldaten verließ Franz das Haus der Wittwe Simoni. In den Sälen ahnte man dies e Ereignisse nicht, die fröhlichen Gäste schlossen den glänzenden Ball erst mit dem Anbruche des Morgens. Als Robert sich nach Helenen erkundigte, erfuhr er, daß sie sich auf ihr Zimmer zurückgezogen, nachdem sie der Commerzienräthin den letzten Dienst geleistet hatte.

III.

Kurz vor der Mittagstafel — es war um drei Uhr am Neujahrstage — hatte zwischen Madame Simoni und ihrem Sohne eine sehr heftige Scene statt. Beide befanden sich in dem eleganten Boudoir der alten Dame, die sich mit der Summe von dreitausend Thalern den Titel einer Commerzienräthin gekauft hatte, da sie der richtigen Ansicht war, daß man in einer Residenzstadt ohne Titel nicht leben könne. Die Mutter hatte bereits eine vollständige Toilette gemacht: sie trug ein faltenreiches Kleid von grauem Atlas und auf dem hohen Busen eine schwere Kette, die man für den Orden des goldenen Vließes hätte halten können, wenn statt der schimmernden Diamantuhr ein goldenes Lammfell daran gehangen hätte. Unter einem feinen Pariser Häubchen, die eine junge Frau von dreiundzwanzig Jahren nicht verschmäht haben würde, glänzte die künstliche Haartour in kastanienbraunen Locken, und zwischen ihren aufgeworfenen Lippen sah man die Emaillezähne aus der Fabrik des berühmtesten französischen Dentisten. Der Sohn war mit jener gediegenen Einfachheit gekleidet, die den reichen Kaufleuten von fünfundzwanzig Jahren eigen zu sein pflegt.

„Robert," sagte sie bebend vor Aufregung, „Du wirst mit mir zu dem Präsidenten fahren! Ich habe es in verflossener Nacht auf dem Balle versprochen, und wenn ich mich nicht blamiren will, so muß ich Wort halten."

„Gut, fahren Sie allein, Mutter!" sagte der junge Mann, der auf dem kostbaren Teppich auf und ab ging.

„Auch Du wirst erwartet."

„Ich habe nichts versprochen."

„Aber ich!" rief die Commerzienräthin mit ihrer durchdringenden Altstimme, und indem sie das Gewicht ihrer fleischigen Hand auf ein Mahagonitischchen fallen ließ, daß es laut erseufzte. „Wenn meine Aufforderung nicht genügt, so befehle ich es Dir!" fügte sie mit der Alles vergessenden Heftigkeit hinzu, die ihre Abstammung verrieth, nämlich die aus einer rheinländischen Fabrikantenfamilie, die durch den Schweiß armer Arbeiter ein Kapital zusammengescharrt hatte, das unter fünf Erben vertheilt war. Zwei Fünftheile, nämlich

das Erbe der Madame Simoni und das ihres Bruders, des Vaters des unglücklichen Franz hatten den Grund zu dem hamburger Handelshause gelegt.

„Befehlen? Befehlen?" fragte Robert kalt und ruhig, indem er stehen blieb. „Sie vergessen, Mutter, daß ich großjährig bin. Niemand hat mehr das Recht, mir Befehle zu ertheilen."

Die Lippen der alten Dame begannen zu beben, und eine dunkele Röthe färbte ihre fleischigen Wangen. Gewaltsam setzte sie dem Ausbruche ihres Zornes einen Damm entgegen, indem sie einen Augenblick schwieg. Ihre schwarzen Augen schossen glühende Blicke auf den ruhigen Robert.

„Deine Großjährigkeit, mein Sohn, spottet also der mütterlichen Autorität!" sagte sie tonlos nach einer Pause. „Gut, ich will es gelten lassen; aber ich gebe Dir zu bedenken, daß der letzte Wille Deines Vaters mich so lange des Genusses seines Vermögens, seines ungetheilten Vermögens, versichert, als ich mich desselben zu Deinen Gunsten nicht entäußere. Noch bin ich die Herrin des Hauses Simoni, und wenn Du nicht mehr mein Sohn sein willst, so bleibt mir nur noch übrig, Dich als meinen Commis zu betrachten. Enterben kann ich Dich nicht; aber so lange ich athme, bleibst Du Commis! Jetzt wähle zwischen Beiden! Den Sohn werde ich der Tochter des Präsidenten vorstellen — den Commis schicke ich nach Hamburg zurück in das Comptoir, wohin er gehört! Du kennst mich, mein eiserner Wille hat Deinen Vater geleitet, er wird auch Dich im Zaume zu halten wissen. Gestern noch sprach ich ermahnend; heute befehle ich Dir. O, ich kenne die Gründe Deiner Weigerung! Du steigst entweder heute mit mir in den Wagen, um zu dem Präsidenten zu fahren, oder morgen, um nach Hamburg zu reisen!"

Robert hatte seine Ruhe nicht verloren; mit einer höhenden Eleganz steckte er seine rechte Hand, die ein kostbarer Diamantring schmückte, in die Brustöffnung der weißen, mit Gold gestickten Atlasweste, stützte sich auf die Lehne des Divans, auf dem die Commerzienräthin saß, und sagte lächelnd:

„Es ist wahr, Mutter, mein verstorbener Vater hat Ihnen eine gewisse Gewalt über mich gegeben, und wie ich vermuthe, unter Ihrem Einflusse, denn Sie bekennen ja selbst, daß Ihr eiserner Wille ihn geleitet hat; aber, Mutter, der Commis, der sechs Jahre die Arbeiten des Herrn Simoni theilte, der bei seinem Tode die Leitung des Geschäfts übernahm, hat auch ein gewisses Geheimbuch übernommen, das über Dinge Aufschluß gibt, die sehr unangenehme Folgen haben könnten. Senden Sie den Commis nach Hamburg, indem Sie ihn als Sohn nicht gelten lassen wollen, so wird er ein verborgenes Fach erschließen, das nur er kennt und zu dem nur er allein den Schlüssel besitzt — —"

„Robert, Robert!" rief erschreckt die Mutter.

„Sie sehen, daß ich großjährig bin! Und weil ich es bin, werde ich mir eine Lebensgefährtin nach meinem Geschmacke wählen. Muß ich dabei auch Vieles preisgeben, so werde ich immer noch genug behalten, um mit Helenen ein sorgenfreies Leben führen zu können."

„Mit Helenen!" stammelte die Commerzienräthin. „Mensch, bist Du von Sinnen?"

Robert erhob sich und trat einen Schritt zurück.

(Fortsetz. folgt.)

Drei Tage in Mittenwalde, im bayerischen Alpengebirge.

Eine Reiseerinnerung aus dem Jahre 1851, von W. O. v. Horn.

(Aus der Gartenlaube.)

Es war in den Junitagen des Jahres 1852, als ich von München herüber kam, um nach Insbruck hinab und weiter zu gehen. Der Marktflecken Mittenwalde machte durch seine Lage, tief im Schooße gewaltiger Berge, und durch sein sauberes, heiteres Aussehen einen so guten Eindruck auf mich, daß ich mich entschloß, einige Tage zu bleiben. Ueber meine Zeit stand mir die alleinige Verfügung zu, und da ich für meine Gesundheit reiste, so that ich gewiß wohl, da zu weilen, wo es mir gefiel. Ueberdies hatte ich des Stadtlebens in München gerade genug gekriegt und war von der Kunst wahrhaft übersättigt. Hier in dem schönen Bergorte, in der großartigen Bergwelt, im Schooße ländlicher Ruhe und Einfachheit wollte ich ausruhen, aufathmen, mich erfrischen und erholen. In dem Posthause war's behaglich und ein alter, pensionirter Beamter, wie es mir schien, der mein Tischnachbar war, gefiel mir gut in seiner derben Einfachheit. Er hatte nichts zu thun und da half ich ihm in seinen Geschäften. Morgens gingen wir spazieren; Mittags saßen wir behaglich nach Tische zusammen, und gegen Abend liefen wir wieder hinaus in Gottes schöne Welt. Schon am ersten Tage waren wir so dicke Freunde, als hätten wir uns viele Jahre gekannt.

Dieser erste Tag meines Aufenthaltes in Mittenwalde war ein Mittwoch. Schon um vier Uhr schlenderten wir nach der Scharnitz hinunter. Stämmige Bursche begegneten uns, beladen mit jungen Birken; blühende Mädchen mit Körben voll Blumen. Schon im Orte war eine ungewöhnliche Thätigkeit mit Putzen und Scheuern bemerklich gewesen.

„Was gibt's denn morgen?“ fragte ich den Alten.

„Ei, wissen's denn das nicht?“ fragte er. „Morgen ist hier die Fronleichnamsprocession, die Sie in München freilich am Festtage selbst viel herrlicher sahen.“

Nun war mir allerdings Alles erklärlich und ich freute mich auf den Anblick des ländlichen Festes nach dem großartigen Pompe in München. Der Alte führte mich auf einen Bergvorsprung, wo unter einer Lerchengruppe ein herrlich Plätzchen war. Man konnte das schöne Thal weit überschauen und hatte rechts Mittenwalde in seiner Berge Schooß vor sich. Da zog sich der mächtige Karwendelstock hinauf, um in drei Thorspitzen sein Höchstes zu erreichen, besonders in der 10,000 Fuß hohen Zugspitze über Partenkirch, die das goldene, glänzende Kreuz trägt. Tiefer unten ragte der Franzosenstein empor, zu dessen Füßen die Scharnitz liegt mit ihren Festungsresten, die an die Kämpfe mit Ney erinnern, und wo jetzt Oesterreich seine Mauthner stehen hat, die mit Luchsaugen nach Cigarren Jagd machen, und nur ihrer Fünfe frei passiren lassen; dort schließt der Wetterstein ab und gegenüber der stattliche Rechberg, allesammt des Karwendels ebenbürtige Gesellen und Nachbarn. Der Alte erzählte mir viel von den Kämpfen an der Scharnitz und manche interessante Episode aus dem Tyrolerkriege, und von dem Hasse der Bayern und Tyroler, der erst jetzt allmälig sich mindere, obwohl er auch einmal wieder aufblitze, wo es dann freilich mitunter blutig ablaufe.

„Der Mensch hängt halt überall von seiner Umgebung ab,“ sagte er. „Auf der Ebene verläuft Alles einfach, stille, matt; aber in den wilden Bergen theilt sich auch dem Men-

schen etwas Wildes mit, seine Leidenschaften sind stärker; sein Haß und seine Liebe sind tiefer, mächtiger, ich möchte sagen, gewaltig wie seine Berge, und sein Charakter ähnelt seinen Felsen. Glaubet mir, lieber Herr, wer hier lange gelebt, wie ich, der lernt das kennen aus vielfacher Erfahrung. Bös sind darum die Leute nicht; aber es ist nicht 'gut, den schlafenden Bären zu wecken. Ihr könnt das Morgen beobachten, wenn Ihr Lust tragt; denn nach dem Feste gibt's einen Tanz. Kommen Tyroler aus dem Innthal herüber, von Zierl etwa, auf die's die mittenwalder Buab'n ohnehin aufgekreibet haben, dann fürcht' ich schon, es wird sehr a'n harte G'schicht'n geb'n. Sie thun halt nimmer gut z'samm'n, und glei geht's an'n Rauf'n.«

»Hat denn dieser Lokalhaß eine besondere Quelle?« fragte ich.

»Zwa für ani,« sagte der Alte. »Schauen's — er zeigte nach dem Rechbergstocke hin — dort liegen zwar viele Berge und Thäler zwischen der Martinswand, wo der alte Moxl 'mal gesess'n hat, und nit wieder abi konnt', aber es ist ein Gebiet, wo die Gamseln noch z'hauf sind in Rudeln. Hier z'Land hat der König das edle Thier gehegt und er that wohl dran, denn es wär' bald aus mit ihm; aber drüben, auf der Tyrolerseit'n, darf sie der Jäger mit dem Stutzen noch beschleichen. Nun, Jag'n is a Lust. Hob in mein'n jung'n Johr'n au manch' Gamsthier drüben weg geputzt, und um die Schulter heim g'treg'n. Nun mögt Ihr denk'n, wie das lockt. Die drüben leiden's nit, daß a'n Mittenwalder dort das Gamsel b'schleicht; thun's aber doch. Da gibt's harte Püffe und schon Mancher ist nit mehr heim komm'n, der Morgens frisch mit dem Stutz'n von Mittenwald hinaufstieg! — Merkt's da liegt a'n Grund. Der andri sind die Dirndl'n.«

»Die Mädchen?« fragte ich, mich wohl erinnernd, wie auch am Rheine alter Haß viele Generationen hindurch seine Wurzeln durchschlug, weil die Bursche eines Ortes die schönsten Mädchen aus dem andern heimführten als ihre Frauen.

»Zweifelt Ihr dran?« fragte er stutzig.

»Nein, nein!« rief ich. »Ich kenne Aehnliches aus den Bergen meiner Heimath. Fahrt nur fort, ich bitte!«

»Nun,« sagte er, »es ist eine bekannte Geschichte, daß Mittenwald die schönsten Dirndl'n hat zwischen dem Loysachthal und dem Innthal — und da liegen hübsche Bergstöcke und Thäler dazwischen. Ihr könnt's morgen selber schau'n. Schon von Alters her ist das so gewesen und die Tyroler, namentlich die Zierler, haben gar manch' hübsch Dirnd'l hinübergeholt, als stattliche Hausfrau. S'ist aber auch kurios, daß die Zierler den mittenwalder Dirndl'n allemal besser gefallen, als die mitterwalder Buab'n und wir haben doch prächtige Buab'n, wie sie kaum drüben sind. S' Weibsvolk is a'n kurios Volk,« schloß er, »und s' hat's noch Keiner ausklugt. Aber s'bläst kalt aus den Karwendelschlucht'n,« sagte er und stand auf. »J hob schon die Gicht!« —

Er hatte Recht. Wir saßen ohnehin dem Thalwind preisgegeben auf unserm schönen Plätzchen. So gingen wir denn nach Mittenwalde zurück, wo jetzt Alles in regsamster, fröhlichster Thätigkeit war. Der Ort, der nur eine, aber breite Straße hat, war so rein gekehrt, daß man hätte mit weißen Strümpfen ohne Schuhe gehen können. Zu beiden Seiten des Weges waren die Maien aufgestellt, daß es wie eine Allee aussah. Unten im Orte baute und putzte man an einem Altar oder »Evangeli,« wie mich mein Begleiter belehrte. Schief der Post gegenüber, wo das Haus lag, dessen Vorderseite von des Giebels Spitze bis zu den Fenstern des Erdstocks mit Fresken bemalt ist, in denen die wundersame

Phantasie des Malers sich abmühte, die Sätze des apostolischen Glaubensbekenntnisses bildlich zu veranschaulichen, baute man an einem zweiten „Evangeli," das aber viel stattlicher als jenes zu werden versprach.

„Himmel und Kinder!" rief mein Gefährte, als wir uns durch die Gruppen der Kinder durchdrängen mußten, die vor Lust und Freude wegen des morgenden Festes zappelten, hüpften, sangen, und einen „Jauchzer" ausstießen, der jodelnd wirbelte.

„Aber wo stecken denn die schönen mittenwalder Dirndl'n in der allgemeinen Bewegung?" fragte ich.

„Dallete Frag'!" rief er aus. „Habt Ihr denn nicht die Körbe voll Blumen gesehen, die sie heimtrugen? Die wachsen nicht von selbst zu Kränzen zusammen oder thun's das bei Euch z'Land?"

Ich lachte herzlich über die derbe Zurechtweisung; denn das Wort: Dalk und das abgeleitete: Dalket bezeichnet ohngefähr das Gleiche mit: Dummerjan, Esel und dergleichen Kraftausdrücke des Volks.

Als wir in die Post traten, war noch andere Gesellschaft da, Bürger des Orts, Gewerbtreibende und Beamte. Mehr denn Ein „Fässel" des von Münchens zweiter, der Frohnleichnams-Saison, beschriebenem, unwiderstehlichem „Bocks" wurde diesen Abend geleert und ich, als Rheinländer, hatte in Bayern schon Qualitäten errungen, die mich als ganz anerkennenswerthen Partner erscheinen ließen, ob ich es gleich nicht zu der Virtuosität gebracht, die ich hier, wie anderwärts in dem Lande, wo Gambrinus Alleinherrscher und Selbstherrscher ist, bewundern gelernt hatte; denn das übersteigt wirklich das Maß eines gewöhnlichen, ehrlichen, schlichten Begreifens! —

Es war spät, als ich mit Schrecken in das bauschige Federbette sank, das schier über mir zusammenschlug, und schon frühe weckte mich das hübsche Geläute. Da mein Alter mir gestern sagte, die Kirche sei klein und könne, so sehr sich auch alle Welt hinein und zusammendränge, nicht die Hälfte der Menschen fassen, die zur Prozession kämen, so mußte ich den Gedanken aufgeben, dem Gottesdienste in der Kirche beizuwohnen. Ich beschloß daher, zum Frühstück heimzugehen und dann, wenn meine Stube, davon drei Fenster nach der Straße gingen, geordnet sein würde, meinen Standpunkt an einem der Fenster zu nehmen, von wo aus ich die Kirchgänger und dann die Prozession recht ansehen konnte, zumal das „Evangeli" grade gegenüber war, wo sie Halt machen mußte.

Als ich in das Gastzimmer trat, saß mein Alter schon da, schmauchte seine Pfeife und blickte in das Seidelglas mit Wehmuth, aus dem er schon die letzte Thräne Bock zum zweiten Male geschlürft hatte.

Er reichte mir seine Hand zum „Guten Morgen." „Grüß Gott," sagte er. „Gut geschlafen? Ich warte schon eine halbe Stunde auf Euch und trinke derweil."

„Warum denn?" fragte ich. „Ihr sagtet ja gestern, in die Kirche sei nicht zu kommen?"

„Das bleibt wahr," erwiederte er; „ändert aber doch nichts. Will auch nit 'nein; denn zu Schnitz'l'n will i mi nit reiß'n und noch extra brot'n loß'n! — Ich komme zu Euch. Ihr habt ja doch die Stube vorn 'raus? Nicht?"

Ich bejahte und während ich mich zu meinem Kaffee setzte, zu dem ich köstliche mürbe „Strits'l'n" erhielt, begann er das dritte Seidel Bock zu bearbeiten und meinte, mit der Zunge am Gaumen schnalzend, es sei doch eine Sünde und Schande, Kaffee zu trinken, wenn es Bock gäbe; die Leute im „Reich" seien doch ein „Dalket Gezücht."

Ich lachte und äußerte, es sei ebenso Sitte bei uns, wie hier das Biertrinken zum Frühstücke. Das wäre »Dalket« bei uns.

Er zuckte die Achseln und schwieg, weil er trank und uns beklagen mochte. »Seht«, sagte er, »der Posthalter hat nicht mehr viel von dem edeln Stoff. Drum thu' ich mein Theil jetzt weg. Wenn die Prozession vorüber ist, dann hat's am Ende und man muß wieder ein Jahr warten, bis es wieder Bock zu trinken gibt.«

Als ich gefrühstückt, ließen wir uns vier Seidel hinauftragen, um sie in Sicherheit zu haben. Dann legten wir uns in die Fenster. Es war Zeit, denn die Glocken begannen zur Kirche zu rufen. Männer, Frauen, Kinder, Alles eilte im Sonntagsputze zur Kirche. Die Kinder waren phantastisch aufgeputzt, trugen, die Mädchen nämlich, Körblein voll Blumen, und die Knaben bunte, kleine Standarten mit allerlei Heiligenbildern. Die Tracht war im Allgemeinen die Oberbayerns, besonders fand ich die ungeheuern Pelzmützen der Frauen wieder. Die Mädchen trugen die allerliebsten Ringelhäubchen, mit den zwei gegen den Nacken gekehrten Spitzen, wie man sie in und um München trägt; aber nun sah ich auch wohl, wie wahr das Wort meines Alten war. Ich hatte in den bayerischen Alpen manch' schönes Mädchen, manche prächtige Gestalt gesehen, aber in der That, die Töchter Mittenwalde's waren durchweg die Schönsten, und durchweg; denn kaum einer Häßlichen begegnete das Auge. Dabei waren es nicht die durch die abscheulich kurze Taille entstellten Gestalten, nicht die gebückten, durch die Lasten, welche sie in der Umgegend Münchens tragen müssen; nein, die Kleiderform war kleidsamer, der Körperform zusagender und die Gestalten waren aufgerichtet und edel.

(Fortsetzung folgt.)

Hypercharlatanerie. In einem Journal Louisianas findet sich folgende Annonce (wörtlich): „Der berühmteste Arzt ist zu New-Orleans angekommen und verrichtet täglich die merkwürdigsten Curen. Der Dr. .... aus der Heilanstalt der Mad. Stephen in Dublin macht täglich Blinde sehend und Taube hörend. Er heilt Krebsschäden ohne Hilfe chirurgischer Instrumente und läßt Hämorrhoidal-Leiden augenblicklich verschwinden. Alle Personen, welche leidend sind, mögen sich an den Doctor wenden, der auch rheumatische Schmerzen auf der Stelle heilt. Er läßt schönes Haar auf kahlen Köpfen wachsen. Dr. . . . heilt in zwanzig bis fünfundzwanzig Tagen Lungenkrankheiten, die bereits ins zweite Stadium geschritten sind. Der Doctor erlaubt dem Publikum zuzusehen, wenn er den Blinden das Gesicht wiedergibt. Sein Diplom ist in seinem Cabinet ausgehängt.

Räuberromantik.

Der jüngere Bruder des kürzlich erlegten Räuber-Hauptmannes Tadik an der bosnischen Grenze wollte, angelockt durch das Beispiel seines älteren Bruders, auch das Räuberhandwerk ergreifen. Er suchte deßhalb seinen Bruder auf und meldete sich als Räuberrekrut. Dieser aber ließ ihm fünfundzwanzig aufzählen und schickte ihn wieder heim zu seiner Mutter. „Du bist noch jung, sagte er, „und kannst als ein ehrlicher Mensch leben. Bei mir ist es etwas anderes, ich kann nicht mehr zurück."

(Politisch.) Vater: „Sieh mal, Josephchen, was ich euch Kindern für ein schönes Stück Kuchen mitgebracht habe. Nimm ihn, Josephchen, und theile ihn brüderlich mit deinem Schwesterchen!"

Josephchen: „Papa! wie theilt man denn brüderlich?"

Vater: „Nun, Josephchen, da gibst du deiner Schwester die größere Hälfte."

Josephchen (den Kuchen seiner Schwester hinreichend:) „Da! Emilie, theile du den Kuchen."

(Fl. Bl.)

(Frankreich.) Die französischen Arbeiter beschäftigen sich jetzt an vielen Orten mehr mit der Einstellung als mit der Ausstellung ihrer Arbeiten.

(Punsch.)

Druck und Verlag von J. F. Rietsch. Verantwortlicher Redakteur: J. F. Rietsch.

Nro. 27. **I. Jahrg.**

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt.)

Sonntag den 8. Juli 1855.

Die weiße Rose.

Von A. v. W.

Fortsetzung.

„Ich glaube, ich bin noch nie bei so klarem Verstande gewesen, als eben jetzt. Wer will es mir, dem reichen Mann, verargen, wenn ich mir eine Frau aus lauterer Neigung nehme? Besäße Helene eine Million, sie würde mich nicht glücklicher machen können, als jetzt, wo sie mir ein vortreffliches Herz, Schönheit und Tugend zur Morgengabe bringt. Ich drohe nicht, Mutter, weil ich mich noch immer als Ihren Sohn betrachte; aber ich bitte Sie, mir in dieser Angelegenheit freie Hand zu lassen, und mich Ihren ehrgeizigen Plänen nicht zum Opfer bringen zu wollen. Entweder Helene oder keine wird meine Gattin. Und haben Sie wirklich das Glück Ihres einzigen Sohnes im Auge, wie Sie mich so oft versicherten, so werden Sie meine Verbindung mit dem reizenden, unglücklichen Mädchen, das Ihre Achtung im hohen Grade besitzt, nicht hindern, sondern nach Kräften zu befördern suchen. »Mutter«, bat er leidenschaftlich, »ich kann ohne Helene nicht leben — zwingen Sie mich nicht, zu Mitteln der Verzweiflung zu greifen. Meiner Liebe opfere ich Alles, Alles; ich schleudere jedes Hinderniß zurück, das sich mir entgegenstellt; aber ich bedecke die Hand mit Thränen des Dankes, die mir das Mädchen meiner glühenden Liebe entgegenführt!"

Der junge Mann warf sich auf einen Sessel. Sinnend betrachtete ihn die Commerzienräthin, der die Tiefe der Leidenschaft nicht entgehen konnte, die in der Brust Roberts so rasch Wurzel gefaßt hatte. Ihr eiserner Wille beugte sich der Mutterliebe, und sie empfand ein inniges Mitleiden mit dem Sohne.

„Zu dieser Drohung hat ihn die Verzweiflung getrieben!" dachte sie. „Was bleibt mir übrig, als nachzugeben? Ich kenne ihn, sein Charakter gleicht dem meinigen. Es steht zu viel auf dem Spiele: die Ehre unsers Hauses und dann .... Beides kann ich der sinnlosen Leidenschaft eines Verliebten nicht preisgeben. Ich muß vorsichtig, sehr vorsichtig handeln."

Als Robert den Kopf erhob, sah sie Thränen über seine Wangen rollen. Er wollte sich entfernen.

„Bleibe, mein Sohn!“ sagte sie mild. „Ich habe nicht geglaubt, daß Helene einen so tiefen Eindruck auf Dich ausgeübt hat. Du kennst sie erst seit einem Monate — hast Du Dich auch geprüft?“

„Sie kennen mich, Mutter,“ antwortete Robert mit leise erregter Stimme. „Ich bin kein Knabe mehr, der bei jeder glänzenden Erscheinung aufjauchzt und sich nach ihrem Besitze sehnt. Wenn ich Ihnen den Wunsch aussprach, den Winter hier zu verbringen, so ward ich von dem Gedanken an Helene beseelt, ich wollte sie erforschen, und mich um ihre Neigung bewerben. Sechs Wochen haben hingereicht, um mich einen Engel kennen lernen und anbeten zu lassen. Und was beschließen Sie nun, Mutter?“

„Du wirst meinen Entschluß vernehmen, wenn ich mit Helenen über diesen Punkt eine Unterredung gehabt habe. Daher fordere ich von Dir ein Versprechen.“

„Nennen Sie es!“ rief Robert, dessen Augen hell erglänzten.

„Du wirst die Ehre Deines Vaters im Auge behalten, und unser Familiengeheimniß wie ein heiliges Vermächtniß bewahren. Mein verstorbener Bruder kannte seinen leichtsinnigen Sohn zu gut. Franz gehört nicht mehr zu unserer Familie. Wie hast Du Dich seiner entledigt?“

„Die Polizei erleichterte mir dies Geschäft.“

„Wie?“

„Man hat ihn gleich nach Ihrer Entfernung verhaftet.“

„In meinem Hause?“

„Leider ja!“

„Entsetzlich!“ rief die Commerzienräthin. „Die Polizei war in meinem Hause?“

„Beruhigen Sie sich, Mutter, es hat kein Mensch diesen ärgerlichen Actus erfahren.“

„Es ist schon genug,“ fuhr die Alte entrüstet fort, „daß man einen Landstreicher bei mir vermuthete!“

„Die Sache beunruhigt mich nicht, da ihr Zusammenhang sehr einfach ist. Franz, auf der Flucht begriffen, ist in dem Hotel angekommen, und hat dort nach unserer Wohnung gefragt. Da er verfolgt wird, kannte die Behörde seine Spur, sie wußte selbst durch den Telegraphen, daß er hier eintreffen würde, und so suchte man in allen Wirthshäusern. Man fand ihn bei uns und führte ihn in aller Stille fort. Diesen Morgen schon war ich bei dem Polizei-Commissar, und habe ihm die Anzeige gemacht, daß der Flüchtige es versucht habe, von mir Geld zu erpressen. Wie man mir sagte, ist Franz einer der gefährlichsten Volksaufwiegler, er hat selbst an einem Straßenkampfe thätigen Antheil genommen, er, der ausgetretene Offizier — man macht ihm jetzt den Prozeß, und wie dieser ausfallen wird, läßt sich denken. Fürchten Sie nichts, Mutter, indem der Staat sich eines gefährlichen Feindes entledigt, leistet er auch uns einen großen Dienst. Es ist nur zu bedauern, daß sein Prozeß gerade hier anhängig gemacht wird.“

Ein Diener trat ein und meldete, daß der Mittagstisch bereit sei. Robert führte seine Mutter in das Speisezimmer.

„Wo ist Demoiselle Helene?“ fragte sie den Diener.

„Sie ist unwohl, und läßt ihre Abwesenheit entschuldigen.“

„Die durchwachte Nacht hat das gute Kind angestrengt!“ sagte die Mutter zu dem Sohne.

Nach Tische fuhr sie allein zu dem Präsidenten. Robert schrieb einen langen Brief an den Geschäftsführer in Hamburg. Mit dem Beginne der frühen Dämmerung verließ Helene, fest in einen Mantel gehüllt und das Gesicht tief verschleiert, das Haus der Commerzienräthin. Sie achtete des stürmischen Schneewetters nicht; hastig eilte sie durch die Straßen.

IV.

Um dieselbe Zeit zog ein Mann an dem schweren Glockenzuge eines großen, finstern Gebäudes, das einsam zwischen den letzten Häusern des westlichen Stadttheils lag. Gleich darauf ward die Pforte eines großen, mit Eisenstäben beschlagenen Thores geöffnet, vor dem eine Schildwache langsam und schweigend auf- und abging. Der Mann trat in eine Bogenhalle, deren dunkles Gemäuer bei dem Scheine einiger Gasflammen von angesetztem Eise blitzten. Er durchschritt diese Halle und trat in einen Hof, der rings von hohen, finstern Gebäuden eingeschlossen ward. Rechts zeigten aufgestellte Gewehre und ein Posten an, daß sich hier eine Wache befand.

„Wohin?“ fragte der Soldat.

„Zu dem Inspektor des Staatsgefängnisses.“

Der Soldat deutete ihm die Wohnung desselben an, und der Mann, indem er seinen Mantel fester anzog, trat in eine Thür, erstieg eine Treppe und gelangte auf einen freundlichen Corridor. Er mußte hier schon bekannt sein, denn ohne zu wählen, klopfte er an eine Thür. Im nächsten Augenblicke stand er vor einem greisen Militär, der ihn ernst und gemessen, aber freundlich empfing.

„Herr Advokat Petri,“ sagte er, „was verschafft mir so spät noch das Vergnügen, Sie in meinem finstern Reiche zu begrüßen?“

Der Advokat, ein Mann von vielleicht zweiunddreißig Jahren mit einem weißen, fein geschnittenen Gesichte, großen, lebhaften Augen und einem kurzen, schwarzen Backenbarte, legte zwanglos seinen beschneeten Hut auf einen Stuhl.

„Herr Major,“ sagte er, „ich komme so eben aus der Wohnung des königlichen Staatsanwaltes, den ich leider nicht antraf, weil er sich in Gesellschaft befindet. Sie kennen meine geschäftlichen Beziehungen zu ihm, und darum werden Sie ermessen, daß er mir die Erlaubniß, einen politischen Gefangenen zu besuchen, nicht verweigern würde. Gestützt auf meine Stellung als öffentlicher Advokat und Notar, der vor den Schranken des Geschwornengerichts nicht unbekannt ist, richte ich an Sie die Bitte, mir den Zutritt zu einem Gefangenen zu gestatten — die Erlaubniß des Staatsanwalts glaube ich verbürgen zu können.“

„Sie fordern viel, mein Herr!“ sagte ernst und bedächtig der Greis.

„Ich weiß es; wenn ich aber noch hinzufüge, daß ich der Vertheidiger des Gefangenen sein werde —“

„Ihre Vollmacht?“

„Ich stehe im Begriffe, sie mir zu holen. Sie erinnern sich, daß dieser Fall zum ersten Male stattfand, als ich Ihren Sohn, der jetzt in Amerika lebt, vor dem ersten Schwurgerichte vertheidigte. Daß ich die Schranken der Gesetzlichkeit nicht überschreite, wissen Sie.“

„Wer ist der Gefangene?“

„Franz Osbeck, ein Kamerad und Gesinnungsgenosse Ihres Sohnes. Sie dienten Beide als Offiziere bei einem Jägerregimente.“

„Er ward in verflossener Nacht verhaftet!" murmelte der Greis.

„Ich erfuhr es diesen Mittag durch den Polizei-Commissar."

„Muß der Besuch heute noch stattfinden?"

„Der Gefangene weiß nicht, daß ich in der Residenz Advokat bin — wie kann er mich zu seinem Vertheidiger wählen? Außerdem muß ich erfahren, in wie weit er gravirt ist, denn habe ich keine Aussicht auf einen günstigen Erfolg meiner Bemühungen, so bin ich gezwungen, ihn seinem Schicksale zu überlassen."

Der Major überlegte einen Augenblick, dann sagte er, nicht ohne einige Ueberwindung:

„Da mir nur die sichere Verwahrung des Gefangenen obliegt, glaube ich keine Pflichtverletzung zu begehen, wenn ich Ihnen Franz Osbeck auf eine halbe Stunde anvertraue."

Er zog eine Glocke. Eine Ordonnanz trat ein. Der Major, der eine Liste durchgesehen hatte, sagte:

„Man gebe dem Schließer Befehl, diesem Herrn die Zelle Nro. 11 zu öffnen."

Nach einigen Höflichkeitsphrasen verließ der Advokat den Major. Der Soldat führte ihn in einen andern Flügel des Staatsgefängnisses, und bald ward ihm die bezeichnete Zelle geöffnet. Mit der Laterne des Schließers in der Hand, überschritt er die Schwelle eines kleinen, viereckigen Gemachs, aus dem ihm eine angenehme Wärme entgegenquoll, zugleich aber auch jene eigenthümliche Luft, die man nur in Gefängnissen vorfindet. Nachdem er die Thür hinter sich geschlossen, blieb er ruhig stehen. Franz lag völlig angekleidet auf einem Matratzenbett. Er hatte den Kopf auf die Hand gestützt, und schien den Eintretenden kaum zu bemerken. Eine unheimliche Stille herrschte in dem Raume; selbst der Sturm, der den Schnee an das kleine mit starken Eisenstäben vergitterte Fenster trieb, war nur wie das Rauschen eines fernen Flusses zu vernehmen.

„Er ist's!" flüsterte der Advokat, von dem Anblicke des bleichen Gefangenen tief ergriffen.

Franz schlug endlich die Augen auf. Als er den Fremden mit der großen Laterne des Kerkermeisters erblickte, richtete er sich verwundert empor.

„Ich habe um Licht gebeten," sagte er. „Bringen Sie mir das Verlangte?"

„Franz! Franz!" rief der Advokat, indem er sich ihm näherte und die Laterne auf einen Tisch setzte.

Der Gefangene saß wie erstarrt auf seinem Bette. Er schien in dem Gedächtnisse nach dem Manne zu forschen, der so theilnehmend seinen Namen ausgesprochen.

(Fortsetz. folgt.)

Drei Tage in Mittenwalde, im bayerischen Alpengebirge.

Eine Reiseerinnerung aus dem Jahre 1851, von W. O. v. Horn.

Fortsetzung.

Niemand ging vorüber, ohne vor dem „Evangeli," welches ein Heiligenbild zierte, seinen Knix zu machen oder das „Hütl" zu lüften. Jetzt öffnete sich droben die Thüre an dem mit Fresken bemalten Hause, vor dem das „Evangeli" stand, und heraus trat eine

jugendliche Gestalt von den edelsten Formen. Sie war in tiefe Trauer gekleidet. Man sah kein Weiß an ihr, als an dem schneeweißen Hemde, dessen Aermel sichtbar waren, und an einer schmalen Krause, die den Hals umschloß. Dies Mädchen war die Krone, die Perle Aller.

Sie war schlank und groß; ihre Gestalt vom reinsten Ebenmaße; ihr Haar reich, glänzend, kastanienbraun. Nur einmal sah ich den Blick des großen, braunen Auges, aber sein Ausdruck war trübe; das Gesicht von wunderbarer Schönheit, aber bleich; kein Roth schimmerte durch die feine Haut. Sie ging gesenkten Hauptes der Kirche zu.

„Auf diesem jugendlichen Herzen liegt ein schweres, unheilbares Leid, und die schönste Lilie ist früh geknickt!"

Ich hatte laut gedacht, wie mir das manchmal begegnet, wenn mich etwas tief bewegt. Dann vergeß' ich der Außenwelt gänzlich.

„Da habt Ihr den Nagel auf den Kopf getroffen," sagte der Alte, der stille hinausgesehen, das Mädchen auch mit Theilnahme betrachtet und meine lauten Gedanken auch gehört hatte. „Zweimal habt Ihr Recht; mit dem Leid nämlich und der Lilie!"

„Sind dem schönen Mädchen die Aeltern oder ist ihr der Bräutigam gestorben?" fragte ich.

„Beide, Aeltern und Bräutigam," versetzte er.

„Du armes Herz!" sagte ich und sah ihr nach. „So jung noch und so schwer geprüft."

„Ja wohl," sprach mit mehr Gefühl, als ich ihm zugetraut hätte, der Alte. „Aber was würdet Ihr erst sagen, wenn Ihr die Geschichte des holdsamen Dirnd'l's kennetet?"

„O erzählt mir sie, ich bitte!" rief ich dringend aus.

„Ihr sollt sie hören," sagte er ernst, „aber erst heute Mittag oder morgen, denn Ihr bleibt ja noch hier bis morgen, denn ich fürchte, heute kommen wir nicht dazu. Seht da die Buab'n!" rief er und wandte sich zum Fenster.

Auch ich blickte hinaus.

Zwanzig bis vierundzwanzig junge Bursche schritten daher in militärischer Haltung, angeführt von einem Alten, der die Uniform eines Forstbeamten, die gestickte Mütze und den langen Schnurrbart trug.

Die Bursche trugen graue Jupen mit grasgrünem, stehendem Kragen, grüne, kokette Hütchen mit frischen Blumensträußern und Stutzen. Sie waren bestimmt, neben dem Himmel der Priesterschaft zu gehen und durch Salven die heilige Feier zu erhöhen.

Dafür hatten sie dann auf dem Schießstande heute Nachmittag ein Schießen, bei dem ganz hübsche Preise herausgeschossen wurden, zu deren Ankauf die Kirchen- und Ortskasse sich die Hand gereicht.

Das und Anderes berichtete mein Alter, der sich nun eine Pfeife anzündete und schon beim zweiten Seidel war. Ich rückte ihm mein zweites hin und folgte seinem Beispiel, indem ich eine Cigarre anbrannte.

Als meine Cigarre und mein Seidel zu Ende war, und auch das dritte ihm wohlgeschmeckt, sagte der Alte:

„Laßt uns hinabgehen und die zwei „Evangeli" betrachten, ehe die Prozession kommt!"

So wenig mich das auch anzog, so mußte ich folgen. Der Gang war kurz. Wir kehrten in meine Stube zurück, wohin er zwei neue Seidel sich bestellt hatte.

An die Geschichte aber brachte ich ihn nicht.

Ich will die Prozession nicht beschreiben, weil diese so ziemlich sich überall gleich ist. Ordnung im Aeußern, Andacht im Innern war unverkennbar, denn überall zeichnet sich das Gebirgsvolk durch Religiosität aus. Die Feier nahm den ganzen Morgen und selbst noch einen Theil des Nachmittags weg, denn erst um zwei Uhr gingen wir zu Tische, wo uns ein, wie man wenigstens sagte, auf Tyrolergebiet gewonnener „Gamselbrat'n," als große Seltenheit trefflich mundete. Er war von einem jungen, sehr zartem Thier. Nach Tisch gingen wir zum Schießen, das vor dem Orte stattfand, und bis in die sinkende Nacht währte. Treffliche Schützen zeigten ihre Kunst und Fertigkeit, die wohl kaum den Tyrolerschützen, die ich später zu sehen Gelegenheit hatte, nachstanden.

Da das Raufen bei schwerer Strafe verboten ist, und Einer, der nur eine „Schildhahnfeder" am „Hüt'l" trägt (was freilich als Zeichen der Herausforderung zum Raufen gilt), sogleich von den wachsamen Gensd'armen „gefaßt" wird, wie mein Alter sagte, so ging der Tanz ruhig ab. Ich sah ihn nicht und zog es vor, die abendliche Kühle im Garten der Post zu genießen, statt meine Neugierde mit dem Einathmen des Staubes und dem Ertragen einer erstickenden Hitze abzufinden. Die Unterhaltung war lebhaft, und das Spielen einer Zither, begleitet von dem schönen Gesange einer jugendlich frischen Jünglingsstimme, machte mir große Freude, zumal die „Schnaderhüpf'l'n, die der Zitherspieler sang, mitunter sehr ansprechend, sein „Jodeln" aber unübertrefflich war, wie oft ich auch noch diesen eigenthümlichen, dem Alphorn nachgebildeten Gesang zu hören Gelegenheit hatte.

Früh am andern Morgen war ich auf den Beinen. Die Mittenwalder schliefen noch, nur meine schöne Nachbarin stand am Fenster mit dem bleichen Gesichte und den von Thränen gerötheten Augen. Sie erwiederte schwermüthig meinen Gruß. Das war das letzte Mal, daß ich sie sah, ihr Bild aber, das Bild tiefen, nagenden Schmerzes, hat sich mir unauslöschlich in die Seele geprägt. Ungestört in meinen Gedanken, machte ich einen herrlichen Spaziergang. Der Morgen war ungemein schön, der Himmel klar. Friede ruhte auf dem engen Thale. Von den Bergen her schallte der Gesang der Steindrossel in den mannigfaltigsten Modulationen. Lerchen trillerten, der Zeisig zwitscherte in den Erlen am Bache und der Ruf eines Schildhahns klang von ferne dazwischen. Auch das gehörte zu der fremden Landschaft und erhöhte ihren Reiz. Keine Menschenseele begegnete mir. Erst als ich zur gewöhnlichen Frühstückszeit zurückkehrte, war Mittenwalde lebendig geworden. Er hatte vom Wirthe gehört, daß noch ein einzig „Fäßle" Bock übrig sei. Das hatte die anziehende Kraft bewährt.

Eine halbe Stunde später saßen wir in einer einsamen Laube des Gartens.

„Ich weiß wohl, was ich Euch versprochen habe," sagte er, „und will's ehrlich halten. Die Zeit ist jetzt gelegen dazu. Paßt mal auf:

„Sternhuber's Caritas, so heißt das Dirnd'l, das Ihr die Krone und Perle Mittenwalde's genannt habt, und das Ihr verglichen habt mit der früh geknickten Lilie, Sternhuber's Caritas, sag' ich, war wohl eine Perle!, Herr, Ihr habt des Dirnd'ls Schönheit gestern bewundert, aber Ihr hättet die Caritas vor vier Jahren sehen sollen! Damals hat das Auge noch gelacht, das jetzt weint; damals hat's noch gestrahlt, das jetzt so matt und trübe blickt; damals waren ihre Wangen noch, wie dort die eben aufgehende Moosrose — damals — ja damals gab's auf Gottes Erde nichts Schöneres als sie. Sie war sechzehn Jahre alt, Herr! Da mögt Ihr's Euch vorstellen, wie die Augen der Buab'n nach ihr ausschauten. Nehm's ihnen nicht übel!

„Aber es war ein „Jokrisch" Dirnd'l. Die hatt' es Allen gethan, aber Keinen hat's vorgezogen. Nur einmal ist's ihm doch gegangen, wie allen Mädchen. Ihr kennt ja die Klaus droben am Karwendel? Seid ja vorübergefahren, als Ihr von Partenkirch hierher kamt? Dort ist eine Wallfahrt bei der Kapelle, und die ist besonders berühmt, weil das Muttergottesbild in der Kapelle ein wunderthätig Gnadenbild ist und schon Manchem sein Weh weggenommen hat. Wenn da der Jahrestag kommt, dann halten Ketten und Banden keinen Mittenwalder zurück, und was Leben und Athem hat zwischen dem Starnbergersee, dem Ammersee und dem Inn, ja von München her, das kommt zum Feste und zur heiligen Bittfahrt.

„Die Klaus liegt so schön in dem grünen Thälchen, gegen Wind und Wetter geschützt, und der Klausbauer hat eine sehr gute Wirthschaft, und wo der liebe Herrgott eine Kapelle hat, da baut der Teufel einen Tanzplatz darzu. Das ist einmal so in der Welt.

„Dazumal strömte wieder alle Welt nach der Klaus, denn das Wetter war gar lustig. Bin auch da gewesen. Als die Bittfahrt vorbei war, hat das Jungvolk einen Tanz gehalten und waren Himmel und Leute da. Auch die Zierler Buab'n waren da, und leicht hätt's kommen mögen, daß der Nazi und der Aegidi mit ihrem Anhang hätten Trutzliedl'n angestimmt zum Raufen, wenn nicht der gestrenge Herr Landrichter einen Riegel vorgeschoben hätte durch acht Haltfeste, nämlich Gensd'armen, und die waren stämmige Kerle, wie des Königs Hartschiere in München, die Ihr müßt ja gesehen haben, und in der neuen Uniform?"

„Die hielten die Buab'n im Respekt."

„Aber Ihr werdet fragen: Wer der Nazi und der Aegidi seien? Das will ich Euch erst sagen.

„Ihr kennt das Haus da neben der Post, mit dem Erker, daran Ihr gestern die Inschrift gelesen, den Hausspruch mein' ich, als wir spazieren gingen? — Nun, das gehörte damals des Arnold Krazenleitner's Wittib, die Caritas hieß, und war des schönen Dirnd'ls Gothen und Baas von der Mutterseiten her. Sie war eine Frau schlicht und recht, nicht arm und nicht reich, mußte sich aber herum thun und drehen und wenden. Die hatte einen Sohn, den Nazi, der war zwei Jahre älter, als drüben das schöne Göthel. Ein Buab war's, Herr, wie Milch und Blut, und dabei gewachsen wie eine Lerche, und wenn er Morgens jodelte und einen Juchzer that, so hörte man's an der Scharnitz. Immer lustig, flink, fleißig und treu, wie Gold, war er, und hatte schwarze Augen, die fackelten. Wer wollt's ihm verargen, daß ihm die schöne Caritas gefiel? Er war's ja nicht allein, dem's so ging. Aber es war nicht so ein flüchtig Wohlgefallen, sondern es war, wie's im Schnaderhüpf'l heißt:

Du herzig's schön's Dirnd'l,
Du liegst mir im Sinn:
Du liegst mir im Herzen
Sieben Klafter tief d'rin.

Und wo einmal die Lieb sieben Klafter tief sitzt, da weht sie der Karwendelwind nicht mehr 'raus, und nicht der Sirocco, der aus Italien 'rauf pfeift.

„Die Caritas wußt's auch und war ihm freundlicher als allen Andern, und ich glaub' fest, sie hatte ihn lieb, nicht von wegen der Verwandtschaft und Nachbarschaft, sondern vom Herzen 'raus von wegen seiner Schönheit, und weil er so gut war gegen seine Frau Mutter und überhaupt so brav. Er war auch gewiß eine gute Seel', aber Pulver hatt' er auf der

Pfann'. Hui, wenn ihm Einer quer kam, dann war er rasend und unbändig. Freilich war fünf Minuten d'rauf alles vorbei. Er that der Caritas Alles, was er konnte, und sie ihn anlächelte, dann wär' er in den Tod gangen, wenn sie's verlangt hätt'. Ich laß' mir's nicht ausreden, daß sie ihn lieb hatte, denn ich weiß auch, wie viel Uhr es ist, wenn die Gamsel pfeift; aber sie ist immer gar ein spröd' Dirnd'l gewesen, und sollt's Niemand recht wissen, wie es um ihr Herz stand. Das war des Dirnd'ls Stolz. Es sollt's halt Niemand merken, daß es wie andre Dirnd'ln und a'n Buab'n lieben thät."

„Nun, und der Aegidi?" fragte ich.

„Richtig," sagte er d'rauf, „es ist gut, daß Ihr mich wieder in's Gleis bringt! Drüben zu Zierl, da wohnt ein Geigen- und Guitarrenmacher, der Prozelter heißt, ein fleißiger, geschickter Mann; hat aber fünfzehn Brodknapper, und das ist viel für einen Geigenmacher, auch wenn er noch so fleißig ist; aber alle fünfzehn waren sie hart wie Eicheln und Holzäpfel, und blühten, wie die Rosen, auch wenn sie nur dreiviertel satt hätten, und bildschön waren sie alle, absonderlich sein Aelt'ster, der Aegidi. Ich selbst muß sagen, wenn er neben dem hübschen Nazi stand, so hätt' ich auch dem Aegidi den Preis zuerkannt. 'S war ein Blitzbuab, und seine blauen Augen sahen in's Herz 'nein.

„Seltmals an der Klaus, da waren die Zweie und die Caritas auch. Als die Caritas den Nazi zum Tänzer hat und mal stehen bleibt, um zu verschnaufen, tritt der Aegidi zu dem Nazi, reicht ihm die Hand und sagt: Grüß' Gott, Nazi, Du hast das schönst' Dirnd'l im Land, Nazi; darf ich mal mit ihr tanzen?"

„He!" ruft da die Caritas aus: „Zierler, ich bin mein eigen und der Nazi hat kein Recht an mich. Wenn d' mit mir tanz'n willt, mußt mi selber bitt'n!"

(Fortsetzung folgt.)

(Politisches Gespräch.)

Pietsch. Findste nich, Lehmann, deß Louis Napooljon sich immer sehr jut ausdrückt, wenn er spricht oder schreibt?

Lehmann. Ja, des is aber ooch keen Kunststück.

Pietsch. Wo so?

Lehmann. Nu, ick meene man: weil er die Sprache Frankreichs in der Jewalt hat.

(Anekdote.) Vor Kurzem ereignete sich in der kleinen Stadt M—n, wo Theater war, ein drolliger Zwischenfall. Man gab die Zauberin Sidonia. Als nun Sidonia vor dem geistlichen Gerichte stand, erscholl die furchtbare Stimme des Oberrichters: „Ist sie schuldig oder ist sie nicht schuldig?" „Freilich," rief eine Stimme aus dem versammelten Publikum, „ist sie schuldig, mir allein achtzehn Silbergroschen für Sahnenkuchen." Die Stimme gehörte dem Zuckerbäcker des Orts.

Dieser Tage sind zwei Vaudevilles von Paris nach der Krim abgegangen, welche von zwei jungen Schriftstellern auf Bestellung eines vor Sebastopol stationirten Generals verfaßt und zur Aufführung im französischen Lager bestimmt sind. Das eine dieser Stücke handelt von einer schönen Russin, die aus Sebastopol entflohen ist, und Leben und Ehre wagte, um einen Zuavenoffizier, in den sie sich verliebt hat, von der Nähe besser sehen zu können, als von der Terrasse ihres Hauses mit einem Fernglas in der Hand. Die Abenteuer jener verliebten Russin auf ihrer Flucht in das Lager der Alliirten werden in dem Stücke auf das komischte geschildert. Das andere Vaudeville heißt: „Menschikoff's Paletot".

Selten ist es wohl einem Ehemanne so merkwürdig ergangen, wie jenem Engländer. Dieser erhielt am Sonnabende Dispensation, seine Nichte zu heirathen. Den Sonntag war feierliche Verlobung, Montag Aufgebot, Dienstag Hochzeit, Mittwoch kam die junge Frau bereits in die Wochen, Donnerstag war Taufe, Freitag war die junge Frau krank und bekam die Sterbesakramente, Sonnabend starb sie. Der Wittwer schrieb in sein Tagebuch: Das ist die merkwürdigste Woche meines Lebens.

Druck und Verlag von J. F. Rietsch. Verantwortlicher Redakteur: J. F. Rietsch.

Nro. 28. **I. Jahrg.**

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt.)

Sonntag den 15. Juli 1855.

Die weiße Rose.

Von A. v. W.

Fortsetzung.

„Mein Gott, täuscht mich ein Traum?“ fragte er sinnend.

„Nein, armer Franz, die traurige Wirklichkeit umfängt Dich, und Julius Petri — —“

Der Gefangene stieß einen durchdringenden Schrei aus.

„Julius, Julius!“ rief er mit einem unbeschreiblichen Ausdrucke. Und zugleich flog er an die Brust des Freundes, der seine Arme ausbreitete, und die bebenden Lippen des Gefangenen mit Küssen bedeckte. Wahre, innige Freundschaft bewegte die Brust der beiden Männer, daß sie auf Augenblicke den verhängnißvollen Ort des Wiedersehens vergaßen.

„Ich ziehe Dich zu mir auf das elende Lager eines Gefangenen,“ sagte Franz. „Aber ich bin kein Verbrecher,“ fügte er schmerzlich hinzu; „Du kannst mir ohne Bedenken die Freundeshand reichen. Mein Sinn war zu frei, Julius, und deshalb mußte man ihn in diese engen Kerkermauern zwängen.“

„Erspare Dir jede Rechtfertigung, armer Freund! Ich bin gekommen, um Dir die Hand, die alte, treue Rechte zu bieten. Und wenn ich nach dem Grunde Deiner Gefangenschaft frage, so geschieht es nur, um mich zu informiren, daß ich die rechten Mittel zu Deiner Rettung wählen kann.“

„Zu meiner Rettung? Zu meiner Rettung?“ rief Franz schluchzend. Julius, Du weißt, daß ich kein Feigling bin, daß ich mehr als ein Mal dem Tode die Stirn geboten — aber halte mir die Thränen zu Gute, die mir jetzt der Gedanke an die Freiheit erpreßt, schilt mich nicht feig, wenn ich jetzt vor dem Tode, selbst vor einer langen Gefangenschaft zittere. Mein Herz ist mit Banden an das Leben gefesselt, die ich weder den Muth, noch die Kraft besitze, zu zerreißen. Nicht um zu athmen, um die Freuden des Daseins zu genießen, will ich leben; sondern um zu lieben, um der frei anzugehören, die allein mein Leben ausmacht. Du kennst sie, Julius, Du selbst mußtest sie achten und lieben —“

„Helene!“ murmelte der Advokat. „Ihretwegen verlohnt es sich der Mühe, zu leben.“

„Du kennst sie," fuhr Franz wie begeistert fort: „und von diesem Engel an Schönheit und Tugend reißt mich eine menschliche Gewalt, die Macht der Verhältnisse, denen ich im Uebermuthe meines Glückes spottete. Helene hängt an mir in treuer Liebe, sie leidet, wenn ich leide, und sie ist glücklich, wenn ich glücklich bin. Mit einem Muthe, den ich Verwegenheit nennen muß, reiste ich durch das Land, in dem man nach mir fahndet. Ich trotzte den Gefahren, die sich mir überall entgegenstellten, und schon glaubte ich mich dem Ziele, der freien Schweiz, nahe, als mich mein Verhängniß ereilte."

„Du wolltest nach der Schweiz," fragte verwundert der Advokat, „und nimmst diesen Weg, da es Dir doch freistand, einen minder gefahrvollen zu wählen?"

„Ich mußte es, Julius. Nach der unglücklichen Wendung der Dinge gelang es mir, nach Holland zu flüchten. Ich durfte Helene nicht mit mir nehmen, wenn ich sie nicht des Elendes eines armen Flüchtlings theilhaftig machen wollte. Von Amsterdam aus, wo ich am Hafen durch Lasttragen mein Brod kärglich verdiente, unterhielt ich einen Briefwechsel mit ihr. Wie gern wäre sie mir gefolgt, wenn sie die Mittel zur Reise gehabt hätte. Ich verdoppelte meine Anstrengungen, um diese zu erschwingen. Tag und Nacht arbeitete ich am Hafen, und dabei nährte ich mich von trockenem Brode, um die Kosten meiner Existenz zu verringern. Meine Börse ward täglich schwerer, aber mein Körper, Julius, ward täglich hinfälliger, bis ich nach einiger Zeit auf das Krankenlager sank. Trostlos und jammernd lag ich in meiner elenden Dachkammer, und das sauer erworbene Geld verschlang die Krankheit wieder. Da kam ein Brief von Helenen, sie schrieb mir, daß sie mit einer englischen Familie, die sie zufällig kennen gelernt, nach Zürich gereist sei. Bei allen Heiligen beschwor sie mich, die Reise zu ermöglichen, und ihr in das freie Land zu folgen. Wenn Du diesen Brief erhältst, schloß sie, bin ich bereits unterwegs. Ich habe keinen Augenblick gezögert, das Anerbieten der liebenswürdigen Lady Lindsor anzunehmen, da ich in dieser Reise die einzige Möglichkeit unserer baldigen Wiedervereinigung erblicke. Ich bin ja eine arme Waise, die nichts an die Heimath fesselt, die seit Deiner Entfernung nicht einmal eine Heimath mehr hat. Ach, Julius, dieser Brief entzückte mich, aber er schmetterte mich auch danieder. Meine Krankheit artete in ein schleichendes Fieber aus, es vergingen Wochen, selbst Monate, und ich konnte nicht an die Reise denken. Da ich Helene's Adresse nicht wußte, war es mir auch unmöglich, ihr den traurigen Behinderungsfall mitzutheilen. Du kannst Dir meine peinliche Lage denken. Der Sommer und der Herbst verfloß, ehe meine Gesundheit zurückkehrte. Meinem Arzte, einem wackern Holländer, hatte ich mich anvertraut, und seiner Großmuth verdanke ich es, daß ich Geld, anständige Kleider und einen holländischen Paß erhielt. Die Krankheit hatte mich um zehn Jahre älter gemacht, und darauf bauend, daß man mich nicht so leicht erkennen würde, reiste ich wohlgemuth nach R., um zu sehen, ob Helene zurückgekehrt sei. Von einer ihrer Freundinnen erfuhr ich denn, daß sie sich noch in Zürich befinden müsse, da man sie seit dem Juni nicht wieder gesehen habe. Was war wohl natürlicher als die Annahme, daß sie dort meiner wartete? Ich reiste von R. ab, den kürzesten Weg nach der Schweiz wählend. Auf einer Poststation fiel mir die Staatszeitung in die Hände, und zu meinem nicht geringen Erstaunen fand ich darin die Anzeige, daß die Wittwe Simoni aus Hamburg das Bürgerrecht in der Residenz erworben und für ein bedeutendes Geschenk, daß sie der Stadtarmenkasse gemacht, den Titel einer Commerzienräthin erhalten habe. Ich lebte nicht gerade in offener Feindschaft mit der Schwester meines Vaters, deshalb beschloß ich, da meine Kasse erschöpft war, die Resi-

denz zu berühren, wo mich Niemand kannte, und bei meiner Tante um eine Summe nachzusuchen, mit deren Hülfe ich nicht nur das Ziel meiner Reise erreichen, sondern auch den Grund zu einer bescheidenen Existenz legen konnte. Die reiche Wittwe, dachte ich, hat die Armenkasse beschenkt, sie wird den armen Neffen, dessen Vermögen sie besitzt, nicht ohne Unterstützung von sich weisen. Ich kam in der Sylvesternacht hier an. In dem Hotel fragte ich nach der Wittwe Simoni, erfuhr ihre Wohnung, und daß sie einen glänzenden Ball gäbe. Es war nicht schwer, das Haus zu finden; ich sprach meine Tante, bat, flehte, und — ward abgewiesen.«

»Das ist mehr als grausam!« sagte entrüstet der Advokat. »Hätte man Dir das Vermögen Deines Vaters zukommen lassen, ich zweifle nämlich nicht einen Augenblick an der Rechtmäßigkeit Deiner Forderung — Du wärst heute sicher in andern Verhältnissen. Man will Dich verderben, armer Freund; der Erbe des Compagnons muß bei Seite geschafft werden. Das Ende Deiner Geschichte kenne ich nun: von R. aus, wo man Dich gesehen und erkannt, wurdest Du verfolgt. Ehe Du hier ankamst, vigilirte die Polizei auf Dich, und es konnte nicht schwer werden, Dich zu ermitteln.«

»Du weißt noch nicht Alles, Julius.«

»Nun?«

»Die reiche Wittwe, die der Armenkasse Geschenke macht, rief durch eine Glocke nach ihrer Gesellschaftsdame — denke Dir meinen freudigen Schrecken, als ich Helenen eintreten sah!«

Ist's möglich, Helene?«

»Sie befindet sich in dem Hause meiner Tante. Wie sie dorthin gekommen, weiß ich nicht. Ach, ich hätte ihr mögen zu Füßen fallen, denn sie erschien mir wie ein lichter Engel in der Nacht meines Elends. Aber ein Blick von ihr, den ich verstand, hielt mich zurück. Zugleich deutete sie auf die weiße Rose an ihrer Brust, das letzte Geschenk meiner Liebe. An ihrem Arme verschwand das sorglose Weib aus dem Zimmer — die Thür schloß sich hinter meinem Teufel und meinem Engel. Julius, ich war meiner Sinne nicht mehr mächtig, und was ich nun mit Robert, meinem Vetter, verhandelte, weiß ich nicht mehr. Ich dachte nur an das Glück, mit ihr zu entfliehen, es gab keine Vergangenheit mehr für mich, die Zukunft war mir Alles — da trat die Gegenwart mit ihrem ganzen furchtbaren Gewichte dazwischen — ich ward verhaftet und fortgeschleppt. Als ich aus meiner Betäubung erwachte, befand ich mich im Gefängnisse.«

»Armer Freund!« seufzte der Advokat.

»Fast möchte ich glauben,« sagte Franz mit einem schmerzlich bittern Lächeln, »daß ich meines Verstandes nicht mächtig bin, wie die Wittwe behauptete, als ich das Vermögen meines Vaters beanspruchte. Mein Kopf ist wüst, ich kann mir aus dem Chaos von Begebenheiten keinen Begriff gestalten, und Lebensüberdruß kämpft mit der Sehnsucht nach dem Leben!«

Franz ließ den Kopf auf die Brust herabsinken und starrte auf einen Ring, den er am Goldfinger seiner linken Hand trug. Julius beobachtete ihn mit großer Aufmerksamkeit. Plötzlich, als ob er einen Entschluß gefaßt, zog er seine Uhr und sagte:

»Die Zeit vergeht, und jede Minute ist kostbar. Franz, Du wirst mich zu Deinem Vertheidiger wählen. Noch gebe ich die Hoffnung nicht auf, Dich zu retten. Seit der Einführung der Geschwornen-Gerichte ist unsere Gerechtigkeitspflege in ein neues Stadium ge-

treten, man kann nicht mehr mit einem Federzuge vernichten oder schaffen. Dem Kriegsgerichte fällst Du nicht anheim, da Du nicht mehr Offizier warst, als Du Dich der Sache des Volks annahmst. Ich kenne Dein Leben bis zu der Flucht, und wenn man Dir nichts weiter zur Last legen kann —"

"Nichts, nichts weiter!" flüsterte Franz.

"Verzage nicht, und nun lebe wohl! Von jetzt an komme ich nur als Dein Vertheidiger, wir dürfen uns ferner nicht mehr mit dem Herzen, sondern nur mit dem Verstande unterhalten. Also, Franz, hast Du dem Freunde noch etwas anzuvertrauen, so rede jetzt!"

Beide erhoben sich von dem Bette.

„Julius," sagte der Gefangene ernst und fast feierlich, "es gab eine Zeit, wo Du Dich um die Liebe meiner Helene bewarbst, denn Du wußtest nicht, daß der Freund schon das Glück ihrer innigen Zuneigung genoß. Du tratest zurück, Deinen Schmerz bekämpfend, aber Du bliebst mein Freund, und bewahrtest Helenen die Hochachtung, die sie Dir auferlegt. Wie mußte ich Dich lieben und achten, Julius, als ich Deinen Kampf mit dem Geschicke sah —"

„Und ich bin aus diesem Kampfe siegreich hervorgegangen!" rief mit strahlenden Blicken der junge Advokat. „Wie Du mir ein Freund, so ist mir jetzt Helene eine Freundin, deren Glück zu befördern ich für Pflicht erachte, und ich weiß, daß sie in Deinem Besitze all' ihr Glück findet. Ich sah im Voraus den Verlauf der politischen Dinge, deshalb trat ich damals zurück, als der Feuereifer zu den Waffen griff und blindlings eine gefährliche Bahn verfolgte. Aber ich habe meine Gesinnung deshalb nicht geändert, ich wirkte nach meiner Weise im Interesse der guten Sache. Es mußte eine Zeit kommen, wo man redlicher Advokaten bedurfte, Männer, denen es nicht an Muth und Geschicklichkeit fehlte, sich der Unterdrückten und Besiegten anzunehmen — für diese Zeit, Franz, habe ich mich vorbereitet, und jetzt ist sie da; aber auch ich stehe an meinem Platze, jetzt kämpfe ich für die, die mich damals mit scheelen, argwöhnischen Augen betrachteten. Nicht nur aus Ueberzeugung trete ich vor die Schranken des Gerichts, sondern auch weil es meine Ehre erfordert."

„Der Himmel segne Dein Bemühen, wackerer Mann! Doch jetzt höre den letzten Wunsch des Freundes: Du kennst das Band, das mich an das Leben fesselt; prüfe es statt meiner, Julius, und findest Du, daß es zu schwach ist, mein Glück zu machen, so laß mich als ein Opfer meiner Gesinnung, unserer Freiheit fallen!"

"Ich verstehe Dich, armer, armer Freund! Doch hoffe, und sei guten Muthes, Helene kann Dir nicht untreu werden, denn sie besitzt ein muthiges Herz, das allen Gefahren trotzt."

Die beiden Freunde konnten nicht weiter reden, sie mußten die aufsteigenden Gefühle in ihrer Brust verschließen. Ein Aufwärter trat mit dem Abendessen des Gefangenen ein. Schweigend reichte Julius dem bleichen Franz die Hand, und verließ rasch den Kerker.

„Ich esse nicht!" sagte der Gefangene. „Aber wollen Sie mir eine Gefälligkeit erzeigen, so lassen Sie mir das Licht zurück."

"Mit Freude würde ich Ihren Wunsch erfüllen, wenn es mir gestattet wäre!" war die Antwort.

Franz winkte, und auch der Wärter entfernte sich. Rasselnd schloß sich die Thür — der Gefangene sank auf sein Lager.

V.

Zwischen Mutter und Sohn war seit jenem heftigen Auftritte ein eigenthümliches Verhältniß eingetreten. Die Commerzienräthin beobachtete eine erzwungene Freundlichkeit, sie war selbst zuvorkommender als sonst, und behandelte Helenen mit einer Art Leutseligkeit, als ob sie Mitleiden mit der gedrückten Gemüthsstimmung derselben fühle; Robert hingegen hatte seine Lebhaftigkeit verloren, und er vergaß zwar nie die Achtung gegen seine Mutter, aber er verfolgte jede ihrer Handlungen und Anordnungen mit einem Argwohne, den er kaum geheim zu halten im Stande war. Er konnte sich des Gedankens nicht erwehren, daß seine Mutter, deren Ehrgeiz durch den Aufenthalt in der Residenz angestachelt war, aus Liebe zu ihm einen Plan aufgeben würde, der sie mit der höchsten Sphäre in eine so nahe Verbindung brachte; sie fügte sich, seiner Ansicht nach, entweder aus Furcht vor der ausgesprochenen Drohung, oder aus Klugheit. In beiden Fällen war er entschlossen, Alles aufzubieten, denn mit den Schwierigkeiten, die sich seiner Ansicht entgegenstellten, erschien ihm Helene nicht nur reizender, auch seine Leidenschaft verlor völlig die Sinnlichkeit, von der sie bis dahin nicht frei gewesen war.

Helene versah die kleinen Obliegenheiten, die man ihr als Gesellschafterin der Commerzienräthin zugetheilt, mit erhöhter Pünktlichkeit; es schien selbst, als ob sie mit Schmerz das eingetretene Mißverhältniß erkannt hätte, und nun ihre Wohlthäterin durch vermehrte Sorgfalt dafür entschädigen wolle. Der argwöhnische Robert war auf seine Mutter eifersüchtig, er glaubte ihrer Verschlagenheit zutrauen zu dürfen, daß sie in Helenen selbst sich ein Mittel erschuf, seine Verbindung mit ihr zu verhindern. Der glühende Liebhaber war in den nächsten vierzehn Tagen nur mit seiner Herzensangelegenheit beschäftigt, er gedachte kaum des gefangenen Franz noch, der ihm in jeder Beziehung ungefährlich erschien. Seine ganze Aufmerksamkeit war auf Helene gerichtet, und wenn er mit ihr sich festgestellt, so glaubte er alle Hindernisse beseitigt zu haben.

(Fortsetz. folgt.)

Drei Tage in Mittenwalde, im bayerischen Alpengebirge.

Eine Reiseerinnerung aus dem Jahre 1851, von W. O. v. Horn.

Fortsetzung.

„Da zuckt der Nazi zusammen, als hätt' ihn eine Natter gestochen. Er beißt die Zähne auf einander und läßt ihren Arm fahren und geht fort.

„Da wird das übermüthig Dirnd'l bleich vor Schreck.

„Thut nichts,“ sagte der Aegidi Prozelter; „faß' Dir's nicht z' Herzen. S'ist ein Störriger, ich kenn' ihn schon! Tanz' mit mir, Du schön's Dirnd'l! Du Lieb's!“

„Da schaut sie ihm in die blauen Augen hinein, und sie sieht ihn doch zum ersten Mal, aber der hat's ihr angethan, wie sie's den Andern, und sie tanzt den ganzen Abend mit ihm und war nie so froh, und die Lieb' saß im Herzen tief.

„Wie gesagt, es wär' zu Mord und Todtschlag gekommen, wenn die Haltfeste nicht dagewesen wären, denn der Nazi schäumte vor Zorn, weil ihm die Caritas solche Schmach

angethan und nun mit dem Aegidi alsfort tanzt und mit ihm scherzt und lacht und dann als mal nach dem Nazi blickt, als wollt' sie ihn äffen und sagen: Er ist mir lieber, als Du!

„Es ging ohne Raufen ab, aber der Funken lag unter der Asche und brannte heiß fort. Vierzehn Tage sah der Nazi nicht 'nüber nach dem Hans mit den Bildern und war betrübt im Herzensgrund. Da begegnet ihm einmal die Caritas.

„Bist noch bös?“ fragt sie und lächelt ihn an, daß ihm schier das Herz bricht.

„Worüber?“ fragt er. „Bist ja Dein eigen und kannst den Zierler lieben, den Aegidi. Was liegt d'ran, wenn mir das Herz bricht!“

„O, Du Dalk!“ ruft sie aus. „Du dalketer Buab! Meinst, ich hätt' den Aegidi lieb? Verstehst kein'n Spaß? Hab' Dich ja nur hänseln wollen, Du Dalk?“

„Da durchzuckt's ihn wieder bis in's Mark. Er blickt sie an und sie lächelt wieder so, daß kein Mensch widerstehen konnt'.

„Caritas!“ ruft er aus — „ist das wahr? Hast du mich doch lieb? Lieber, wie den Aegidi? — Sag's noch einmal!“

„Du Dalk!“ ruft sie aus, „den Tauben und den Alten sagt man's zwei Mal;“ und mit den Worten läuft sie fort, wie eine Gamsel, und der Nazi kann sie nicht einholen. Aber sie blickt noch mal um und nickt ihm zauberisch zu.

„Da steht er und fragt sich: Ist's wahr? Und es kommt wieder Freude und Lust in seine Seele und er jodelt wieder und man hört seine Juchzer weithin schallen; und sie lächelt ihm zu, und es ist Alles wieder gut und er meint, er hätt' die Welt g'wonn'n!

„Noch Eins, Herr,“ fuhr der Alte fort, nachdem er aus seinem Seidel einen langen, starken Zug gethan, „noch Eins! Ich sagt' Euch, des Nazi's Mutter, die Krazenleitner's Wittib, hätte nicht viel übrig, wenn's Jahr um wär' und dem Nazi könnt' sie nicht viel geben, und ein Buab hat doch dies und das nöthig, eine Jupen, ein Hüt'l, Pulver und Blei, Tabak und Bier, und auch etwas für die Musikanten. Wo sollt' das Alles herkommen? — Nun, drüben auf der Tyrolerseiten gibt's Gamseln genug und hier hat sie der König gehegt und verhört. Da ist's eine besondere Lust, eine zu bürschen, und das Wilddieben hält kein Mittenwalder für eine Sünd'. Da hat's der Nazi gemacht, wie viele Andre auch; aber er ist ein besserer Schütz gewesen, als sie, und so oft er ging, bracht' er ein Thier, ja manchmal zwei, daß er unter der Last krachte, und er konnt' der Mutter noch Geld abgeben und hatte doch noch genug. Außerdem gab es noch einen Verdienst. Drüben im Tyrol verkauft der Kaiser den Tabak und die Cigarren, und die sind theuer und schlimm. Nun schmuggelte der Nazi hinüber Bündel Cigarren, und von Zierl kam Einer, der holt sie an der Stelle, wo sie der Nazi hintrug. Das warf ein Schönes ab, ein sehr schönes Stück Geld, Herr.

„Aber dem zierler Aegidi ging's, was das Sackgeld betraf, wie dem Nazi. Er hatte in der Regel weniger, als Nichts, nämlich Schulden, und der alte Geigenmacher Prozelter mit seinem Rudel Brodknapper konnt ihm so wenig geben, als dem Nazi seine Mutter.

„Da lag auch nichts näher, als die Gamseljagd, zu der denn außerdem jedes Bergkind angeborne Lust trägt. Ich sag' Euch, Herr, Ihr Leute aus dem Reich begreift so etwas nicht. Wenn Ihr Jagen geht auf ein Häsle oder Schnepfle, dann stolpert Ihr, wenn's hoch kommt, über einen Kartoffelstock; aber den Gamseljäger umgibt der Tod rechts, links, vorn und hinten, und das Thier ist schlau, hat seine Lauscher immer offen und seine Läufe sind flink, wie der Wind, und einen Wächter stellt's aus, und wenn der pfeift, hui,

dann geht's über Grate und Gründe, über Gletscher und Schründe, und der Jäger hat nach tagelangem Spüren, Kämpfen und Mühen, für Todesgefahr und sauern Schweiß — das Nachsehen. Aber meint Ihr, das schrecke ab? — Fehlgeschossen! Grad' das reizt, treibt, hastet und eifert. Und weiter geht's und wieder in die Schneewelt hinein, thalab, bergauf — bis wieder eine Spur da ist. Und wer keinen guten Schutzpatron hat und dem heiligen Hubertus keine Kerze opfert, der mag d'heim bleiben und am Kachelofen hocken und das Jagen bleiben lassen. Hab's erfahren in meinen jungen Jahren, Herr, und uf a'n Kerzen kam mir's nit an und uf a'n Bissel Halsbrech'n a nit.

„Seit dem Fest an der Klaus trug aber der Nazi dem Aegidi einen Todeshaß, und ließ ihm sagen, er sollt' ihm aus dem G'heg bleiben, sonst ging's nicht gut ab, und sollt' ihm auf der Gamseljagd nicht in Schußweit' kommen, sonst könnt' er ihn für a'n Gamsel halt'n! —

„Solch' Trutzlied'l ohne Melodie und Weis' gefiel dem Aegidi auch nicht baß; ließ daher zurück sagen: Das schöne Wild in Mittenwald steh' ihm sicher; er würd' sich's schon selber holen und fürcht' den dalketen Nazi nicht; und was die Jagd beträf', so wär' sein Stutzen gut und seine Kugel sicher, und es käm' ihm auch nicht d'rauf an, eine Jupen für eine Gamseldecke und ein mittenwalder löcherig Hüt'l für ein Gehörn anzusehen.

„Das ging Schlag auf Schlag, Klapp auf Klapp, und der Krieg war erklärt. Beide aber gingen indeß um so lieber auf die Gamseljagd, weil's noch ein ander Wild gab, als einen Gamsbock, und der Zorn im Herzen brannte, wie glühend Feuer und ließ ihnen keine Rast nicht.

„Einmal ist der Nazi ausgegangen früh Morgens und das Dirnd'l, die Caritas, hat ihm wieder gelächelt, so sakrisch, daß er einen Juchzer über den andern that und meint', heut' sei ein Glückstag für ihn; aber nirgends fand er Gamseln, und es war schon schier Mittag. Da streift er weiter in's Tyrol 'nein, und plötzlich schaut er ein Rudel, das lag auf einer kleinen Matten, um die ringsum der Fels starrt, wie ein guter Mantel oder Schutzwand. Nur von unten auf, wo Lerchenwald und Gestrüpp war, konnt' er anschleichen, aber es war ein halsbrechend Stück, denn der Abgrund war tief und das Gefels war zackig und kantig, und kein Weg noch Steg. Das hilft nichts; er muß 'nauf! Ohne Gamsel heim kommen, wär' bittrer gewesen als Galle. Sie hätten ihn ja ausg'lacht. So steigt er denn 'nunter, wie ein Steinmarder, mit Todesgefahr, und endlich drüben 'nauf, ohne daß der Wächter ihn merkt, und wie er in Schußweit' war — paff! da kracht's und der schönste Bock streckt sich und die andern sind fort.

„Horch, da kracht's hinter den Felsen noch einmal. Der Nazi horcht, lädt sein' Stutzen schnell und klettert vollends auf die Matte, bindet seinem Gamsbock die Läufe zusammen, hängt ihn um die Schulter, spannt seinen Hahn und lauscht.

„Grüß' Di Gott, Nazi!" ruft's da auf einmal über ihm auf den Felsgrat, und der Aegidi steht da und hat den Stutzen am Backen und der Nazi sieht grad' in den Lauf des Stutzen. Da ist er plötzlich an die Backe gefahren mit dem Kolben und — paff! knallt's.

„Aber der Aegidi war einen Schritt zurückgetreten und die Kugel fuhr in die helle, blaue Luft hinein und Nazi war in seiner Hand.

„Hast Eini geschoss'n?" rufen da Zweie, Dreie zu dem Aegidi herüber. Der schüttelt den Kopf und steht wieder auf der Kante, und unten auf der Matte todtbleich der Nazi.

„Was meinst!" ruft er halblaut dem Nazi zu, „was ich jetzt thu'? Entweder schieß'

ich Dich todt, und dazu hab' ich ein Recht, oder ich ruf' den Gesellen, und dann wirst Du Wilddieb nach Zierl geführt und magst brummen, bis das Gericht das Urtel spricht, oder ich laß Dich laufen, Du Strauchmörder und Meuchelmörder. Was meinst? — Bet' ein Ave und ein Paternoster! S'ist aus mit Dir!"

»Schieß!« schrie unten der Nazi.

„Du bist einer Wittib Sohn," versetzte gutmüthig der Aegidi, und er war ein treu Gemüth, das muß wahr sein. »Die mußt Du ernähren. Ich will die Frau Mutter nicht schlagen im Sohne! Leg' Dein Gamsel ab und mach' daß Du fortkommst. Das ist meine Vergeltung!«

»Schieß!« schrie wüthend der Nazi.

»Dalketer Buab,« spricht der Aegidi, »denkst nicht an Deine alte Frau Mutter, die eine sehr kreuzbrave Frau ist? Du Gottvergeßner, Du!«

»Das traf das Herz des Nazi. Er stand eine Weile und sann; dann legt er den Gamsbock auf die Matten, wirft einen Wuthblick auf den Aegidi und fort ist er, und die Andern merken nichts; denn als sie zu dem Aegidi kommen, steht er auf der Matten und hat den Gamsbock umhängen und lacht.

»Hast doch Einen geschossen!« rufen sie, »Du Lügner!« Aber er lacht und schüttelt den Kopf und sagt:

»Hab' ihn einem Bayer abgejagt!«

»Wo ist er?« fragen sie.

»Fort!« ist die Antwort, und Aegidi klettert 'nauf und weiter sagt er nichts. Er dankt seinem Patron für seinen Schutz vor Nazi's Kugel, und ihm ist wohl, daß er nicht Rache genommen an seinem Todfeind und denkt, er hab' ihn versöhnt und vor Gott recht gethan.

(Fortsetzung folgt.)

Der Ritter William Grölls, Gouverneur von Virginien, sprach einst mit einem Kaufmann auf einer Straße von Williamsburg. Ein Neger ging vorbei, grüßte ihn, und er grüßte ihn wieder. „Wie, Ew. Excellenz lassen sich so weit herab," sprach der Kaufmann, „und grüßen einen Sklaven." „Wahrlich," antwortete der Gouverneur, „es würde mir leid thun, wenn ein Sklave höflicher wäre, als ich."

In einem span. Schauspiele: „Die Schöpfung", liegt Adam auf den Knieen vor Gott und fleht: er solle ihn doch erschaffen!

(Morendonner und Kreiselmeier.) K. Weißt Du schon, Morendonner, in Hessen-Kassel wird jetzt auch wieder gewählt?

M. So!

K. Wie würdest Du da wählen, Alter?

M. Wenn ich in Hessen-Kassel zu wählen hätte, dann wählte ich mir ein anderes Land.

Wenn schonst einmal Krieg werden soll, denn würde ich als Bürger und Hausbesitzer doch baldigst darum ersuchen. Bei die jetzige Hitze wäre es wenigstens nich so unangenehm, nach und nach etwas ausjezogen zu werden. Pannemann.

Der Transport jedes Englischen Cavalleristen von Ostindien nach der Krim soll 250 Pf. Sterl. kosten. Wie viel wird erst beim Ende des Krieges der „Transport" — auf dem letzten Blatte des Englischen Staatsschuldbuches betragen? (Klad.)

Rothschild hat die Pariser Industrie-Ausstellung zum ersten Male am letzten Sonntag besucht, an welchem, um den Unbemittelten den Eintritt zu ermöglichen, das Entrée nur 20 Centimes betrug.

Eher wird ein Kameel durch ein Nadelöhr gehen, als Rothschild — für 5 Francs in die Ausstellung. (Kladderadatsch.)

Druck und Verlag von J. F. Rietsch. Verantwortlicher Redakteur: J. F. Rietsch.

Nro. 29. **I. Jahrg.**

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt.)

Sonntag den 22. Juli 1855.

Die weiße Rose.

Von A. v. W.

Fortsetzung.

Madame Simoni hatte ihren Besuch bei dem Präsidenten wiederholt. Dieser Umstand bewog ihn, die Verständigung mit Helenen zu beschleunigen. Eines Morgens traf er sie allein in dem Zimmer seiner Mutter. Verwirrt legte sie das Zeitungsblatt aus der Hand, in dem sie gelesen hatte. Robert grüßte mit bewegter Stimme und küßte ihr die Hand. Sie erröthete bei dieser Grußbezeugung und ihre Blicke senkten sich zu Boden.

„Wo ist meine Mutter?" fragte er.

„Sie wird erst um zehn Uhr ihr Schlafzimmer verlassen. Wenn Sie die Frau Commerzienräthin sprechen wollen — "

„Nein, Helene; ich preise vielmehr den Zufall, der mir gestattet, Sie ohne Zeugen zu sehen."

„Mich, mein Herr?" fragte sie in einer Verwirrung, die ihr ungemein reizend stand, und die Robert in seinem Interesse für ein gutes Zeichen hielt.

Sie stand vor ihm in einer Verfassung, die ihre Schönheit im vollen Lichte zeigte. Das große blaue Auge verklärte ein ruhiger Glanz; die in ihren Umrissen so edeln und reinen Gesichtszüge waren der Wiederschein eines weiblichen Gemüths, das alle Schätze von Tugend und Liebe barg. Wie in ihrem ganzen Wesen, so schien Helene auch in ihrer einfachen Toilette die Künste der Koketterie zu verschmähen; und wenn jener Glanz, der der Seele entströmt, selbst häßlichen Frauen Reize verleiht, wie wunderbar mußte er Helenen schmücken, die von der Natur mit Grazie begabt, schön gewachsen und im Besitze eines himmlischen Augenpaares war.

„Helene, Sie dürfen mir eine Unterredung nicht verweigern, von der meine Ruhe, mein ganzes Lebensglück abhängt! O lassen Sie sich durch keine Rücksicht abhalten, offen, ganz offen zu mir zu reden!" rief er flehentlich, und indem ihm die Thränen in die Augen traten.

„Was wollen Sie wissen, Herr Simoni?" flüsterte sie kaum hörbar.

„Ich fordere nicht die Enthüllung des Geheimnisses, von dem Sie neulich sprachen, daß es auf Ihrer Seele haftet; aber geben Sie mir Gewißheit, ob ich, zu welcher Zeit es auch sei, von Ihrem Herzen eine günstige Entscheidung erwarten darf."

„Ihre Mutter, mein Herr! stammelte Helene, erschreckt über den Ungestümm des jungen Mannes.

„Meine Mutter wird es Ihnen danken, wenn Sie ihren Sohn zu dem glücklichsten der Menschen machen, und er wird es sein, Helene, wenn Sie sich entschließen können, seine Hand anzunehmen. Entreißen Sie mich den furchtbaren Zweifeln, die mein Herz zernagen; sagen Sie mir nur mit einem einzigen Worte, ob ich hoffen darf, daß jenes Geheimniß Ihnen keine Fesseln anlegt, daß es Ihnen noch frei steht, ohne Zwang den künftigen Lebensgefährten zu wählen."

„Ich habe Sie gebeten, mein Herr, mir Zeit zu gönnen!" stammelte sie. „Und auch Sie selbst bedürfen der Zeit, um die kennen zu lernen, die Sie in Ihre Familie aufnehmen wollen. Vergessen Sie nicht, daß es sich um Ihre ganze Zukunft handelt."

„O mein Gott, diese ewigen Bedenken!" rief Robert hingerissen. „Ich fürchte nicht, daß meine Liebe sich ändert, denn Sie, Helene, bleiben ja dieselbe, auch wenn Sie nie den Schleier von Ihrer Vergangenheit nehmen."

„Sie setzen ein großes Vertrauen in mich, das ich vielleicht nicht verdiene."

„Mein Mißtrauen erstreckt sich nur auf die Freiheit Ihres Herzens."

„Ich würde es Ihnen längst gesagt haben, Herr Simoni, wenn ich in dieser Beziehung gefesselt wäre. Die Pflicht der Dankbarkeit erfordert ein unumwundenes Geständniß."

„Helene, Sie können noch eine Wahl treffen?"

„Ich kann es!" flüsterte sie, verwirrt die Augen zu Boden senkend.

„Robert stürzte zu ihren Füßen nieder; hastig ergriff er ihre beiden kleinen Hände und bedeckte sie mit glühenden Küssen.

„Dann, Helene," rief er aus, „werde ich nicht ermüden, mich um ihre Gegenliebe zu bewerben. Aber verkennen auch Sie Ihre Stellung nicht in unserm Hause —"

„Stehen Sie auf, mein Herr!" rief die junge Dame in einer martervollen Angst, und indem sie starren Blicks auf den Knieenden herabsah.

Sie zog ihn empor und entwand sich sanft seinen Händen. In diesem Augenblicke ließ sich die Glocke der Commerzienräthin vernehmen. Helene verneigte sich und verschwand durch eine Thür.

„Dieser Engel wird mein Weib," flüsterte der entzückte Robert, „und wenn sich die Welt mir entgegenstellte! Sie kann nicht anders handeln, denn sie ist ein zartfühlendes, taktvolles Mädchen. Ach, ich möchte alle Menschen umarmen, möchte sie alle so glücklich machen, wie ich jetzt durch das Geständniß Helenen's geworden bin. Sie liebt mich, sie liebt mich! Es unterliegt keinem Zweifel!"

Eine Stunde später ließ sich der Advokat Petri anmelden. Robert selbst führte den Rechtsanwalt in das Zimmer seiner Mutter, die ihn mit großer Neugierde empfing.

„Madame," begann der Advokat, „man hat mich zum Vertheidiger eines gewissen Franz Osbeck berufen, der wegen politischen Verbrechens in Ihrem Hause verhaftet wurde."

„Leider!" rief entrüstet die Wittwe. „Uebrigens, mein Herr, ersuche ich Sie, mich in diese traurige Angelegenheit nicht weiter zu verwickeln, denn ich kenne Franz Osbeck nicht,

will ihn nicht kennen, obgleich er unglücklicherweise mein Neffe ist. Es bedarf wohl weiter keines Nachweises, daß die Commerzienräthin Simoni mit einem vagirenden Demokraten nicht in Verbindung steht. Ich habe mich schon von ihm losgesagt, noch ehe er sich gegen den Staat vergangen."

„Auch kann man nicht sagen," fügte Robert hinzu, „daß wir ihm seine Flucht erleichtert haben; er forderte eine Geldunterstützung — wir haben sie ihm verweigert, um uns durchaus in keine Beziehung zu ihm zu setzen."

„Verzeihung," sagte ruhig der Advokat, „es ist nicht meine Absicht, irgend einen Mitgenossen des Angeklagten aufsuchen zu wollen, um vielleicht dadurch seine Schuld zu verringern, die, leider muß ich es sagen, eklatant am Tage liegt; aber die Pflicht gebietet mir, zu forschen, wieweit ich seinen Angaben Glauben schenken kann."

„Sollte Herr Osbeck seinen eigenen Vertheidiger belügen?" warf Robert höhnend ein.

„Wenn auch nicht mit Vorsatz, mein Herr; aber das Unglück scheint seinen Geist so geschwächt zu haben, daß ich nur mit großer Vorsicht seine Aussagen aufnehmen darf. So behauptet der Gefangene beharrlich, Ansprüche auf die Hälfte Ihres Vermögens zu haben —"

Der Advokat unterbrach sich, nnd sah mit einem feinen Lächeln die Wittwe an. Madame Simoni, die darauf vorbereitet war, blieb ruhig.

„Und Sie, mein Herr, wollen diese Ansprüche geltend machen?"

„Nein, Madame, dazu bin ich nicht berufen. Ich müßte ein schlechter Advokat sein, wenn ich einen Criminalprozeß mit einer Erbschaftsangelegenheit vermischen wollte."

„Was ist in diesem Falle der Zweck Ihres Besuchs?" fragte Robert.

Kein anderer, als mich über den Geisteszustand des Gefangenen zu informiren. Es kommt Alles darauf an, von welchem Gesichtspunkte ich bei meiner Vertheidigung ausgehe, die unstreitig eine der schwierigsten Aufgaben für einen Rechtsgelehrten ist. Thatsachen, die nicht nur ihre Wirkung ausgeübt, sondern auch durch Zeugen bewiesen sind, kann selbst der scharfsinnigste Jurist nicht hinwegdisputiren, und es würde ein arger Fehlgriff sein, wollte ich in diesem Sinne meinen Clienten zu vertheidigen suchen. Franz Osbeck ist nach meiner Ansicht für das Leben verloren; man wird ihn sicher zum Tode verurtheilen, wenn es mir nicht gelingt, ihm eine Stelle in der Irrenanstalt zu verschaffen. Meine Aufgabe ist, ihn so weit als möglich von der drohenden Strafe zu befreien, und wird er den Händen der Aerzte überliefert, so ist dies keine Strafe, sondern ein Loos, das ihn auch dann betroffen haben würde, wenn er sich des Vergehens nicht schuldig gemacht hätte."

Mutter und Sohn sahen sich mit bedeutsamen Blicken an, die dem aufmerksamen Advokaten nicht entgingen, obgleich er seine Uhr hervorgezogen und das Zifferblatt derselben betrachtet hatte.

„Mein Herr," begann Robert, „Sie bestätigen eine Ansicht, die ich längst über Franz Osbeck gehegt habe. Seine Angriffe auf das Vermögen und die Ehre meines seligen Vaters sind zu extravagant, als daß sie ein gesunder Verstand erfunden und unternommen haben könnte. Wir haben bis jetzt unterlassen, eine öffentliche Erklärung über ihn abzugeben, da wir Rücksicht auf den Verwandten nahmen; jetzt aber ist es unsere Pflicht, und wir verbinden uns gern mit Ihnen, um seinen Geisteszustand zu konstatiren."

„Dann ist Alles erfüllt, was ich von Ihnen erwartete," sagte Julius Petri. „Sie üben eine traurige Pflicht, aber Sie retten dadurch einem Menschen das Leben, der unter den obwaltenden Verhältnissen unser innigstes Mitleiden verdient. Der Jurist muß es ihm

freilich versagen, da er mit kaltem Verstande zu prüfen und darzuthun hat, was seine Straflosigkeit herbeiführen kann. Gelingt es mir, zu beweisen, Franz Osbeck hat schon früher Spuren von Geistesverwirrung gezeigt, so wird man auch nothgedrungen zugeben müssen, daß er seine politischen Vergehen in demselben Zustande verübt hat, zumal da sie das Gepräge eines tollen Uebermuthes tragen. Wir beweisen ja nur die Wahrheit, Madame," wandte er sich zu der Wittwe: „und die Wahrheit darf man vor aller Welt bekennen. So betrachte ich Sie denn als die Zeugen dessen, was ich vor Gericht behaupten werde, und Sie, mein Herr, werden die Güte haben, der Vorladung des Gerichts Folge zu leisten."

Robert verneigte sich, als Zeichen, daß er bereit sei.

„Die Geisteskrankheit Ihres Neffen," fuhr Julius fort, „ist von so eigenthümlicher Art, daß es eines scharfen Blicks bedarf, um sie zu erkennen. Er spricht gut und zusammenhängend, und seine Behauptungen gleichen denen eines Verständigen, die sich auf Ueberzeugung stützen. Aus meinen Unterredungen mit ihm ist mir klar geworden, daß er mir mit Eifer widersprechen würde, wollte ich seine Geisteskrankheit in seiner Gegenwart zur Grundlage meiner Vertheidigung machen. Demnach wird mir die Beweisführung unendlich erschwert, und ich bin gezwungen, den scharfen und jähen Wechsel seiner Empfindungen, an an denen ich seinen Zustand erkannt habe, durch äußere, zufällige Einflüsse zu veranlassen, damit er den Richtern klar werde. Mein Client selbst muß seine Unzurechnungsfähigkeit beweisen, ohne daß er meine Absicht erräth."

"Herr Advokat," sagte die Wittwe, „ich bewundere Ihren Scharfsinn. Retten Sie meinen Neffen vom Tode und überliefern Sie ihn einer sichern Obhut in dem Irrenhause, so zählen Sie auf meine Dankbarkeit. Der Gedanke ist mir schrecklich, daß ein Glied meiner Familie den Tod eines Verbrechers stirbt. Retten Sie ihn, retten Sie ihn um jeden Preis!"

"Meine Ehre als Jurist erfordert es," antwortete Julius.

„Und ist es wirklich Ihre Ansicht, daß der Angeklagte aus Irrsinn gehandelt hat?"

"Ja, Madame," war die feste Antwort. „Gewisse Dinge werden bei ihm zur Monomanie, und dahin gehört die unglückliche Erbschaftsgeschichte, von der er sich nicht losreißen kann, sobald er sie einmal berührt hat."

Robert hatte während dieser Zeit über die Vortheile nachgedacht, die ihm daraus erwachsen mußten, wenn der Advokat, der nach seiner Ansicht von Ehrgeiz geleitet wurde, seinen Zweck erreichte. Er schilderte nun das Benehmen des unglücklichen Franz vor der Verhaftung, und verschwieg selbst die plötzliche Veränderung desselben nicht, die das Erscheinen Helenen's in ihm hervorgebracht.

„Das spricht für meine Behauptung!" sagte Julius. „Wer ist das junge Mädchen?" fragte er in einem gleichgiltigen Tone.

Die Wittwe gab ihm Auskunft.

„Sie war mehrere Jahre Gouvernante bei einer englischen Familie, die vorigen Herbst in ihr Vaterland zurückgereist ist," schloß sie ihren Bericht. „Auf die Empfehlung meines Arztes nahm ich sie als Gesellschafterin zu mir, und ich muß bekennen, daß sie der vorangegangenen Empfehlung vollkommen entsprochen hat. Sie ist schön, gebildet und gut!" fügte sie mit einer leisen Beziehung hinzu.

Der Advokat hatte einige Augenblicke nachgedacht.

„Es läßt sich wohl nicht annehmen," fragte er plötzlich, „daß Franz die junge Dame schon früher gesehen hat?"

„Gewiß nicht!" rief Robert eifrig. „Sie hatte für den Fremden, der sich wie ein Wahnsinniger geberdete, weder einen Gruß noch einen Blick. Ruhig verließ sie mit meiner Mutter das Zimmer. Wenn sie auf Franz einen Eindruck ausübte, so ist dies erklärlich, denn Helene ist eine reizende Erscheinung."

(Fortsetz. folgt.)

Drei Tage in Mittenwalde, im bayerischen Alpengebirge.

Eine Reiseerinnerung aus dem Jahre 1851, von W. O. v. Horn.

Fortsetzung.

„Da hat er aber bei dem Nazi falsch gerechnet, denn Nazi's Haß war verdreifacht geworden, und die Schmach fraß an seinem Herzen, wie ein Geier, daß ihn der Aegidi geschont, aber den Gamsbock abgejagt. Er schoß zwar noch einen, „daß er nicht ausgelacht werde," als er gegen Abend heim kam, doch sein Blut kochte und er konnt's nicht vergessen und nicht verwinden, und alle Tage wurmt's ihm auf's Neue.

„Mit dem Aegidi aber ging in der nächsten Zeit eine große Veränderung vor, und er kriegt ihn nicht mehr auf der Gamsjagd, wie er gehofft. Sein Vater, der alte Prozelter, brachte einmal eine Ladung Geigen nach Insbruck, und kam da, ich weiß nicht wie, mit einem Offizier von den Mauthnern zusammen. Dem erzählt er Viel von seinem Aegidi und wie er sehr ein braver Mensch sei und ein guter Sohn, und kennt alle Schliche und Schlüpfe im Gebirg und wär' grad' angethan für einen Grenz- und Mauthwächter und sei besonders bekannt in und um Mittenwalde, von dannen aus der Cigarrenschmuggel in's Tyrol gehe, wie all' nichts Gut's.

„Sagt der Offizier:

„Will denn Dein Aegidi das Mauthkäppi aufsetzen?"

„Warum nicht?" sagt der alte Prozelter: „wenn Ihr's fertig bringen könntet, Herr Leitnamt? — Auf eine gute Guitarre mit Mechanik, wie man sie jetzt macht, käm' mir's nicht an."

Der Mauthner schmunzelte vergnüglich, denn er konnt' so ein Bissel klimpern zu einem Lied an den lieben Mond, wie's so Sitte ist.

„Kann er auch ein Bissel etwas mit der Feder?" fragte er weiter.

„Versteht sich," antwortet der alte Prozelter. „Er hat schon als Buab dem Schulmeister z'roth'n ufgeb'n, und war Primes uf der oberften Bonk. Thuet, was Ihr könnet!"

„Das versprach der Herr Leitnamt, und der alte Prozelter ging mit fröhlichem G'müth nach Zierl z'rück.

„Und was meint Ihr? Die Guitarre zog, und der Aegidi schlupt nach vier Wochen in das graue Röckle mit dem Sammetkrog'n, setzt das Käppi auf, läßt den Schnauzer wachsen, kriegt a'n Stutzen und a'n Sabel und kommt auf die Scharnitz, wo's z'somm'n hocken und uf d' Cigorr'n Jagd moch'n und faullenzen.

„Das muß wahr sein, der Aegidi war noch einmal so hübsch in der Uniform, und wenn er Sonntags in die Messe nach Mittenwalde kam, so sahen zwei Augen mit Liebes-

glanz und zwei mit Gift und Galle nach ihm. Wem sie waren, könnt' Ihr schon denken. Der Aegidi wußt wohl, warum er den weiten Weg herauf kam, und die Caritas wußt's auch und auch der Nazi.

„Recht war's nicht von dem Dirnd'l, daß es Zweie lieb hatte und nicht recht wußt', welchem es den Vorzug geben sollt'. Aber so ein jung Ding überlegt's nicht, und wenn der Nazi kam, war's ihm lieb und hold, und wenn der Aegidi das Dorf 'rauf kam, stand's allemal am Fenster, und wenn er dann an's Käppi griff und die drei Finger an's Schild'l legte, nach Soldatenart, dann schlug eine helle Flamme aus dem schönen Gesicht'l 'raus und die Augen lachten und glänzten, wie zwei Sonnen. Nun meinte Jeder, er wär' Hahn im Korb und wenn er hörte, der Andri wär' bei dem Dirnd'l unterm Fensterl g'wesen, wurmt's ihm g'waltig. Und immer waren Leut' da, die es dem Aegidi hinterbrachten, wenn dem Nazi es einmal glückte, a Stünd'l zu verplaudern, und die es dem Nazi sagten, wenn die Caritas mit dem Aegidi freundliche Augen machte.

„Das ging so fort bis zum Frohnleichnamsfeste vor zwei Jahren. Da war der Aegidi hier und ein paar Kam'raden von ihm, und hatten Urlaub bis um zehn Uhr. Auch kamen noch Zierler zu ihm her. Und als der Tanz beginnen sollte, holt der Nazi die Caritas. Das hält der Aegidi nicht aus.

„Nun sitzen sie, ehe der Tanz anhebt, an zwei Tischen, hüben die Mittenwalder und drüben die Zierler, und auf dem Hüt'l des Nazi steckt plötzlich die Schildhahnfeder, und das war die Herausforderung zum Raufen.

„Gleich heben die Trutzlied'ln an, und ein Zierler singt:

Scharwenzel' wie D' willt
Und das Dirnd'l ist mein,
Und Du dalketer Buab, Du —
Laufst doch hinterdrein!

Und nun jodeln sie alle in heller Lust dazu.

„Ihr müßt wissen, Herr, das ist in den Alpen von Bayern und im Tyrol so die Sitt', daß solche Lied'ln und Schnaderhüpf'ln gesungen werden von Einem in dem Trupp, der sie gleich zu machen versteht, und das geht so lang her und hin, bis es losbricht. Kaum ist das Gejodel der Zierler aus, so steht der Nazi auf, wirft's Hüt'l grimmig in die Luft, fängt's wieder und knallt mit dem Daumen und Mittelfinger. Dann singt er:

Do hör' i a'n singen,
Der aber nicks kann!
Und wenn er Kurasch hätt',
So faß't er mi an!

Und im wüthendsten Jubel bricht das Gejodel der Mittenwalder los und hallt lange, lange fort.

„Die Musikanten, die merken, wo's 'naus will und wissen, daß wenn's ein Raufen gibt, ihr Verdienst am Ende ist, fangen rasch einen Huppser zu geigen und zu pfeifen an, und denken, das könnt's verhindern, was sie fürchten; aber das war fehlgeschossen, denn wie der Blitz sind sie an einander und die Hiebe fallen mit geballter Faust, und sie fassen sich und hierhin fliegt Einer und dorthin Einer, daß Tisch und Bänke krachen und die Dirnd'ln schreiend auf die hintern Bänke sich flüchten.

„Caritas steht da, bleich wie eine Leichen, und schaut nur aus nach dem Aegidi seinem Käppi, ob's noch oben sei; aber immer verwickelter wird der Knäuel und immer wilder

das Toben und Schreien. Da ruft plötzlich der Aegidi: „Ich bin gestochen!“ und fällt zu Boden. In dem Augenblick hört man einen gellenden Schrei und die Caritas sinkt ohnmächtig zusammen.

„Und wie der Blitz ist der Tanzplatz leer von den Mittenwaldern, und die Zierler heben den blutenden Aegidi auf und rufen nach dem Doktor.

„Der kommt und untersucht's schnell und sagt: „Wenn in der Brust von Deinem Röckle nit a halbes Pfund Werg eing'näht wär', thät Dir kein Zahn mehr weh Dein Lebtag. Der hat wacker g'stoß'n, aber das Messer ist nit eini gang'n weiter bis auf den Knoch'n, und in vierzehn Tagen bist wieder heil.“

„Nun verbindet er ihn und die Zierler schaffen ihn auf die Scharnitz. Wer's than hätt'? Ja, Herr, das wär' eine kitzliche Frag' und der Aegidi wußt's wohl, daß es der Nazi war, denn er rang mit ihm, aber der Aegidi konnt' sich nicht bewegen, weil sie sich zu sehr auf einen Knäuel gedrängt hatten; da nimmt der Nazi den Augenblick wahr, und stößt ihm das Messer in die Brust.

„Der Landrichter untersucht und untersucht, aber er bringt nichts 'raus und die Geschichten wird vertuscht und es bleibt still. Die Oesterreicher aber verbieten's ihren Mauthnern, und Keiner darf mehr nach Mittenwalde, nicht einmal in die Meß.

„Nach vierzehn Tagen war der Aegidi heil, wie der Doktor gesagt und es kräht kein Hahn mehr nach der Geschichten. Nur die Caritas war lange krank, und seitdem durft' ihr der Nazi nicht mehr kommen; sie haßt ihn aus dem Grund ihrer Seele und der Buab weiß wohl, wo's herkommt und härmt sich und quält sich, daß er aussieht, wie ein Schatten.

„Glaubt nur nicht, Herr, daß die Zweie nun ihre Rechnung abgemacht hätten! Der Aegidi sieht im Geist, wie der Nazi um das Dirnd'l freien werde und der Nazi weiß, daß sie den Aegidi lieb hat und alle Beide hassen sich in den Tod 'nein.

„Dazumal grad wurde heillos geschmuggelt nach Insbruck 'nunter Cigarren über Cigarren, und der Aegidi, der auch seine Leut' in Mittenwalde hat, weiß, daß der Nazi der ist, der den malefizigen Schmuggel treibt. Sie passen ihm alle auf, Tag und Nacht, aber den Schlaukopf kriegen's nicht. Der weiß die Schliche, wie der Iltis, der die Eier stiehlt. Es gilt ihm Geld zu erwerben, weil er doch die Caritas freien will, denn er ist stockblind vor Lieb' zu dem Dirnd'l. Auch ist ihm der Herr Vater und die Frau Mutter der Caritas geneigt und wollen's zu End' haben, daß nicht ihr Kind an einen Tyroler sollt' kommen, den sie hassen, weil er das Käppi und des Kaisers Uniform trägt. Aber die Caritas will nicht, weil sie nun weiß, daß sie den Aegidi lieber hat, als den Nazi. Das gibt Hader im Haus. Und einmal trinkt der Herr Vater ein Bier in den Zorn, hier in der Post, und wird krank und stirbt, und bald darauf will's Gott, so stirbt auch die Frau Mutter, und die Caritas wohnt mutterseelenallein in dem großen, schönen Haus. Da ist denn des Nazi Frau Mutter bei dem Göthel alle Tag' gewesen und hat ihm in den Ohren gelegen von wegen der Heirath mit dem Nazi, da ja ihr Herr Vater und die Frau Mutter selig gesflucht hätten der Heirath mit dem Mauthmann. Und die Vettern und Basen kommen und nörgeln alle Tag, sie sollt, wenn das Trauerjahr um wär', den Nazi nehmen, da sie ja doch nicht ledig bleiben könnt' in dem großen, leeren Haus — bis das Dirnd'l endlich Ja sagt, um des Quälens los und ledig zu werden.

(Schluß folgt.)

(Eine kühne Sängerin.) Als die berühmte Sängerin Alboni, die wegen ihrer Kaltblütigkeit und ihres kühnen Muthes allgemein bekannt ist, bei ihrer Ankunft in Triest hörte, daß eine Kabale gegen sie im Werke sei, wußte sie bald die Anstifter derselben zu erfahren. In Männerkleidung, welche wegen ihrer kurzen Locken, ihrer vollen Gestalt und ihres raschen, entschiedenen Wesens ganz besonders für sie paßte, begab sie sich in das Kaffeehaus, wo die Verschwörung gegen sie angezettelt worden war, und mengte sich unter die Theilnehmer am Komplot. „Ich bin fremd," wandte sie sich an den Brutus der Kabale, „aber wenn es einen Spaß oder tollen Streich auszuführen gilt, rechnen Sie auf mich!" „Recht gerne," war die Antwort, „wir haben uns verabredet, heute Abend eine Sängerin auszupfeifen!" „Und warum denn?" fragte die Alboni, „was hat sie denn gethan? fällt ihr irgend ein schlechter Streich zur Last?" — „Das eben nicht, wir wissen überhaupt nichts von ihr, als daß sie von Rom kommt, und wir wollen keine Sängerinnen hier haben, deren Ruf nicht von uns begründet worden ist," versetzte der Andere. — Das scheint nicht mehr als billig," meinte die Alboni; aber nun lassen Sie mich auch wissen, was für eine Rolle ich in dieser Geschichte spielen soll!" „Sie brauchen nur dieses Pfeifchen zu nehmen; Jeder von uns führt ein solches. Auf ein Zeichen, welches nach der Arie der Rosine (im Barbier von Sevilla) gegeben werden wird, brauchen Sie nur in den Sturm einzustimmen, der sich alsdann erheben wird." — „Aha, ich verstehe!" erwiderte die Alboni und empfing aus den Händen des Gefoppten ein hübsches Pfeifchen aus schwarzem Holz an einem rothen Bande. An dem betreffenden Abend war das Theater bis zur Decke hinauf angefüllt. Als der Vorhang aufging, wurden Almaviva und Figaro, die beiden Lieblinge des Publikums, aufmerksam angehört und stark applaudirt; als aber Rosine in der Scene erschien, wo sie den eifersüchtigen Vormund anredet, durchtönten ein halbes Dutzend Pfeifchen gellend den Saal, ohne sich um das Signal zu kümmern, welches von den Lenkern der Kabale gegeben werden sollte. Nun trat die Alboni bis hart an die Lampen vor, zeigte das Pfeifchen, das sie an dem Bande um den Hals trug, und rief lächelnd zu den Herren im Parquet hinab: „Meine Herren, wir müssen nicht mich, sondern die Cavatine auspfeifen. Sie haben zu früh angefangen!" — Es entstand eine augenblickliche Pause, dann ertönte ein donnernder Applaus durch den Saal. Die Alboni ward an diesem Abende eilfmal gerufen und mit Sträußchen und Kränzen überschüttet.

„Signora, ich hatte Ahnung davon, daß Sie um diese Kabale wußten," sagte der Theaterdirektor, als er der kühnen Sängerin nach der Vorstellung die Hand küßte.

„Mein lieber Impresario," entgegnete sie ihm, „es ist in solchen Dingen wie in der Politik: man muß sich an die Spitze der Bewegung stellen, oder man geht darin unter!"

(Inpromptu für Stammbücher.) Die Liebe ist ein Dreierlicht, das immer kleiner wird, je länger es brennt; die Freundschaft aber ist ein Weihnachts-Wachsstock, der ewig dauert, wenn er nicht angesteckt wird.

Ein Arzt hatte eine ältliche Dame in der Kur, die, trotz aller Ermahnungen, sich sehr ungeduldig zeigte. Darüber verlor der Doktor selbst alle Geduld, und rief ihr zu: „Aber, mein Gott, ich kann Sie ja doch nicht wieder jung machen!" — „Das verlange ich auch nicht," versetzte die Dame, „aber alt, lieber Herr Doktor, alt sollen sie mich machen."

Ein Stammgenosse eines Fräuleins wurde gefragt, ob ihm ein hübsches Weib oder ein hübsches Pferd lieber sei? „Die Weiber," sagte er, „liebe ich mehr, die Pferde aber achte ich höher."

Ein Landjunker verlangte bei seinem Fürsten eine Stelle in der Kanzlei. „Ihr könnt ja nicht schreiben?" entgegnete der Fürst. „Ich nicht," sprach der Junker, „aber mein Kammerdiener."

Ein Wirth sagte einst zu einem unzufriedenen Fremden, der nicht wiederzukommen drohte: „Kommt ein Gast, so scheer' ich ihn nochmals; bleibt er aber aus, nun, so hab' ich ihn schon geschoren."

„Is sich mir gar nicht gut," sagte ein Ungar zu seinem Arzte, „druckt mir im Bauch." „Haben Sie sich vielleicht erkältet oder etwas zu viel gegessen?" meinte der Medicus. „Hab' ich sie gestern nur fünf Portionen Roßbrat'l gegessen." — „Mit Appetit?" — „Na, mit Knoblauch."

Ein ganz ähnlicher Fall fand statt, als zwei Ungarn in ein Gasthaus kamen. Der Eine rief den Kellner und verlangte „ani Portion Roßbratl". — „Mit Vergnügen!" sprach der Kellner, „und Sie, mein Herr?" — den Meinigen mit Knoblauch!"

Druck und Verlag von J. F. Rietsch. Verantwortlicher Redakteur: J. F. Rietsch.

Nro. 30. **I. Jahrg.**

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt.)

Sonntag den 29. Juli 1855.

Die weiße Rose.

Von A. v. W.

Fortsetzung.

Der Advokat verabschiedete sich von der Commerzienräthin. Robert begleitete ihn bis in das Vorzimmer.

„Mein Herr" sagte er, „Sie leisten uns einen großen Dienst, wenn Sie den Gefangenen der Verurtheilung entziehen. Die Familie Simoni ist erbötig, nicht nur die Unterhaltungskosten im Irrenhause zu tragen, sie wird auch dem wackeren Vertheidiger jede Summe zahlen — —"

„Ich erlaube mir später auf diesen Punkt zurückzukommen," unterbrach ihn Julius. „Sobald die Arbeit gethan, stelle ich meine Rechnung auf."

„Betrachten Sie mich als Ihren Clienten!" rief Robert dem Scheidenden nach. Dann ging er mit heiterm Antlitze in das Zimmer zurück. „Mutter," sagte er, „auf eine bessere Art hätten wir uns mit dem gefährlichen Franz nicht abfinden können. Von einem Menschen, der für das Tollhaus reif ist, lassen sich derartige Geldansprüche, wie sie der Vetter erhebt, erwarten; den Verurtheilten aber würde man beklagen und uns beargwöhnen und verdammen. Daß ich vor Gericht erscheine, um die Geistesverwirrung Franzen's zu beweisen, wird man für eine rettende That, und nicht für eine Handlung der Eigennützigkeit halten. An der Seite seines Vertheidigers stehe ich für und nicht gegen ihn!"

„Ich wünsche dem Advokaten Glück!" sagte lächelnd die Wittwe.

Robert führte seine Mutter in den Speisesaal, wo Helene ihrer wartete. Unter heitern Gesprächen, an denen auch mehr als sonst die reizende Gesellschafterin Theil nahm, saßen die drei Personen eine Stunde bei Tische. Denselben Abend theilte die Wittwe ihrem Sohne mit, daß sich Helene entschlossen habe, für immer in ihrer Familie zu bleiben.

„Mutter," sagte Robert mit glühenden Blicken, „Sie geben mir Helenen, und ich gebe Ihnen dafür — das verhängnißvolle Geheimniß meines Vaters zurück."

„Gut, Robert, ich halte Dich beim Worte!"

„Wann soll meine Verlobung öffentlich gefeiert werden?“

„An demselben Tage, der den gefährlichen Erben in das Irrenhaus bringt.“

Beide reichten sich die Hand, um den Bund zu bekräftigen, den Habsucht und Liebe geschlossen hatten.

VI.

Einen Monat später, Morgens gegen neun Uhr, hielt eine glänzende Equipage vor dem Hause der Wittwe. Drei Personen stiegen ein: es waren der Advokat Julius Petri, Helene und Robert Simoni. Der alte Georg schloß den Schlag des Wagens, dann ging er die Stufen der Treppe wieder hinauf, indem er murmelte:

„Wenn die Nichtswürdigkeit dieser Menschen gelingt, gibt es weder im Himmel noch auf der Erde eine Gerechtigkeit! Es wäre dem armen Franz besser, daß er auf dem kürzesten Wege zu seinem Vater gelangte. Ich will so lange warten, bis das Loos des Unglücklichen entschieden ist — dann aber werde ich dem habgierigen Weibe meine Meinung sagen und das Haus des Verbrechens verlassen. Großer Gott, was für Unglück hat der leidige Mammon schon angerichtet!“

Gesenkten Blicks ging der Greis über die weite Hausflur. Da sah er einen kleinen, glänzenden Gegenstand am Boden liegen; er hob ihn auf.

„Die weiße Rose, die Helene stets zu tragen pflegt!“ murmelte er. „Ich werde sie aufbewahren, und sie der Braut des Herrn Robert zurückgeben, die sie wahrscheinlich ungern verloren hat. Wenn ich nur erst weiß, was diese Person für eine Rolle spielt. Während sie am Tage die Züchtigkeit und Bescheidenheit selbst ist, verläßt sie Abends heimlich das Haus, und kommt erst zurück, wenn der Nachtwächter auf seinem Horne bläst. Ich kann den Verräther nicht spielen, aber es wird doch noch Alles an das Tageslicht kommen.“

Der greise Diener betrat sein Stübchen.

Vor einem großen prächtigen Gebäude hielt der Wagen an, der rasch auf die mit Schnee bedeckten Straßen gefahren war. Der Advokat führte seine Begleiter eine breite Steintreppe hinan; dann über einen Corridor in ein erwärmtes Zimmer, wo sie von einem Gerichtsdiener empfangen wurden. Helene, vor Angst am ganzen Körper zitternd, sank auf einen Stuhl.

„Fassen Sie sich,“ ermahnte der Advokat: „Sie stehen im Begriffe, ein gutes, gottgefälliges Werk zu vollbringen. Ich fordere nichts von Ihnen, als daß Sie die Schilderung bewahrheiten, die ich von dem Zustande des Angeklagten entwerfen werde, der seiner Verhaftung voranging. Bedenken Sie, es handelt sich um Leben und Tod!“

Helene hatte mit großer Anstrengung ihre Fassung wieder erlangt.

„Verzeihung,“ wandte sie sich schmerzlich lächelnd zu Robert, „mir ist so ängstlich zu Muthe, als ob ich selbst die Angeklagte sei, und mein Urtheil zu erwarten hätte.“

Robert tröstete, und versprach, nicht einen Augenblick von ihrer Seite zu weichen.

„Glauben Sie mir, Helene,“ flüsterte er, „Sie leisten meiner Mutter einen großen Dienst!“

Und zitternd zog er ihre Hand an seine Lippen.

„Herr Simoni,“ flüsterte sie zurück, „ich nehme keinen Anstand, mich an Ihrer Seite zu zeigen, denn man spricht ja bereits von der Neigung, die Sie zu der Gesellschafterin Ihrer Mutter gefaßt haben.“

„Wäre es möglich gewesen, theure Helene, so sollte Franz Osbeck der Gattin seines beleidigten Vetters die Freiheit und das Leben verdanken."

Ein Gerichtsdiener erschien und sprach leise mit dem Advokaten. Julius wandte sich darauf zu den beiden jungen Leuten.

„Ich bitte," sagte er, „hier so lange zu warten, bis dieser Mann Sie zum Eintreten auffordern wird."

Dann verschwand er in dem Sessionssaale des Geschwornen-Gerichts. Eine halbe Stunde war verflossen, als der Diener eintrat, und die Zeugen zum Erscheinen aufforderte. Robert zitterte, als er Helenen den Mantel abnahm. Das junge Mädchen war ungewöhnlich bleich, es schien, als ob alles Blut aus Wangen und Lippen gewichen wäre; aber sie zitterte nicht, und in ihrem ganzen Wesen sprach sich die Festigkeit aus, die den Frauen in den kritischsten Momenten des Lebens eigen zu sein pflegt. Sie stand in dem einfachen schwarzen Kleide vor ihm, einen tiefen, forschenden Blick auf ihn werfend.

„Ihren Arm, Helene!" flüsterte er.

„Hier ist er!" sagte sie rasch und fest.

In dem Augenblicke, als sie die Schwelle des Sessionssaales überschritten, zuckte Helene heftig zusammen; sie bemerkte jetzt erst, daß sie ihren Schmuck, die weiße Rose, verloren hatte. Sie sah noch einmal in das Vorzimmer zurück — als sich das Verlorne nicht zeigte, ging sie festen Schritts zu der Bank der Zeugen, die sich neben dem Platze des Vertheidigers befand. Unter den Zuhörern auf den Gallerien erhob sich ein Flüstern der Bewunderung bei dem Erscheinen des reizend schönen, bleichen Mädchens. Robert konnte sich bei diesem Geräusche, das er vollkommen begriff, eines Gefühls des Stolzes und der Freude nicht erwehren — er drückte den Arm seiner Geliebten fester an sich. Da fühlte er, daß sie sich auf ihn stützte.

Nachdem der Präsident erklärt, daß ihm beide Zeugen von Person bekannt seien, ermahnte er sie, gewissenhaft auf die Fragen zu antworten, die man ihnen vorlegen würde. Der Advokat bat nun den Präsidenten, den Angeklagten vorführen zu lassen. Der Befehl dazu ward mit lauter Stimme ertheilt. Gleich darauf ward eine Thür geöffnet, und Franz Osbeck, von zwei Gensd'armen geführt, trat ein. Sein bleiches, kummervolles Aussehen, das die Kerkerhaft noch erhöht hatte, erregte um so mehr die allgemeine Theilnahme der Versammlung, als Julius Petri in einer ergreifenden Rede den traurigen Geisteszustand des Angeklagten geschildert hatte. Und in der That, Franz glich in diesem Augenblicke jenen armen Geschöpfen, denen Gott den vollen Gebrauch ihres Verstandes versagt hat. Bart und Haupthaar umflossen wirr das bleiche, feine Gesicht, in dem die Augen düster und unheimlich glühten. Man sah ihm deutlich an, daß er sich Mühe gab, den kranken Körper aufrecht zu tragen, und daß ihn ein gewaltiges Leid zu Boden drückte. Wie ein Kind ließ er sich zu der Bank der Angeklagten führen. Stehend, ohne die geringste Bewegung, hörte er die Klage an, die nun mit lauter Stimme noch einmal verlesen wurde. Man beschuldigte ihn des offenen Aufruhrs, des thatsächlichen Kampfes mit dem Schwerte in der Hand gegen königliche Truppen, und des beabsichtigten und zum Theil gelungenen Umsturzes der bestehenden Landesregierung, sowie endlich der Theilnahme an einem Complotte, das sich zur Vertreibung des Landesherrn verschworen habe.

„Sind Sie der Ihnen zur Last gelegten Verbrechen geständig?" fragte der Präsident nach der hergebrachten Form.

Jetzt erhob Franz sein Haupt, mit ruhigen, stolzen Blicken sah er zu den Richtern empor. Dann antwortete er fest und würdevoll:

„Die Lüge ist mir von jeher fremd gewesen, und ein Mann von Ehre darf sich ihrer nicht bedienen, selbst wenn er sein Leben dadurch retten könnte. Meine Ansichten, die mich damals in den Kampf trieben, sind noch heute dieselben, und ich bekenne offen und frei, daß ich muthig für die heilige Sache der Freiheit das Schwert gezogen, und daß ich eine neue, freisinnige, der Gegenwart entsprechende Regierung einsetzen wollte. Ja," rief er, „Volk und Richter mögen es hören: ich habe die Thaten begangen, die man zum Verbrechen stempelt! Das ist Alles, was ich denen zu entgegnen habe, die Muth und Beruf in sich fühlen, über die Ansichten aufgeklärter Menschen zu richten!"

Dann ließ er sich auf der Bank nieder, kreuzte die Arme und starrte düstern Blicks zu Boden.

Eine tiefe Pause folgte den Worten des Angeklagten, der es zu verschmähen schien, eine Vertheidigung zu unternehmen. Das Bild, das Franz in diesem verhängnißvollen Augenblicke bot, war völlig geeignet, den Vertheidigungsgrund des Rechtsanwalts kräftig zu unterstützen. Wer greift nicht in der höchsten Noth zu dem letzten Rettungsmittel, und wenn es noch so schwach ist? An eine Erhebung der Seele bis zu der äußersten Selbstverleugnung glaubte man in jener Zeit nicht mehr, und die Begriffe von Ehre und Muth, wie sie Franz definirte, erschienen im Angesichte des Todes durch den Henker so seltsam, daß man den armen Mann offenbar für verrückt halten mußte. Richter und Zuhörer waren von Geisteszerrüttung des Angeklagten moralisch überzeugt, aber noch fehlten die juristischen Beweise voll apodiktischer Klarheit, und diese zu liefern war die Aufgabe des Vertheidigers.

Unter der gespannten Aufmerksamkeit der Versammlung erhob sich Julius.

„Franz Osbeck," sagte er ruhig und fest, „in dem Augenblicke Ihrer Verhaftung hingen Sie mit warmer Liebe an dem Leben, das Sie jetzt durch ein unbedingtes Eingehen auf Ihre Schuld zu verschmähen scheinen. Mich, Ihren Vertheidiger, würde der Vorwurf treffen, die Schwermuth außer Acht gelassen zu haben, die sich in dem Kerker Ihrer bemächtigt hat, wollte ich Sie nicht zur Aufrechterhaltung Ihres Lebensmuthes mahnen. Sie stehen zwar allein in der Welt, in der Ihre Lieblingspläne vereitelt sind; aber es muß der in der allgemeinen Meinung für feig gelten, der unter dem Scheine eines Märtyrers zum Selbstmörder wird."

Der Angeklagte sah mit glühenden Blicken empor. Sein bleiches Gesicht prägte den jähen Uebergang von stolzer Entrüstung zu einer schmerzlichen Innigkeit aus.

„Es ist wahr," sagte er mit bebender Stimme, „ich stehe allein, ganz allein in der Welt! Fast muß es scheinen, als wollte ich durch die Hand des Richters ein Joch abschütteln, das mir verhaßt ist. Aber ich versichere bei Allem, was mir heilig ist — — —"

„Versichern Sie nichts, mein Herr!" unterbrach ihn der Advokat. „Es gibt Leute, die bezeugen, daß Ihnen bei Ihrer Verhaftung noch das Leben lieb war. Sie forderten Geld zur Flucht von Ihrem Retter. Herr Simoni wird nicht anstehen, es zu bekennen, wenn Sie beharren sollten — —"

„Robert! Robert!" rief Franz mit durchdringender Stimme, und indem er beide Hände ausbreitete. „Du, Du willst mich retten? Nein, das kannst Du nicht, Du bist gekommen, um mich zu verderben! Geh', und sage Deiner Mutter, daß ich meine Ansprüche auf die Erbschaft mit in das Grab nehme! Du bist mein Feind, aber ich verzeihe Dir. Deine Mutter ist die Schwester meines Vaters, der mich dort oben erwartet!"

Diese Wendung der Scene hatte Robert nicht vorausgesehen; er hatte vielmehr gehofft, ein Zeugniß über den Vetter nur vor den Richtern ablegen zu müssen.

„Franz,“ sagte er bestürzt, „Du siehst, ich stehe auf der Seite Deines Vertheidigers.“

„Willst Du mir jetzt mein Leben hinwerfen, wie an jenem Abende Deine Börse? Geh', ich will Dir nichts zu danken haben! Das Gericht mag nach dem Gesetz erkennen, und ich beuge mich willig dem Urtheile. Noch einmal, Robert, ich verzeihe Dir, denn ich kann den nicht hassen, den ich bemitleiden muß.“

Der aufgeregte Franz trat seinem Vetter einen Schritt entgegen, um ihm die Hand zu reichen — da sah er plötzlich Helenen, die leichenblaß hinter Robert stand. Wie gelähmt blieb er stehen und starrte sie einen Augenblick an; dann bedeckte er mit beiden Händen sein bleiches Gesicht und brach in ein lautes Schluchzen aus. Aber plötzlich wieder ermannte er sich.

„Auch Du bist gekommen?“ rief er in einem herzzerreißenden Tone. „Willst auch Du mir den Abschied vom Leben noch erschweren? Was ist das? Was ist das?“ fragte er, beide Hände an die Stirn legend. „Meine Gattin steht auf der Seite meines Vertheidigers —“

„Fassen Sie sich, mein Herr!“ sagte Helene zwar bebend, aber so deutlich, daß es die Versammlung verstehen konnte. „Ich bin eben so wenig Ihre Feindin als Ihre Gattin.“

„Großer Gott!“ rief Franz mit einem schrecklichen Ausdrucke.

Dann sank er wie leblos zu Boden. Auf den Befehl des Präsidenten trugen ihn zwei Gerichtsdiener aus dem Saale. Die Versammlung war so erschüttert, daß sie einige Augenblicke in peinlicher Stille verharrte. Der Advokat Petri schien der einzige zu sein, der seine Fassung nicht verloren hatte.

Ich frage das Gericht,“ begann er mit lauter, fester Stimme, „ob dieser Mann zurechnungsfähig ist? So war er schon vor der Zeit, in die seine Vergehen fallen. Träume von Liebesglück und Reichthum haben ihm das Hirn verrückt. Jeden reichen Mann will er beerben, und jede Dame, die ihm gefällt, betrachtet er als seine Frau. Fräulein Helene S., die Verlobte des Herrn Simoni, sah er zum ersten Mal kurz vor seiner Verhaftung — sie machte denselben Eindruck auf ihn, wie heute. Aus diesem Grunde bat ich das verehrte Brautpaar, mit mir vor den Schranken des Gerichts zu erscheinen, um den trostlosen Zustand des Angeklagten zu konstatiren.“

„Sie haben früher den Angeklagten, Franz Osbeck, nicht gesehen?“

„Ich habe ihn nie gesehen, ich kenne ihn nicht;“ antwortete Helene fest und entschieden.

Auch Robert bestätigte den Irrsinn seines Vetters, und führte als Beweis die fixe Idee desselben von der Erbschaft an.

Man schloß das Zeugenverhör, und die Zeugen traten in das Vorzimmer zurück.

„Erwarten Sie mich!“ flüsterte Julius Helenen zu, als sie sich von ihm trennte.

Der Staatsanwalt beharrte bei seinem Antrage auf Erkennung der Todesstrafe, indem er sich darauf stützte, daß der Irrsinn des Angeklagten nicht genug erwiesen, daß Franz Osbeck ein ehemaliger Offizier, als ein energischer und freisinniger Charakter bei seinen Kameraden bekannt gewesen, und selbst in diesem Zustande ein der Gesellschaft und der Regierung höchst gefährlicher Mensch sei. Als er seine Rede geschlossen, zitterten die Zuhörer für das Schicksal des Angeklagten. Nun aber begann Julius seine Vertheidigungsrede, eine so scharfsinnige, feurige und glänzende Rede, wie sie wohl selten vor einem öffentlichen Schwurgerichte gehalten worden. Unter dem Beifallsjubel der Menge trat er von der Red-

nerbühne ab. Die Geschworenen zogen sich in das Berathungszimmer zurück. Nach einer halben Stunde verkündete der Präsident, daß der Angeklagte auf Grund ärztlicher Zeugnisse und zureichender Aussagen glaubhafter Zeugen wegen Unzurechnungsfähigkeit mit Stimmeneinhelligkeit der Geschwornen von der Todesstrafe frei gesprochen, aber rücksichtlich seines Zustandes mit Landesverweisung belegt worden sei.

(Fortsetz. folgt.)

Drei Tage in Mittenwalde, im bayerischen Alpengebirge.

Eine Reiseerinnerung aus dem Jahre 1851, von W. O. v. Horn.

Schluß.

„Nun kommt auch der Nazi mit seiner Mutter, aber wenn er zu ihr in die Stube tritt, so schüttelt sie sich vor ihm, wie wenn ein Frost über sie käm' und sie sagt: „Geh' wasch' Dich! Hast Blut an den Händen! Hu, mich schuckert's vor Dir!"

„Könnt' Euch denken, daß da der Buab im Zorn fortgeht und sieht, daß aus der Heirath nichts werden könnte und nicht wieder kommt; aber todtglühender wird sein Haß gegen den Aegidi und hundertmal ruft er im jähen Grimme: „Er muß sterben von meiner Hand!"

„Und wenn er nun schmuggeln geht, nimmt er den Stutzen mit, weil's ihm zu Muth ist, als müßt' ihm einmal der Aegidi in den Weg komm'n. Und der Aegidi trägt gleichen Todhaß gegen den Nazi, und sucht Spionaschi in Mittenwald.

„Da hört er denn, sein Weg geh' am Rechberg 'nauf, und darauf stieg er in's Wiesenthal 'nunter und am Wurzelstock 'nauf und klett'rt dann um den Wurzelstock 'rum auf die Matten, wo er ihm den Gamsbock abgejagt. Da legt' er den Bündel mit den Cigarren hin und von da würde, wenn's Nacht worden, der Bündel von Zierlern abgeholt und er bliebe dabei sitzen, bis sie kämen, manchmal einen Viertelstag, wenn er nicht weiter gehe auf die Gamseljagd und den Bündel zudecke mit grünen Lerchenästen.

„Nun wußt' der Aegidi genug und sagt zum Leitnamt auf der Scharnitz: „Herr Leitnamt i hob den Cigarrenschmuggler auskundschaft, und will ihn fong'n!"

„Das sollst!" sagt der Leitnamt, „und sollst a'n gut Fonggeld foß'n!" Nun geht der Aegidi drei Tage auf die Lauer und allemal umsonst. Aber er wird nicht müd und denkt: „I fong' di doch! Todt oder lebendig, was liegt mir d'ran!" Denn die Wuth kocht auch in ihm alle Tage neu auf, da er hört, wenn's Trauerjahr um wär', führt der Nazi die Caritas heim, weil eben d'Leut' es anders nicht wußten — denn von dem Blut wußt Niemand und die Caritas lebt wie eine Nonne im Kloster und redt mit Niemand und war so bleich, wie sie heut ist, und so still und so maßleidig.

„Die Matten aber am Wurzelstock muß ich Euch g'nauer beschreiben. Sie ist nicht groß und rund um von drei Seiten steht der Fels wie ein Mantel d'rum, wie eine runde Wand und schließt sie ein, und überall ist von ihr abi ein grausamer Abgrund, und zwar rechts und links am Ende. Grad vornen ist Geröll und Gestrüpp und Lerchenbäume, daß man heraufklettern kann. Links und rechts aber, wo die Felswand sich umbiegt und niedriger wird, hatte der Nazi einen Gang gemacht, daß man auf die Matten konnte ohne

Gefahr, nur durft man nicht schwindeln und nicht fehl treten, sonst ging's viel Hundert Fuß hinunter, wohin keines Menschen Fuß kann und auch Keiner hin kommen ist, seit die Welt steht. Aber von beiden Seiten war der Pfad gemacht, links von unten aus dem Wiesenthal 'rauf und rechts auf den Felsgrat 'nauf, wo man gehen konnte eine weite Strecke und dann in einen Pfad kam, der links nach der Martinswand und rechts nach Zierl führt; 's ist aber ein weiter, weiter Weg, und man muß ihn kennen, um nicht irre zu gehn in dem Schnee.

»Hinter der Felswand lag der Aegidi auch am vierten Tag wieder und nicht weit davon zwei andre Mauthner zu seiner Hülf', wenn's der Schmuggler mehrere wären.

»Da ist's dem Aegidi, als hört' er Einen daherkratzen, und unter seiner Last keuchen und das Herz pocht ihm und der alte Haß fing an zu gähren und zu brennen im Herzen.

»Er hält sich ruhig, bis er hört, wie der drüben seine Last auf die Matten wirft. Da ist's aus.

»Der Nazi war links 'rauf kommen und stand an der Ecke, wo er das Pfädlein über den Abgrund mit Steinen gebaut hat. Es ist noch früh am Tage, und er meint, er könnt' noch ein Gamsel beschleichen. Daher nimmt er den Stutzen vom Rücken und thut Pulver auf die Pfannen und macht sich fertig. Als er eben die Pfannen zuknappt, tritt der Aegidi, den Stutzen in der Hand, den Hahn gespannt, rechts um die Felswand hervor und ruft mit gluthsprühenden, todtdrohenden Blicken: »Hab' ich Dich, Meuchelmörder und Schmuggler?!« — Nazi erschrickt und blickt auf, und als er den Aegidi sieht, spannt er seinen Hahn und ruft:

»Noch nicht, dalketer Kostbeutel!«

»Kostbeutel schimpfen die Bayern die Oesterreicher, weil sie einen leinenen Sack auf dem Marsche anhängen haben, darin sie Brod, Pfeifen und allerlei Geschirr trag'n und den sie Kostbeutel heißen.

»Da schießt das Blut dem Aegidi in den Kopf.

»Leg den Stutzen ab!« ruft er.

»Meinst, Du hättest einen Narren vor?« ruft der Nazi. »Eher nicht, als bis Dir die Kugel im Herzen sitzt!«

»Und in demselben Augenblick fahren sie Beide wie der Blitz mit den Stutzen an den Kopf und es kracht hüben und drüben fast zugleich auf zehn bis zwölf Schritt — und Nazi schlägt hinterrücks über und stürzt hinunter in die greuliche Tiefe und Aegidi thut einen Schrei, springt in die Höhe und stürzt drüben hinab, von Fels zu Fels, von Zacken zu Zacken, bis er hängen bleibt an einem Felszacken, ein blutiger, zerschmetterter Leichnam. — Nazi hatte keinen Ton mehr von sich gegeben, ihm saß die Kugel im Herzen.

»Als die Mauthner die Schüsse hören, die schier Einer waren, da eilen sie herbei und stehen wie versteinert, denn da liegt ein Bündel und es ist kein Mensch zu sehen. Endlich blicken sie hinab auf ihrer Seite in den Abgrund und sehen den Aegidi hängen, wie er im Todeskrampf noch seinen Stutzen hält mit der einen Hand, während die andere schlaff hinab hängt. Einer geht auf die andere Seite. Da liegt des Nazi Hüt'l. Von ihm aber ist nichts auszuschaun.

»Keiner redet vor Schrecken und Trauer ein Wort; aber Ein Gefühl durchdringt sie: so darf der Aegidi nicht hängen bleiben. Er muß ein christlich Grab haben und auch der Nazi, wenn man ihn kriegen kann. Einer bleibt da. Der Andere läuft nach der Schar-

nitz, Hülfe, Laterne und Seile zu holen. Aber wie so der Mauthner dasitzt in stummer Trauer und Schrecken, da hört er einen Fall. Er springt auf und schaut nach dem Aegidi.

„Die Spannung seiner Muskeln hatte nachgelassen. Der Stutzen war in die Tiefe gefallen, und der Leichnam des armen Aegidi hat dadurch das Gleichgewicht verloren, und gerade, wie sich der Mauthner vorbeugt, sieht er, wie er rutscht, und dann hinabfällt, wohin kein Sonnenblick kommt und wohin kein Seil hinabreicht.

„Da sträuben sich seine Haare und ein Schrecken des Todes ergreift ihn, daß er von dannen läuft, und erst zurückkehrt, als die andern kommen und nun selber sehen, daß da kein Auffahren ist.

„Sie stehen eine Weile stumm da; dann sinken sie auf ihre Kniee, beten ein Paternoster, nehmen den Cigarrenbündel und eilen weg von der greulichen Matten, die seitdem die Mordmatten heißt.“ —

„Mein Alter schwieg und that einen Zug aus seinem Seidel und mir war die Brust wie zugeschnürt. Der Posthalter trat zu uns und sah bewegt aus.

„Habt Ihr's schon gehört,“ fragte er, „was drüben passirt ist?“

„Nein!“ rief der Alte; „was denn?“

„Nun, die Caritas hat um zehn Uhr einen Blutsturz kriegt, und so schnell auch der Doktor kam, gleich einen zweiten, und eben ist sie gestorben!“

„Wunderbar!“ rief der Alte: „Gestern war's jährig, daß der Nazi den Aegidi gestochen hat.“

Er nahm seine Mütze ab und wir thaten desgleichen und wir beteten alle Dreie für alle Dreie, um Gnade und Frieden.

Wer heirathet, bereut es, und wer nicht heirathet, bereut es auch; aber gottgefälliger ist die Ehe, denn der Himmel will nicht nur Reue, sondern auch Buße. Wer nicht heirathet, bereut es allein, einsam; wer heirathet, bereut in Kompagnie, er bereut, sie bereut; da ist Abwechslung, sie können sich erholen; heute bereut er und sie genießt Schadenfreude, morgen bereut sie und er genießt Schadenfreude. Saphir.

(Lebens- und Klugheitsregeln.)
An alter Herren Trinken
An junger Mädchen Winken
An alter Weiber Zähren,
Und mancher Herren Schwören,
Da soll sich Niemand kehren.

(Gepumpt ist gepumpt.) Im —schen Bräuhause erzählte Jemand einem alten Studenten seine Abenteuer zur See, wie das Schiff einen Leck bekommen und er habe pumpen helfen. „Herr," sagte er — mich hätten Sie sollen pumpen sehen, das war groß!" „Herr sprach der Student, „mich hätten Sie in Tübingen sollen pumpen sehen, das war noch größer!"

(Ein Jeder lügt nach seiner Weise.) Eine Reisegesellschaft fand sich an einem Winterabende in einer elenden Kneipe zusammen, sie bestand zufällig aus den verschiedensten Individuen; so waren ihre Mitglieder ein Dichter, ein Oekonom, ein Kerkermeister, ein Metzger, ein englischer Kapitalist, eine Hebamme, eine alte Jungfer, ein junges Mädchen und ein Schulknabe. Die Langeweile stattete ihnen einen sehr lästigen Besuch ab, allein dem Dichter gelang es bald, sie zu vertreiben; in seiner Unterhaltung verflogen die Stunden wie Augenblicke, und zum Schlusse schlug er vor, daß jedes Mitglied der Gesellschaft, ohne Ausnahme, ein Wort angebe, welches auf ling ausgeht; er selbst ging mit gutem Beispiele voran und trillerte, Frühling; darauf brummte der Oekonom mit verdrießlichem Gesichte, Sperling; der Kerkermeister machte eine gar grimmige Miene und polterte, Sträfling; der Engländer warf einen stolzen, hämischen Blick auf den Dichter und schnarrte, Sterling; der Metzger schlug behaglich an sein Wams und schmunzelte, Frischling; die Hebamme, wie im Trumpfe, Drilling; die alte Jungfer krächzte, Wüstling; das junge Mädchen ward feuerroth im Gesichte und lispelte, Jüngling; und der Schulknabe rieb sich die Hände und schluchzte, Schilling.

Druck und Verlag von J. F. Rietsch. Verantwortlicher Redakteur: J. F. Rietsch.

Nro. 31. **I. Jahrg.**

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt.)

Sonntag den 5. August 1855.

Die weiße Rose.

Von A. v. W.

Fortsetzung.

Als Julius in das Zimmer der Zeugen trat, zeigte ihm ein Diener an, daß der Herr die Dame habe nach Hause führen müssen, da letztere plötzlich krank geworden sei. Nun eilte er zu seinem Clienten, der sich unter dem Beistande eines Arztes zwar erholt hatte, aber immer noch in einem bejammernswerthen Zustande war. Franz hörte seine Freisprechung mit einem unheimlichen Lächeln an. Dann versank er in ein dumpfes Hinbrüten, er äußerte weder ein Zeichen des Dankes noch der Freude. Julius brachte den unglücklichen Freund in einem Wagen nach seiner Wohnung. Ein befreundeter Arzt ward herbeigerufen, und dieser erklärte, nachdem er den Kranken einige Zeit beobachtet, daß die furchtbare Gemüthserschütterung einen völligen Irrsinn herbeigeführt habe.

„Sie trug die weiße Rose nicht!“ murmelte Franz vor sich hin. „Auch sie hat mich verleugnet!“

Dies waren die letzten Worte, die der Unglückliche sprach. Dann verharrte er hartnäckig in einem Schweigen, als ob er die Sprache verloren hätte, und so viel sich Julius auch bemühte, ihm sein Glück und die Mittel zur Erlangung desselben klar zu machen — Franz verstand ihn nicht, dasselbe unheimliche Lächeln umspielte seinen bleichen Mund, dieselben Blicke, welche die Zerstörung des Verstandes verriethen, entströmten seinen trüben Augen.

Die Freude des Advokaten über den errungenen Triumph verwandelte sich in einen tiefen Schmerz.

„Ich habe zu viel auf seine Geistesstärke gebaut,“ dachte er. „Leider gab es kein anderes Mittel, ihn vom sichern Tode zu retten. Aber noch verliere ich die Hoffnung nicht, das wiederkehrende Glück wird den Schleier zerreißen, den ein furchtbares Geschick über seinen Geist geworfen.“

Durch einen Brief benachrichtigte er die Commerzienräthin von dem Ausgange des Prozesses ihres Neffen. Als Antwort darauf erhielt er fünftausend Gulden in Banknoten, die ihm Robert zur Verpflegung und zur Bestreitung der Reisekosten übersandte.

Denselben Abend ward die Klingel an der Thüre des Advokaten gezogen. Die junge Gattin desselben öffnete, und Helene, dicht in einen Mantel gehüllt, trat ein. Laut weinend sank sie der jungen Frau an die Brust. Beide traten in das Zimmer des Advokaten der mit den Vorbereitungen zur Abreise beschäftigt war.

„Wo ist Franz?“ rief sie hastig.

Julius berichtete, daß er sich in einem Zimmer des ersten Stockes befände.

„Ich muß ihn sehen und ihm Aufklärung geben —“

„Helene, wir haben unser Ziel nur halb erst erreicht; versäumen wir die nöthige Vorsicht, so zerstören Sie mir die Grundlage meines Rettungswerkes. Sie dürfen Franz jetzt noch nicht sehen, denn er wie wir werden scharf beobachtet. Nur in der Verfassung, die ich künstlich herbeigeführt, kann er morgen seine Reise antreten. Sobald Ihre Mission in dem Hause der Commerzienräthin erfüllt ist, sobald Sie mit allen Mitteln zur vollkommenen Beglückung unsers armen Freundes ausgerüstet sind, werden Sie ihm folgen können. Bewahren Sie nur kurze Zeit noch den Heldenmuth, den Sie bis jetzt gezeigt haben, folgen Sie blindlings meinen Anordnungen, so werden wir bald an dem erwünschten Ziele sein. Vergessen Sie nicht, daß es sich um Leben und Tod handelt. Franz ist ein seltsamer Client, denn wir mußten ihn gegen seinen Willen retten. Jetzt gilt es, sein Gemüth zu heilen, und darum folgen Sie und harren Sie aus.“

Helene zog die weiße Rose von ihrem Busen — sie hatte sie nämlich von Georg zurückerhalten — und gab sie dem Advokaten.

„Verwenden Sie den Schmuck,“ sagte sie gefaßt: „Sie kennen ja seine Bedeutung. Ich bedarf seiner nicht, aber Franz — —“

In diesem Augenblicke ward die Glocke an der Hausthüre gezogen. Die drei Personen schracken heftig zusammen. Die junge Frau zog Helenen mit sich fort in ein Seitenkabinet. Der Advokat ging hinaus, öffnete und empfing Robert Simoni. Er bat um eine kurze Unterredung. Julius führte ihn in sein Arbeitszimmer.

„Mein Herr,“ sagte er, mißtrauisch den Gesichtsausdruck des Advokaten prüfend, „auf Ihre Veranlassung erschien Helene, die Gesellschafterin meiner Mutter, an meiner Seite vor Gericht.“

„Ganz recht!“ antwortete Julius mit großer Ruhe.

„Sie gaben als Grund dafür an, daß sich in Gegenwart der Richter der Eindruck wiederholen möge, den sie auf Franz vor seiner Verhaftung ausgeübt.“

„Und was ich erwartete, mein Herr, ist in Erfüllung gegangen.“

„Franz nannte sie seine Frau!“ sagte der junge Kaufmann in einer Angst, die er vergebens zu verbergen suchte.

„Können Sie den Worten eines Irren, zumal wenn er sich in einer solchen Situation befindet, irgend eine Bedeutung beilegen?“ fragte Julius mit kalter Ruhe. „Sie kennen den Zustand meines Clienten schon seit langer Zeit, Sie selbst wissen am Besten, daß sich sein Irrsinn in extravaganten Ansichten und Handlungen äußert — wie kann es Sie wundern, daß der, der in seiner Verblendung nach Ihrem Vermögen trachtet und dem Staate eine neue Regierung geben will, nun auch Ihre Braut für seine Frau hält? Es ist klar,

der leidige Communismus hat dem armen Menschen den Kopf verdreht — er will die Hälfte Ihres Vermögens und Ihre in der That reizende Braut. Wünschen wir uns Glück, daß die Pläne der heillosen Demokratie vereitelt sind. Uebrigens fürchten Sie nichts, Franz Osbeck ist für immer unschädlich geworden; die Freisprechung auf Grund seiner Indispositionsfähigkeit hat ihn aus der Liste der vernünftigen Staatsbürger gestrichen. Ihre Braut selbst hat laut erklärt, daß sie den Demokraten nicht kennt — —"

"Die Gründe leuchten mir ein!" sagte Robert hastig. „Da die Sache nun abgethan, so bitte ich um die Rechnung für meinen Vetter."

"Ich werde Sie Ihnen nach meiner Geschäftsordnung zustellen."

„Und was werden Sie mit Franz beginnen?"

„Morgen bringe ich ihn in eine Irrenanstalt der Schweiz, da er binnen achtundvierzig Stunden das Königreich zu verlassen hat."

Kaum hatte sich der Kaufmann entfernt, als der Advokat zu seiner Frau in das Kabinet trat.

"Wo ist Helene?" fragte er.

"Ich habe ihr leise die Thüre geöffnet, sie muß jetzt schon zu Hause angelangt sein."

„Gut, nun fürchte ich nichts mehr."

Arm in Arm gingen die beiden jungen Gatten zu dem kranken Freunde. Sie trafen ihn, still vor sich hinbrütend, in einem Lehnsessel. Ihr freundliches Zureden hatte keinen Erfolg, er verharrte in seinem düsteren Schweigen. Eine tiefe undurchdringliche Schwermuth hatte seinen Geist in starre Fesseln geschlagen. Der Advokat verbrachte die Nacht bei ihm. In der Dämmerung des nächsten Morgens fuhr ein Reisewagen mit Extrapostpferden vor. Julius befand sich in seinem Zimmer, um die zur Reise nöthigen Papiere und Gelder einzustecken. Da ließ ein Domestik einen Greis eintreten, der eine schwere Reisetasche trug. Es war Georg, der alte Diener der Wittwe Simoni.

"Was wollen Sie?"

"Herr", sagte der athemlose Georg, "mich sendet Mamsel Helene —"

"Zu welchem Zwecke?"

"Um Herrn Franz Osbeck zu begleiten."

"Unmöglich! Meine Vorkehrungen sind so getroffen, daß es keiner Person mehr bedarf."

"Lesen Sie! Lesen Sie!" rief Georg mit Thränen in den Augen, und indem seine zitternde Hand ein Papier überreichte.

Der Advokat las die Zeilen, die von der ihm wohlbekannten Hand Helenen's geschrieben waren.

"Sie sind ein Freund seines verstorbenen Vaters?" sagte er dann überrascht.

"Der einzige, wahre Freund des seligen Osbeck, und ich werde meine alten Tage ruhig beschließen, wenn es mir vergönnt ist, seinem unglücklichen Sohn ein treuer Diener zu sein. Mamsell Helene hat mir seinen traurigen Zustand geschildert, und glauben Sie mir, Herr Advokat, es gibt keinen Menschen in der Welt, dessen Nähe heilsamer auf den Kranken wirkt, als die meinige. Ach, ich kann dem Himmel nicht genug dafür danken, daß er diese Nacht zwischen mir und Mamsell Helene eine Verständigung herbeiführte. Da litt es mich nicht länger unter den herzlosen Menschen, die des leidigen Geldes wegen ein so schändliches Verbrechen begehen. Ich schrieb der Wittwe einen Brief, schnürte mein Bündel, und bin nun hier. Doch lieber Herr, erlassen Sie mir jetzt jede weitere Erklärung, unterwegs

werde ich Ihnen Alles erzählen. Und dann," fügte er leiser hinzu, "bin ich auch im Stande, Ihnen Aufklärungen über den verstorbenen Buchhalter zu geben, die dem armen Franz wohl noch einmal nützen können."

Julius trug kein Bedenken, die Dienste des Greises anzunehmen, zumal da er sich erinnerte, von Franz gehört zu haben, daß er es war, der ihm in der Ballnacht eine Unterredung mit der Wittwe vermittelte; er hielt es selbst für einen glücklichen Zufall, dem Geisteskranken einen befreundeten Diener beigeben zu können. Und außerdem ging ihm ja die Empfehlung der vorsichtigen Helena voran, die dringend bat, den alten Georg nicht abzuweisen. Während die Koffer auf den Wagen gebracht wurden, führte Julius seinem Freunde den neuen Diener zu. Franz erkannte ihn nicht, obgleich man ihm den Namen Georg nannte. Willenlos und ruhig wie ein Kind ließ er sich zu dem Wagen führen, der, nachdem der Advokat und Georg ihre Plätze eingenommen, im raschen Trabe die Residenz verließ.

VII.

Mit dem Beginne des Frühlings glaubte sich Robert Simoni auf dem Gipfel seines Glücks, denn Helene trug seinen Verlobungsring an dem Finger. Man sah das wirklich schöne Paar in einem eleganten Wagen durch die Promenaden der Stadt fahren, man bewunderte ihre kostbaren Toiletten in einer Loge des Hoftheaters, und die Geldaristokratie empfing sie freudig in ihren Sälen, die den Verlobten zu Ehren sich öffneten. Man sprach nur selten von der verhängnißvollen Schwurgerichtssitzung, und wenn es geschah, pries man die Bereitwilligkeit der jungen Leute, mit der sie den irrsinnigen Demokraten vom Tode gerettet hatten. Schon dachte Robert, der nur Anbetung und Liebe für Helene war, an seine Vermählung, um mit seiner Gattin nach Hamburg zurückkehren zu können, als die Commerzienräthin plötzlich krank wurde. Die Aerzte erkannten das Wesen der Krankheit nicht sogleich, und riethen nur Ruhe und sorgliche Pflege. Helene litt keine Wärterin, sie selbst versah den Dienst bei der Kranken, und Robert unterstützte sie dabei.

Es war in der Nacht vom ersten zum zweiten Ostertage, als Helene, nachdem die Kranke eingeschlummert war, sich in ihr Gemach zur Ruhe begab, das durch eine Thür von dem Krankenzimmer geschieden ward. Sie ließ die Thür offen, um desto leichter die Wünsche der Commerzienräthin zu hören. Noch kämpfte sie mit den ersten Angriffen des Schlafes, als sie die Glocke der Kranken hörte, das erste Mal mitten in der Nacht. Helene sprang auf, und warf einen Nachtmantel über. Im nächsten Augenblicke stand sie an dem Krankenbette, das durch eine elegante Nachtlampe matt beleuchtet ward. Der Arm der Commerzienräthin, der nach der Glocke gegriffen hatte, hing schlaff durch die Gardine herab.

"Was ist Ihnen, Madame?" fragte ängstlich Helene, indem sie die Gardine zurückzog.

Entsetzt fuhr sie zurück, als sie das von dem Lichte erhellte Gesicht der Kranken erblickte. Welch eine gräßliche Veränderung war darin vorgegangen. Eine Leichenblässe bedeckte es, während die Augen in einem düstern, unheimlichen Glanze glühten. Helene starrte die Frau einen Augenblick sprachlos an.

"Soll ich nach dem Arzte schicken?" fragte sie endlich.

Madame Simoni gab ein verneinendes Zeichen. Dann ergriff sie die Hand ihrer jungen Wärterin und sagte mit großer Anstrengung:

„Helene, ich betrachte Sie als meine Tochter! Vielleicht erlebe ich es nicht mehr, daß Sie mein Sohn seine Gattin nennt.“

„Verbannen Sie diesen Gedanken!“ stammelte Helene, die das heftige Zittern der Hand fühlte, welche die ihrige hielt. „Die Krankheit wird vorübergehen!“

Die Wittwe zuckte heftig zusammen. Dicke Schweißtropfen erschienen auf ihrer gerunzelten Stirn.

„Mein Gott! Mein Gott!“ hauchte sie. „Was ist das? Was ist das?“

Die arme Helene ward von einer wahren Todesangst ergriffen.

„Ich will Robert rufen!“

„Zuvor hören Sie mich an! Setzen Sie sich näher heran!“ sagte leise und ängstlich die Kranke. O, mein Kopf, er wird von fürchterlichen Schmerzen zerrissen!“ jammerte sie. „Ich fühle, daß mein Ende naht! Helene, ich achte und liebe Sie — von Ihnen verlange ich den letzten Dienst!“

„Was fordern Sie, Madame? Sie sind meine Wohlthäterin — ich verspreche Ihnen, Alles zu erfüllen.“

Athemlos lauschend, bog sich Helene über das Bett. Sie sah das gräßlich entstellte Gesicht der Kranken nicht, sie war nur darauf bedacht, jedes Wort zu erhaschen, das den bleichen, bebenden Lippen entquoll.

„Helene, schwören Sie mir, meinen Willen zu thun!“

„Ich schwöre es!“ sagte sie rasch.

„Mein Sohn ist ein schwacher, leidenschaftlicher Mensch! Erhalten Sie ihm sein Vermögen, das auch das Ihrige ist! Ich will es, ich will es!“ rief sie im Delirium. „Es muß geschehen, weil ich es will! Mein Wille hat das Vermögen erworben — er wird es auch zu erhalten wissen!“

„Sie sehen mich bereit, Madame!“ hauchte Helene.

„Zünden Sie Feuer in dem Kamine an.

(Schluß folgt.)

Aus dem Skizzenbuche eines sächsischen Auswanderers.

I. Im Walde.

—— Drei Tage waren wir bereits in dem endlosen, pfadlosen Walde gegangen, zwei Nächte hatten wir in seinem Schatten geschlafen und noch immer zeigte sich keine menschliche Wohnung, kein Ende des Baumlabyrinthes. Mein Freund war noch weit erschöpfter als ich; in den letzten zwei Stunden hatte ich ihn oft stolpern sehen und als wir plötzlich an einem tiefen schleichenden Wasser standen, das uns das Weitergehen in der angenommenen Richtung versperrte, setzte er sich nieder und sagte, er könne nicht weiter gehen und wolle lieber da sterben.

Was war zu thun? Ich sprach dem Freunde Muth zu und forderte ihn auf, sich auf mich zu stützen; er schüttelte statt aller Antwort mit dem Kopfe. Sollte ich ihn verlassen oder bei ihm bleiben und mit ihm untergehen? Nach ernster Ueberlegung entschied ich mich für das Erstere, denn es blieb doch eine Möglichkeit, daß ich aus dem Walde hinaus käme und einen Menschen fände, mit dessen Hülfe ich den Verlassenen holen könnte.

So theilte ich mit ihm den geringen Vorrath von Lebensmitteln, ließ ihm Schwefelhölzchen zurück, damit er Feuer anmachen könnte, nahm ihm das Versprechen ab, von dem stillen Flusse sich nicht weit zu entfernen, damit man ihn leichter finde und wanderte mit schwerem Herzen weiter.

Es war ein heißer Sommertag und kein Blatt regte sich. Meine Kräfte schwanden ebenfalls mehr und mehr. Der Weg durch einen Urwald ist unbeschreiblich beschwerlich; buchstäblich bei jedem Schritte finden sich Hindernisse: ein Baumstumpf, ein stacheliger herabgestürzter Fichtenwipfel, ein undurchdringliches stechendes Dickicht, ein Morast mit schwarzem, glänzendem, weichem Boden, ein Gewirr von kriechenden Gewächsen, aufgeschichtete Felsen und — Durst! Durst! Das Wasser in dem stillen Flusse, an dem ich mich immer hielt, war lau und erregte heftigen Ekel nach dem Genusse.

Ich taumelte mehr weiter als ich ging; mehrmals hatte ich mit Gewalt die Sehnsucht niederzukämpfen, wie der verlassene Freund das Weiterwandern aufzugeben, mich hinzulegen und den Tod zu erwarten. Zum Glück gelang es mir immer, mich wieder aufzuraffen. So kam allmälig der Abend heran, freilich ohne daß sich ein Ende des Waldes zeigte. Nur die Beschaffenheit des Bodens änderte sich allmälig; es ging etwas aufwärts, das Wasser in dem Flusse strömte rascher und wurde klarer und endlich kam ich an eine Stelle, die zu einem Nachtlager sich vortrefflich zu eignen schien. An dem Flusse lag ein grünes Plätzchen, das nach dem Walde zu drei Baumriesen schlossen, zwischen denen ein dichter Buschvorhang eine Art Wand bildete.

Hier zündete ich mir ein Feuer an, fing mir ein paar Fische, kochte sie mit Speck in der Pfanne, die ich natürlich bei mir getragen hatte, aß und — beschmierte mir Gesicht und Hände, wie es der Wanderer im Walde thun muß, mit dem warmen Schweinefett.

„Pfui!" denken wahrscheinlich die Leser. „Warum dies?"

In den Wäldern Amerika's gibt es drei unerträgliche Plagen — Muskitos, Mücken und Sandfliegen. Diese verfolgen den Menschen mit unermüdlichem Eifer und zapfen ihm das Blut ab. Die Muskitos kann er todtschlagen — wenn er sie bekommt. Die Mücken sind so klein, daß man sie kaum sieht, und folglich schwer zu fangen und zu tödten. Die Sandfliegen endlich schwärmen in so dichten Schaaren umher, daß ein Fangen und Erschlagen derselben ein völlig hoffnungsloses Unternehmen bleibt. Ein tüchtiger Fettüberzug auf Gesicht und Händen ist der beste Schutz gegen die kleinen Feinde. Die Mücken wagen es nicht, sich darauf zu setzen, weil sie kleben bleiben; die Sandfliegen und Muskitos scheinen schon vor dem Geruche des Fettes eine Abneigung zu haben. Ich saß oft Stunden lang da, ohne ein einziges Mal gestochen zu werden, obwohl die Sandfliegen in so dichten Wolken mich umschwärmten, daß ich den Mund nicht aufthun konnte, ohne einige hinein zu bekommen, und sie mir in die Nase und die Augen krochen. Sich so von Millionen kleiner Teufel umsummt zu hören, die ihre Bosheit nicht ausüben können, ist die schönste Serenade, die man sich denken kann.

Nach dem Einreiben mit Fett war das Nächste, mein Bett zurecht zu machen. Ich schnitt eine junge Fichte mit weichen Nadeln ab, und streute die Zweige auf einen Platz sechs Fuß lang und zwei Fuß breit, suchte mir dann weiteres Brennholz, um das Feuer zu unterhalten und legte mich nieder um zu schlafen.

(Fortsetz. folgt.)

Wunderbare Rettung eines Kindes.

Bei einer Fahrt deutscher Ansiedler über den atlantischen Ocean sahen diese plötzlich vom Deck aus die aus dem Wasser wohl 6—7 Zoll emporragende Flosse eines Hai. Obgleich sich nun schon mehrere dieser gefräßigen Thiere um das Schiff herum hatten blicken lassen, so mochten wohl dennoch nur wenige der Reisenden eins derselben gesehen haben, und Alle drängten sich an Bord des Schiffes, das Ungeheuer zu beobachten, wie es dem Schiff und einigen um dasselbe herumschwimmenden Pantoffeln näher und näher komme.

„Ich bin neugierig, ob es Pantoffeln frißt,“ sagte ein Brauer, sich behaglich die Hände reibend und aufmerksam jede Bewegung des Unthiers beobachtend. Sein Wunsch schien in Erfüllung zu gehen, denn der Fisch näherte sich eben dem ersten Pantoffel, beschrieb einen Kreis um ihn, und Jeder erwartete das augenblickliche Verschwinden desselben, als ein fürchterlicher Schrei, wie ihn nur eine geängstigte Mutterbrust ausstoßen kann, aus der Mitte der sich neugierig zum Rande drängenden Menge erschallte, und in demselben Augenblicke auch ein schwerer Körper auf die ruhige Wasserfläche fiel und untertauchte.

„Mein Kind, mein Kind!“ schrie die Frau, und war im Begriff, sich dem kleinen, hülflosen Wesen nachzustürzen, das jetzt zappelnd und gurgelnd wieder an die Oberfläche kam. — Doch die Umstehenden hielten sie zurück, und schauten, mit Erwartung des Schrecklichsten, nach dem sich rasend schnell nähernden Hai, der durch den in's Wasser schlagenden Gegenstand aufmerksam gemacht, pfeilschnell herbeischoß.

Auch die beiden jungen Mädchen, die Töchter des Pastors Hehrmann, hatten den Sturz des Kindes mit angesehen, und die älteste rief vor Entsetzen mit fast erstickter Stimme:

„Rettet, o um Gottes willen rettet!“

„Boot hinab!“ rief der Kapitän, aber die Matrosen zögerten; nur wenige Sekunden mußten das Schicksal des Kindes entscheiden, denn der Hai war kaum noch zehn Schritte von ihm entfernt und schien schon seinen Raub zu wittern. Da glitt an einem der Taue mit matrosenartiger Gewandtheit ein junger Mann aus dem Mastkorbe nieder, und ehe noch Jemand sein Vorhaben errathen oder ihn daran hindern konnte, sprang er hinab in die krystallhelle Fluth, gerade vor dem fast aufgesperrten Rachen des Ungeheuers, und ergriff, wieder auf die Oberfläche kommend, das Kind, das eben zum dritten Male emporgetaucht war.

Einen Schrei der Bewunderung über diese Tollkühnheit stießen Matrosen wie Reisende aus; der Hai aber, durch den schweren Sturz erschreckt, durch das Toben auf dem Schiffe beunruhigt, fuhr von seiner schon fast erlangten Beute zurück und umzog den kühnen Schwimmer in kleinen Kreisen.

„Schlagt mit den Armen, plätschert, tretet, macht so viel Geräusch, wie Ihr könnt!“ riefen die Seeleute wie aus Einem Munde; der Kapitän aber hatte ein Tau ergriffen und warf es dem jungen Manne zu, der es (im linken Arm das Kind) mit der Rechten ergriff und sich damit über Wasser hielt, während er dabei aus allen Kräften mit den Füßen hinaustrat und weit das Wasser umherspritzte.

„Schlingt das Seil um den Ellenbogen,“ rief jetzt der Kapitän hinab, „und wir können Euch heraufziehen.“ Der junge Mann that es, aber umsonst schien all' seine großmü-

thige kühne Aufopferung gewesen zu sein, denn der Hai, welcher indessen gefunden hatte, daß ihm von dieser Seite keine Gefahr drohe, schoß auf's Neue heran.

Wohl zogen die Matrosen mit aller Kraft und dem besten Willen an dem Tau, aber zu spät schien ihre Hülfe zu kommen, denn nur noch wenige Fuß von ihm entfernt war das Ungeheuer, und schon drehte es sich auf den Rücken, den Körper des Unglücklichen zu erschnappen — als gerade in dem Augenblick, in dem Jeder in athemloser, fürchterlicher Spannung das Schrecklichste zu sehen erwartete, ein schweres Stück Fleisch dicht vor den geöffneten Fängen des Hai in die See fiel und verschlungen wurde. Nun schien ihm der eine Bissen nur noch mehr Appetit gemacht zu haben, denn er wandte sich auf's Neue, und machte eine zweite Bewegung, den Leib des kühnen Schwimmers zu ergreifen, der seinem nassen Grabe schon halb entzogen war; plötzlich aber fing der Hai an, wüthend mit dem Schwanze zu schlagen, fuhr mehrere Fuß zurück und tauchte unter.

Niemand bekümmerte sich in dem Augenblick um die Ursache dieser fast unerklärbaren Rettung, denn Alles, was Hände hatte, griff zu, den armen zu Tode Geängstigten an Bord zu ziehen, der kaum noch der Mutter das lebende Kind überreichen konnte, als er auch bewußtlos in die Arme der Umstehenden zurücksank.

Aber keine Frau war an Bord, die sich nicht herzugedrängt hätte, den Ohnmächtigen in's Leben zurückzurufen, und die Mutter des geretteten Kindes warf sich auf die Kniee nieder und flehte in lautem Gebete Gott an, ihr den Schutzengel ihres einzigen Glückes nicht so schnell wieder zu rauben. Indessen ward die Aufmerksamkeit der Reisenden von dem Ohnmächtigen, den sie überdieß in guten Händen wußten, hinweg auf die See gelenkt, aus der jetzt auf's Neue ein schreckliches Getöse heraufschallte.

Es war der Hai, der an dem Haken, welchen ihm der Koch in dem gewaltigen Stück Fleisch befestigt und so zur rechten Zeit zugeworfen hatte, schlug und riß, und vergebens bemüht war, seine verlorne Freiheit wieder zu erlangen. Sämmtliche Matrosen hingen sich an das Tau, und nach einiger Zeit zappelte und schlug der gewaltige Fisch (er mochte 14 Fuß lang sein), auf dem Verdeck, daß die Planken erbebten.

Er lebte jedoch nicht lange; Reisende wie Matrosen ergriffen, was ihnen in die Hände fiel, und bald krümmte sich das Ungethüm mit zerschmettertem Schädel in seinem Blute.

Sennora Pepita hat, wie aus Wien berichtet wird, sich von der Bühne zurückgezogen, um zu versuchen, wie es sich am Arm eines reisenden russischen Grafen durch's Leben wandeln läßt, ohne durch den Ole und die Cachucha den Leuten die Köpfe zu verdrehen.

Auf einer Reise von Krain wurde der verewigte Kaiser Franz von einem Postillon umgeworfen. Glücklicherweise nahm er keinen Schaden; aber der Postillon in seiner Angst glaubte sich des Todes und wußte nicht Worte noch Geberden zu finden, um sich zu entschuldigen und Gnade zu erflehen. „Hat Gottlob nichts gemacht," sprach ihm der Kaiser tröstend zu, „sei froh, daß du nicht den Kreishauptmann umgeworfen hast."

Pepita, welche in Mainz gastirt, macht der Gräfin Hahn-Hahn einen Besuch und sagt ihr, sie habe auch Talent zur Baarfüßerin. Punsch.

Die Kartoffeln sind dieses Jahr so gut, daß sie in den Kastanienstand erhoben werden.

Frau L. Mein Mann, Frau R., wäre ein Muster von einem Mann, wenn er nur einen einzigen Fehler nicht hätte. Er kann nämlich kein leeres Glas und keine volle Bouteille sehen.

Frau R. Ei Herrje! da ist meiner gerade das Gegentheil, der kann kein volles Glas und keine leere Bouteille sehen.

Druck und Verlag von J. F. Rietsch. Verantwortlicher Redakteur: J. F. Rietsch.

Nro. 32. **I. Jahrg.**

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt.)

Sonntag den 12. August 1855.

Die weiße Rose.

Von A. v. W.

Schluß.

Helene fachte das dem Erlöschen nahe Feuer an, daß es aufprasselte. Die Kranke hatte sich mit fieberhafter Anstrengung emporgerichtet. Als sie die Flammen des Feuers sah, verzog sich ihr Gesicht zu einem grinsenden Lächeln.

„Zu mir! Zu mir!“ stammelte sie dann.

Helene, zitternd am ganzen Körper, unterstützte die Kranke, die sie fest an sich drückte. Dann zog sie ein weißes Tuch hervor, an dem ein Schlüssel angeknotet war.

„Oeffnen Sie jenen Sekretär, Helene! In dem mittelsten Fach liegt ein Buch — hier ist der Schlüssel.“

Helene flog zu dem Sekretär, öffnete ihn, und holte ein schwarzes, ziemlich starkes Oktavbuch hervor. Das Gefühl, das sich ihrer bei dem Anblicke dieses Gegenstandes bemächtigte, läßt sich nicht beschreiben. Der Athem stockte einen Augenblick in ihrer Brust, und leise schluchzend preßte sie das Buch an ihre Lippen. Madame Simoni bemerkte diese Bewegung nicht, denn sie war in die Kissen zurückgesunken; aber sie erhob sich wieder mit übermenschlicher Anstrengung und stammelte:

„Werfen Sie — das Buch — in das Feuer — in das Feuer! Helene — vernichten Sie das Buch — es ist mein letzter Wille!“

Leise ächzend brach die Wittwe zusammen. Die Kraft des Körpers hatte sie verlassen, obgleich die Kraft ihres unbeugsamen Geistes, den sie in ihrem ganzen Leben bethätigt, noch die Beweise von den Mitteln vernichten wollte, mit denen sie das große Vermögen zusammengescharrt hatte. Die arme Helene verlor bald das Bewußtsein, als sie sich im Besitze des Schatzes sah, dem sie so unendliche, schwere Opfer gebracht hatte. Daß sie so rasch ihr Ziel erreichen würde, woran sie bereits gezweifelt, hatte sie nicht gedacht. Sie trat zur Lampe und öffnete den Deckel ihres Schatzes; es war das Geheimbuch des verstorbenen

Kaufmanns Simoni. Ihr Sinnen war darauf gerichtet, das schwer Errungene zu bewahren, denn noch hatte sie in Robert einen gefährlichen Feind zu bekämpfen. In rathloser Angst irrte sie durch den Vorsaal auf den Corridor. Hier zeigte sich ihr die Oeffnung eines Kamines. Sie riß ihr Tuch vom Halse, wickelte das kostbare Buch hinein, und verbarg es in dem schwarzen Schlunde. Dann zog sie die Glocke, die zu Roberts Zimmer führte und eilte zu der Kranken zurück, die sie in einem bewußtlosen Zustande antraf. Noch war sie beschäftigt, die Ohnmächtige durch starke Essenzen in's Leben zurückzurufen, als Robert hastig eintrat. Sein erster Blick fiel auf den noch geöffneten Sekretär. Mit dem Mißtrauen, das er stets gehegt, durchsuchte er die Fächer desselben.

„Ihre Mutter, Robert!“ flüsterte die bestürzte Helene. „Schicken Sie zum Arzte — ehe es zu spät wird.“

„Nicht der Arzt, aber ich komme zu spät!“ rief der Kaufmann, die junge Frau mit durchbohrenden Blicken ansehend. „Helene, hier waltet ein Geheimniß ob — wer hat den Sekretär geöffnet?“ fragte er mit bebender Stimme. „Wer hat das Möbel erbrochen, in dem meine Mutter ihre Werthpapiere aufbewahrt?“ fügte er in der gräßlichsten Angst hinzu, die Eifersucht und Mißtrauen in ihm erregten.

Da erhob sich Helene in stolzer Würde.

„Ich,“ rief sie, „ich habe ihn mit dem Schlüssel geöffnet, den mir Ihre kranke Mutter gab! Sie wollte, daß ich ein gewisses Buch vernichtete.“

Robert bebte zusammen.

„Helene, Sie sind meine Verlobte, meine Gattin! Wo ist das Buch?“

„Zeihen Sie mich des Undanks, Herr Simoni; halten Sie mich für eine Abenteuerin, für eine Betrügerin — aber länger kann ich die Maske nicht tragen, unter der Sie mich bisher gesehen haben.“

„Was ist das? Was ist das?“ rief Robert. „Großer Gott, das ewige Mißtrauen, das sich in mir regte.“

„Es ist bestätigt, mein Herr!“

„Mutter,“ rief Robert von Zorn übermannt, „wir haben eine Spionin des blödsinnigen Franz bei uns aufgenommen!“

„Mein Herr,“ rief Helene würdevoll, „sagt Ihnen Ihr Mißtrauen nicht, wer ich bin? Wer ist einer solchen Aufopferung fähig, als ich sie bethätigt habe? Der Zufall führte mich, die Hülflose, in Ihr Haus, und bis zu jener verhängnißvollen Nacht, in der Franz verhaftet ward, wußte ich nicht, daß Sie in irgend einer Beziehung zu dem Unglücklichen stehen, ich wußte nur, daß ihn boshafte Menschen seines väterlichen Vermögens beraubt hatten. Ich verleugnete die Gefühle meines blutenden Herzens, ich bekämpfte den grausamen Schmerz über das Schicksal des Verhafteten, und empfing scheinbar Ihre Huldigungen. Herr Simoni, es wacht ein Gott über die Verbrecher, denn er machte mich zur Zeugin des Paktes, den Sie mit Ihrer Mutter geschlossen, er ließ mich erfahren, daß ich — o wunderbare Fügung des Schicksals! — daß ich der Preis war, um den Sie die Beweise Ihrer Sünde auslieferten, die Beweise, daß die Schwester den Bruder überlistet hat. Ich verband mich mit Ihnen zur Befreiung des armen Franz, ich verleugnete ihn vor Gericht, damit man ihn für wahnsinnig halten sollte; mein Herr, solche Opfer kann nur eine heiße treue Liebe bringen! Nicht eine Spionin des unglücklichen Franz haben Sie aufgenommen, sondern — seine Gattin!“

Robert ergriff krampfhaft die Lehne eines Sessels und stieß einen durchdringenden Schrei aus.

„Ich stellte List der List gegenüber," fuhr Helene fort. „Nicht des Besitzes wegen kämpfte ich mit Ihnen, denn ich liebe meinen Gatten auch als Bettler — aber sein Geist hat wirklich unter der Gewalt seines Geschickes gelitten, er hält mich für untreu und jammert über den Verlust seiner Gattin — nur mit den Beweisen dessen, was ich für ihn erstrebt, kann ich zu ihm zurückkehren, nur dann wage ich mich ihm wieder zu nahen, wenn ich ihm die Gründe meiner Handlungen, die Opfer meiner Gattenliebe darthun kann! Jetzt wissen Sie Alles, und die Gattin Franz Osbeck's verläßt Ihr Haus, um ihre heiligste Pflicht zu erfüllen!"

Helene wollte das Zimmer verlassen.

„Bleiben Sie!" rief der todtbleiche Robert, indem er die bebende Hand nach ihr ausstreckte.

„Meine Sendung ist erfüllt! Wollen Sie verhandeln, so wenden Sie sich an den Advokaten Ihres Vetters."

In diesem Augenblicke trat die erschreckte Kammerfrau ein. Helene, von einer tödtlichen Angst um ihren Schatz getrieben, stürzte aus dem Gemache. Auf dem Corridor holte sie das Geheimbuch aus dem Verstecke, verbarg es unter dem leichten Nachtmantel und eilte die Treppe hinab. Sie traf den Portier auf der Hausflur, der durch das Getümmel wach geworden war.

„Oeffnen Sie!" befahl die bebende junge Frau.

„Mein Gott, was ist geschehen?" fragte der Portier.

„Ich hole den Arzt, Madame Simoni ist gefährlich krank!"

„Die Nacht ist kühl, Fräulein — Sie sind leicht gekleidet!"

„Oeffnen Sie, um Gotteswillen!"

Helene stürzte auf die Straße hinaus. Die Uhr der Kathedrale verkündete die zweite Morgenstunde, als sich ihr die Thür des Advokaten öffnete. Bewußtlos sank die junge Frau in die Arme ihrer Freundin.

VIII.

Eine heitere Frühlingssonne schien auf die reizende Landschaft des Züricher Sees herab, als ein mit Postpferden bespannter Reisewagen auf der spiegelglatten Chaussee, die sich an dem Rande des ungeheuern Bassins hinzieht, rasch dahinrollte. Auf dem hohen Bocke neben dem lustig blasenden Postillon saß der Advokat Julius Petri. Dem Schwager stand ein dreifaches Trinkgeld in Aussicht, deshalb trieb er seine dampfenden Rosse zur Eile an. In kurzer Entfernung von der Stadt stand ein steinernes Muttergottesbild an der Straße.

„Hier ist das Zeichen!" rief der Advokat. „Den Weg rechts!"

Der Wagen fuhr nun eine sanfte Anhöhe hinan, und nach zehn Minuten hielt er vor einer mit jungem Laube bedeckten Hecke, die ein einfaches, liebliches Häuschen umschloß. Julius sprang vom Bocke und half zweien Damen aussteigen: Helenen und seiner Gattin. Arm in Arm traten sie zu einer Gitterthür, durch deren Stäbe sie einen reizenden Garten übersehen konnten. An dem Häuschen war ein alter Mann mit dem Aufbinden des Weinstocks beschäftigt, der sich wie eine schlanke Arabeske an der weißen Mauer emporwand.

„Georg!" rief Julius leise.

Der alte Gärtner wandte sich. Vor freudigem Erstaunen entsanken ihm Messer und Faden, die er in der Hand hielt. Dann eilte er durch den mit gelbem Sande bestreuten Weg und öffnete zitternd die Gitterthür.

„Wo ist Franz? Wie befindet sich mein Mann? Georg, haben Sie ihn gut gepflegt? Um Gottes willen, Georg, ein Wort — wo ist Franz?" rief Helene.

Der Greis küßte schluchzend die Hände der jungen Frau.

„Es ist gut, Alles gut, Madame Osbeck!" sagte er dann. „Der gute Herr Franz hat schon seit einem Monate wieder mit mir gesprochen, und er lies't alle Briefe, die ihm der Herr Advokat unter meiner Adresse gesandt hat. Jetzt sitzt er in seinem großen Lehnstuhle und hält Mittagsruhe — dann wollte ich mit ihm auf den Berg steigen, von wo er nach Deutschland hinübersehen kann. Ach, du lieber Gott, welch' ein frohes Erwachen wird das sein! Ich habe Sie erst in einigen Tagen erwartet."

„Und wie spricht er von seiner Frau?" fragte Julius.

„Seitdem er wieder mit mir spricht, trägt er auch ihre weiße Rose auf der Brust."

Laut schluchzend vor Freude sank Helene dem greisen Diener in die Arme.

„Er denkt noch an mich!" rief sie aus, „er glaubt an meine Treue und Liebe — nun trete ich ihm getrost unter die Augen! Mein Gott im Himmel, stärke mich zu diesem großen, wunderbaren Augenblicke!"

„Fassung Helene!" ermahnte Julius. „Ueberlassen Sie sich nur meiner Leitung."

Georg führte die Gäste, die leise folgten, in das kleine, freundliche Zimmer. Eine spanische Wand von blauen Tapeten umstand halb einen großen Lehnsessel, in welchem der schlummernde Franz saß. Sein bleiches Gesicht von einem wohlgeordneten Barte umgeben, trug das Gepräge eines tiefen, stillen Schmerzes. Der Schlummernde war völlig angekleidet, und auf der Brust, die eine schwarze Weste bedeckte, glänzte die weiße Rose. Helene konnte bei dem Anblicke der Blume, die so lange an ihrem Herzen geruht hatte, einer heftigen Bewegung nicht erwehren; sie verbarg ihr in Thränen gebadetes Gesicht an der Brust der Freundin.

Der greise Diener war dem Schlummernden näher getreten.

„Herr Franz!" flüsterte er, indem er leise seine Hand auf die Achsel desselben legte. „Es ist zwei Uhr!"

Franz schlug die Augen auf. Seine Blicke trafen Julius, der ihm gegenüberstand. Ungläubig starrte er den Freund an.

„Ich bin's!" sagte lächelnd der Advokat. „Franz, reiche mir getrost Deine Hand, ich bringe frohe Botschaft."

„Botschaft, nur Botschaft! flüsterte er. „Die Rose an meiner Brust verliert ihren Glanz — man sandte sie mir, damit ich sie mit meinen Thränen benässen soll. Mein Rechtsanwalt hat mir ein trauriges Leben gerettet!"

„Mehr noch, Franz! Was forderst Du — Reichthum, Freiheit —?"

Franz schüttelte schmerzlich sein Haupt.

„Nimm die Rose, gib sie ihr zurück — sie erinnert mich nur daran, daß es besser gewesen wäre, ich hätte mein Todesurtheil empfangen. Es lag eine schwarze Nacht auf meinem Geiste — der Schimmer dieser Rose lichtete sie auf kurze Zeit — sie trug sie als

Brautkranz in dem Haare — sie sollte das Symbol meiner Liebe sein — meine Gattin verleugnete mich!" fügte er dumpf hinzu.

Länger konnte sich Helene nicht halten; sie trat hervor und warf sich, einen durchdringenden Schrei ausstoßend, zu den Füßen des bestürzten Franz nieder.

„Helene! Helene!" rief er, zitternd die Arme nach ihr ausstreckend.

„Verzeihung, Franz, Verzeihung! Ich habe nicht einen Augenblick aufgehört, deine Frau zu sein, Dich zu lieben! Was ich that, hielt ich für meine Pflicht — o, so bestätigen Sie doch, mein Herr, daß ich die Ehre und das Vermögen meines Gatten rettete, daß ich nur Ihren Anordnungen folgte, obgleich mir das Herz dabei blutete. Franz, jetzt kann ich bei Dir bleiben — ich bringe Alles, Alles mit, was Dich glücklich macht! Glaube mir, ich habe nicht minder gelitten, als Du!"

„Franz," rief Julius, „ohne Deine Gattin wäre es mir unmöglich gewesen, Dich zu retten! Nicht mir, ihr verdankst Du Dein Leben, Deine Freiheit, und gern gestehe ich es ein, daß die Gattenliebe stärker war, als die Kunst und der Scharfsinn des Juristen! Madame Simoni ist todt und Robert hat auf die Hälfte seines Vermögens zu Deinen Gunsten verzichtet, weil er nicht anders konnte. Ist deine Liebe schwächer als die ihrige?"

„Helene, Helene!" rief Franz, indem er zu ihr auf die Knie niedersank und sie mit beiden Armen umklammerte. „Jetzt sehe ich klar in dem Chaos von Begebenheiten — verzeihe mir, mein Geist war zu schwach, um Alles zu fassen. Könnte ich Dir einen Vorwurf machen, so wäre es der, daß Du des Reichthums wegen mich und Dich einer so herben Prüfung unterworfen hast!"

Laut weinend lagen sich die beiden Gatten in den Armen. Heiße Küsse brannten auf den bebenden Lippen.

„Das hat Gott gefügt!" sagte der greise Georg, indem er die Hände faltete.

Eine Stunde später hatte der Advokat Rechnung abgelegt, und Franz, dessen letzte Zweifel gelöst waren, befand sich in dem Besitze seiner Gattin und eines großen Vermögens, das ihm erlaubte, ein freies, unabhängiges Leben zu führen. Der Mai fand die beiden glücklichen Paare in Interlaken, dem Eldorado der Engländer. In der kräftigen heitern Bergluft erstarkte die Gesundheit Franz Osbeck's, und erhielt er auch sein blühendes Aeußere nicht wieder, so stellte sich doch der Lebensmuth wieder ein und er genoß in vollen Zügen das Glück, das er in dem Besitze einer treuen, hingebenden Gattin fand. Helene trug keinen andern Schmuck mehr als die weiße Rose. Julius nannte sie den Orden, den sie durch Heldenmuth verdient hatte.

Im Herbste trennten sich die Freunde. Es war der erste schmerzliche Augenblick nach einem glücklich verlebten Sommer, als Julius mit seiner Gattin schied. Der Advokat ging nach der Residenz zurück, um seine Praxis zu üben, und Franz und Helene bezogen ein bequemes Haus, das sie am Marktplatze Zürichs gekauft hatten. Der dem Tode entgangene und für irrsinnig erklärte Franz Osbeck ward ein geachteter Bürger der freien Schweiz. Monatlich erhält der Advokat Petri Briefe, die bestätigen, daß sein Client sich eines ungetrübten Glückes erfreut. Zwei Jahre später theilte Julius seinem Freunde mit, daß Robert Simoni fallirt habe, und nach einem wüsten Leben mit dem Reste seines Vermögens nach Amerika entflohen sei.

Aus dem Skizzenbuche eines sächsischen Auswanderers.

I. Im Walde.

Fortsetzung.

Auf dem weichen, duftigen Lager, nach der heftigen Anstrengung, schlummerte ich bald ein. In der Nacht wurde ich indeß durch ein Gefühl unangenehmer Wärme bald geweckt. Kein Wunder, da ich mein Feuer auf dem Grasboden angemacht hatte, das aus hunderten von Schichten abgestorbener Pflanzen bestand, so fraß es unter und um sich, und als ich erwachte, war es mir bereits so nahe gekommen, daß ich in unruhigem Schlafe mich selbst hinein gerollt haben würde.

Ich sprang auf, räumte mein Lager mehrere Schritte weit hinweg an eine Stelle, nach welcher das Feuer sich nicht zu wenden schien und legte mich wieder nieder. Wie es aber zu gehen pflegt, wenn der Schlaf im Anfange plötzlich unterbrochen wird, die Fortsetzung ist dann meist unruhig und von Träumen gestört.

Auch ich träumte und träumte seltsam. Mir war es, als sei ich der Erde entrückt, und aus großer Tiefe unter mir dringe ein schauerliches Gemisch zahlloser Menschenstimmen zu mir herauf. Es klang wie ununterbrochene Klagelaute, leise murmelnd wie das ferne Rauschen des Meeres. Aber das Menschliche in den Tönen und das Klagende in denselben erkannte ich genau. Dazwischen vernahm ich Töne, die wie Hohn klangen, als sei ich von unsichtbaren Feinden umgeben, und ich empfand eine unbeschreibliche Angst, sie würden mich fassen und mich hinunterschleudern in die bodenlose Tiefe unter mir.

Das dauerte lange und ich mag wohl sehr schwer geathmet haben. Allmälig schien das Klagegeschrei unten lauter und vernehmlicher zu werden, als ob die jammernde Menge zu mir heraufsteige oder ich zu ihr hinunter sinke. Aus dem allgemeinen Gemurmel traten mitunter einzelne Stimmen hervor und näher und immer näher kamen sie mir. Endlich schienen die Stimmen wie ein wildes Heer an mir vorüber zu sausen; sie berührten mich fast; ich fühlte mich mitten unter ihnen; das Entsetzen schnürte mir die Kehle zu; ich wollte schreien, ich wollte fliehen; vergebens, denn ich brachte keinen Laut über meine Lippen, ich konnte kein Glied rühren.

Endlich erstickte ich fast vor Angst, ich nahm alle meine Kräfte zusammen und — sprang auf.

Es war die höchste Zeit. Der Rauch erstickte mich; das Feuer hatte weiter und weiter um sich gefressen; es hatte selbst mein Lager schon angegriffen; es knisterte, es zischte, es murmelte unter den dürren Blättern und Gräsern; es lief an den Büschen und Bäumen dahin. Was ich im Traume gehört hatte, waren die Stimmen der Flammen, die mir näher und näher gekommen und größer und gewaltiger geworden waren. Eine große Fichte brannte bereits oben am Gipfel und stand wie eine riesige Fackel in der finstern Nacht.

Es blieb mir nichts übrig, als einen Kampf mit dem Elemente zu beginnen. Wenn ich nicht kräftige Maßregeln ergriff, konnte der ungeheuerste Waldbrand entstehen, denn es war mehrere Wochen lang sehr dürr gewesen und dann war ich nebst dem verlassenen

Freunde und Allem verloren, was der Wald in seinem Schooße barg. Ich nahm mein Beil und hieb an der äußersten Grenze des Feuers die brennenden Zweige und Büsche nieder, warf sie in den großen Feuerheerd in der Mitte oder versuchte sie auszutreten. An der Flußseite half ich mir mit Wasser, das ich mittelst der Bratpfanne in die Glut spritzte.

Nach einer Arbeit von einer halben Stunde etwa glaubte ich gesiegt und das Feuer gebannt zu haben. Ich legte mich nochmals hin, aber ich schlummerte nur eine ganz kurze Zeit. Das Feuer erwachte von Neuem und ich mit ihm. Ich sprang wieder auf. Dichte Wolken am Himmel bargen Mond- und Sternenlicht und um den kleinen Feuerkreis vor mir lag die schwärzeste Nacht wie eine Mauer. Eine gewaltige Wurzelmasse, die vor Jahren irgend einen längst verfaulten Baumriesen genährt und getragen, hatte Feuer gefangen. Wie ein großer Feueraltar stand sie vor mir. Aber da hinter ihm — was ist das? Eine Gestalt! Ist es ein Indianer, der einen weißen Feind vor sich sieht und nur auf eine bequeme Gelegenheit wartet; ihn zu erschlagen und zu berauben? Eine einzige Kugel und Niemand wußte, wo ich geblieben. Sollte ich ruhig stehen bleiben als Zielpunkt für den rothen Mann? Nein! Rasch trat ich in das Dunkel des Waldes hinein und versuchte hinter den brennenden Wurzelstumpf zu schleichen, um mir den Gegner genauer anzusehen.

Ein grauer kahler Baumstamm war es, der mich geängstigt hatte.

Ich kehrte beruhigt an meine Lagerstätte zurück und da das Feuer nicht weiter um sich greifen zu können schien, wollte ich mich nochmals niederlegen. Aber es war fast Morgen und ich zu wach, als daß ich weiter hätte schlafen können, zumal mein Bett verbrannt war, und die Hände mir schmerzten von Brand- und Kratzwunden. So gab ich jeden weitern Versuch auf, kochte mir ein Frühstück, ganz gleich dem Abendessen und verzehrte es mit dem eigenthümlichen Appetite, den man fühlt, wenn man unruhig, kalt und in den Kleidern geschlafen hat.

Der Morgen dämmerte; Gras und Blätter wurden naß vom Thau; hier und da stiegen Morgennebelflocken auf; einzelne Vögel begannen sich zu regen und zu zwitschern; das Dunkel im Walde wurde schwächer und schwächer und an einzelnen hohen Baumwipfeln zeigte sich der rosige Schein der Morgenröthe.

Wie war es aber dem ermatteten Freunde ergangen, den ich verlassen? Was sollte ich thun?

Es war nutzlos den Weg zurück zu machen und den Wandergefährten aufzusuchen — also — weiter, weiter wandern!

Ich brach auf mit dem Muthe der Verzweiflung und bahnte mir mit unsäglichen Beschwerden einen Weg an dem Flusse hin. Es mochten etwa zwei Stunden vergangen sein, als ich plötzlich über dem Flusse drüben an einem Hügel einen Platz bemerkte, wo keine Bäume, aber viele Baumstümpfe standen und — da ein Stück Feld! Es mußte also ein Mensch, es mußten Menschen in der Nähe sein. Wie stärkte dieser Anblick meine Glieder! Der Fluß schien nicht sehr tief zu sein; mit raschem Entschluß trat ich also hinein und watete hindurch. Eilig schritt ich dem Felde, dem Hügel zu. An der andern Seite desselben stand ein Haus; weiter hin lichtete sich der Wald mehr und mehr; da spannte sich eine Brücke über einen Bach, der sich in den Fluß ergoß und dort, ja dort ragten noch mehrere Häuser zwischen den Bäumen hervor.

Ich stürzte in das erste Haus hinein, und mein Aussehen muß seltsam genug gewesen sein, denn die Leute erschracken offenbar. Sie waren aber freundlich und gutmüthig und

hörten die Bitte theilnehmend an, die ich ihnen vor Allem vortrug, die Bitte, meinen verlassenen Freund zu suchen, zu holen, am besten in einem Boote.

Der Farmer besaß ein Boot, und war sogleich bereit, Einen seiner Leute fortzuschicken. Aber würde dieser allein die nöthige Ausdauer gehabt haben? Ich selbst wollte mitfahren und ließ mich von dem Unternehmen nicht abbringen.

Wir setzten uns in das kleine Boot und fuhren den Fluß hinunter. Wir blickten dabei rechts und links in das Ufergebüsch; wir riefen sehr oft, aber weit waren wir in den Wald hinein gekommen und hatten keine Spur von einem Menschen gefunden, keine Antwort auf unser Rufen vernommen, als das schwache Echo des Waldes. Endlich raschelte es in dem Gebüsch am Ufer, eine Stimme antwortete und der Freund erschien. Aber kaum erkannte ich ihn. Von seinem Anzuge waren nur noch einzelne Fetzen übrig geblieben, die ihm um die Glieder hingen. Sein Gesicht war voll Blut und roth aufgeschwollen von zahllosen Insektenstichen und Bissen. Die Hände hatten kaum noch die Gestalt von menschlichen Händen. Er sank erschöpft in unser Boot und rührte sich da so wenig als er ein Wort sprach.

Erst später erzählte er wie es ihm ergangen.

Er hatte eine Zeit lang gesessen und dann gegen sein Versprechen sich vorgenommen, weiter zu gehen, mir nach. Dabei hatte er über einen kleinen Arm des Flusses zu springen versucht, war aber hineingefallen, hatte sich vom Kopfe bis zu den Füßen durchnäßt, seine wenigen Lebensmittel verdorben und die Schwefelhölzer verloren. So konnte er, als die Nacht anbrach, kein Feuer anmachen, und mußte sich hungrig in nassen Kleidern auf den kahlen Boden legen. Und wie sich gegen die Muskitos und die andern Feinde schützen? Er trug so viel Laub und dürre Zweige als möglich zusammen, kroch in diesen Haufen hinein, bedeckte sein Gesicht mit einem Tuche und hoffte so den Blutsaugern entgehen zu können. Aber sie fanden ihn und behandelten ihn, daß sein Gesicht bald aussah wie ein roth aufgehender Vollmond. Beim ersten Grauen des Morgens brach er auf und setzte die mühselige Wanderung fort bis wir ihn fanden.

Wir blieben zwei Tage bei dem Farmer, der uns so freundlich aufgenommen, hatten Gelegenheit da unsere Garderobe wieder etwas in Stand zu bringen, und setzten dann unverdrossen unsere Wanderung fort.

(Eine Spazierfahrt.) Der vor einigen Jahren verstorbene französische General Klary fuhr, als er noch Lieutenant war, einmal mit General Lasalle, in einem Kabriolette mit einem Pferde, das die Untugend hatte, gewöhnlich durchzugehen, und dem sich deßhalb Niemand mehr anvertrauen wollte. Die beiden Herren zündeten sich eine Cigarre an, und setzten sich in das Kabriolett. Das Pferd wurde bald unruhig: der sehr starke General Lasalle mußte seine ganze Kraft aufbieten, um es zu halten. Als es ihm zu anstrengend wurde, gab er seinem Begleiter einen Zügel zu halten, aber das Pferd lief nur immer toller. Da nahm der General die Zügel, knüpfte sie zusammen, warf sie so dem Pferde über den Rücken, schlug die Arme über einander, und rauchte ruhig seine Cigarre; dem Lieutenant war sie aus Angst ausgegangen. Das nicht mehr gehaltene Pferd jagte über Stock und Stein querfeld ein. „Wollen Sie Feuer, Klary?" fragte der General. In diesem Augenblick stürzten die beiden Offiziere mit Pferd und Wagen in einen Hohlweg; das Pferd war halbtodt, der Wagen zertrümmert, Klary fast betäubt; Lasalle aber kam sogleich wieder auf die Füße, und fragte ganz ruhig: Wollen Sie Feuer, Klary? Dieser zündete, um seine Angst nicht merken zu lassen, die Cigarre, die er krampfhaft zwischen den Zähnen gehalten hatte, wirklich an, und so gingen Beide mit einander zu Fuß nach Hause.

Druck und Verlag von J. F. Rietsch. Verantwortlicher Redakteur: J. F. Rietsch.

Nro. 33. **I. Jahrg.**

Die

Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt.)

Sonntag den 19. August 1855.

Das Duell von Groß-Winglebury.

Von Boz (Charles Dickens).

Die kleine Stadt Groß-Winglebury ist genau zwei und vierzig und drei Viertel Meilen von der Ecke des Hyde-Parks entfernt. Sie hat eine lange, unregelmäßige, stille Hauptstraße — ein Stadthaus mit einem gewaltigen Zifferblatte — einen Marktplatz — ein Gefängniß — einen öffentlichen Saal — eine Kirche — eine Brücke — eine Kapelle — ein Schauspielhaus — eine Leihbibliothek — ein Gasthaus — einen Brunnen — und ein Postamt. Die Sage berichtet von einem „Klein-Winglebury," etwa zwei Meilen vom Städtchen, und scheint auf geschichtlicher Wahrheit zu beruhen, da einst eine viereckige, aus beschmutztem Papier bestehende Masse, bei deren Anfertigung ohne Zweifel die Absicht obgewaltet, einen Brief zu Stande zu bringen, und die eine unlesbare Aufschrift hatte, in welcher jedoch eine lebhafte Einbildungskraft eine entfernte Aehnlichkeit mit dem Wörtchen „Klein" entdecken mochte, so lange am Postamtfenster zu schauen gewesen war, bis sie in Staub und Alterschwäche vergangen, ohne von Jemand in Anspruch genommen zu sein. Der Volksglaube ist geneigt, den Namen einer Art von abgelegenem Weiler am Ende einer sumpfigen Seitenstraße zu vindiciren, der von einem Rademacher, vier armen Häuslern und einem Schenkwirthe bewohnt wird; doch kann man sich um so weniger mit voller Sicherheit darauf verlassen, da die Bewohner des Weilers selbst in der Meinung übereinstimmen, daß er überhaupt nie einen Namen gehabt habe.

Das Wingleburywappen mitten in der Hauptstraße, dem kleinen Gebäude mit dem großen Zifferblatte grade gegenüber, ist der erste Gasthof des Städtchens, und zugleich Börse, Posthalterei und Acciseamt; Sitzungshaus der Comites der „Blauen" (Radikalen) bei jeder Wahl, und der Jury zur Assisenzeit, so wie auch das Hauptquartier des Gentlemen-Whistclubs der Blauen von Winglebury; und berührt ein Taschenspieler, Wachsfigurenkabinetbesitzer oder Konzertgeber Groß-Winglebury, so verkünden augenblicklich zahllose Anschläge in der ganzen Stadt, daß Herr So und So „im Vertraaen auf die allbekannte großmüthige Unterstützung, die die Einwohner Groß-Winglebury's jeder Zeit den Künsten

angedeihen lassen, mit großen Kosten die eleganten und geräumigen Versammlungssäle im Wingleburywappen gemiethet habe.“ Das Wingleburywappen ist in der That geräumig, und hat ein Labyrinth von Treppen und Gängen, ein Kaffee- und Gastzimmer und zahllose „Privatzimmer“, in welchen man so sicher vor Störungen sich selber leben kann, als es in einem Hause möglich ist, in welchem alle fünf Minuten irgend eine verstörte Kreatur die Thür des Fremden im Privatzimmer öffnet, und, ihren Irrthum gewahrend, wieder zurückprallt, um alle übrigen Thüren im Gange zu öffnen, bis sie das eigene Gemach findet.

So ist, und so war das Wingleburywappen vor einiger Zeit — gleichviel wann — ein paar Minuten vor der Ankunft der Londoner Postkutsche. Sie rasselte daher, hielt still, eine Dame stieg aus, forderte ein Privatzimmer, und wurde in Nummer 25 geführt.

„Thomas,“ rief die Frau vom Hause.

„Ma'am,“ rief Thomas und erschien auf der Stelle.

„Hier ist ein Brief vom Hausknecht aus dem Löwen für den Herrn in Nummer 19 abgegeben.“

„Ein Brief für Sie, Sir,“ sagte Thomas, und legte den Brief in Nummer 19 auf den Tisch.

„Für mich,“ sagte Nummer Neunzehn, und zog den Kopf zurück, denn sie hatte hinaus auf den Hof und dem Pferdewechseln der Postkutsche zugeschaut.

„Ja, Sir.“ — Kellner sprechen stets in abgebrochenen Sätzen; — „ja, Sir, — Hausknecht aus dem Löwen, Sir, — Missis sagt Nr. 19, Sir, — Alexander Trott, Esq., Sir? —“

„Mein Name ist allerdings Trott,“ erwiederte Nummer Neunzehn, den Brief erbrechend. „Sie können gehen, Kellner.“

Thomas zog den Fenstervorhang vor und wieder zurück — denn ein echter Kellner muß sich etwas zu schaffen machen, ehe er ein Zimmer verläßt — ordnete die Gläser auf dem Büffet, stäubte einen Tisch ab, der nicht staubig war, rieb sich die Hände, und ging sacht nach der Thür und verschwand.

Der Brief enthielt etwas, wenn nicht vollkommen Unerwartetes, doch höchst Unangenehmes. Mr. Alexander Trott legte ihn aus der Hand und nahm ihn wieder vom Tische, ging mehrmals auf und ab, und machte sogar den freilich verunglückenden Versuch, ein Liedchen zu pfeifen. Es wollte durchaus nicht gelingen. Er warf sich auf einen Stuhl und las mit lauter Stimme den Brief, wie folgt:

Groß-Winglebury, im Blauen Löwen
und Magenwärmer. Mittwoch Vormittag.

„Sir!

Augenblicklich, sobald mir Ihre Absichten bekannt wurden, verließ ich unser Comtoir, und folgte ihnen nach. Ich kenne den Zweck Ihrer Reise — Sie werden sie nie vollenden.

Ich habe hier gegenwärtig keinen Freund, auf dessen Verschwiegenheit ich mich verlassen kann. Dies soll jedoch kein Hinderniß meiner Rache sein. Emilie Brown soll weder den geldsüchtigen Zudringlichkeiten eines von ihr verachteten und in Jedermanns Augen verächtlichen Schurken ausgesetzt werden, noch denke ich die verdeckten Angriffe eines gemeinen Schirmfabrikanten feig zu dulden.

Sir — es führt von der Kirche hieselbst ein Fußpfad durch vier Wiesen zu einem abgelegenen, Stiffun's Acre, genannten Plätzchen. (Mr. Trott überlief es heiß und kalt.) Ich

werde dort morgen früh, zwanzig Minuten vor 6 Uhr, Ihrem Erscheinen entgegensehen, und sollten Sie mich vergeblich warten lassen, mir das Vergnügen machen, mit einer Hetzpeitsche Sie aufzusuchen. Horace Hunter.

P. S. Auf der Hauptstraße wohnt ein Büchsenschäfter, und nach Dunkelwerden wird kein Schießpulver mehr verkauft — Sie verstehen.

P. P. S. Sie werden wohl thun, vor unsrer Zusammenkunft nicht zu frühstücken, da Sie sich dadurch nur unnöthige Kosten verursachen möchten.«

»Ein verzweifelt blutgierig-kaltblütiger Schurke! Ich wußte wohl, daß es so kommen würde,« rief der bestürzte Trott aus. »Ich hab's dem Vater immer gesagt, sobald er mich auf diese Expedition ausschickte, würde mich der Hunter wie der ewige Jude verfolgen. 'S ist schon an sich schlimm genug, auf Befehl der Alten und ohne des Mädchen's Einwilligung zu heirathen, — was wird aber Emilie von mir denken, wenn ich, noch athemlos vom Laufen vor diesem höllischen Salamander, ankomme! Was soll — was kann ich thun? Gehe ich nach der City zurück, so bin ich für immer beschimpft, entehrt — verliere das Mädchen — und was noch schlimmer ist, obenein das Geld. Selbst wenn ich mit der Postkutsche nach Brow'ns eilte, würde mir Hunter mit Extrapost nachjagen — und gehe ich nach dem Plätzchen, dem Stiffun's Acre (es überlief ihn abermals schaudernd), so werde ich unfehlbar todtgeschossen. Ich habe ihn in der Pall-Mall-Schießbahn den gemalten Mann unter sechs Malen fünf Mal in's zweite Westen-Knopfloch treffen sehen, und als er ihn dort fehlte, schoß er ihn durch den Kopf. Was soll ich thun?!« rief Alexander Trott bei dieser tröstlichen Erinnerung wiederholt aus.

Er saß lange, den Kopf auf die Hände gestützt, nachsinnend da. Am liebsten wäre er augenblicklich nach London zurückgekehrt — gedachte aber des Zorns der Väter, und des Versprechens, das der alte Brown dem alten Trott gegeben, mit seiner Tochter deren Schätze dem jungen Trott zu überliefern. Dann aber wieder Hunter's Brief aus dem Blauen Löwen — es war zum Verzweifeln! Er faßte endlich seinen Entschluß, und schickte den Hausknecht nach dem Blauen Löwen und Magenwärmer mit einem gentlemänisch abgefaßten Billet, laut welchem ihn nach Mr. Horace Hunter's Blut dürstete, und worin ausdrücklich gesagt war, er würde sich am andern Morgen unfehlbar das Vergnügen machen, Mr. Hunter das Lebenslicht auszublasen. Er schrieb darauf ein zweites Billet, klingelte und bat, man möge den zweiten Hausknecht heraufschicken.

Der zweite Hausknecht erschien.

»Sie sind aus London?« fragte Mr. Trott.

»Fuhr sonst een Cab,« war die lakonische Antwort.

»Warum fahren Sie's nicht noch jetzt?« fragte Mr. Trott weiter.

»Weil ich die Pferde übertrieb und een altes Weib überfuhr,« erwiederte der Hausknecht mit Präcision.

»Wissen Sie des Mayor's Wohnung?« fragte Mr. Trott.

»Nun freilich,« entgegnete der Hausknecht bedeutsam, als wenn er gute Gründe hätte, sich ihrer zu erinnern.

»Sollten Sie es wohl machen können, ein Billet dorthin zu befördern?«

»Warum nicht?«

»Das Billet,« fuhr Trott fort, das paralytisch gefaltete in der einen und fünf Schillinge in der andern Hand haltend, »das Billet ist aber anonym!«

„Was ist's?“

„Anonym — er darf nicht wissen, von wem es kömmt.“

„Ah, verstehe schon,“ erwiederte der Hausknecht mit einem pfiffigen Augenzwinken, und ohne die mindeste Abneigung gegen den Auftrag an den Tag zu legen; „verstehe schon — heen lustiger Streich, he? — Aber hunser Mayor is heen Rechtsgelehrter und at versichert. Aben Sie een Groll gegen ihm, so thun Sie besser, ihm sein Aus nicht hanzuzünden — will verdammt sin, wenn's ihm nicht eben der größte Gefallen wär', denn Sie ihm thun könnten.“

Wäre Mr. Trott nicht in einer so verzweifelten Lage gewesen, so würde er den ehrlichen Hausknecht entweder die Treppe hinunter geworfen, oder geklingelt und dem Wirth gerathen haben, ihn aus dem Dienste zu entlassen. Er that jedoch weder das Eine, noch das Andre, verdoppelte den gezeigten Lohn, und sagte dem Hausknecht, es handle sich lediglich um einen Friedensbruch. Der Hausknecht ging, mit dem feierlichen Versprechen, reinen Mund zu halten, und Mr. Alexander Trott setzte sich mit größerer Fassung, als er seit Empfang des Schreibens Mr. Horace Hunter's empfunden, zu seinem Frühstück.

Die mit der Londoner Postkutsche angekommene Dame war kaum in Nummer 25 eingetreten und hatte kaum ihren Reisemantel abgelegt, als sie sich auch schon niedersetzte, um ein Billet an Joseph Overton, Esquire, Anwalt und Mayor von Groß-Wingleburry, abzufassen, und ihn darin zu ersuchen, sich augenblicklich in einer höchst wichtigen Angelegenheit zu ihr zu verfügen. Mr. Overton war höchst erstaunt, als er das Billet empfing, zögerte jedoch keinen Augenblick, der Aufforderung zu genügen, und wurde nach zehn Minuten in Nr. 25 hineingeführt.

Die reichgekleidete, etwa vierzig Jahre alte Dame erhob sich vom Sopha, der Mayor blieb wie eingewurzelt zwei Schritte von der Thür stehen, und Beide sahen einander mit großen Augen an.

„Miß Julia Manners!“ rief der Mayor endlich aus. „Sie setzen mich wahrlich in das lebhafteste Erstaunen.“

„Das ist nicht recht von Ihnen, Overton,“ erwiederte Miß Julia, „denn ich kenne Sie lange genug, um mich über nichts, was Sie thun, zu wundern; Sie sollten daher dieselbe Höflichkeit erweisen.“

„Aber durchzugehen — im eigentlichen Sinne durchzugehen — mit einem jungen Manne?“ entgegnete der Mayor.

„Sie werden doch nicht wollen, daß ich mit einem alten durchgehen soll?“ war Miß Manners gelassene Erwiederung.

Und dann von mir zu verlangen — gerade von mir — einem Manne meines Alters — dem Mayor der Stadt — so etwas zu befördern!“ rief Joseph Overton verdrießlich aus, warf sich in einen Lehnstuhl, und nahm Miß Julia's Billet aus der Tasche, um sich nochmals zu versichern, daß er wirklich recht gelesen und verstanden.

„Overton,“ sagte die Dame mit Ungeduld, „ich bedarf Ihres Beistandes, und Sie müssen ihn mir gewähren. Bei Lebzeiten des guten alten Mr. Cornberry, der — der —“

„Der Sie ehelichen wollte, und es nicht that, weil er starb, und ihnen sein Vermögen ohne die lästige Zugabe seiner Person hinterließ,“ fiel der Mayor sarkastisch ein.

„Overton,“ fuhr Miß Julia leicht erröthend fort, „bei Lebzeiten des guten alten Cornberry lastete auf seinem Vermögen die schwere Abgabe Ihrer Verwaltung, und es ist nur

zu verwundern, daß es nicht statt seines Besitzers an der Auszehrung starb. Damals halfen Sie sich — helfen Sie jetzt mir."

Mr. Joseph Overton war Weltmann und Anwalt; gewisse dunkle Erinnerungen an einige tausend, irrthümlich in seine Tasche gewanderte Pfund tauchten in ihm auf, er hustete, lächelte, schwieg ein paar Augenblicke, und fragte endlich:

"Was begehren Sie denn von mir?"

"Das will ich Ihnen mit zwei Worten sagen," erwiederte Miß Julia. "Der liebe Lord Peter —"

"Nicht wahr, der junge Mann" — fiel der Mayor ein.

"Der junge Edelmann," unterbrach ihn die Dame mit großem Nachdruck. "Lord Peter fürchtete sich entsetzlich vor dem Unwillen seiner Familie, und wir haben es daher für räthlich erachtet, uns heimlich zu vermählen. Er hat, um Verdacht zu vermeiden, die Stadt unter dem Vorwande verlassen, einen Freund, den hochachtbaren Augustus Flair zu besuchen, dessen Landsitz etwa dreißig Meilen von hier entfernt ist, und blos seinen getreuen Kammerdiener mitgenommen. Ich bin gemäß unsrer Verabredung allein mit der Londoner Postkutsche nach Winglebury gegangen, und er wird heute Nachmittag gleichfalls eintreffen."

"Vortrefflich," bemerkte Joseph Overton; "und er braucht ja dann nur Postpferde zu nehmen, und Sie gehen mit ihm nach Gretna Green, ohne daß es des Beistandes dritter Personen bedarf."

"Mit nichten," erwiederte Miß Julia. "Wir haben allen Grund, zu glauben, — da der liebe Lord Peter bei seinen Angehörigen nicht für gar gescheidt und gewitzt gilt, und da sie seine Zuneigung zu mir ausgespürt haben — daß sie uns augenblicklich in dieser Richtung verfolgen werden, sobald seine Abwesenheit zu ihrer Kunde gelangt; und um die Verfolgung zu vereiteln, ist es mein Wunsch, daß es hier im Hause heißt, Lord Peter wäre ein wenig hirnverwirrt, obgleich vollkommen harmlos, und ich erwartete ihn ohne sein Wissen, um ihn in einer Postchaise nach einer Irrenanstalt — nach Berwick — zu führen. Wenn ich mich nicht viel sehen lasse, werde ich für seine Mutter passiren können."

Der Mayor dachte, die Dame könnte sich ohne Gefährde auch wohl recht viel sehen lassen, da sie noch ein Mal so alt als ihr Zukünftiger war. Er schwieg jedoch, und sie fuhr fort:

"Dies Alles ist mit dem lieben Lord Peter verabredet, und ich fordere nichts weiter von Ihnen, als daß Sie die Täuschung dadurch noch vollkommener machen, daß Sie ihr die Sanktion Ihres Einflusses hier im Hause geben, und den Wirths- und Dienstleuten den Zweck meines Hierseins eröffnen. Da es mit der Fabel nicht übereinstimmen würde, wenn ich mit dem Lord eher zusammenträfe, als bis er in der Postchaise sitzt, so wünsche ich ferner, daß Sie sich zu ihm verfügen und ihm sagen, daß Alles gut stehe."

"Ist er schon hier?" fragte Overton.

"Ich weiß es nicht," antwortete die Dame.

"Wie soll ich es denn aber erfahren? Er wird natürlich einen fremden Namen angeben."

"Ich habe ihn gebeten, Ihnen durch ein Billet seine Ankunft sogleich zu melden, Ihnen die Nummer seines Zimmers anzuzeigen, und der Sicherheit wegen anonym und in geheimnißvollen Ausdrücken zu schreiben." (Schluß folgt.)

Aus dem Skizzenbuche eines sächsischen Auswanderers.

II. Ein Naturbild.

> Nicht die große seltne Noth der Welt, die Fluthen, die Erdbeben, die Eure Städte verschlingen, rühren mich; mir untergräbt das Herz die verzehrende Kraft, die in dem All der Natur verborgen liegt, die nichts gebildet hat, das nicht seinen Nachbar, nicht sich selbst zerstörte.
> Goethe.

Jedes lebendige Wesen verfolgt andere und wird von andern verfolgt, denn in der Natur herrscht ununterbrochen Kampf, Krieg und Blutvergießen und das Recht des Stärkern ist das alleinige Gesetz, die einzige Richtschnur aller Erschaffenen, die nicht Mensch heißen. Auf jedem kleinen Spaziergange in Europa schon findet der aufmerksame Beobachter diese Wahrheit bestätigt, greller und auffallender aber tritt sie ihm in Ländern entgegen, wo das Naturleben in üppigerer Fülle, in mächtigerer Kraft und frei von menschlicher Censur und Polizei sich regt.

Wir befanden uns im Süden der Vereinigten Staaten und hatten uns vor zwei großen Bäumen gelagert, die von Schlinggewächsen wie von Guirlanden dicht umschlungen und verbunden waren. Die Blätter verschwanden unter einer Fülle von Blüthen, die sich wie ein bunter Teppich darüber breiteten und meist aus einer großen scharlachrothen Bignoniaglocken bestanden.

„Sieh' da, zwei fliegende Edelsteine!“ rief mein Freund. „Colibris! Da kriecht einer wie eine Biene in einen Blüthenkelch hinein. Ob ich ihn zu schießen versuche?“

„Das kleinste Schrot würde ihn in Stücke zerreißen; man schießt Colibris bisweilen, wie ich hörte, mit Mohnkörnchen, aber laß sie leben; siehe lieber zu, Du hast ja so gute Augen, ob Du das Nest findest.“

Ehe der Freund dies Suchen begann, kam summend eine kleine Hummel herbei, die sich auf dieselbe Blume setzte, in welcher der Colibri naschte. Sofort schoß dieser auch heraus, griff zornig die Hummel an, und es entstand in der Luft ein Miniaturkampf zwischen den kleinen Wesen; die Hummel flog indeß bald davon.

Das Colibrinestchen wurde bald glücklich gefunden, eine oben offene Kugel von feinen Moosfädchen in der Gabel eines Astes. Wir betrachteten es aufmerksam und hatten uns kaum entfernt, als der eine Colibri in das Nest flog, während der andere unter den rothen Blüthen eifrig nach kleinen Fliegen mit blauen Flügeln schnappte.

Da bewegte sich etwas über dem Nestchen; wir sahen uns um und bemerkten bald, daß ein häßliches Thier unter den Blättern heranschlich. Wir verhielten uns still. Das Thier war etwa so groß als die kleinen Colibris; der Körper bestand aus zwei in der Mitte verbundenen Theilen, war über und über mit starren rothbraunen Haaren bedeckt und hatte zehn lange ebenfalls behaarte Beine mit Hacken. Es war die große Vogelspinne, die den Colibri beobachtete, welcher um die Blüthen summte. Sobald er in einem Kelche verschwand, lief sie schnell näher; kam er heraus, so versteckte sie sich unter einem Blatt. Jetzt schwebte der Colibri über eine Blüthe ganz nahe bei der Spinne, und sofort sprang diese hinzu und faßte ihn. Er flatterte noch, er suchte fortzufliegen, aber die häßliche Spinne, die ihn fest

umklammert hielt, war ihm zu schwer, und bald sanken beide nieder. Der Vogel war todt, und die Spinne schickte sich an, die Beute in ihr Versteck zu schleppen, um sie ungestört zu verzehren.

Während dies geschah, wurden unsere Blicke durch etwas Glänzendes angezogen, das sich an der rauhen bräunlichen Rinde des Lianenstammes hinbewegte. Es war ein eidechsenartiges Thier und so schön als eine Eidechse es sein kann, aber die häßliche, fast menschliche Form dieser Geschöpfe, ihre blitzenden Augen und ihr raubsüchtiges, tückisches Wesen machen sie mehr zum Gegenstande des Widerwillens als der Bewunderung, abgesehen davon, daß einige giftig sind.

Der ganze obere Theil der Eidechse, die wir jetzt vor uns sahen, war smaragdartig goldig grün, der untere grünlich weiß, der gleichsam aufgeschwollene oder aufgeblasene Kopf glänzte im schönsten Scharlachroth, während die kleinen Augen wie Diamanten auf Goldgrund funkelten und am Halse ein Lappen hing, wie bei dem Hahne. Die Glieder waren grün wie der Rumpf, und die Zehen an den Beinen hatten die Eigenthümlichkeit, daß sie gleichsam in kleinen Kugeln endigten. Es war ein Anoly oder eine Mopseidechse, häufig auch Chamäleon genannt, etwa sechs Zoll lang.

Sobald die Eidechse die Spinne bemerkte, drückte sie sich platt an den Stamm. Ihre Farbe veränderte sich: die Kehle wurde weißlich, dann blaßgrau, und an die Stelle des glänzenden Grüns trat ein rostfarbenes Braun, so daß das Thier von dem Stamme nicht leicht unterschieden werden konnte. Es schien die Spinne angreifen zu wollen und so geschah es. Sobald die Spinne mit der schimmernden Beute ganz nahe gekommen, war die Eidechse mit einem Sprunge bei ihr, packte sie mit den gewaltigen Kinnladen und Eidechse, Spinne und Vogel fielen hinunter an den Boden. Die Spinne ließ dabei den Vogel los, und nun begann zwischen ihr und dem Chamäleon auf dem Rasen ein Kampf, der einige Minuten dauerte. Die Spinne wehrte sich tapfer, war aber dem Gegner nicht gewachsen, der ihr bald die langen Beine abbiß, so daß der sackartige Rumpf hülflos dalag. Da packte das Chamäleon die Beute am Kopf, drückte ihm die spitzen Zähne hinein und machte sie todt. Merkwürdig war uns, daß in dem Augenblicke, als die Eidechse sich auf ihre Beute stürzte, ihre Farben, Roth und Grün, im schönsten Glanze plötzlich wieder erschienen.

Aber auch sie sollte die Beute nicht in Ruhe verzehren können. Oben an dem Baume, an welchem das Chamäleon emporlief, befand sich ein Loch, in dem wohl einmal ein Vogel sein Nest gehabt hatte, und aus welchem eben jetzt eine Scorpion-Eidechse mit rothem Kopfe und braunen Schultern hervorlugte. Wer in den amerikanischen Wäldern gereiset ist, wird solche Geschöpfe häufig genug gesehen haben, denn die Scorpion-Eidechse mit ihrem rothen Kopfe, olivenbraunem Rumpfe und höchst widerwärtigem Aussehen zeigt sich dem Wanderer oft. Die, welche jetzt oben auf dem Baume lauerte, wackelte mit der spitzen Schnauze hin und her, und die schwarzen funkelnden Augen hatten einen tückischen Ausdruck. Das Chamäleon, das über die dürren Blätter hinkroch, hatte offenbar ihre Aufmerksamkeit erregt.

Blitzschnell fuhr jetzt die Scorpion-Eidechse aus dem Loche heraus, legte sich an den Stamm des Baumes, den Kopf nach unten, wartete so noch eine kurze Zeit und lief dann äußerst geschwind hinunter. Dort sprang sie sofort auf das Chamäleon, das in Folge dieses wüthigen Angriffs die Spinne losließ und fliehen zu wollen schien. Aber das Chamäleon ist muthig, und da sein Gegner nicht viel größer war als es selbst, so setzte es sich zur Wehr. Seine Kehle schwoll auf und wurde noch glänzender roth. Mit weit aufge-

rissenem Rachen stürzten beide auf einander zu und wälzten sich auf der Erde, die Schwänze emporgestreckt. Mehrmals ließen sie aber los und begannen den Kampf von Neuem, ohne daß Einer der Gegner das Uebergewicht zu gewinnen schien.

Der schwächste Theil der grünen Eidechse ist der Schwanz, den der leichteste Ruthenschlag von dem Rumpfe trennt. Das schien die Scorpion-Eidechse recht gut zu wissen, denn sie versuchte mehrmals die Gegnerin von hinten zu packen. Das Chamäleon seinerseits mochte dies fürchten, denn es manövrirte lange so, daß es der Gegnerin stets mit dem Kopfe gegenüber blieb.

Die kleinen Thiere kämpften wüthend wie große Krokodile mehrere Minuten, bis endlich das Chamäleon den Muth zu verlieren schien, wobei seine grüne Farbe immer matter wurde. In diesem Augenblicke unternahm die Scorpion-Eidechse noch einen heftigen Angriff, warf das Chamäleon dabei auf den Rücken, faßte es rasch am Schwanze und biß denselben glatt vom Rumpfe ab. Der arme Ohneschwanz entfloh und versteckte sich unter daliegenden Baumstämmen.

Das war sein Glück, und auch die Scorpion-Eidechse hätte sicherlich klüger gethan, wenn sie in ihrem Verstecke geblieben wäre. Wir bemerkten bald ein Rascheln unter den Blättern und etwas Rothes, das etwa einen Fuß lang von einem Aste herabhing. Es war so dick wie ein gewöhnlicher Rohrstock, aber an den glänzenden Schuppen und der zierlich gebogenen Gestalt erkannten wir leicht eine Schlange.

Sie hing nicht unbeweglich da, sondern glitt langsam herunter, so daß wir jeden Augenblick einen neuen Theil ihres Körpers sahen, der oben eine blutrothe, unten am Bauche eine lichtere Farbe hatte.

Es war die rothe Schlange der Felsenberge, von welcher die amerikanischen Jäger viel zu erzählen wissen.

In diesem Augenblicke bemerkte auch die Eidechse den langen rothen Körper der Schlange, die über ihr hing, und da sie dieselbe als schrecklichen Feind kennen mochte, entfloh sie und suchte sich im Grase zu verstecken, statt sich nach einem Baume zu wenden, auf dem sie durch ihre Schnellfüßigkeit sich wohl hätte retten können. Die Schlange kam unterdeß ganz herunter und kroch am Boden hin mit hoch gehobenem Kopfe und aufgerissenem Rachen. Im nächsten Augenblicke erreichte sie die Eidechse und tödtete sie auf der Stelle.

Wir waren ihr nachgeschlichen und hatten uns hinter einen Busch versteckt, um sie beobachten zu können. Sie lag jetzt da und schickte sich an, ihre Beute zu verschlingen. Die Schlangen kauen bekanntlich nicht was sie verzehren, denn ihre Zähne sind nur geeignet, festzuhalten und das Festgehaltene zu tödten. Die rothe Schlange ist nicht giftig, hat aber eine Doppelreihe sehr spitziger Zähne, bewegt sich außerordentlich rasch und besitzt eine ziemliche Kraft, das Thier, um das sie sich geschlungen, in ihren Ringen zusammen, wohl gar todt zu drücken. Die, welche wir vor uns hatten, riß den Rachen so weit als möglich auf, packte den Kopf der Scorpion-Eidechse und schlang dieselbe allmälig ein, was häßlich genug anzusehen war. (Schluß folgt.)

Auf dem Schilde des Wirthshauses in einem kleinen sächsischen Städtchen liest man: „Hier kann man nach Allem fragen, was in Leipzig zu haben ist.“

„Ich werde glücklich sterben,“ sagte ein Mann auf dem Sterbebette zu seiner Frau, die pflichtmäßig weinte, „wenn Du mir versprechen willst, nicht den Gegenstand meiner fortwährenden Eifersucht, deinen Vetter zu beirathen.“ „Darüber sei ganz ruhig, lieber Mann,“ schluchzte die Frau, „ich habe mich mit seinem Bruder versprochen!“

Druck und Verlag von J. F. Rietsch. Verantwortlicher Redakteur: J. F. Rietsch.

Nro. 34. **I. Jahrg.**

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt)

Sonntag den 26. August 1855.

Das Duell von Groß-Winglebury.

Von Boz (Charles Dickens).

(Fortsetzung.)

„O Himmel!“ rief der Mayor aus, sprang auf und durchsuchte seine Taschen. „Das ist denn doch das wunderbarste Zusammentreffen — er ist wahrhaftig schon angekommen — ich habe sein mysteriöses Billet gerade vor dem Ihrigen erhalten, wußte indeß nicht, was ich daraus machen sollte — doch hier ist es — ist dies seiner Herrlichkeit Hand?“ fragte Overton, und hielt der Dame Alexander Trott's Billet vor die Augen.

„O der liebe, pünktliche Mensch!“ rief Miß Julia aus. „Ja, es ist seine Hand. Ich habe sie freilich erst ein oder zwei Mal gesehen, weiß aber, daß er sehr schlecht und weitläufig schreibt. Sie wissen, Overton, diese lieben ausgelassenen jungen adeligen Herren —“

„Ja, ja,“ fiel der Mayor ein. „Pferde und Hunde, Spiel und Wein, Jockeys, Operntänzerinnen und Cigarren — die Reitbahn, die Garderobe, das Bordell und die Taverne, und zuletzt der gesetzgebende Senat. Doch hören Sie, was er schreibt: — ‚Sir, ein junger Gentleman in Nr. 19. im Wingleburywappen gedenkt morgen zu einer sehr frühen Stunde eine unbesonnene Handlung zu begehen.‘ (Sehr gut; er will sagen: sich zu verheirathen.) ‚Ist Ihnen am Frieden der Stadt, an der Erhaltung eines — und vielleicht noch eines Menschenlebens gelegen‘ — Was zum Kuckuck will er damit sagen?“

„Daß er so begierig nach der Trauung verlangt, daß er sterben müßte, wenn sie aufgeschoben würde, und daß ich vielleicht gleichfalls stürbe,“ erwiederte die Dame mit großem Behagen.

„Ah so — möchte freilich so viel nicht zu sagen haben. Doch hören Sie weiter: — ‚Menschenlebens gelegen, so werden Sie seine Entfernung noch in der nächstfolgenden Nacht veranlassen. Fürchten Sie nicht, diese Verantwortlichkeit auf sich zu nehmen, denn morgen wird die unumgängliche Nothwendigkeit der Maßregel nur zu klar hervortreten. Vergessen Sie nicht: Nr. 19. Der Name ist Trott. Zögern Sie nicht — denn es hängt Leben

und Tod von Ihrer raschen Entschlossenheit ab.' — Eine sehr leidenschaftliche Sprache. — Soll ich zu ihm gehen?"

"Ja, ja doch," erwiederte Miß Julia; "und schärfen Sie ihm ein, daß er seine Rolle gut spielt, daß er sich mit Vorsicht benimmt."

"Wie Sie befehlen," sagte der Mayor.

"Treffen Sie alle Arrangements.

"Zu Befehl."

"Und sagen Sie ihm, es würde meiner Meinung nach am besten sein, die Postchaise auf Ein Uhr zu bestellen."

„Vortrefflich," sagte der Mayor, empfahl sich, und rief — verdrießlich über die abgeschmackte Lage, in welche das Geschick und eine alte Bekanntschaft ihn versetzt — einen Kellner, um sich dem Herrn in Nr. 19. anmelden zu lassen.

Der Kellner richtete den Auftrag aus.

Mr. Trott setzte das Glas aus der Hand, das er eben zum Munde emporhob, als ihm ein "Herr, der ihn zu sprechen wünsche," gemeldet wurde; er stand hastig auf und begab sich in die Nähe des Fensters, als ob er sich auf den Fall, daß der schreckliche Horace Hunter in leibhaftiger Gestalt hereinträte, einen Rückzug sichern wollte. Als er jedoch Joseph Overton erblickte, verschwand seine Bangigkeit. Er nöthigte höflich den Fremden, Platz zu nehmen, der Kellner ging hinaus, Overton legte seinen breiträndigen Hut ab, und hub in sehr leisem und vorsichtigem Tone an:

"Mylord —"

"Wie — Mylord?" rief Mr. Alexander Trott mit sehr lauter Stimme und einem somnambulistischen Starrblicke aus.

"Pst — pst," sagte der vorsichtigte Rechtsmann, — "sehe schon — ganz in der Ordnung — keine Titel hier — ich bin Overton, Sir."

"Overton!"

"Ja; der Mayor des Orts — Sie schickten mir ein anonymes Billet."

"Ich, Sir?" rief Trott mit schlecht erkünstelter Verwundetung aus; denn so feig er auch war, hätte er doch gar gern seine Briefstellerschaft verläugnen mögen. "Ich, Sir?"

"Nun freilich, Sie, Sir — ist's denn nicht so?" entgegnete Overton, verdrießlich über ein, wie es ihm däuchte, zu weit getriebenes Mißtrauen. "Dieses Billet rührt entweder von Ihnen her oder nicht. Rührt es von Ihnen her, so können wir die Sache sogleich mit voller Sicherheit besprechen — im anderen Falle habe ich natürlich nichts mehr zu sagen."

"O ich bitte, bleiben Sie doch noch," sagte Trott; "ja, es ist von mir geschrieben. Was blieb mir übrig, Sir? Ich habe hier keinen Freund."

"Sie hätten allerdings nichts Besseres thun können," entgegnete der Mayor ermuthigend. "Lassen Sie mich Ihnen sagen, Sie werden in der kommenden Nacht mit Postpferden abreisen müssen, und je schneller die Postillons fahren, desto besser ist's. Sie sind hier nicht sicher vor Verfolgung."

"Hilf Himmel! ist es möglich, daß es in einem Lande wie England so zugeht?" rief Trott in entsetzlicher Angst aus. "Welch ein unversöhnlicher Verfolgungsgeist!" und er wischte die von seiner Stirn triefende concentrirte Feigheitsessenz ab, und stierte Overton schaudernd in das Gesicht.

„Es ist allerdings arg genug," sagte der Mayor lächelnd, „daß ein Paar Leutchen in einem freien Lande nicht heirathen können, wen sie wollen, ohne Verbrechern gleich gesetzt zu werden. Doch Sie wissen, im vorliegenden Falle ist die Dame willig, und das ist und bleibt denn doch die Hauptsache."

„Die Dame willig!" wiederholte Trott mechanisch. „Woher wissen Sie denn, daß die Dame willig ist?"

„Ach, Possen," sagte der Mayor, und klopfte Mr. Trott mit seinem breiträndigen Hute vertraulich auf den Arm; „ich kenne sie sehr genau seit langer Zeit, und sollte Jemand auch nur den entferntesten Zweifel hegen, so versichre ich Sie, ich hege keinen, und Sie brauchen's auch nicht."

„Hm, hm — so, so!" rief Trott in Nachsinnen verloren aus. „'S ist äußerst wunderbar — rein unerklärlich."

„Ich bitte, Lord Peter," sagte der Mayor aufstehend.

„O — ah, ich vergaß. Nun gut, Mr. Trott also — vortrefflich — ha, ha, ha! — Sir, die Postchaise wird um halb ein Uhr bereit stehen."

„Und was soll denn weiter aus mir werden? fragte Trott sehr ängstlich. „Sollte es des Scheins wegen nicht erforderlich sein, daß ich einigem Zwange unterworfen würde?"

„Ah! ein sehr guter Gedanke — in der That, ein capitaler Einfall," erwiederte Overton. „Ich werde sogleich Jemand heraufschicken. Es würde auch gar nicht übel sein — ja — sträuben Sie sich ein wenig, wenn wir Sie in die Postchaise bringen, als wenn Sie durchaus nicht fort wollten."

„Sie haben vollkommen Recht," sagte Trott.

„Mylord," sagte Overton leise, „ich wünsche Eur' Herrlichkeit bis auf Wiedersehen einen guten Abend."

„Herr — Herrlichkeit!" rief Trott abermals aus, trat ein paar Schritte zurück, und maß in unaussprechlichem Erstaunen den Mayor von Kopf bis zu Füßen.

„Ha, ha, ha! Ich sehe, Mylord — die Rolle des Verrückten einüben, wie? — in der That, sehr gut — trefflicher Starrblick — capital, Mylord, capital — guten Abend, Mr. — Trott ha, ha, ha!"

„Der Mayor ist ohne alle Frage betrunken," sagte Trott bei sich selbst, und warf sich sinnend auf einen Stuhl.

„Ein gescheidterer Bursche, dieser junge Edelmann, als ich mir gedacht hätte — macht's ganz verflucht gut," dachte Overton, als er nach dem Schenkstübchen hinunterging, um seine weiteren Anordnungen zu treffen. Es war bald geschehen. Seine Geschichte fand unbedingten Glauben, und ein einäugiger Hausknecht erhielt sogleich den Auftrag, sich in Nr. 19. zu begeben, und bis halb ein Uhr als Wächter des vermeinten Tollhäuslers zu agiren. Der etwas originelle Hausknecht bewaffnete sich mit einem Spazierstöckchen von gigantischen Dimensionen, begab sich mit seinem gewöhnlichen Gleichmuthe nach Mr. Trott's Zimmer, ging ohne Umstände hinein, setzte sich ruhig auf einen Stuhl dicht an der Thür, und begann zum Zeitvertreib anscheinend sehr vergnügt ein Liedchen zu pfeifen.

„Was wollt Ihr hier, Ihr Hallunke?" rief ihm Mr. Alexander Trott mit gut erkünstelter Entrüstung zu.

Der Hausknecht drehete sich mitleidig lächelnd nach ihm herum, schlug mit dem Kopfe den Takt, und pfiff im Adagio-Tempo.

„Seid Ihr auf Mr. Overton's Befehl hier?“ fragte Trott, ein wenig verwundert über des Menschen Benehmen.

„Bekümmern's sich um sich selber, Schatz, und sagen's Niemand nichts,“ antwortete der Hausknecht, und fing wieder zu pfeifen an.

„Hört,“ rief Trott, der das Possenspiel durchzuspielen wünschte, als wenn er begierig wäre, sich zu duelliren, wenn man ihn nur nicht daran hindern wollte; „ich protestire gegen meine Gefangenhaltung an diesem Orte; ich läugne die Absicht, mich mit Jemand duelliren zu wollen, und nur weil es nutzlos ist, gegen die Ueberzahl anzukämpfen, werde ich mich ruhig verhalten.“

„Steht Ihn'n auch wohl zu rathen,“ bemerkte der sanftmüthige Hausknecht, seinen Prügel bedeutsam emporhebend.

„Ich protestire jedoch immerfort,“ fügte Alexander Trott mit Entrüstung im Gesicht und großer Zufriedenheit im Herzen hinzu; „protestire immerfort.“

„Ganz nach dero Belieben,“ erwiederte der Hausknecht. „Sein Sie vergnügt, bin ich schon längst vergnügt — nur sprechen's nicht zu viel — 's wird sonst nur noch schlimmer mit Ihn'n.“

„Noch schlimmer mit mir!“ rief Trott in unverstelltem Erstaunen aus; „der Kerl ist betrunken!“

„Halten's sich ja still, Schatz,“ bemerkte der Hausknecht, und gab dabei eine bedenklich drohende Stockpantomine zum Besten.

„Oder verrückt!“ fuhr Trott, ein wenig unruhig werdend, fort. „Schert Euch hinaus, Mensch, und sagt unten, sie möchten einen Andern heraufschicken.“

„Thut's halt nicht,“ sagte der Hausknecht.

„Schert Euch sogleich hinaus!“ schrie Trott, und läutete mit Vehemenz, über einen andern Gegenstand erschreckend.

„Bleib's von der Glock' weg, Sie elender Tollhäusler!“ rief der Hausknecht, schleuderte den unglücklichen Trott auf seinen Stuhl zurück und schüttelte den Prügel vor seinem Gesicht. „Haltens' sich ja ruhig, Sie Jammersubject, und machen's, daß nicht alle Welt erfährt, daß ein Verrückter im Hause ist.“

„Beim Himmel, beim Himmel, er ist wirklich verrückt!“ rief der geängstete Trott aus, mit dem entsetzlichsten Schauder nach des rothköpfigen Hausknechts einem Auge hinstarrend.

„Gott verdamm' mich,“ sagte der Hausknecht, „er ist meiner Seel' nicht schlecht verrückt. Hören's mich an, Sie unglückliche Creatur. Ah, dahin wollen's?“ und er versetzte Mr. Trott einen leichten Schlag auf den Kopf, als der Arme augenblicklich in der Absicht aufstand, sein Läuten zu wiederholen; „also, dahin wollen's schon wieder? Sein aber ertappt — nichts da, nichts da!“

„Schont meines Lebens!“ rief Trott, die Hände flehend emporhebend, aus.

„An Ihr Leben will ich nicht dran,“ antwortete der Hausknecht verächtlich, „obschon ich glaube, daß es 'ne Wohlthat wäre, wenn's Ihn'n Einer abnähme.“

„Nein, nein — ich — ich möcht's gern behalten,“ fiel der unglückliche Tott rasch ein.

„Sehr wohl,“ sagte der Hausknecht, „das ist Geschmackssache — und Jedermann nach seinem Wohlgefallen, wie der Mann sagte, da er sich vergiftete. Aber Alles, was ich drum dennoch zu sagen habe, ist dies: Sie sitzen auf dem Stuhle da, und ich sitze hier

gegen Ihn'n über — halten's sich ruhig und rühren sich nicht, so thu' ich Ihn'n nichts — rühren's aber bis halb Eins Hand oder Fuß, so werd' ich die Mienen Ihres G'sichts so gänzlich umwandeln, daß Sie's nächste Mal, wenn Sie in Spiegel sehn, sich selber fragen werden, ob Sie verreist sein und wann Sie wohl wiederkommen werden. Also setzen's sich.«

»Ja, ja,« sagte der unglückliche Trott, setzte sich, und der Hausknecht, den Prügel in Bereitschaft für etwa vorkommende Fälle haltend, nahm gegen ihm über Platz.

Zögernd und langweilig vergingen die folgenden Stunden; es hatte eben zehn geschlagen, und erst um halb ein Uhr war Erlösung zu hoffen. Während einer halben Stunde versüßte einiges Geräusch im Hause und einiges Leben auf der Straße Mr. Trott's Lage noch einigermaßen, die aber nach zehn Uhr fast unerträglich wurde. Der Hausknecht stand dann und wann auf, um das Licht zu schneuzen, setzte sich jedoch darauf sogleich wieder dem Gebannten gegenüber, wie vorher; und da er sich erinnerte, gehört zu haben, daß im menschlichen Blicke eine unwiderstehliche Macht, Wahnsinnige zu bemeistern, liege, so heftete er sein einziges Auge fortwährend fest auf seinen Pflegebefohlenen. Der Unglückliche starrte ihn seinerseits gleichfalls an, bis es ihm vor den Augen schwamm und sein Wächter ihn eine Nebelgestalt dünkte. Er schlief endlich ein, und wurde durch ein Rasseln auf der Straße und den Ruf: »Postchaise für Nr. 25!« wieder aufgeweckt. Es wurde lebendig im Hause, er hört mehrere Menschen die Treppe heraufpoltern, die Thür that sich auf, und Mr. Joseph Overton, gefolgt von vier handfesten Aufwärtern und Mrs. Williamson, der Wirthin vom Wingleburywappen, trat ein.

»Mr. Overton!« rief Alexander Trott, in höchster Aufregung ihm entgegeneilend, aus. »Sehen Sie den Menschen da, Sir; bedenken Sie die Lage, in welcher ich mich seit drei Stunden befand — der Mensch, den Sie zu meiner Bewachung schickten, ist ein Wahnwitziger — ein wüthender, mörderischer, rasender Tollhäusler.«

»Bravo!« flüsterte Overton ihm zu.

»Ah, der arme junge Mensch!« sagte die mitleidige Wirthin. »Die Verrückten halten immer Andere für verrückt.«

»Armer junger Mensch!« rief Alexander Trott. »Was zum Teufel wollen Sie damit sagen? Sind Sie die Wirthin dieses Gasthauses?«

»Allerdings,« erwiederte Mrs. Williamson; »doch halten Sie sich ruhig — bedenken Sie Ihre Gesundheit, mein lieber junger Herr.«

»Ruhig! Nun, bei allen Teufeln der Hölle,« tobte Trotte, »ich habe mich leider lange genug ruhig halten müssen, und wäre vor drei Stunden von dem einäugigen Ungeheuer da fast in die ewige Ruhe spedirt worden. Wie können Sie es verantworten. Ma'am, einen Verrückten im Hause zu haben, der Ihre Gäste in Schrecken setzt und in Lebensgefahr bringt!

»Ich werde nie wieder einen aufnehmen,« sagte Mrs. Williamsohn, den Mayor vorwurfsvoll anblickend.

»Capital — capital,« flüsterte Overten abermals, während er Trott in einen wärmenden Reisemantel half.

»Capital, Sir!« schrie Trott; »schauderhaft war's — es überläuft mich heiß und kalt bei der Erinnerung. Ich würde mich lieber in drei Stunden vier Mal duelliren, wenn ich die ersten drei Zweikämpfe überlebte, als noch ein Mal so lange einem Wahnsinnigen gegenübersitzen.«

(Schluß folgt.)

Aus dem Skizzenbuche eines sächsischen Auswanderers.

II. Ein Naturbild.

(Schluß.)

Andere Augen außer den unserigen beobachteten sie auch, denn ihr blutrother glänzender Körper, der da im Grase lag, hatte den scharfen Blick eines Feindes angezogen. Ziemlich hoch über uns schwebte ein großer Vogel in weiten Kreisen. Die schneeweiße Farbe seines Kopfes und seiner Brust, die spitzauslaufenden Flügel und der lange Gabelschwanz verriethen so fort den großen Gabelweih.

Er zog schwebend, ohne die Flügel zu bewegen, seine Schraubenkreise kleiner und kleiner niederwärts, offenbar nach der Schlange zu. Jetzt fiel der Schatten seiner mächtigen Flügel auf den Rasen gerade vor diese. Sie sah empor und erblickte ihren schrecklichen Gegner mit Grauen, denn sie schien am ganzen Leibe zu zittern, ihre Farbe wurde blässer und sie barg den Kopf im Grase, als wollte sie sich verstecken. Aber es war zu spät; der Weih senkte sich herab, er schwebte einen Augenblick dicht über ihr und als er sich darauf wieder erhob, sahen wir die Schlange in seinen Karallen sich winden.

Einige Flügelschläge hoben den Vogel über die höchsten Bäume empor; aber je höher er stieg, um so rascher und unregelmäßiger wurde die Bewegung seiner Flügel. Es hinderte ihn offenbar etwas im Fluge. Die Schlange hing nicht mehr; sie hatte sich um den Leib ihres Gegners gewunden und wir sahen ihre glänzend rothen Ringe wie rothe Bänder sich um und durch sein weißes Gefieder ziehen.

Mit einem Male blieb der eine Flügel bewegungslos und obgleich der andere sich um so rascher und kräftiger anstrengte, stürzte der Vogel doch bald mit der Schlange, die ihn umringelt hatte, schwer an den Boden nieder. Indeß schien der Fall weder den Vogel, noch die Schlange bedeutend verletzt zu haben, denn kaum hatten sie die Erde berührt, so begann ein Kampf auf Leben und Tod. Der Vogel bot Alles auf, sich von den ihn umschnürenden und zusammendrückenden Ringen der Schlange zu befreien, während diese ihn um so fester zu halten suchte. Sie mochte wohl wissen, daß sie nur dadurch zu siegen vermöchte, denn wenn sie losließ und zu entschlüpfen versuchte, packte sie der Weih sicherlich zum zweiten Male und diesmal entscheidend mit gewaltigen Krallen.

Der Kampf schien lange dauern zu müssen, denn obwohl die beiden Gegner sich im Grase wälzten und der Vogel mit dem noch freien Flügel mächtig um sich schlug, änderte sich doch viele Minuten lang in dem Zustande nichts.

Der Vogel konnte nicht fort, die Schlange wagte nicht zu fliehen; wie sollte der Kampf enden, wenn nicht ein Dritter sich einmischte?

Wir wollten eben einschreiten, als uns ein neues Manöver der Kämpfenden zurückhielt: der Vogel hackte wüthend mit dem Schnabel nach dem Kopfe der Schlange und diese versuchte ihn zu beißen, weshalb sie von Zeit zu Zeit den Rachen aufriß und dabei die Doppelreihen der spitzen Zähne sehen ließ. In einem solchen Augenblicke hackte der Vogel die Schlange in den Rachen, der sich sofort schloß und den Schnabel des Feindes festhielt, dem die spitzen Zähne aber nichts anzuhaben vermochten.

Der Vogel mochte erkennen, daß er jetzt offenbar im Vortheil sei, obgleich sein Schnabel im Schlangenrachen sich befand, denn er zog mit aller Kraft seines Halses den Kopf der Schlange niederwärts, um ihn in die Nähe seiner Krallen zu bringen. — Das gelang ihm auch und er packte mit den Fängen den Hals der Schlange fest wie mit einem Schraubstock.

Das machte dem Kampf ein Ende. Die Ringe der Schlange lösten sich; der Körper zuckte noch einige Zeit im Todeskampfe, dann lag er kraft- und regungslos im Grase.

Der Sieger zog nun leicht seinen Schnabel aus dem Rachen der Schlange, hob den Kopf empor, breitete die Flügel aus, flog mit Triumphgeschrei davon und trug die Schlange mit sich hinweg, die wie ein rothes Band herabhing.

Seinem Geschrei antwortete alsbald ein anderer, fast wie ein Echo, aber er war weit kräftiger und rauher; er konnte nur aus der Kehle eines weißköpfigen Adlers kommen. Wir sahen empor und hoch über uns am dunkelblauen Himmel segelte in der That einer jener mächtigen Vögel gerade auf den Weih zu, wahrscheinlich um ihm die Beute abzujagen, die dieser mit so vieler Mühe sich errungen.

Der Weih hatte den Schrei wohl vernommen und er verstand auch die Bedeutung, denn mit seiner ganzen Flügelkraft hob er sich höher und höher, jedenfalls um zu fliehen.

In einer weiten Spirallinie flog er tiefer und tiefer in das Blau des Himmels hinein; der Adler folgte ihm, ebenfalls in Kreisen, aber in weiteren, als wolle er den Weih umkreisen. — Höher und immer höher ging der Flug; sie schienen sich einander zu nähern, die Kreise schienen enger zu werden, aber das sah wohl nur so aus, weil sie sich mehr und mehr von uns entfernten. — Der Weih war endlich für uns nur noch ein kleiner dunkeler und unbeweglicher Punkt, und dann verschwand er ganz. Der Adler seinerseits verkleinerte sich auch zu einem Pünktchen in der Höhe und verschwand endlich, doch nicht sogleich ganz, denn sein weißer Schwanz schimmerte noch immer bisweilen wie ein weißes Wölkchen oder wie eine Schneeflocke in dem Blau des Himmels. Dann wurde auch dieses weißschimmernde Pünktchen undeutlicher und zuletzt war gar nichts mehr zu erkennen.

Wir gaben die weitere Beobachtung auf, da — was war das? Isch — sch sch! Ein Zischen wie eine aufsteigenden Rakete. Es fiel etwas Schweres dort auf den Baum, — wahrhaftig der Weih und — todt. Und — U—sch — sch! Der Adler! Mit der Schlange in den Krallen! Aus der Höhe, in der ihn kein menschliches Auge mehr zu erkennen vermochte, schoß er herunter wie ein von mächtiger Sehne abgeschnellter Pfeil. Erst in Thurmhöhe etwa breitete er die riesigen Flügel und den Fächer seines Schwanzes aus. Mit langsamen Flügelschlägen schwebte er majestätisch daher und endlich ließ er sich auf den Gipfel einer abgestorbenen Magnola nieder.

Ich konnte nicht an mich halten, griff nach meiner Büchse, trat in das Gebüsch, schlich so nahe als möglich an den dürren Baum, legte an und zielte wohl. Der Schuß knallte und der Adler, der die Schlange in der Fängen hielt, stürzte, zum Tode verwundet, flatternd herab.

Unlängst saß ein Belgier in einer Restauration von Amsterdam. Mehrere junge holländische Flaneurs machten sich an ihn; aber der Belgier ließ sich nicht mit ihnen ein. Dieß verdroß die jungen Herren und einer präsentirt dem Belgier einen Kalbskopf mit den Worten: „Ist ein belgischer Kalbskopf gefällig?" „Warum nicht" erwiederte der Belgier, ohne eine Miene zu verziehen, verzehrte mit vielem Appetit das Gehirn und gab den Kopf mit den Worten zurück: „Ist Ihnen ein holländischer Kalbskopf gefällig?"

(Avancement.) „Ich bin in eine höhere Klasse gekommen," erzählte voll Freude ein Schulbube, der seine Eltern eben nicht zu einer solchen Hoffnung berechtigte. „Wie ist denn das gekommen?" fragte daher der Vater etwas verwundert. — „Unsere Klasse wird ausgeweißt," erfolgte die Erklärung, „und da hat man nns eine Treppe höher gebracht."

(Neueste Erfindungen.) Ein Mechanikus in Nordamerka hat nun eine Tanzmaschine erfunden, wodurch die Damen alle Herren Tänzer entbehren können. Diese Tanzmaschinen sind äußerst nobel gekleidet, bewegen sich äußerst graziös und sprechen so viel süße Sachen und Ballkomplimente, daß sie hierin den Damen nichts mehr zu wünschen übrig lassen. Die Tänzerinnen sind ganz entzückt über diese Tanzmaschinen, und die Herren haben jetzt gar nichts mehr zu thun, als höchstens zu lorgnettiren, oder in die Rauchzimmer zu gehen und Bier zu trinken.

En Elbing empfiehlt der Chirurgus Maunze stärkende Fußbäder für Wanderer. Er hat nemlich die Erfindung gemacht, daß, wenn man in ein solches Bad eine Schale schwarzen Kaffe gießt, dies die Füße viel mehr stärke als Sahlwasser und Eisentinktur, besonders sollen Füße von Betrunkenen augenblicklich zu wanken aufhören.

Man hat berechnet, daß in England jährlich für 44 Mill. Pfund Sterl. Branntwein getrunken wird; eine Menge, die, wenn sie zusammen gehäuft werden könnt,e einen 20 deutsche Meilen langen, 30 Fuß tiefen und 5 Fuß breiten Kanal füllen würde.

Ein Berliner sagte zu einem andern, der ein altes krankes Weib hatte: „Bruder, dein Weib dauert mir!" „Du juter Gott!" war die Antwort, „mir dauert sie schon jewaltig lange."

Ein Kellner hatte das Unglück, beim Serviren einen Gast zu stoßen. „Ochse!" fuhr ihn dieser zornig an. „Entschuldigen Sie gütigst, es kann ja leicht geschehen, daß einer den andern stößt," versetzte gelassen der Kellner

---

Nach der „Allg. Ztg." würden 40,000 Mädchen in Australien Männer finden. Wenn aber 40,000 Europäerinnen nach dem im stillen Ozean liegenden Australien überschifften, müßte die Benennung stiller Ozean sogleich aufhören.

(Eine gute Sitte.) In den kleinen Orten am Züricher See erhalten sie uralte Sitte. Dort würde es einer Frau Schande machen, wenn der Mann ihr während der Ehe ein neues Kleid anschaffen müßte. Sie bekömmt zur Ausstattung so viele Kleider, daß sie Zeitlebens genug daran hat und würde sie hundert Jahre alt.

Liebe und Ehe sind zwei Himmelsleitern, auf der Leiter der Liebe geht man auf der einen Seite in den Himmel hinauf, und auf der andern Seite steigt man auf der Leiter der Ehe wieder herunter.

(Frage und Antwort.) Woher kommt der Ausdruck nach Noten trinken? — Saphier meint: von den Musikanten, diese trinken nach Noten, denn sie verschlucken immer „eine halbe."

Wenn es wahr ist, daß der Rauch stets dem Feuer vorhergeht, so steht eine allgemeine Feuersbrunst zu befürchten, denn die ganze Welt — raucht jetzt.

(Zerstreut.) Einem berühmten deutschen Gelehrten sagt man nach, er sei einst seinem eigenen Kindermädchen mit seinen Kindern begegnet und habe es gefragt: „Wem gehören denn die hübschen Kinder?"

Druck und Verlag von J. F. Rietsch. Verantwortlicher Redakteur: J. F. Rietsch.

Nro. 35. **I. Jahrg.**

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt.)

Sonntag den 2. September 1855.

Das Duell von Groß-Winglebury.

Von Boz (Charles Dickens).

(Schluß.)

»Fahren Sie so fort beim Hintergehen,« flüsterte Overton; »Ihre Rechnung ist bezahlt und Ihr Mantelsack in der Chaise. — Aufwärter, der Herr ist bereit,« fügte er laut hinzu.

Die Aufwärter umringten Trott augenblicklich; der Eine bemächtigte sich seines rechten, ein Anderer faßte ihn beim linken Arme, der Dritte ging mit einem Lichte voran, und der Vierte folgte nach; der Hausknecht und Mrs. Williamson bildeten die Nachhut, und so wurde Alexander Trott die Treppe hinuntergeschleppt, und drückte dabei mit donnernder Stimme wechselsweise seine verstellte Abneigung, abzureisen, und seine unverstellte Entrüstung darüber aus, daß man ihn mit einem Wahnwitzigen eingeschlossen habe.

Overton war vorangegangen und wartete am Schlage, und obenein hatte sich ein beträchtlicher Haufen, bestehend aus Kellnern, Stallknechten, Mägden u. s. f., versammelt, um »den verrückten Herrn« abreisen zu sehen. Alexander Trott stand mit dem einen Fuße im Wagen, als in denselben ein schwacher Lichtschein hineinfiel, der ihn eine dicht eingehüllte menschliche Gestalt erblicken ließ.

»Wer ist das?« fragte er Overton flüsternd.

»Pst, pst! Sie werden bald genug sehen. Aber machen Sie Lärmen — Sie werden Verdacht erregen, wenn Sie so viel mit mir flüstern.«

»Ich will nicht fort in dieser Chaise,« schrie Trott, den die Furcht überkam, in eine neue Gefahr zu gerathen. »Ich werde am Ende noch ermordet, werde—«

»Bravo, bravo,« flüsterte Overton. »Ich werde Sie jetzt hineinstoßen.«

»Ich will aber nicht fort. Hülfe, Hülfe!« schrie Trott, »man entführt mich gegen meinen Willen. 'S ist ein Complott, mich zu ermorden.«

»Ach, der arme junge Mensch!« sagte Mrs. Williamson abermals.

Der Mayor hatte mit Hülfe der Aufwärter Trott in den Wagen geschoben, schlug die Thür zu und rief:

„Jetzt fort, so schnell Ihr könnt, und haltet nicht an, mag kommen was will, bis Ihr auf der nächsten Station anlangt — fort!“

„Die Pferde sind bezahlt, Tom,“ rief Mrs. Williamson, und fort ging es wie im Sturme mit der Chaise, Mr. Alexander Trott und Miß Julia Manners.

Während der ersten zwei oder drei Meilen verhielten sich die Dame und der Herr, in die Wagenecke gedrückt, vollkommen still. Endlich begann Miß Julia Manners Mr. Alexander Trott näher und näher zu rücken, der sich in demselben Maße tiefer in seine Ecke hineinschmiegte, und sich vergeblich abmühete, mit seinen Blicken die Finsterniß zu durchdringen und das wüthige Gesicht des vermeinten Horace Hunter zu erkennen.

„Wir können jetzt reden,“ hub die Dame an, das Stillschweigen zuerst brechend; „die Postillons können uns weder sehen noch hören.“

„Das ist Hunter's Stimme nicht,“ dachte der erstaunte Alexander.

„Liebster Lord Peter!“ fuhr Miß Julia im einschmeichelndsten Tone fort, und legte dabei ihren Arm auf Trott's Schulter; „liebster Lord Peter! Nicht ein Wort?“

„Wahrhaftig, es ist ein Frauenzimmer!“ rief Trott leise und in höchster Verwunderung aus.

„Ah — wessen Stimme ist denn das?“ sagte Julia. „'S ist nicht Lord Peter's Stimme.“

„Nein — es ist die meinige,“ entgegnete Mr. Trott.

„Die Ihrige!“ rief Miß Julia Manners aus. „Ein fremder Mann! Barmherziger Himmel — wie kamen Sie in den Wagen?

„Wer Sie auch sein mögen, Ma'am, Sie hätten es doch wohl wissen können, daß ich wider meinen Willen hereingekommen bin,“ antwortete Alexander; „denn ich machte Lärmen genug, als man mich hereinschob.“

„Kommen Sie von Lord Peter?“ fragte Miß Manners.

„Hol' ihn der Geier!“ versetzte Trott verdrießlich; „ich kenne keinen Lord Peter — habe nie von einem Lord Peter gehört bis heute Abend, wo ich dermaßen lordpetert wurde, daß ich endlich selbst glaubte, ich wäre verrückt oder träumte —“

„Wohin gehen wir denn? fragte die Dame im Tragödienton.

„Wie kann ich es wissen?“ entgegnete Trott mit verbissenem Ingrimm.

„Haltet! haltet!“ rief die Dame aus dem vordersten Kutschfenster hinaus.

„Lassen Sie doch, meine theure Ma'am,“ sagte Trott, schloß das Fenster wieder mit seiner Linken, und drückte sanft Miß Julia's Hand mit der Rechten. „Es ist irgend ein Mißverständniß im Spiele. Erlauben Sie, daß ich Ihnen über meinen Theil daran Aufklärung gebe — wir müssen bis zur nächsten Station mit einander fahren — Sie können mitten in der Nacht auf der Heerstraße nicht aussteigen und allein bleiben.“

Die Dame willigte ein, und bald war das Mißverständniß von beiden Seiten aufgeklärt. Mr. Trott war ein junger Mann, hatte den vielversprechendsten Knebelbart, einen untadelhaften Schneider und ein einnehmendes Wesen — es gebrach ihm nur Muth, und was will das sagen bei jährlichen drei tausend Pfunden? Diese und noch mehr besaß die Dame; sie bedurfte eines jungen Ehemannes, und Mr. Trott konnte die verlorene Ehre nur durch eine reiche Frau wieder gewinnen. Sie kamen daher zu dem Schlusse, daß es

schade sein würde, all' diese Mühen und Ausgaben für nichts und wieder nichts zu haben, und daß sie am besten thäten, da sie doch einmal schon so weit gefahren wären, nach Gretna Green zu gehen und sich ehelich verbinden zu lassen. Und sie thaten es. Unmittelbar nach ihnen zeichnete der Schmidt Emilie Brown und Horace Hunter in sein Trauungsregister ein. Hunter führte seine Gattin heim, und erbat und erhielt Verzeihung; und Trott führte gleichfalls seine Gattin heim, und erbat und erhielt Verzeihung. Lord Peter, der sich bei Champagnertrinken und einer Kirchthurmjagd aufgehalten hatte, ging von Winglebury wieder zu seinem hochachtbaren Freunde Augustus Flair zurück, trank noch mehr Champagner, machte noch einen Kirchthurmritt, wurde vom Pferde geworfen und brach den Hals. Horace Hunter rühmte sich nicht wenig damit, Alexander Trott's Feigheit zu seinem Glücke ausgebeutet zu haben; die ganze Geschichte wurde bald genug ruchbar, und wenn Du, lieber Leser, einige Tage im Wingleburywappen verweilst, so wird man Dir den Bericht vom großen Wingleburyer Duell auftischen, gerade wie ich es Dir erzählt habe.

Zehn Geschichten aus Meister Hämmerlings Leben und Denkwürdigkeiten.

(Memoiren eines Scharfrichters aus den Zeiten des Mittelalters.)

Herausgegeben von Wilhelm v. Chézy.

1.

Bertholds Kindheit.

Die Glocken rufen zum Hause des Herrn, und da ich eben mein sonntägliches Gewand anlegte, gemahnte es mich, als müsse ich dem Rufe folgen, wie ich einst in schöneren Tagen gethan, zwar wider Gesetz und Herkommen, aber dennoch mir zur tröstlichen Erinnerung, weil es meine frohesten Stunden waren, in welchen ich, ein Mitglied der christlichen Gemeinschaft, wie unser Herr und Heiland sie eingesetzt, inmitten der festlich gekleideten Menge niederkniete; und wenn dies Beginnen Frevel war, wie sie sagen, so möge der gute Gott mir vergeben, daß ich keine Reue dafür finde, und daß Ergebung und Entsagen nicht meine freie Wahl sind.

Durch mein von Reben umranktes Fenster blick' ich sehnsüchtig hinaus über die stillen Felder und Wiesen nach der Stadt mit ihrem schlanken Kirchthurm, von welchem die Glocken herniedertönen, und obschon ich nicht bereuen mag, daß auch ich einst ein Gleicher unter Gleichen schien, so zerr' ich doch nicht gewaltsam an der Kette, die mich hält und drückt, sondern schleppe sie ruhig Schritt für Schritt weiter, thue, was meines Amtes, mit demüthigem Eifer, und komme nur dann aus meiner traulichen Zelle unter die Leute, wenn mein Beruf es heischt. Da drängt sich denn das Volk, mich zu sehen, wie ich in meinem stattlichen Scharlachmantel, gefolgt von meinen Knechten, hervortrete, und auf der hohen Obrigkeit Befehl dasjenige vollführe, wovon wohl jeglicher auch ohne des Sprichwortes Mahnung gern seinen Fürwitz läßt, so es nicht seines Amtes ist.

Doch so treu und fleißig ich immer auch erfüllte, was mir oblag, so hab' ich dennoch bis zum heutigen Tage eine wichtige Pflicht versäumt, obwohl ich der Muße im Uebermaß

gehabt hätte, sie zu vollführen: die Fortsetzung nämlich dieses Buches, in welches mein Urgroßvater, als der Erste unsers Hauses, welcher die Kunst des Schreibens erlernt, die Ereignisse seines Lebens und seiner Amtsführung, so wie das, was ihm von seiner Vorfahren Thun und Treiben durch Ueberlieferung kund geworden, eingezeichnet, und worinnen ihm seine Nachkommen, Mann für Mann treulich gefolgt; nur ich allein zögerte und zauderte, und konnte mich nicht entschließen, die Feder zu ergreifen, obschon mir manchmal schwer auf's Herz fiel, was der Vater selig mir oft gesagt, da ich noch ein Knabe war: daß die Fortführung des Malefiz-Buches eine wichtige Obliegenheit des Amtes, die Erzählung der eigenen Erlebnisse aber eine Verpflichtung gegen die Nachkommen sei, weil wir in unserer Art und Weise von so gutem Herkommen sind, als der beste Edelmann im heiligen römischen Reiche deutscher Nation, und unser Stammvater, wie schon in vielen Büchern klärlich erwiesen zu lesen ,schon von Kaiser Heinrich dem Finkler eingesetzt ward, seit welcher Zeit wir Haus, Hof, Güter und Gefälle mit allen Freiheiten und Vorrechten unmittelbar vom Reiche selbst erblich zu Lehen tragen, und meinen Herrn vom Rathe nur insofern unterthan sind, als wir ihnen mit Schwert, Beil, Diele, Rad, Strang und Winde, mit Leitern, Schrauben, Zangen, Pech und Schwefel, mit Ruthen und Staupbesen hold und gewärtig sein müssen, theils in eigener Person, theils durch unsere Helfer und Helfershelfer, wie unsere offenen Vorrechtsbriefe ausführlich es besagen. Auch haben wir Brief und Siegel, daß wir, obschon ausgeschlossen von Zünften und Innungen, nicht ehrlos sind, wie diejenigen unserer Knechte, welche gefallenes Vieh abdecken und sonsten verächtliches Werk schaffen; wir stehen mit Leben, Leib und Gut in des Reiches Frieden, und wer uns böslich mit schmählicher Rede angreift wird nach des Kaisers Recht gebüßt, als hätt' er einen Herrn vom Rathe selber Schelmen gescholten. Dabei bleibt es uns unbenommen, zurücktretend in die bürgerliche Welt wiederum ehrlich zu werden, wie sie's heißen, sobald wir über fünfhundert arme Sünder eigenhändig vom Leben zum Tode gebracht haben.

Heute nun mahnt mich der stille helle Sonntagsmorgen dringend an die versäumte Pflicht, und es will mich schier bedünken, daß die Ergebung in mein herbes Geschick und in des Himmels Fügung erst ganz vollständig geworden, seit ich mich entschlossen, die getreue Erzählung von meines Lebens Lust und Leid an der Vorfahren Berichte hier anzureihen, und somit dieses Buch zu schließen, denn ich bin meines Stammes Letzter, und mein breites kurzes Schwert mit dem zweihändigen Griff wird mir in die Gruft folgen, nachdem es Jahrhunderte hindurch von Vater auf Sohn sich vererbt, und mancher Mutter ungerathenem Kind das Haupt vor die Füße gelegt.

Wie man von meines Vaters Hand verzeichnet findet, legte mich die Wehmutter in seine Arme, da er eben vom Marktplatz zurückkehrte, wo er die alte Anne-Liese, eine übelberüchtigte Hexe, auf's Feuer gesetzt hatte. Ferner könnt ihr lesen, wie ich in der heiligen Taufe den Namen Berthold an demselben Tage empfing, an welchem die schwarze Hanne, die Kindsmörderin, ertränkt werden sollte, aber auf vieles Fürbitten von meinem Herrn vom Rathe aus besonderer Mildigkeit zum Schwert begnadigt ward, wobei ihr Liebster, der lange Heinz, welcher ihr gerathen und geholfen, zusehen mußte, und hernach aus der Stadt und dem Weichbild gestrichen wurde, weil Vater selig den zum Strang verdammten fahrenden Schüler erbeten hatte, laut unsrer verbriften Vorrechte; wenn ihm statt des Buben, die Mutter ein Mägdlein geboren, so hätte er die arme Hanne befreien mögen,

was er gar so gern gethan hätte, wenns nur angegangen wäre, denn sie war von jeher ein gar frommes Blut gewesen, geliebt von Alt und Jung, der Heinz aber ein wüster Gesell, welcher durch einen Liebestrank die arglose Magd bethört und zu Unehren gebracht, und dem der Freymann sicherlich nicht von dannen geholfen, wenn er nicht gefürchtet hätte, den Brief für sich und seine Nachkommen zu verwirken. Meine Herrn nämlich sind gar eifersüchtig auf unsere Rechte und Freiheiten, und nehmen jeglichen Anlasses wahr, sie für verjährt oder verfallen zu erklären, oder sie sonst auf irgend eine Art zu schmälern und zu verkümmern.

Meiner Mutter, Gott tröste sie! erinnere ich mich noch ganz klar, und sollt' ich noch hundert und aber hundert Jahre leben, so werde ich sie immerdar vor mir sehen mit ihren freundlichen blauen Augen und ihren Ringellocken von der Farbe des Flachses, den sie mit ihren feinen weißen Fingern vom Rocken zog und wirbelnd auf die Spindel drehte. In ihren Armen und auf ihrem Schooße erwachte ich zum Bewußtsein des Lebens, lernte ich die ersten Laute menschlicher Sprache lallen und süße Liebesworte stammeln, die ich oft und gern wiederholte, weil dabei jedesmal in ihren Augen ein Himmel der Freude aufging. Wir waren stets allein, der Vater ging seinen Geschäften nach, und vom Hausgesinde kam Niemand zu uns in die Stube oder in den kleinen, durch Zaun und Hecke vom übrigen Gehöft abgesonderten Küchengarten, als die dicke Grethe, eine stammhafte breitfüßige Schwäbin, Geschwisterkind mit der Mutter, und um Gotteswillen von ihr aufgenommen. Der Grethe Vater, meiner Mutter Oheim, war Freymann zu Bopfingen gewesen, und eines jähen unseligen Todes verfahren, bevor er noch allen Wein hatte austrinken und sein einziges Kind mit einem von ihm erwählten Nachfolger verheirathen können; nun hatte ein edler Rath einem fremden Gesellen das Amt gegeben, ihn auf die erledigte Wasenmeisterei gesetzt, und der neue Lehensträger Knall und Fall die schutzlose Waise vom Hof gejagt.

Wie groß und gewaltig kamen mir dazumal alle Umgebungen vor! Unser von hohen Umfangs-Mauern rings umschlossenes Haus schien mir eine Burg, und die gewölbte Wohnstube mit ihren drei Fenstern stattlicher, als ich den Ritter-Saal des Schlosses mir zu denken vermocht hätte, das dort drüben jenseits des Stromes so trotzig auf dem Felsenvorsprung fußt, und von dessen Zinnen der Zehentgraf die Stadt und den ganzen Gau, heute noch wie dazumal, mit lüsternem Blick überschaut, sinnend und trachtend, wie er die üppigen Saatfelder und die reichen Rebgeländer sich zinsbar mache, gleich seinem großen Wald, in welchem ein leibeignes Volk von Köhlern und Pechkratzern mit rauher Arbeit kaum das nackte Leben fristet, wo die Axt ertönt, das Hammerwerk pocht, neben den Weilern die Hochöfen glühen und rauchen, und im Schatten der Buchen und Weißtannen die ungeschlachten, langgestreckten und bärenstarken Strolche aufwachsen, von denen manch einer schon die Feldglocke als Schwengel zierte, weil er auf eigene Faust betrieben, was er durch Krieg und Jagd im Dienst des Gebieters erlernt, sei es, daß meine Herrn vom Rath, sei es, daß der Graf selbst ihm den Hals abgesprochen, denn für Nutz- und Brennholz, das die Stadt aus seinem Walde holt, muß sie seines Blutbannes Urtheile vollstrecken, und für den eignen besondern Bedarf ihm der Freimann noch zwölf schwere Rüden auf dem Wasen halten, Atzstätten und Wolfsgruben mit Köder versorgen.

Wie die niedere Stube eine geräumige Halle, so war der kleine Garten mir eine weite Welt, über deren Umkreis hinaus ich mich nicht sehnte, wahrscheinlich weil ich wähnen

mochte, daß alle Menschen draußen den rauhen bärtigen Männern gleichen, die ich bei uns ab und zu gehen sah, und deren unliebliche Stimmung ich öfter noch vernahm, als ich sie selber zu Gesicht bekam.

Wie gerne weilt meine Erinnerung bei diesem kurzen Traume der Kindheit, der so schnell verflog, und dessen Glück sich für mich nicht wiederholte, wie für jene, die als Männer ihre Kinder auf den Knieen schaukeln, und deren weißen Bart muthwillige Enkeln zausen; auch war die Freude der Kinderzeit mir karger zugemessen, als andern, und die bittern Schmerzen brachen frühzeitig über meine junge Seele herein. Lieb Mütterlein weinte urplötzlich mehr als sie lächelte, ward blaß und immer bläßer, schwach und immer schwächer, und vermochte endlich nicht einmal mehr, mich in den Garten hinauszuführen; des Vaters ward ich auch nicht mehr ansichtig, weder bei den Mahlzeiten, noch, wie wohl ehedem, des Morgens in der Kammer, denn ich mochte auch noch so früh erwachen, so hieß es auf meine Frage stets, er sei schon von dannen gegangen. Und eines Tages, der Himmel mag wissen, wie es geschehen, ich aber kann mich des Vorganges nicht mehr entsinnen, war lieb Mütterlein fort, und da ich nach ihr schrie und weinte, schlug mich die Schwabengrell, und sagte, sie sei jetzo meine Mutter.

Nun ward im Hause alles anders, als es vordem gewesen. Mittags und Abends saßen Knechte und Mägde an dem langen Tisch in der Stube, wo sie auch Tags über aus und ein gingen, und mit der Grethe verkehrten, die bald mit ihnen lachte und scherzte, bald auch schalt und tobte, wobei sie böse Reden und Flüche hören ließ, wie ich nie vordem vernommen, und vor denen ich stets von neuem zusammenfuhr und erbebte. Und je mehr ich auf solche Weise mich von der Stiefmutter abwandte, um so minder wurde meine Furcht und der alte Abscheu vor des Vaters wildaussehenden Knechten; blickten doch ihre hellen Augen mich freundlich an, sprach und lächelte doch der trotzige Mund mir liebreich zu, so daß ich an ihnen und des Grafen zottigen Rüden schon in zarten Jahren lernte, wie gar oft die rauhe Hülle freundliche Sinnesart birgt, was ich nicht begreifen mochte, da lieb Mütterlein, die Schöne und Gute, mich noch hegte und pflegte. Die Grethe dagegen kümmerte sich von Anbeginn schon nicht sonderlich um mein Thun und Treiben; hätte die fromme Kuhmagd mich nicht um Gottes willen gewaschen und gestrählt, ich hätte verkümmern und verkommen mögen, und da nun eines Morgens in der Wiege ein Knäblein lag, wollte sie vollends nicht mehr von mir wissen, und ich durfte nur noch hehlings mich zur Kammer wagen, um den kleinen Kunz zu betrachten, zu streicheln und zu küßen, bei welchem Beginnen das Brüderlein stets mich anlächelte, so daß Niemand hätte ahnen mögen, welchen Haß er künftighin gegen mich empfinden, und daß durch meine Hand dereinst der Himmel sein Strafgericht an ihm vollstrecken würde.

Von jener Zeit an schlief ich auch nicht mehr in der Kammer, sondern lag Nachts im Stall und im Zwinger auf der Streu, oder auf dem Speicher im Heu, und lief des Tages mit den Knechten, so just der Vater mich nicht mitnehmen wollte, der eben dazumal anfing, mich allgemach in der Kunst des Lesens zu unterweisen, wenn des Sonntags nach dem Vespertrank die Grethe mit dem Gesinde kegelte oder den Mohrenkopf bengelte, in welchen beiden Spielen, so wie auch im Eisstockwerfen, sie eine Meisterin war.

Aber der Vater war weder ein gesprächiger Begleiter, noch ein sanftmüthiger Lehrer, und lieber ging ich mit Arnulph, dem Großknecht, der mich Krautköpfe abschlagen lehrte, mich zur Stadt und in den Wald führte, über alle Gegenstände, die meine kindische Neugier

reizten, geduldig und treulich mir Auskunft gab, und in mein Gemüth den Keim des trotzigen Stolzes pflanzte, der dem Liebe bedürftigen Herzen des Knaben so fremd war, denn die hellen Thränen rannen mir über die Wangen, wenn in den belebten Gassen der Stadt die Bürgersleute scheu uns auswichen, Schüler und Buben unser spotteten, und ich selbst den Kindern auch keinen flüchtigen Blick des Wohlwollens abzugewinnen vermochte. Arnulph hieß mich meiden, die mich mieden, denen zu dräuen, die mich schmähten, und zu verachten, die mich fürchteten. Ich suchte seine Lehren zu befolgen, so gut es eben ging, dennoch aber begleitete ich ihn und den Vater lieber in Wald und Feld, als unter die Menschen, inmitten derer mich stets das Gefühl des Verlassenseins mit unheimlichem Grauen übermannte, eine Empfindung, welche die vielen Jahre meines mühevollen Lebens bis zum heutigen Tage nicht gänzlich getilgt und verwischt haben.

Vor allen einsamen Orten aber lernte ich eine Stelle lieben, in deren Nähe mich anfangs kalte Schauer überlaufen, bevor ich ihren innern Vorzug so recht erkannt: daß kein Unberufener ihr zu nahen wagt. Mit Zittern und Beben erblickte ich zum erstenmal den Rabenstein, und hätte Arnulph nicht mit eiserner Faust mich festgehalten, ich wäre von dannen gelaufen vor diesem Bollwerk von verwitternden Sandsteinquadern, überragt von dem aus Eichenholz gezimmerten unheimlichen Gerüst, an dessen Querbalken die in Ketten und Eisen niederhangenden Gerippe vom Wind bewegt schwankten und klapperten. Doch wie des Schmiedes Kinder nicht die Funken scheuen, so lernte auch des Angstmanns Knabe allsobald das Grauen vor des Vaters Werkstätte überwinden und nach und nach gefiel es mir, wenn Arnulph das eiserne Thürlein erschloß, mit mir die steinerne Treppe zu der Zinne, oder gar die Leiter zu der Höhe des Gebälkes emporstieg, und wir von dem luftigen Sitz, den krächzend Sperber und Raben umflatterten, die Gegend überschauten. Da dünkte ich mich mächtiger und höher, als wohl der Graf selber auf seinem festen Schloß, und sah mit stolzem Vergnügen unten auf des Kaisers Heerweg den Wanderer abgewendeten Blickes furchtsam vorüber eilen, der Reiter seines scheuenden und schnaubenden Rosses Kopf mit straffem Zügel der andern Seite zukehren, und so auf dem, von den Geistern der Gerichteten schwer geängsteten Thiere in schrägem Galopp vorbeisprengen, mit der freien Hand sich bekreuzend und segnend; so aber ein kecker Gesell sich erkühnte, zu verweilen und empor zu spähen, rief ihm Arnulphs rauhe Stimme einen Gruß und einen Wunsch, auf welche beide er gewöhnlich die Antwort schuldig blieb. Und hier, wo wir die Herren und Meister waren, zeigte sich mein Gefährte auch am allergesprächigsten, erklärte er mir unseres Handwerkes Bräuche und Eigenheiten, und erzählte wunderbare Mährlein, deren ich kaum wie verworrner Träume mich zu entsinnen weiß; nur eines von allen ist mir im Gedächtniß geblieben, und das will ich euch wiedererzählen.

2.

Arnulphs Mährlein vom Diebsbaumen.

Es ist schon lange, lange Jahre her, da zog ein junges Blut, seines Zeichens ein Schäffler und Bräuknecht, des Weges von Rosenheim gen München in Bayerland, auf dem Rücken den Wanderbündel, in der Hand den Knotenstock, und pfiff ein Schelmenliedchen, da ihm von Perlach aus die Thürme des Münsters zu Unserer Lieben Frauen mit ihren runden Kuppeln über den Buchenwald her zu Gesicht kamen; denn also ergeht es jeglichem Wanderer, sei er ein Bayer oder nicht: wie das schlanke Zwillingspaar nur von weitem

erschaut, wird ihm das Herz leicht und voller Lust, und das ist eben das Wahrzeichen der edeln Stadt München am Strand der grünen Isar.

Und bevor er sich weiter in den tiefen Schatten des Forstes begab, wischte der Friedel den Schweiß von der Stirn, warf seinen Bündel von den Schultern, und setzte sich auf die Bank unter der Linde, von deren altem Stamm das Muttergottesbild aus seiner Blende so mildselig herniederschaute, daß selten ein Vorübergehender versäumt, es zu grüßen, was auch Friedel that, ehe er zur kurzen Rast sich niederließ. Da er aber sich eben wieder erheben wollte, um seinen Stab weiter zu setzen, sah er etwas im Grase blinken und glitzern, und wie er sich darnach bückte, war es ein köstliches Geschmeid, ein Fingerlein aus purem Gold mit einem Karfunkelstein, in dessen hellgeschliffene Fläche ein Siegel eingeschnitten war, das jedoch der Finder, vom Glanz geblendet, nicht deutlich sehen konnte, wenn er auch verstanden hätte, darauf zu achten. Der glückliche Knabe betrachtete den Fund mit blitzenden Augen, dankte der Gnadenmutter sein demüthiglich für die reiche Gabe, die er sorglich in seinem ledernen Beutelein verwahrte, wobei er still und ohne sich selbst es recht einzugestehen, von Herzen wünschte, den rechtmäßigen Eigner des Kleinods nie zu erfahren. „Im schlimmsten Fall verdien' ich dabei doch eine stattliche Verehrung,“ dachte er endlich, schritt rüstig weiter, und gelangte in kurzer Frist hinab zur Isar, wo die lange, mit festen Thoren und Thürmen verwahrte Brücke von Insel zu Insel über den breiten Strom sich spannt.

(Fortsetzung folgt.)

An Babette.

Freundlich kamst Du mir entgegen
 Wie der Frühling zart und schön,
Nimm dafür den Dank und Segen
 Den ein Jüngling kann ersleh'n;
Nimm der Freundschaft kleine Gabe,
 Theure Freundin huldreich an,
Dies ist Alles was ich habe,
 Alles was ich geben kann.

Ach die Welt! mit ihrer Tücke,
 Trübt so manches stille Glück;
Edle trotzen dem Geschicke
 Heben freudig ihren Blick;
In des Lebens Wechselspielen,
 Bei der Sterne Silberpracht,
O wie schön ist es zu fühlen
 Was dem Menschen glücklich macht!

Wenn der Freundschaft edle Triebe
 Lindern jeden bangen Schmerz,
Wenn die Seligkeit der Liebe,
 Zart umschlingt Dein reines Herz;
Wenn Du Deinen Kummer senkest,
 In den Lethe tief hinein,
Wenn Du meiner oft gedenkest,
 Werde ich auch glücklich sein.

Freundin, ach! die gold'nen Sterne,
 Senkte des Verläumders List;
Pflicht und Ehre hält mich ferne,
 Ob Du mir gleich theuer bist:
„Ahnung schlummert tief verborgen,
 Hoffnung leuchtet hell und mild;
Daß ein schönerer gold'ner Morgen,
 Einst der Seele Kummer stillt.“

Lebe wohl in heit're Wonne!
 Jede Sorge bleibe fern,
Freundlich glänze Deine Sonne,
 Schön und mild Dein Abendstern;
Bis der Donnerruf erschalle,
 Dort von jenen heil'gen Höh'n,
Des Olympes, wo wir alle,
 Uns beseligt wiederseh'n.

L.

Einem reichen Kalifen Westindiens, der an nicht zu verscheuchender Melancholie litt, wurde gerathen, um die Vertreibung seines Leidens zu bewerkstelligen, sein Hemd mit dem eines vollständig Glücklichen zu wechseln. Nach langem Suchen fand man einen solchen, allein der Glückliche — hatte kein Hemd.

„Mein Herr, sagte ein Gastwirth zu einem Herrn, der im Begriffe war, fortzugehen, ohne zu bezahlen; „erinnern sie sich, wenn Sie Ihren Geldbeutel verlieren, daß Sie ihn hier nicht herausgezogen haben.“

Druck und Verlag von J. F. Rietsch. Verantwortlicher Redakteur: J. F. Rietsch.

Nro. 36. **I. Jahrg.**

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt.)

Sonntag den 9. September 1855.

Zehn Geschichten aus Meister Hämmerlings Leben und Denkwürdigkeiten.

(Memoiren eines Scharfrichters aus den Zeiten des Mittelalters.)

Herausgegeben von Wilhelm v. Chézy.

2.

Arnulphs Mährlein vom Diebsbaumen.

(Fortsetzung.)

Jenseits blickten aus frischem Grün die zerstreuten kleinen Häuser der Vorstadt, Wohnungen der Schiffer und Floßleute, überragt von der gedoppelten Ringmauer, hinter deren sicherem Umfang die stattlichen Gebäude der schönen Stadt sich erhoben: in der Mitte das herrliche Haus der himmlischen Beschützerin des Bayerlandes, zur Rechten die Hofburg des Herzogs, zur Linken Sankt Peter, und auf allen Seiten eine ungezählte Menge von Glockenthürmen und Thürmchen, Giebeln, hohen und niedern Dächern, deren bunt durcheinander geworfene Gruppen den Blick des Beschauers zugleich ergötzten und verwirrten, so daß er wie berauscht auf die Brücke trat, und nicht wußte, wie ihm geschehen, da er, vom Thor aus der Straße folgend, an einen Schwibbogen gelangte, hinter welchem der von Käufern und Verkäufern wimmelnde Schrannenplatz sich erschloß, geziert mit dem steinernen Brunnen, umgeben von Bogengängen, belebt von dem betäubenden Geschrei so vieler Stimmen.

Der Ankömmling sah nur, was der erste flüchtige Blick ihm schauen ließ, und hatte nicht Muse, die offenen Läden und Werkstätten unter den Bogen, die hohen Häuser mit ihren Schildereien, den großen Christoph zu seiner Linken zu betrachten, der noch viel länger und breiter anzuschauen war, als der gewaltige Ritter Ronegas am Thore seiner Vaterstadt Villingen, denn er bedurfte aller seiner fünf Sinne, um in dem Gedränge den Stößen, Püffen und Tritten des geschäftigen Volkes zu entgehen, und die Herberge zu finden, die er endlich nach vielen vergeblichen Fragen erreichte, und wo er auch zu selbiger Stunde

vom Meister Grubenhofer, dem Löwenbräu, in Arbeit genommen ward, der dazumal in ganz München den besten Trank braute, so daß gewöhnlich seine Märzkeller schon bis zum Sankt-Jakobstag geleert waren, und er nimmer genug Gesellen auftreiben konnte, um soviel des Getränkes zu sieden und Fässer dazu zu bauen, als die durstigen Kunden von dem kunstfertigen Meister begehrten.

Auf Gottes weiter Erde gibt es keine schöneren Weiber und Jungfern, als in Bayern, weßhalb noch keiner gen München gezogen, der nicht dort krank geworden wäre vor Liebesweh, und also geschah es auch schier in den ersten Tagen schon dem guten Friedel, so daß er gänzlich vergaß, nach dem Eigner des gefundenen Karfunkels zufragen, obschon er der Gelegenheit dazu nicht ermangelte, denn er hatte für seinen Meister im Schlößlein zu Perlach nach den Fässern zu sehen, dem Herrn Haftreiter für sich selbst und für sein Gesinde den Haustrunk zu bringen, und hätte sich leicht denken können, daß ihm der gestrenge Herr eher auf die rechte Fährte helfen könnte, als mancher andere, was ihm auch jedesmal wie ein schwerer Stein aufs Herz fiel, wann er bei der Linde mit dem Bildstock vorüberging und grüßend sein Hütlein lüpfte; dann aber dachte er wieder, wie gut der Ring der schönen Pepi im Kreuzelgießergarten anstehen würde, und vor diesem eiteln thörichten Gedanken entwichen alle guten Vorsätze, alle frommen Erinnerungen an die Lehren seines greisen Vaters.

Dennoch war er mit der Pepi lange noch nicht so weit, daß er ihr ein Ringlein hätte bieten dürfen; sie sah ihn nicht viel freundlicher an, als jeden Andern, mochte er nun mit Bierfässern gekommen, oder am Sonntag seine Maß des braunen Trankes aus ihren Händen nehmen, und obschon die schöne Wirthstochter nach und nach sich minder spröde und trotzig gegen ihn erwies, so fand der blöde Friedel nicht einmal den Muth, an sie zu begehren, sie möge ihm zum Tanze folgen, und beschloß, um des Gartens willen den Hag zu grüßen, nämlich mit Pepis Vater und Mutter und Bruder sich zu befreunden, die beide, der alte Franz und der junge Hans, zu den besten Gästen im Kreuzelgießergarten gehörten, was das Trinken anging, sonst aber ein paar wüste Gesellen waren, um derentwillen ehrbare Leute das Haus gemieden haben würden, wenn nicht die Pepi als die eigentliche Wirthin angesehen worden wäre, während das Thun und Treiben des Alten und seines Jungen sich auf die entlegene Kegelbahn beschränkte, wo eine Rotte übelgerathener Muttersöhne vom frühen Morgen bis in die späte Nacht spielte, lästerte, zechte, stritt und raufte, ungesehen und ungehört von den Gästen, die vor dem Hause oder in der großen Unterstube an den langen Tafeln saßen, beim vollen Krug ein vernünftiges Gespräch über Krieg und Frieden führten, sich der Aussicht über die klaren grünen Wogen des Stromes auf die Stadt hin erfreuten, und unter denen der Herr Haftreiter von Perlach nicht allzuoft fehlte.

Da aber der Friedel plötzlich diese ruhigen Gäste mied und sich an die Kegler anschloß, um dadurch seiner Liebsten das Herz abzugewinnen, hatt' er die Rechnung ohne den Wirth gemacht, denn von Stund an besah in die Pepi gar nicht mehr, zog ihre Hand zurück, so oft er danach haschte, und gab ihm nicht Red' und Antwort, was er auch fragen mochte.

Darüber ward dem armen Schwabenkind das Herzlein schwer und immer schwerer, er sah bald blaß und hohläugig drein, trank sich alle Sonntag einen Rausch, fing dabei regelmäßig Händel an, und ward von den groben Bayern jedesmal richtig braun und blau geschlagen, was ihn immer mehr erbitterte und stätig machte, statt ihn zur Vernunft zu bringen.

Und als er eines Montags, den schweren Kopf voller Beulen und mit zerschundenem Gesicht, gen Perlach kam, sagte der Hastreiter zu ihm:

„Er ist ein lieberliches Tüchlein, Billinger, führt sich nicht auf, wie ein frommer Handwerksgesell soll, und wenn ich Er wäre, würde ich lieber vollends gleich unter die Staudenhechte gehen, und auf diejenigen Märkte und Dulten ziehen, wo sie das Tuch mit der längsten Elle ausmessen.“

Da antwortete der Friedel trutziglich: „Hab' ich den gestrengen Herrn schon etwas genommen?“

„Schon gut!“ sagte der: „ich wollte allenfalls noch auf der Kegelbahn im Kreuzelgießer-Garten einen von denen finden, die am Pankrazitag bei mir eingestiegen sind, und mich bestohlen haben. Doch lassen wir das, denn ich wollte Ihm ja nur sagen, wie Er nicht werth ist, daß eine Dirne, wie die Pepi, seinetwegen sich die Aeuglein roth weint.“

Mit welchen Worten der Hastreiter dem Bräuknecht seinen breiten Rücken zukehrte, ohne daß der Friedel begehrt hätte, mehr zu vernehmen, denn ihm war ein helles Licht aufgegangen, es zerrte und zupfte ihn, spornstreichs zu seiner Liebsten zu laufen, Besserung zu geloben, und ihre Verzeihung zu erflehen; aber er schämte sich seines verschändeten Gesichtes, ließ sich daheim vom Meister Bader eine heilsame Salbe reichen, wusch sich fein fleißig mit frischem Brunnenwasser, und wartete trotz der nagenden Ungeduld bis zum Sonntag, an dem er nach der Vesper mit glattem Antlitz und in sauberem Gewand über die Brücke ging, fest entschlossen, dießmal sein Wort bei der Pepi anzubringen, auf daß sie nicht länger die schönen nußbraunen Aeuglein um seinethalben mit salzigen Thränen beize und schädige.

Wie war sie heute wieder so schön, da sie, das reiche dunkle Haar von der glänzenden Riegelhaube festgehalten, das Mieder vorn mit schweren Silberketten zusammengeschnürt, den Gast seinen Krug reichte und von ihm die Pfennig nahm, ohne ihn nur eines Blickes zu würdigen, so daß ihm eben so vor Bewunderung solch hohen Liebreizes als auch vor bittern Herzeleid schier Sehen und Hören verging; doch hielt er standhaft aus, und beschloß, nicht zu wanken und nicht zu weichen, wenn ihn die Dirne auch noch so schnöde behandle. Seine Blicke hefteten sich an ihre Schritte, und er war wie mutterselenallein unter den vielen gesprächigen Zechern, bis er plötzlich gegen Abend von einer rauhen Stimme seinen Namen rufen hörte, und im Fenster einen strupigen Kopf gewahrte, dessen Glotzaugen ihn anstierten, während der breite Mund, zähnefletschend, zu ihm sprach:

„O du mein Friedel, wo bleibst du den so lang? Hast du etwa den Weg zur Stoßbudel vergessen? Komm, komm, sonst nimmt das Scheiben *) ohne dich sein End'.“

„Laß mir meine Ruh, Hansel,“ sagte der Billinger sich abwendend, worauf der andere hellauflachend schrie:

„Aha, hast du endlich genug bekommen? Es sind freilich wieder frische Buben da, für deren Faust und Schlagring deine schwäbischen Knöchlein nicht fest genug sind; aber komm nur, ich und der Nazi wollen dir schon beistehen.“

„Oho,“ entgegnete der Friedel sich erhebend: „ich brauch' etwa noch des Beistandes, gelt? Doch setzte er sich allsogleich wieder nieder, da seines Nachbars, eines ehrsamen Bürgers Stimme ernst und gemessen den Spruch hersagte: „so die bösen Buben dich locken,

*) Scheiben, provinc. für Schieben oder Kegeln.

folg' ihnen nicht;“ zugleich traf ihn ein zwar nur flüchtiger, aber vielsagender Blick aus Pepis Augen, so daß er ganz entschieden dem Versucher den Rücken kehrte, ihn locken, versprechen, und drohen ließ, bis Hans dessen müde ward, und den Friedel seinen Gedanken überließ, aus welchen er nicht eher erwachte, als bis Pepi zu ihm sagte: „Mach', daß du fortkommst, und ich schließen kann.“

Es war fast dunkel und die Stube leer, er erhob sich, nicht aber um zu gehen, sondern um das Wort seiner Liebeswerbung zu sprechen, und obschon die Dirne von Anbeginn spröde that, so war die Stunde dennoch ihm günstig, weil er, durch Hastreiters Worte vom Montag her ermuthigt, sich nicht gleich abschrecken und stumm machen ließ, wie ehedem, wohl aber mit beredter Zunge in Pepi drang, die selber nicht wußte, wie ihr geschehen, als sie Hand in Hand mit dem Friedel auf der Bank vor der Thüre saß, wo sie ihm versprach, ihn treu zu lieben, in Frist von drei Jahren ihm gen Villingen als seine Hausfrau zu folgen, wessen zum Pfande sie ihm ein Ringlein verehrte und dagegen den Karfunkel nahm, worauf beide sich noch einmal die Hände drückten, die Verlobte im Dunkeln einen flüchtigen Kuß auf ihre glühende Wange duldete, und behend ins Haus schlüpfte, während ihr Liebster noch lange stehen blieb, und schwer nur sich entschließen konnte, von dannen zu weichen, als hätte er geahnt, daß seines Lebens Glück und Freude in diesem einzigen seligen Augenblick ihr Ende gefunden.

Des nächsten Tages bestieg schon zu früher Stunde der Schloßherr von Perlach sein Rößlein, um zu Hof zu reiten, und da in die Au kam, lenkte er vor der Brücke rechts gegen Haidhausen ab, um noch einen Stegreiftrunk zu nehmen, weil er wohl wußte, daß er in des Herzogs Pfalz allenfalls glatte Worte, aber weder Speise noch Trank erhalten würde; auf das mit der klatschenden Peitsche gegebene Zeichen brachte ihm Pepi selbst die begehrte Labung, und er hielt die Hand, welche ihm den Krug emporreichte, fest, um den Siegelring am Goldfinger zu betrachten, den er zuvor nie daran gesehen.

„Was ist das für ein Ring?“ fragte er, und das Mädchen nahm nicht wahr, wie er dabei kirschroth im Gesicht ward, weil es verschämt die Augen senkte, und den alten Freund des Hauses mit leiser bebender Stimme erwiederte: „Der Ring bedeutet, daß ich Adlerwirthin zu Villingen auf dem Schwarzwald werden muß.“

„Wie so?“ — „Der Friedel und ich, wir sind ein Paar.“

„Der Ring ist also von ihm?

Pepi bejahte, und verwunderte sich höchlich, als sie statt des erwarteten Glückwunsches aus Hastreiters Munde die Worte vernahm: „Gott tröste dich, armes Dirndl!“ Worauf er ohne weiteren Gruß von dannen trapte, so daß sie fast mehr noch sich erzürnte als sie erschrocken war.

Der Perlacher aber hatte auf dem Karfunkel sein Siegel: den Reiter mit dem Feuerzeichen auf flüchtigem Roß, gar wohlerkannt, stieg, ehe er zur Pfalz sich begab, vor dem Rathhause ab, berichtete dem Stadtschreiber in eiligen Worten, wie er durch Gottes Fügung seinen Dieb vom Pancrazitag verkundschaftet habe, der kein anderer sei, als des Grubenhofers Bierknecht aus Villingen, und begehrte, daß sie mit Spießen und Stangen den Spitzbuben abhohlen sollten, was auch zur Stunde befohlen ward, und vollführt war, bevor der Angeber noch vor dem Angesicht des Herzogs erschien.

Vergebens harrte Pepi am andern Tage des Verlobten; statt seiner erschien ein Gerichtsbote und verlangte den Ring.

„Was solls damit?“ fragte die Dirne, voll tödtlichen Schreckens.

„Das wird die Jungfer wenig angehen,“ versetzte der Scherg', „und wenn sie's angeht, desto schlimmer für sie.“

Mit diesen Worten zog er ihr ohne Umstände den Karfunkel vom Finger, trat an den Schenktisch, um einen Krug zu leeren, den er nicht bezahlte, und ging seines Weges, die Aermste in peinlicher Unruhe und Angst zurücklassend, welche nicht geringer wurden, da die Gäste am Abend einander erzählten, die Häscher hätten beim Löwenbräu einen gefährlichen Gaudieb abgeholt und in den Thurm gelegt.

Wie heißt er? fragte Pepi voll banger Ahnung.

„Ich weiß nicht,“ sagte einer: „aber er ist gestern Abend noch neben uns gesessen.“

Ein anderer rief dazwischen: „'s ist halt der liederliche Schwab von Villingen!“ und die Dirne hatte genug gehört; ihr ward schwarz vor den Augen, sie taumelte und stürzte, und ward für todt vom Estrich aufgehoben.

Dem Friedel war unterdessen auch gar übel zu Muth in seinen Eisen unter Mördern, Räubern, Dieben und Landstreichern, denen er in seinem Aeußern ähnlich sah, wie ein Ei dem andern, als er, seit dreien Tagen ungewaschen und ungekämt, vor den Richter trat, der ihn des nächtlichen gewaltsamen Einbruchs und Diebstahls zieh. Vergebens betheuerte der Gefangene seine Unschuld, vergebens erbot er sich, durch Eid und Zeugen zu erhärten, daß er erst einen Tag nach dem Einbruch zu Perlach von Rosenheim gen München gekommen vergebens erzählte er den wahren Hergang, indem er zugab, wie unrecht er gethan, den Fund zu verhehlen; der Richter wandte dagegen ein, daß er jedenfalls zu Prancrazi um die Wege gewesen, wenn er auch nicht nach München hereingekommen sei, auch später oft genug des Hastreiters Wappen am Portal zu Perlach gesehen habe, um davon den Eigner des vorgeblich gefundenen Ringes zu erkennen, sofern er nur den guten Willen dazu in sich gespürt hätte, und ermahnte ihn, in Güte sein Verbrechen zu gestehen, wenn er nicht begehre, vom Züchtiger in scharfe Fragen genommen zu werden.

Die Mahnung blieb ohne Erfolg, doch die Drohung war nicht eitel, und da an der Leiter scharfe Ruthen ihm die straffgespannte Haut durchhieben, daß sie alsbald in Fetzen niederhing, und die unbarmherzigen Streiche nun in das wilde Fleisch schnitten, bekannte der Friedel, was der Richter nur irgend begehrte; und als er in den Daumstöcken nach seinen Diebsgesellen gefragt ward, schändete er, um keinen lebenden in sein Mißgeschick hineinzuziehen, in der unsäglichen Pein den ehrlichen Namen zwei guter Landsleute und Handwerksgenossen, von denen er wußte, daß sie gestorben waren und sicher in kühler Erde ruhten, wo kein Steckbrief mehr sie erreichen mochte.

Was der Gepeinigte auf der Leiter und in den Schrauben bekannt, widerrief er in der Gerichtsstube, gestand er dann aufs neue in der Folterkammer, und nachdem er zwei Mal also mit Bekennen und Leugnen gewechselt, ward ihm das Urthel gesprochen, und schnell vollstreckt, noch ehe des Todes mitleidige Hand das geknickte Leben vollends pflücken, und so der Faust des Henkers zuvorkommen konnte. Den letzten Athem bot der arme Villinger noch auf, um seine Unschuld zu betheuern, und starb dann wie ein Mann.

Die Pepi erhob sich erst vom Schragen, und wankte, eine wandelnde Leiche, umher, als längst schon die Raben ihres Herzallerliebsten frische blaue Augen ausgehackt hatten; Tag für Tag schlich sie hinaus zur Linde mit dem Muttergottesbilde bei Perlach, zu welchen sie von Kindheit auf eine besondere Andacht gehegt, und gelobte dort ihr Leib nnd ihr

Leben zu opfern und dem Dienste der Himmelskönigin zu weihen, so es sich fügen würde, daß des Friedels Unschuld an den Tage käme, an die sie selbst fest und unwandelbar glaubte, erleuchtet, wie sie war, von dem Licht treuer und frommer Liebe. Und weil sie eine gar reine heilige Seele war, so geschah es durch die Fürbitte der heiligen Jungfrau, daß der Himmel ein Wunder wirkte, um seine Magd vor Verzweiflung zu bewahren und sie seinem Dienste zu gewinnen.

Seitdem die Pepi erkrankt und nach ihrer Genesung still und trübsinnig geworden, so daß sie um irdische Dinge sich nimmer bekümmerte, mieden ehrliche Leute nach und nach die sonst so besuchte Wirthschaft, der Kreuzelgießergarten zu Haidhausen ward in Kurzem zu einer verschrienen Gaunerherberge, wo alles herrenlose Gesindel Unterstand suchte und fand, und das wilde Treiben dort gedieh bald zu so heilloser Frechheit, daß des Rathes Schergen und des Herzogs Reiter nicht umhin konnten, ein wachsames Aug auf das Haus, seine Bewohner und seine Gäste zu richten; das aber verdroß den Hans, und da er in einer dunkeln Nacht einen Anschlag ausführen wollte, und wohl merkte, daß die Häscher streng seine Fährte einhielten, so beschloß er, ehe er sich auf den Versammlungsplatz zu seinen Gesellen begäbe, ein unheimliches und verzweifeltes Wagestück auszuführen, und sich den Daumen von der rechten Hand eines gehenkten Diebes zu verschaffen, um dadurch vor jeglicher Verfolgung sich sicher zu stellen, denn es ist ein gemeiner Glauben unter den Gaunern, daß ein solcher Daumen sie feye und bei nächtlichem Werk unsichtbar mache.

Er wußte so wenig, als, außer dem Hastreiter, irgend wer in der Stadt, wessen eigentlich der Billinger beschuldigt worden, denn sonst hätte er des armen Knaben Unschuld kennen müssen, da er selbst mit seinem Vater den Einbruch zu Perlach verübt; also hielt auch er den unrecht Gerichteten für einen wahren Schelm, und schlich auf leisen Sohlen zum Hochgericht. Wie er nahe hinzukam, hörte er es rasseln und rauschen, sah er einen Schatten hingleiten und in der Dunkelheit verschwinden, so daß dem sonst so furchtlosen Gesellen die struppigen Haare gleich den Borsten eines Ebers zu Berg sich sträubten, und alles Blut zum Herzen wich, doch ermannte er sich in kurzer Frist, trat hart an den unheimlichen Dreibein, überstieg das verfallende Gemäuer, und gewahrte, daß die Leiter neben dem Gehenkten angelehnt stand; da zog der Hans sein krummes Messerlein hervor, stieg beherzt aufwärts, griff nach des Todten starrer kalter Hand, und erkannte alsbald, daß ihr der Daumen schon fehle, — er ließ los, warf sich die Leiter hinab, und floh, wie von des Satans wilder Jagd gehetzt, von dannen.

In derselbigen Nacht noch ward der Hans beim Stehlen ergriffen, in die Eisen gelegt, am nächsten Tage schon ins Verhör und in die scharfe Frage genommen; doch so gewaltsam sie ihn auch angriffen, bekannte er dennoch auf keinen seiner Genossen, und auf sich selber nichts als den einen Diebstahl, bei welchem die Schergen ihn ertappt. Da ließen denn meine Herrn von München in Gottes Namen an einem schönen Morgen ihn durch das Kaufingerthor zum Galgenberg hinausführen.

Wie nun der Hans oben auf der Leiter stand, und der Freiknecht ihm die Schlinge festknüpfte, sah er den todten Friedel an, und sagte frech und laut: „Ich wollte auch nicht hier sein, wenn ich den Daumen meines Nachbars da hätte gewinnen mögen; da ich ihn aber zu hohlen gedachte, war mir ein anderer eben zuvorgekommen.“

Der Henker grinste, wollte ob dieser Rede lachen und die Schlinge vollends zuziehen, als ihm urplötzlich beides verging, denn er hörte deutlich sagen:

„Mein Daumen hängt in deines Vaters Bierfaß!“

Und Niemand anders, als der Todte war es der diese Worte gesprochen, welche auch von allen Umstehenden vernommen worden waren, die nun „Wunder“ schrieen, großen Lärm und Tumult erhoben, und schier den Rabenstein gestürmt hätten, um den redenden Leichnam näher zu betrachten und abzunehmen. Mit Mühe nur dämpften die Stadtknechte den Aufruhr, und wären damit kaum zu Stande gekommen, hätten des Herzogs rasch heransprengende Reisige nicht ihre Drommeten hören lassen und ihre langen Speere drohend gesenkt, worauf die erregten Massen sich nach der Stadt zurückwälzten, den Weg nach Haidhausen einschlugen, und sich erst dann zerstreuten, als sie das Brückenthor geschlossen, die Ueberfälle von Geharnischten besetzt fanden, während unter Trommelschlag in allen Gassen verkündet ward, daß der Kreuzelgießergarten bereits umringt, die gesammte Gaunerbande darinnen gefangen genommen, der Diebsdaumen im Bierfaß gefunden worden sei.

Der alte Franz bekannte unter vielen andern Verbrechen auch den Einbruch zu Perlach, gestand, daß er die dort gestohlenen Kleinode in den hohlen Stamm der Linde mit dem Bild unter Reisig und Laub verborgen, bei welchem Beginnen wahrscheinlich der Siegelring ihm entfallen war, um dessentwillen der arme Friedel den schmählichen Tod hatte erleiden müssen, und fluchte dabei der Arglist des bösen Feindes, der ihm statt des schützenden Daumens von einem wahren Dieb, den eines unschuldigen Opfers in die Hände gespielt, um ihn dadurch elendiglich zu verderben.

Nun ward der Friedel mit einem stattlichen Leichengepräng ehrlich zu Erden bestattet, und ihm ein Seelgeräth bestellt, alles auf Kosten meiner Herrn von München, welche der Herzog noch außerdem um zwanzig ungarische Gulden des beßten Goldes büßte; der Franz und sein Sohn erlitten die verdiente Strafe, und Hastreiters thätige Reue stattete mit dem wiedergefundenen Kleinode die arme Pepi für das Kloster aus, da für die Gerichtskosten ihres Vaters Hab' und Gut daraufgegangen waren.

3.

Vom Rosenthal.

Wenn ich vor allen Dingen es liebte, von Menschen fern in der schauerlichen Obhut der Vehmstatt zu weilen und den Reden Arnulphs zu lauschen, oder die Einsamkeit der Wälder und Fluren aufzusuchen, so geschah dies, wie ich oben schon sagte, vorzüglich deshalb, weil ich unter den Leuten statt der Liebe und Theilnahme nur Haß und abstoßende Verachtung fand; doch auch das sollte in späterer Zeit anders, und die Stadt mir ein lockendes Ziel der Wanderung werden, trotz des Hohnes und aller Schmach, welche immerdar den Weg mir verbitterten, so oft nur ein menschliches Antlitz uns begegnete.

Der Vater selig ging regelmäßig jeden Samstagabend nach dem Aveläuten zur Stadt, wandte sich vom Marktplatz gegen das enge Gäßlein, welches, zum Rosenthal genannt, krumm und düster hinter Sankt-Kümmerniß gegen die Frohnveste steil hinabführt, that drei dröhnende Schläge, in abgemessenen Zwischenräumen hintereinander, an das Thor eines großen dunkeln Hauses mit dem Zeichen des Elephanten, worauf ein altes Weib ihm öffnete, ihn in eine weite und gewölbte Unterstube führte, und eine Schleifkanne voll Wein nebst

einem Laib Brod vor ihn auf den Tisch stellte und legte. Während er davon trank und aß, füllte sich das Gemach mit jungen Weibern, von denen jegliche, eine nach der andern, zu ihm trat und ihm eine Silbermünze reichte, hie und da auch ein Wort mit ihm wechselte, und dann sich still entfernte.

Die Weiber hatten fast alle ein unheimliches Aussehen, stiere Augen von erlöschendem Glanze, starre Züge, bleiche Wangen, und das Gewand hing ihnen lose und schlotterig um den Leib; den Vater sahen sie scheu, mich gewöhnlich mit einem verlangenden Blicke an, als hätten sie mich gern geherzt und geküßt, — doch das war, wie ich später wahrnahm, ihnen aufs strengste verwehrt, denn als einstmals eine junge Magd nach mir langte um mich zu streicheln, gab ihr der Vater mit der umgekehrten Hand eine gewaltige Maulschelle, und schrie dabei: „Weg von dem Kind, du Schlampe!“ worauf die Dirne, aus Mund und Nase blutend, und von den andern verlacht, aus der Stube wich.

(Fortsetzung folgt.)

An die Erinnerung.

(Eingesandt.)

Träumend sinn' ich oft zurück,
Denk' an die heiteren Freuden,
Die uns die Jugendzeit gibt,
Die uns nur einmal erblüh'n:
„O, sie erquicket so schön die Erinnerung!
Reicht uns auf stürmischer Bahn,
Oft Balsam für das trauernde Herz.“

Wemuth erfüllet die Brust,
Doch in Leiden und Schmerzen,
Glänzt uns in lieblicher Pracht;
Der Kindheit freundliches Bild:
„Ach, zu schnell enteilen die gold'nen Stunden!
Und aus dem blumigten Lenz,
Stürmt der Jüngling ins Leben hinein.“

Trauer umlagert ihn dann,
Fern von der Heimath, die Liebe;
Lacht ihm so golden nicht mehr
Wie die Erste, so freundlich und mild:
„Nimmer kehren zurück die sel'gen Tage!
Alles entreißt uns die Zeit,
Nur die Erinnerung weilet und bleibt.“ L.

Ein irländischer Bauer, der gefragt wurde, warum er zugebe, daß seine Schweine die Wohnung seiner Familie theilten, erwiederte ganz ernst: „Warum nicht? hat der Platz nicht alle Bequemlichkeit, die ein Schwein verlangen kann?“

Warum sind gerade die Bettler die angenehmsten Leute? — Weil sie Jedermann ansprechen.

(Ein seltener Fall von Somnambulismus.) Lyoner Blätter berichten folgenden seltenen Fall von Somnambulismus. Ein junges 15jähriges Mädchen hatte eine Bestellung auf ein Brautkleid erhalten. Sie unterbrach ihre Arbeit, um sich ein wenig Ruhe zu gönnen; doch bald darauf erhob sie sich, vollendete schlafend das Kleid, trug es fort, kehrte nach Hause zurück, und legte sich wieder nieder. Als sie am andern Morgen beim Erwachen das Kleid nicht wiederfand, glaubte sie, man habe es ihr gestohlen und sie eilte zu der Braut, um ihr das Unglück zu erzählen. Wie staunte sie nun, als man ihr hier das fertige Kleid zeigte und sagte, sie habe es bereits selber vor einigen Stunden überbracht.

Bei einer anberaumten Holzversteigerung ließ das Forstpersonal etwas lange auf sich warten und da das Wetter sehr heiß war, hatten die Leute ziemlich viel getrunken, was endlich zu Schlägereien führte. Ein mit anwesender Jude erhielt dabei seine tüchtigen Schläge und er schrie: „O wei! was ist das für eine Versteigerung, da wird schon zug'schlagen, bevor Etwas ausgeboten ist.“

Ein angeblicher cirkassischer Fürst, in dem reichen Kostüm jenes Landes, hielt sich seit einigen Wochen in Lausanne auf und fand dort bei den angesehensten Familien Eingang. Man fühlte sich durch seine Herablassung nicht wenig geehrt, bis der hochgefeierte Gast es sich beikommen ließ, einem seiner dortigen Freunde die Kleinigkeit von 9000 Franks zu stehlen. Er soll ein — Wiener Schneidergeselle sein.

Druck und Verlag von J. F. Rietsch. Verantwortlicher Redakteur: J. F. Rietsch.

Nro. 37. **I. Jahrg.**

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt.)

Sonntag den 16. September 1855.

Zehn Geschichten aus Meister Hämmerlings Leben und Denkwürdigkeiten.

(Memoiren eines Scharfrichters aus den Zeiten des Mittelalters.)

Herausgegeben von Wilhelm v. Chézy.

3.

Vom Rosenthal.

(Fortsetzung.)

Was sonst der Vater mit der Alten und den Jungen sprach, war wenig; und ich verstand es nicht. Zuweilen ließ er mich auch allein, um, wie er sagte, im Haus und in den Kammern nach dem Rechten zu sehen, und ob nicht irgend wer zu dieser verbotenen Zeit darinnen verborgen sei; da hörte ich denn manchmal auf dem Flur lärmen und schelten, und als ich eines Abends in dem oberen Stockwerk lauter denn je Gezänk und Gekreisch vernahm, und mir dabei in der einsamen Stube ängstlich zu Sinne ward, schlüpfte ich hinaus, und kam durch die Hinterthüre in den Hof, der, von hohen Mauern eingefaßt, und mit mehreren Ahornbäumen besetzt, an der entferntesten Seite in einem Grasplatz endete, auf welchem, zum Bleichen ausgespannt, ein Paar Stücke Getüch lagen, während an den von Baum zu Baum gezogenen Leinen allerlei halbzerrissenes und schlechtgewaschenes Weißzeuch trocknete, und wo, gleichwie unter einem Zeltdach, auf dem Gras beim Brunnen ein niedliches Kind saß, welches mit einer langen Gerte Gänse, Hühner, Enten und das grunzende Schwein vom Bleichplatz abhielt, und, mich erblickend, mir liebreich zulächelte. Ich trat hinzu, reichte dem Mägdlein die Hand und fragte es um seinen Namen.

„Ich heiße Elsbeth. Und du?“ „Sie rufen mich Benz,“ entgegnete ich, und obschon Arnulph mir stets eingeschärft, daß ich ungefragt niemals sagen sollte, wessen ich sei, setzte ich dennoch unbedacht hinzu: „und ich bin des Scharfrichters Bube.“ —

Ich erschrack ob diesen Worten, als sie heraus waren, und meinte nicht anders, als Elsbeth würde mit Abscheu sich von mir wenden; statt dessen sagte sie ganz freundlich:

„Setz' dich zu mir, Benz, und hilf mir das Linnen hüten.“

Ich war wie im Himmel, denn seit lieb Mütterlein von dannen gegangen, hatt' ich nimmer erfahren, wie wohl das Lächeln eines engelschönen Antlitzes thut, und wir zwei Kinder waren alsbald die besten vertrautesten Freunde, saßen bei einander Hand in Hand, lachten und plauderten ohn' Unterlaß, und vergaßen um uns her die ganze Welt.

Ich begehrte von der kleinen Elsbeth zu wissen, wer ihre Aeltern seien? Sie sah aus ihren großen schwarzen Augen mich verwundert an, wußte nicht, was ich damit meinte, und die Erklärung, welche ich versuchte, verwirrte sie nur noch mehr; endlich hörte ich meinen Vater pfeifen, gab meiner neuen Freundin einen Kuß und sprang ins Haus. Unterwegs erzählte ich dem Vater die Begebenheit, und er sagte mir, das Mägdlein sei eine Waise, deren Mutter im Hause gestorben, und die nun von der alten Sarah, als ihr anheim gefallen, auferzogen worden; einen Vater aber habe sie, seines Wissens, nie gehabt.

Von Stund an ging ich nirgends lieber hin, als zur Stadt. Was kümmerte mich nunmehr die Scheu der Begegnenden, der Hohn der spielenden Knaben, die mit Spottreden uns nachliefen! War meinen Schritten doch ein Ziel gesteckt, an dem ein liebreicher Gruß, ein Händedruck und ein zärtlicher Kuß meiner harrten, und die kleine Elsbeth ward mir bald so lieb, als Mütterlein selig, so daß in meinen Träumen endlich die zwei Bilder in einander verschmolzen, und ich, einer gedenkend, eigentlich alle beide zugleich im Sinne hatte; doch das ist später wieder anders geworden, als die himmlische Reinheit, in deren vollem Glanz lieb Mütterlein hinübergegangen, von Elsbeth gewichen war.

So ward ich etwa zwölf Jahre alt, ein großer und starker Bube, und geschickt in allerlei Handgriffen; ich führte schon so sicher das Schwert, daß ich mit wagerechtem Streich zwischen übereinander gestellten Häfen durchhieb, ohne einen davon zu beschädigen, und knüpfte mit gewandter Hand einen Knoten und eine Schlinge so kunstfertig, daß ich, wie Arnulph voll stolzer Freude zu sagen pflegte, jegliche Stunde hätte Freiknecht werden können. Da geschah es eines Tages, daß der Vater, vom Zipperlein geplagt, mir befahl, allein nach der Stadt zu gehen, und aus dem mir so wohlbekannten und theuern Haus zum Elephanten den Frauenzins zu hohlen, wobei er mir auf die Seele band, mich von den fahrenden Weibern nicht herzen, drücken und küßen zu lassen, und keinen der blanken Pfennige zu verlieren, die sie mir geben würden; ich brachte ihm auch die richtige Zahl heim, doch erfuhr er nicht, was mir unterwegs begegnet war.

Als nämlich die Buben, welche uns gewöhnlich nachliefen, wahrnahmen, daß ich allein war, wagten sie sich viel näher an mich, als sonst, und unter ihnen bemerkte ich vor allen wieder jenen flachshärigen Gesellen, der mir stets als der ärgste unter ihnen vorgekommen, war, und den seine Genossen theils „Engolf,“ theils „Raufhähnlein“ riefen; er war der Sohn eines Patriziers, des edeln Herrn Hahn zum Baumgarten, und um wenige Jahre älter als ich. Diesmal verfolgte er mich bis auf die Schwelle des Frauenhauses, und da die Pforte eben geöffnet wurde, trat er ganz nahe hin, und schlug nach mir, der ich behend dem Streiche auswich, und ihm dabei die geballte Faust unter die Nase stieß, so daß er rücklings niederstürzte, während ich hineinwischte und die Thüre ins Schloß schnappen ließ.

Nun war ich freilich fürs erste in Sicherheit, aber draußen harrte das Raufhähnlein meiner mit seinen Genossen, ich konnte mich daher auf eine tüchtige Tracht derber Schläge gefaßt machen, und bat Elsbeth mir einen handfesten Knittel zu schaffen. Sie gab mir einen Bohnenstecken, überhob jedoch mich zugleich der Mühe, mich seiner zu bedienen, indem

sie mir einen geheimen Durchschlupf verrieth, der von Gesträuch und wucherndem Epheu versteckt, durch die Mauer auf den öden Zimmerplatz führt, und jenseits durch allerlei Schutt und einen dichten Hollunderbusch verborgen war; so ging ich in der Dämmerung hinter der Frohnveste hinab durch das Schifferthörlein, und durch die Auen nach Haus, während die Gegner bis in die sinkende Nacht vergeblich im Rosenthal dem auflauerten, an dem sie ihr Müthchen zu kühlen so begierig waren.

Da ich nun auf solche Weise mein Geschäft getreulich ausgeführt, so übertrug mir der Vater fortan gänzlich das Abholen des Zinses, und ich nahm wohlweislich jedesma meinen Weg durchs Schifferthörlein, um nicht etwa dem Engolf und seinen Gesellen unter die Fäuste zu gerathen, und diese heimlichen Gänge hatten dadurch nur einen um so höhern Reiz für mich, besonders als Elsbeth mich darauf aufmerksam machte, daß ich ja auch ohne des Vaters Auftrag den Durchschlupf finden könnte, und die Woche noch sechs Tage außer dem Samstag habe, was ich mir gesagt sein ließ.

Ich war vergnügt und glücklich, bis es endlich mit meinem Schleichen und Schlupfen wie mit Kratzen und Borgen im Sprichwort ging: es that nur eine Weile gut. Die bösen Buben in der Stadt wußten so gut, als irgend wer, welche Geschäfte der Freimann allwöchentlich im Rosenthal hatte, und da sie so lange Zeit hindurch weder ihn selbst, noch irgendwen der Seinen über den Marktplatz kommen sahen, so mochten sie wohl denken, daß wir einen andern, als den bisherigen Weg ausgefunden; soviel ist wenigstens gewiß, daß ich verkundschaftet war, und Raufhähnlein mir auf den Dienst lauerte, um für den empfangenen harten Faustschlag Rache zu üben.

Und wie ich denn eines Namittags bei der Frohnveste zum Zimmerplatz einbog, hörte ich hinter mir rufen: „Aufgeschaut! da ist er!“ und sah, umblickend, ein Paar Knaben mit Stecken in den Händen, wie sie mit dem Geschrei: „Hussah, Henkersbub!“ auf mich zurannten; ich hielt es für das Beste, ihnen auszuweichen, weil ich meinte, es möchten ihrer noch mehrere bei der Hand sein, ergriff also das Hasenpanier, rannte über Stock und Stein gegen den wohlbekannten Hollunderbusch, warf ihrer etliche nieder, welche, plötzlich wie aus dem Boden gewachsen, mich aufhalten wollten, wobei ich manchen Stoß und Schlag erhielt, und war beinahe schon in Sicherheit, als ich mit einemmale Stirn an Stirn vor Engolf stand, der einen kurzen dicken Knotenstock schwang, dessen Streichen ich nur entgehen mochte, indem ich den Gegner unterlief, der jedoch zu fest auf seinen Füßen stand, als daß ich ihn hätte werfen können; so rangen wir den Faust gegen Faust, empfingen und ertheilten manchen Streich, und der Ausgang des Streites wäre sehr zweifelhaft gewesen, wenn nicht die andern Buben mit wildem Geschrei herangekommen wären; furchtbar gellten ihre Drohungen in meinen Ohren, schon legte der vorderste Hand an mich, und nur eines Augenblickes noch bedurfte es, so war ich wehrlos ihren Mißhandlungen preisgegeben, — da riß ich mit aller Kraft der Verzweiflung mich los, so daß die Stücke meines Wamses und meines Hemdes in des Raufhähnleins haltender Faust blieben, schlug den eben hinzu Gekommenen nieder, fühlte in demselben Augenblick einen Streich des Knotenstocks über dem linken Ohr, und fand dennoch, obschon taumelnd und ohne mehr aus den Augen zu sehen, wie von des Schutzengels Hand geleitet, den Weg in den Hof des Elephanten, wo ich blutend und bewußtlos niedersank, während meine Dränger nicht wußten, wo ich hingekommen war, und mich eifrig im Gebüsch und unter dem Schutthaufen suchten, hinter dessen Zweigen, Balken und Steinen mein Schlupfloch so gut verborgen war, daß die Un-

eingeweihten, dicht dabei stehend, entweder keine Ahnung von seinem Dasein hatten, oder mindestens nicht wagten, durch das Gemäuer zu dringen.

Als ich wieder zum Bewußtsein erwachte, fand ich mich mit verbundenem Kopfe auf einem Lager in einem mir unbekannten Gemache, sah aber zu meinem Troste zugleich neben mir der kleinen Freundin traute Züge, und fühlte mithin mich alsobald heimisch, so daß ich nicht einmal fragte, wo ich sei, sondern nur, ob ich lange geschlafen hätte? Da lächelte Elsbeth durch Thränen, ergriff meine Hand, und zu des Bettes Füßen tauchte ein anderes Antlitz, das jener jungen Dirne auf, welche der Vater meinetwegen geschlagen, und ich hörte sie sagen: „Gott sei Dank, er lebt wieder.“ —

„War ich denn todt?“ fragte ich dagegen.

„So gut, wie todt,“ versetzte Amelein: „der Meister Balduinus hätte gestern noch keinen Blaffert auf dein Leben gewettet, mein Kleiner, denn du bist übel gefallen.“

Elsbeth und ich, wir sahen uns bei dieser Rede bedeutsam an, als wüßten wir's besser, und dennoch konnte ich mir nicht zusammenreimen, wie sie den eigentlichen Hergang hätte erfahren sollen, bis sie mir später selbst offenbarte, daß sie es gewesen, welche mich an der Hand durch die Mauer gezogen; sie hatte an jenem Abend, meiner harrend, den Lärm der Verfolgung und des Streites vernommen, sich in den Schlupf gedrängt, und war just zu rechter Zeit gekommen, mich den Fäusten und Stöcken der Dränger zu entrücken. So war es denn wirklich des Schutzengels Fügung gewesen, welche mir Elsbeths Hand gereicht, um den Betäubten und Taumelnden zu leiten.

Ich wollte mich emporrichten, doch Amelein hielt mich nieder, und ich erfuhr aus ihrem Munde, daß ich nicht nur eine schwere Kopfverletzung davon getragen, sondern auch den Fuß gebrochen hatte, der nun in Binden und Schindeln lag; der Meister Arzt hatte verordnet, daß ich einige Zeit hindurch mich nicht vom Lager rühren sollte; ich beschwichtigte leicht meine Ungeduld, da ich ja bei diesem Anlaß das Glück hatte, den lieben langen Tag in Elsbeths Nähe zu verleben, und wünschte sogar, daß meine Heilung sich recht lange hinausschieben möge. — Was hatte ich auch daheim zu versäumen? Der Vater selig ward dazumal immer mürrischer, und wenn just das Zipperlein ihn nicht an seinen Sorgenstuhl fesselte, wich er gar zu gern der keifenden Grethe aus, die, je mehr ihr eignes Büblein heranwuchs, mich um so scheeler ansah, und endlich dessen kein Hehl mehr hatte, daß sie mich haßte und aus dem Wege wünschte, damit Kunz dereinst des Vaters Eigen und Lehn erbe, welche mir, als dem Erstgebornen, zukamen, während der andere nichts zu gewärtigen hatte, als einen kargen Zehrpfennig und ein neues Gewand zur Ausstattung für die Reise in die weite Welt. So ward ich denn daheim vernachlässigt und mißhandelt, im Elephanten dagegen mit Liebe und Aufmerksamkeit gepflegt, fühlte mich selig in meiner Freundin Nähe, und hätte Jahre hindurch mit Freuden auf dem reinlichen Strohlager ausgeharrt, wie ich dessen mich nimmer erfreut, seit lieb Mütterleins sorgsame Hand nicht mehr in der Wasenmeisterei schaltete und waltete.

Doch auch diese Freude sollte mir verkümmert werden, bevor sie ihren natürlichen Verlauf zu nehmen und so das ihr gesteckte Ziel zu erreichen vermochte.

Zu jener Zeit nämlich begann ein Doktor Neander, wie er sich nannte, da er vorher Neumann geheißen, mit donnernder Beredsamkeit gegen alles, was in göttlichen und menschlichen Dingen für heilig und unantastbar erachtet wird zu eifern, weshalb das Volk ihm schaarenweise zulief, und endlich mit dem gemeinen Mann, wie von den

Wogen eines mächtigen Stromes hingerissen, auch die guten Leute, Rathsherrn, Patrizier, die Lehrer der Schule mit ihren Studenten, und die Zunftmeister, die alle zum großen Theil hierin nur dem Willen der Weiber sich fügten, denn es ist kaum zu sagen, und ein wunderlich Ding, welche Gewalt der böse Feind diesem seinen geliebten Sohn über die Herzen der Frauen und Jungfrauen zugetheilt hatte. Und wie er nach seines Herrn und Meisters Anweisung den Armen die christliche Gemeinschaft auslegte, aus der Schrift bewies, die Reichen seien jedes Aergernisses voll, der Spieler Gesellen, der Säufer Brüder, der Gotteslästerer Freunde, aller Ueppigkeit Knechte, weshalb Niemand reich sein sollte, als nur die Armen, — so lockte er die Reichen, indem er ihnen Haß und Unruhe gegen Fürsten und Herrn, Kaiser und Reich predigte, und ihnen die christliche Freiheit verhieß, — und vergaß endlich nicht, gegen Kartenspiel, Kegelbahn und was sonst noch nach altem Brauch und des Kaisers Satzungen dem Freimann zinsbar ist, zu eifern.

Das nun gefiel den Weibern über alle Maßen; mit gelbem Neide hatten sie schon lange gesehen, wie ihre Männer, Freier oder Söhne im Kugeln, Kegeln, Würfeln und Karteln blanke Pfennige und weiße Gröšlein wagten und wetteten, ein noch ärgerer Dorn im Auge waren ihnen des Scharfrichters Töchter im Rosenthal, und so erhoben sie dann, gestützt auf des Prädicanten wüthende Kanzelreden, ein so heilloses Geschrei, daß Ein Edler Rath um der lieben Ruhe willen unsere verbrieften Rechte mit Füßen tretend, endlich nachgab, alle Spiele wehrte, und an einem schönen Morgen seine Schergen schickte, um die fahrenden Frauen zu greifen und aus dem Weichbild zu führen.

Das geschah just zu der Zeit, da ich im Elephanten auf dem Stroh lag, und es war herzzerreißend, zu hören, wie die armen Dirnen heulten und schrien, die alte Sarah ihr graues Haar raufend, den Himmel und alle Heiligen zu Zeugen nahm, wie sie mit tyrannischer Gewalt in ihres freien Hauses ererbten Privilegien gekränkt werde, und dazwischen mein Vater, der nach meinen Wunden und nach meinem Fuß gesehen hatte, weil Balduins Mittel ihn nicht schnell genug wirkten, tobte, laut des Kaisers Recht anrief und mit dem Reichsgericht drohte.

Elsbeth schmiegte sich voll bitterlicher Angst an mich, wollte nicht wanken und weichen, wie ich nicht von ihr lassen, da meines Vaters Knechte kamen, um auf einer Bahre mich heim zu tragen. Ich meinte nicht anders, als die Kleine müsse mit den gemeinen Töchtern aus der Stadt ziehen, klammerte mich fest an sie, und war nicht eher zu bewegen, sie los zu lassen, obschon Arnulph mit Gewalt drohte, als bis ein eintretender Rathsherr äußerte, Elsbeth solle bleiben und einer frommen Frau zur Erziehung überantwortet werden.

„Lieber Knabe," sagte der Herr ganz freundlich: „es wird für das feine Schwesterlein wohl um vieles besser sein, in christlicher Obhut zu gedeihen, als in diesem S ü n d e n p f u h l aufzuschießen."

Nun verstand ich freilich dazumal nicht, was diese Rede bedeutete, denn in argloser Unschuld ahnte ich nichts von der Verworfenheit des ärgernißgebenden Aufenthaltes, aber die Freundlichkeit des Herrn beschwichtigte mich, ich nahm Abschied und ließ mich geduldig von Elsbeth trennen, die weinend zurückblieb.

Als die Träger mit mir heimkamen, schrie unter der Thür die Stiefmuttter uns entgegen:

„Schmeißt den liederlichen Strolch in den Stall zu den Schweinen, wo er hingehört."

Arnulph wollte an diese Rede sich nicht kehren, doch die Grethe wehrte mit zorn-

rothem Antlitz und geballten Fäusten ihm den Eingang, schlug ihn, da er sie wegdrängen wollte, auf die Wangen, kratzte ihn mit scharfen Nägeln, und zwang ihn also sich ihrem trotzigen Sinn zu fügen; da bettete mich denn der gute Gesell wenn auch grade nicht zu zu den Säuen, wie das arge Weib begehrt, doch zu anderem Gethier in den Zwinger, nämlich zu des Grafen Hatzhunden, von denen er wohl wußte, daß sie mir nichts anhaben würden, verhieß auch zugleich, so fleißig nach mir zu schauen, als es seine Zeit gestatten würde. Statt seiner kam der Vater, um für meine Wunden zu sorgen, und ich sah ihm wohl an, wie hart es ihm fiel, mich so schlecht gelagert und verpflegt zu wissen, obschon er sich nicht getraute, ein Wörtlein davon zu schnaufen, denn die Stiefmutter hielt ihn unter gar strenger Zucht; auf Arnulph aber harrte ich vergeblich, und erfuhr später erst, daß er sein Bündel hatte schnüren und von dannen ziehen müssen.

So verlebte ich traurige Tage auf dem einsamen Schmerzenslager, litt quälenden Durst, stillte die meiste Zeit den Hunger mit den Resten der Morgensuppe für die jungen Rüden, und beneidete nur allzuoft die alten um die ekle Kost, mit der Fassan, Waldfrau, Zottel und Bärmann sich mästeten. Mehr aber, als Einsamkeit, Hunger und Durst, quälte mich der Gedanke an Elsbeth, der Zweifel, ob der freundliche Rathsherr wohl auch Wort gehalten, und ob ich jemals sie wiedersehen würde?

Nach und nach kam ich so weit, daß ich mich in den Hof schleppen konnte, um wieder einmal die Sonne und den blauen Himmel zu sehen; und in der frischen Luft, von der umweht ich nach Herzenslust am Brunnen trinken und am Trog mich waschen durfte, ging es mit der Genesung wundersam schnell, daß ich endlich wieder auf meinen Füßen stehen, laufen und springen mochte, und so war ich um vieles wiederum besser daran, obschon mir es dennoch sehr schlecht ging, weil der alte Benz schwach genug war, des Hausfriedens halber seinem argen Weib den Willen zu lassen, und sich nicht weiter um mich zu kümmern; ich durfte nicht mehr in die Stube, nicht einmal in die Küche, wurde übler, als ein räudiger Hund gehalten, und besaß seit Arnulphs Entfernung keinen Freund mehr, als meine zottigen Schlafgenossen. Die Grethe und ihr Bube schlugen und traten mich, wo sie mich fanden, das Gesinde verhöhnte mich, gab mir, meines Abenteuers beim Elephanten wegen, einen schimpflichen Beinamen, und mein Forschen nach Elsbeths Aufenthalt war eben so vergeblich als beschwerlich, da ich nicht wagte, mich bei Tag in der Stadt sehen zu lassen, und Niemanden wußte, den ich hätte deshalb befragen mögen. Das aber war mir das allerärgste, und von dem einen sehnsüchtigen Gedanken und Trachten befangen, achtete ich meine übrige Pein gering, duldete jegliche Schmach, schickte und ergab mich in alle Entbehrungen, ohne ihrer nur so recht bewußt zu werden.

4.

Dudel-Gunz.

Wo der Schloßberg gegen das Ufer des Stromes steil abfällt, steht unterhalb der Brücke im Schatten uralter Nußbäume ein dunkles Häuschen, welches sich rückwärts an das starke Gemäuer eines ehemaligen Wachtthurms lehnt, dessen Gewölbe und Räume als Keller, Vorrathskammern und Speicher dienen; das Häuschen trägt als Zeichen eine Distel, ist, obschon im Burgrecht der Stadt, dem Grafen zinsbar, und eine von den Schülern vielfach besuchte Schenkwirthschaft, wo sie an hellen Sommerabenden in Schwärmen unter

den Bäumen sitzen, im Grase lagern, zechen und ihre fröhlichen Lieder singen, und oft bis in die späte Nacht verweilten, bevor, wie es später geschah, nach dem Läuten der Lumpenglocke die Brücke gesperrt, und nebst der großen Hauptporte auch noch das Schifferthörlein geschlossen wurde, welch letzteres bis zu den Tagen des großen Schülerauflaufs, von welchem später noch die Rede sein wird, nur bei ganz außerordentlichen Anlässen sein Fallgatter niederließ und seine Flügel zuklappte, so daß bis dahin zu allen Stunden des Tages wie der Nacht ein Weg von der Stadt über die Brücke frei blieb, der nur für des Orts unkundige Fremde nicht leicht zu finden war.

Zu jener Zeit nun, in der ich ein Knabe war, hauste in der Distel ein wunderliches altes Ehepaar, kinderlos, karg und, wie es hieß, reich an Geld und Geldeswerth, obschon Vater Fink, den die Schüler Distelfink zu nennen pflegten, und Mutter Blutrude stets in abgeschossenen und höchst ärmlichen Gewanden einhergingen, sich keinen guten Bissen gönnten, und mit leidenschaftlicher Wuth jedem die Thüre wiesen, der nur darauf anzuspielen wagte, daß sie nicht so arm und elend wären, als sie scheinen möchten; auch hüteten sich die Gäste wohl, die Alten zu necken und zu ärgern, weil Blutrude in dem Rufe stand, geheimer Wissenschaften kundig zu sein, seit ein leckerer Junggesell, der sich oftmals ein Gewerbe daraus gemacht, sie in Zorn zu hetzen, urplötzlich siech geworden und dahin gewelkt war, als hätt' ihm wer einen Atzmann in den Hafen gesetzt.

Doch konnten sie bei alledem nicht verhindern, daß die Leute heimlich von verborgenen Schätzen munkelten, und mancher Lotterbube auf Mittel und Wege sann, die gefangenen Goldgulden aus dem Kerker zu befreien und unter die Menschen zu bringen. Ein solcher war auch Guntram von Ulm, ein Student, sonst der Dudel-Gunz geheißen, weil er, statt zu den Füßen des Meisters zu sitzen und zu lernen, gewöhnlich mit dem Dudelsack sich umhertrieb, den Bauern zum Tanz aufspielte, und seine schnarrende Musik vor den Thüren der Schenken hören ließ; sobald er aber ein paar Pfennige in der Tasche hatte, nahm er sein Einlager in der Distel, ließ sich's wohl seyn vom frühen Morgen bis zum späten Abend, bis das Geldlein verklopft war, und benutzte dabei soviel als möglich seine Zeit, des Orts Gelegenheit zu erkunden, indem er da und dort sich zu schaffen machte, den Alten die Krüge und Kannen in den Keller nachtrug, und ihnen das Getränk in den Fäßchen hinab oder herauf schleppen half, ohne je für seine Mühe irgend eine Belohnung anzusprechen. Das gefiel dem Distelfink und seiner Trude, und da der dienstfertige Schüler noch dazu die alte Schwabenkunst besaß, zu allem, was er hörte und sah, ein tölpisches Gesicht zu schneiden, und sich wie ein ehrlicher Grobian zu gebehrden, so galt er vollends seinen Batzen, und ward wie ein ungefährliches Hausthier angesehen, auf das Niemand sonderlich mehr achtete, so daß endlich von Gunz nur dann noch die Rede war, wenn er, auf einem seiner Streifzüge abwesend, sich einen Tag lang nicht sehen ließ, und deshalb an allen Ecken und Enden fehlte.

Als er nun bis dahin gediehen war, und namentlich sich fein gemerkt hatte, welche Winkel und Zugänge die Alten am sorglichsten zu hüten schienen, so ersah er eines Abends seine Gelegenheit, durch die, nur einen Augenblick offen gelassene Speicherthüre zu schlüpfen, deren Schlüssel Fink niemals aus den Händen ließ, und leise, wie eine behende Katze die steile Leitertreppe hinauf in den obern Raum des Thurmes zu schleichen, wo er nach der Alten verborgenen Schätzen zu suchen im Sinne hatte; sobald er sie gefunden, wollte er in später Mitternacht hinabsteigen, die Thüre mit einem Fußtritt aus Schloß, Riegel und

Angeln sprengen, und mit Gewalt aus dem Hause brechen, um seine Beute in Sicherheit zu bringen, wobei ihn weder die hinfälligen Wirthsleute, noch die schwache, kaum zehnjährige Schenkdirne aufzuhalten vermocht hätten. Das hatte sich der Dudel-Gunz alles schon hinlänglich im Voraus überlegt, und da er nun nach langen Mühen endlich in des Hauses Heiligthum eingedrungen, handelte es sich um nichts mehr, als das verborgene Gut zu finden, — doch auch hierin lächelte ihm das Glück, denn kaum warf der Mond seinen Schein durch die schmale Dachlucke, als des Diebes spähendes Auge auf einen kleinen Eisenring fiel, der grell beleuchtet zu den Füßen eines Haufen alter Lumpen nur wie verstohlen lauschend hervorsah. Mit hastiger Hand räumte Gunz das Gerüll ein wenig zur Seite, schob, rückte und zog an dem Ring, bis er dazu gelangte, das Brett auszuheben, und vor seinen erstaunten Blicken lag im Licht des nächtlichen Gestirnes ein Haufen edlen Metalls: alte Sonnenkronen, Schildthaler und Silberlinge; er riß die Augen weit auf, die Fingerspitzen streckten sich verlangend nach dem Reichthum aus, und eben wollte er beginnen, der Beute sich zu bemächtigen, als er unter sich einen Schlüssel im Schloß rasseln, eine Thüre knarren und sich wieder schließen hörte. Da legte er das Brett schnell und leise wieder über den Schatz, schob die Lumpen an ihren alten Ort, und hatte sich bereits im tiefsten Schatten hinter eine Truhe verborgen, als der Fink und sein Weib die obersten Sprossen der Stiege erreichten.

Gunz drückte sich an die Dachsparren, hielt den Athem und die Seufzer zurück, welche der schwer gepreßten Brust sich zu entringen drohten, und packte sein Messerlein mit krampfhaftem Griffe fest, entschlossen, allen beiden die Gurgel abzustoßen, so sie ihn etwa entdeckten, oder sich beikommen ließen, das Geld von dannen tragen zu wollen; jene aber hatten keine Ahnung von der gefahrdrohenden Nähe, kauerten sich mitsammen nieder, ließen das Silber durch ihre dürren Hände klirren und klingen, überzählten zwei und dreimal die Summe nach der einzelnen Münzarten und im Ganzen, und endlich sagte der Mann:

„Alles richtig, Alte.“

(Fortsetzung folgt.)

In vielen Orten Chinas herrscht die Sitte, daß jeder junge Mann, der an seinem 21. Geburtstage nicht verheirathet ist, unter allgemeinen Jubel und Hohn aus der Stadt hinausgetrommelt wird. Dieses Fest wird an jedem Geburtstage, der ihn als Junggesellen begrüßt, wiederholt. Unlängst heirathete Einer, vor dessen Thür sich eben die Trommler mit großen Menschenmassen versammelt hatten, um ihn zur Stadt hinauszutrommeln, ein Mädchen aus der Masse heraus (indem er sie vom Vater kaufte, wie dieß in China so Mode ist), um dem ihm zugedachten Charivari zu entgehen.

(Brief eines Soldaten.) Lieber Herr Vormund! Für das Absterben meines Vaters bin ich Ihnen sehr verbunden. Dergleichen kleine Familien-Angelegenheiten ereignen sich oftmals. Was mich betrifft, so befinde ich mich im Lazarethe und bin ganz wohl. Ich habe, wie Sie vielleicht wissen, ein Bein verloren; doch ist mir, Gott sei Dank, noch eines übrig geblieben, mit welchem ich die Ehre habe zu verharren, Ihr gehorsamster Joseph Maier. —

(Ein Grund für den Diebstahl.) Ein Mann im Staate Maine, erzählt ein amerikanisches Blatt, welcher eine Uhr gestohlen hatte, entschuldigte sich damit, daß er unwohl gewesen sei, und daß sein Arzt ihm den Rath gegeben habe, „etwas zu nehmen.“

Der Bierbrauer Thomas Hart zu Halliwell, in der Nähe von Leeds, ließ am 2. September sein 29stes Kind taufen, von denen 25 am Leben noch sind.

Druck und Verlag von J. F. Rietsch. Verantwortlicher Redakteur: J. F. Rietsch.

Nro. 38. **I. Jahrg.**

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt.)

Sonntag den 23. September 1855.

Zehn Geschichten aus Meister Hämmerlings Leben und Denkwürdigkeiten.

(Memoiren eines Scharfrichters aus den Zeiten des Mittelalters.)

Herausgegeben von Wilhelm v. Chézy.

4.

Dudel-Gunz.

(Fortsetzung.)

„Alles wohl, Alter," versetzte das Weib, heiser lachend: „die weißen Vögelein haben keine Flügel mehr."

„Sollen sie schon bekommen," dachte der Lauscher, während Fink nach kurzem Besinnen wiederum sagte:

„Was meinst du, Alte, wenn wir sie in den Keller unter den Sand scharrten?"

„Meinst du?" entgegnete sie bedenklich.

„Wenn unten Feuer auskommt," fuhr er fort: „so verschmelzen sie da oben; im Keller können sie höchstens verschüttet werden."

„Du könntest Recht haben," sagte sie, doch zauderten beide, Hand anzulegen, und lauschten ängstlich, als vernähmen sie den Flügelschlag des Todesengels, der in diesem Augenblick mit ausgebreiteten Schwingen über ihrem Leben schwebte, wie der Falk über der Lerche.

„Halt," sagte endlich Blutrude: „mir fällt etwas aufs Herz. Diese alten Mauern und Gewölbe frißt kein Brand, wohl aber könnte des Lauschers Auge zum Keller dringen."

„Das ist wahr," bestätigte Fink: „auch kommen die Dirn' und der Gunz öfters hinunter. Wir wollen lieber die Füchslein auch heraufschleppen."

„Wollen wir all' unsere Eier in einen Sack stecken, Alter?"

„Ja, Alte. Was nützten uns die paar Thaler, wenn unsere hundert Goldgulden des Bösen wären?"

„Was doch das Geld für Sorgen macht.“

„Ja wohl, Weib. Wir waren früher viel glücklicher, und schliefen besser. Wollen wir morgen zu Nacht die Goldstücke heraufthun?“

„Es geschehe, wie du gesagt.“

Die zwei Gespenster schlichen wieder auf leisen Socken hinab, und der Schüler blieb Herr und Meister, sich des Geldes zu bemächtigen; aber er that es nicht, denn so groß der hier aufgehäufte Reichthum zur Stund' ihm eben noch vorgekommen war, schien er ihm jetzo nur noch ein elendes Häuflein, und all sein Sinnen und Trachten stand nach dem Golde, das aus dem Kellergewölbe heraufkommen sollte.

Also saß er da, zusammengekauert wie ein Häuflein Unglück, stierte immer auf einen Fleck, vermochte keinen andern Gedanken zu fassen, als den an die ungarischen Dukaten, und fühlte weder Hunger, Durst und Schlaf, noch die Langsamkeit der mit bleiernem Fuß dahinschleichenden Stunden, bis wiederum die Nacht herbeikam und des Lauschers Sinne weckte, daß er auf jegliches Geräusch horchte, den Fußtritt des Mäusleins vernahm, das über den Boden schlich, und das Nagen der Ratte, die mit geschäftigem Zahn das Holzwerk abraspelte; aber was er so sehnlich begehrte, kam ihm nicht vor Aug und Ohr, und der helle Morgen schien nochmals durch die Dachlucke, ohne daß der Fink das Gold gebracht hätte. Da wand sich Gunz in bittern Nöthen, der Durst schnürte ihm die Kehle zu, der Hunger nagte an ihm, wie unten die Ratte am Getäfel, und als er zu schlummern versuchte, wollten die entzündeten geschwollenen Augen sich nicht schließen; schon dachte er daran, sein Versteck zu verlassen, doch da er an die Treppe kam, ergriff ihn aufs neue die heiße Begierde nach dem Golde mit unwiderstehlicher Gewalt, er taumelte in den Winkel zurück, schnallte den Gürtel um seinen Leib fest und immer fester, um den begehrlichen Magen zu beschwichtigen, krallte die Hände ineinander, und vor seinen wirren Blicken webte ein Goldregen, gleich wie im Sonnenschein ein Mückenschwarm, bis er in eine Art von dumpfer Betäubung verfiel, aus der er erst nach vielen Stunden wieder erwachte, ohne mehr zu wissen, ob es Morgen oder Abend sei, und ohne überhaupt noch einer Wahrnehmung fähig zu sein, denn mit wahnsinniger Gier raffte er das Geld aus dem Versteck zusammen, füllte es in sein Barett, stürzte die steile Stiege hinab, sprengte mit kräftigem Fußtritt die Thür, packte unten den Wirth inmitten seiner, von dem Lärm ins Haus gelockten Gäste bei der Kehle, und schrie mit schrillender Stimme:

„Dein Gold, alter Sünder! Das Gold aus dem Keller her, das du mir versprochen hast,“ und hörte nicht auf, nach dem vergrabenen Schatz zu begehren, bis ihn die Anwesenden niederrissen und banden, während die Silberstücke aus dem Barett auf dem Estrich umherrollten, und Blutrude, ohne ihres halberwürgten Mannes noch der namenlosen Verwirrung zu achten, mit gieriger Hast sich darüber hinwarf, und Zeter schrie, wie einer der Gäste nur Miene machte, die Münzen anzurühren. Sobald der alte Fink aber wieder zu Athem gekommen, trieb er alle Anwesenden aus dem Hause, und half dem Weibe die Thaler auflesen, während einige starke Männer den rasenden, fort und fort nach dem Golde schreienden Schüler zur Stadt schleppten. Er hatte vor Hunger und Goldgier den Verstand verloren.

5.

Benzen Ausfahrt.

Von Stund' an blieb der Gunz ein wahnwitziger Thor. Sie schoren ihm die Haare ab, legten ihn in Eisen und Ketten, peitschten und strichen ihn grausam, er aber forderte stets mit Ungestüm den Schatz aus dem Keller, und so sahen meine Herren vom Rathe endlich keinen Ausweg mehr, als ihm zum Wahrzeichen ein Ohr abzuschneiden und ihn wohlverwahrt gen Ulm zu senden, damit daheim die Seinen ihn hüteten; und da er kein verständiges Wort mehr hervorzubringen vermochte, so mußte der Freimann für ihn und in seine Seele die Urphede schwören: nimmehr der Stadt Weichbild betreten zu wollen.

Ich hatte den Vater auf das Rathhaus begleiten dürfen, da er zuweilen gern mich um sich sah, sobald die Grethe nichts davon wußte, und als wir wieder vor die Thüre traten, und dem Wäglein nachblickten, auf welchem der Wahnsinnige von dannen fuhr, kam schreiend ein Bube gelaufen und brachte die Kunde, der alte Distelfink habe sich vor Angst und Verzweiflung ein Leides angethan.

Der Freimann befehl seinem Knecht, ihm eilends das große Schwert zu holen und den Karren zu bestellen, und trat den Weg zur Distel an, von der neugierigen Menge gefolgt, die sich so dicht an seine Fersen heftete, als irgend nur die Scheu vor seiner Nähe es zuließ.

Das alte Häuslein fanden wir ebenfalls von müßigen Gaffern umringt, die nichts zum Weichen hätte bringen können, als meines Vaters drohende Berührung, doch er brauchte nur seine Stimme zu erheben, um uns eine hinlänglich breite Gasse zu öffnen, und wir gelangten ungehindert zum Speicher, auf dem der greise Sünder von einem starken Kloben niederhing, mit den starren Füßen schier eine eiserne Truhe berührend, von welcher die in einem Winkel kauernde Blutrude keinen Blick verwandte. Bald nach uns kamen auch Rathsherren, Schreiber und Schergen, dann der Knecht mit dem Schwert, das der Freimann ergriff, um den Todten loszuschneiden, und hernach damit einen Kreis zu zeichnen, so weit er zu reichen vermochte, worauf er mit lauter Stimme also sprach:

„Ich sitze als Scharfrichter auf meinen Eigen und Erblehen, oder weiß irgendwer hier ein anderes?“

Der Rathsverwandte sagte: „Niemand weiß ein anderes. Du bist der Freimann im Weichbild der Stadt und in des Zehentgrafen Zins, Meister Benz; so verfahre denn nach deinen verbrieften und versiegelten Rechten und Freiheiten, und Gott helfe dir dabei, wie wir dir zu helfen bereit sind.“

Nun fuhr mein Vater fort: „Also lautet des Kaisers Satzung: wo irgendwer mit freventlicher Hand sich selbst ums Leben gebracht, da ist in Kammer, Gemach, Keller, Speicher, Scheune oder Stall alles des Scharfrichters Eigenthum, so weit er, bei dem Leichnam stehend, mit dem Schwert nach oben, unten und allen Seiten reichen mag. Hab' ich recht gesprochen?“

„Du hast recht gesprochen, auf Seele und Gewissen,“ versetzte der Rathsherr: „nimm denn hin, was dein.“

Blutrude schien diese Wechselreden kaum zu vernehmen und durchaus nicht zu beachten; theinahmlos sah sie, wie eines Henkersknechtes Faust das Ende des Strickes ergriff, an welchem der Gefährte ihres langen Lebens sich erwürgt, und den Todten zur Treppe schleifte,

— als aber der Meister nach dem Eisenkistlein sich bückte und es emporheben wollte, da schnellte sie urplötzlich auf, warf sich darüber hin und erhob ein erbärmliches Gekreisch, das den Anwesenden durch Mark und Bein drang. Ihr Mann, schrie sie, habe sich ums Leben gebracht, weil er daran verzweifelt, den einmal von Diebsaugen erblickten, von einer Diebszunge verrathenen Schatz fortan vor Räubern zu bewahren, und nun seien es gar die Hände der Gerechtigkeit selbst, welche mit diebischem Zugriff der Wittwe Gut sich aneignen wollten. Die Herrn und Schreiber redeten dem lärmenden und heulenden Weibe ernstlich und gütlich zu, die Schergen versuchten sie wegzuzerren, und stellten ihr dabei vor, sie möge sich nicht der Gefahr aussetzen, daß der Henker sie antaste und unehrlich mache; sie schrie nur um so toller und klammerte sich um so fester, so daß ich den Anblick und den Lärm nicht länger zu ertragen vermochte, und von dannen schlich.

Während nun oben der Streit um das Erbtheil des Unseligen tobte, und draußen die neugierig horchende Menge sich so nahe hinzudrängte, als die Hellebarden der Stadtknechte ihr gestatteten, fand ich in der Schenkstube, was ich dort nimmermehr gesucht: die kleine Freundin. Zuerst flogen wir uns in die Arme, und erst lange nachher verwunderten wir uns, wie wir einander so unverhofft wiedergefunden. Elsbeth berichtete, wie sie dem Ehepaar in der Distel übergeben worden, und nun die Dienste eines Schenkmädchens versehe, und ermahnte mich, recht oft zu ihr zu kommen; ich dagegen erzählte ihr von meinen Drangsalen und meiner Sehnsucht, so daß alsbald die hellen Thränen uns beiden in die Augen traten, während der plaudernde Mund lächelte und scherzte, und wir, wie gewöhnlich alles um uns her vergaßen, den Lärm im Hause nimmer vernahmen, und es sogar nicht einmal merkten, das er nachließ und endlich ganz und gar aufhörte, bis des Selbstmörders Wittwe uns zur Besinnung brachte, indem sie über mich herfiel, mit ihren knöchernden Fäusten mich zauste und schlug, und dabei gräuliche Schmähreden gegen meinen Vater ausstieß. Ich ertrug alles mit Geduld, um Esbeths willen, ließ mich gutwillig zur Thüre hinausdrängen, obschon ich stark genug, gewesen wäre, die gebrechliche Alte mit einem Streich zu Boden zu strecken, und wäre wohl ganz stille von dannen gegangen, hätte der Grimm des bösen Weibes sich nicht auch gegen die arme Waise gekehrt, und ihre giftgeschwollene Zunge das Kind mit einem Namen genannt, der freilich seiner Herkunft nur allzusehr gebührte, mich aber so erbitterte, daß ich umkehrte und schrie:

„Du alte Unholdin, ich hoffe den Tag noch zu erleben, an welchen ich mit dieser meiner Hand Deinen Scheiterhaufen in Flammen setze,“ wobei ich ihr voll kecken Zornes in die Augen sah.

Sie erschrack und verstummte, sei es, weil meine Worte ihr böses Gewissen aufgeregt und ihr eine Prophezeihung däuchte, sei es, weil vielleicht dazumal schon in meinem kindlichen Blick jener Zauber sich offenbarte, der späterhin in bösen Stunden oft starke Männer erbeben ließ und edle Rosse dem wilden Koller überantwortete; wie immer, Brutrude wandte sich, gleich einer Taumelnden, zur Seite, ließ mich ungestört Abschied von Elsbeth nehmen, und fand erst lange danach ihre Kraft und ihre Bosheit wieder.

Was ihr aber die Hölle an argen Künsten, Listen und Ränken verliehen, das bot sie auf, um ihre Rache an dem Freimann zu vollführen, der ihren Mammon geraubt, und wie das finstere Werk ihr gelang, wie sie den alten Benz an den Rand des Grabes, und, was schlimmer noch, auf die Schwelle der Marterkammer brachte, seinen Sohn aber hilflos in die weite Welt sprengte, das sollt ihr zur Stelle ausführlich vernehmen, obschon ich

dazumal, als dieß alles um mich her und theils auch mit mir verging, keine Ahnung von dem eigentlichen Zusammenhang hatte, der mir viele Jahre später erst unter Grausen und Schrecken von blauen bebenden Lippen gepeinigter Opfer der Gerechtigkeit kund ward, so daß unter den Bekenntnissen der Gefolterten meine arme Seele schärfere Qualen litt, als ihre Leiber durch all meine Zangen, Hacken, Leinen, Kloben und Schrauben erdulden mochten.

Nachdem um des bösen Weibes willen Arnulph in die weite Welt hatte wandern müssen, fügte es der Zufall, daß just kein gartender Freiknecht des Weges kommen wollte, und Meister Benz deßhalb genöthigt war, vielerlei selbst zu verrichten, was sonst sein getreuer, zuverlässiger und erprobter Gesell an seiner Statt und für ihn gethan hatte, und so sollte er auch, nachdem er lange Jahre hindurch mit eigener Hand nichts mehr geführt, als das breite Schwert, plötzlich wieder einmal das krumme Holz schwingen, um einen Mörder und Straßenräuber zu radbrechen.

Es hatte sich nämlich ereignet, daß ein berüchtigter Staudenhecht, der Geißmesser genannt, welcher im Gebirg schon manchen friedlichen Wanderer mit der Mordaxt erschlagen, von Pechkratzern ergriffen worden, da er im Walde eben ein junges Mägdlein erwürgen wollte, nachdem er es weder in Güte noch mit Gewalt zu seinem Willen hatte bringen können; er hieß eigentlich Seifried, und war zu dem Wappen von Etzelschwang geboren. Der Graf erkannte ihm, als einem Nothzwinger, die Strafe des Rades von unten zu, und befahl des Spruches Vollzug, trotz aller Fürbitten der adeligen Freundschaft. Noch auf der Behmstatt sogar bat Meister Benz, die Strafe mit dem Schwert, oder mindestens mit der Diele vollziehen zu dürfen, doch sprach er eben so vergeblich als des armen Sünders Sippen, und so ward denn der Seitz auf den Rost gebunden, der neben dem Hochgericht bereits, aus starken Rahmhölzern gezimmert, aufgeschlagen war, das Volk drängte neugierig hinzu, und Meister Benz führte den ersten Stoß auf das Schienbein, das krachend brach. Im unbändigen Schmerz riß der Etzelschwanger, riesenstark, wie er war, die rechte Faust sammt der eisernen Klammer los, und fuhr nach dem zum zweiten Stoß erhobenen Rade. Da trat aus Unverstand ein vorwitziger junger Gesell aus dem Haufen, haschte mit schnellem Griff die losgerissene Hand und bog sie zurück, worauf ein herbeigesprungener Scharfrichtersbube schnell die Klammer wieder festnagelte, während der Meister sein Rad an den Pfahl lehnte, auf den unvorsichtigen Jüngling zuschritt, ihm die Hand auf die Achsel legte, und zu ihm sagte: „Nun bist Du mein Dein Leben lang.

Der aber erblaßte und wollte zurücktreten, doch da half kein Sträuben, denn das Volk schrie, er sei des Henkers Genoß und Knecht, alldieweil er aus freien Stücken sich dazu hergegeben, ihm beizustehen, der gute Veit mußte sich darein fügen und schicken, ein Freiknecht zu werden, und zur Stunde noch seinen neuen Genossen helfen, den armen Sünder auf das Rad zu flechten, mit welchem der Scharfrichter dem Elenden die Schienbeine und Schenkel, und jeden Arm zweimal gebrochen hatte, ohne ihm jedoch den Gnadenstoß versetzen zu dürfen, so daß er langsam auf dem hohen Pfahl verschmachten, und noch erleben mußte, daß ihm die Geier das Fleisch von den zuckenden Gliedern hackten. Und dennoch war dem unter solchen Qualen sterbenden Verbrecher wohl kaum so übel zu Muthe, als dem unschuldigen Veit, der tausendmal seinem dienstfertigen Unverstand fluchte, und gern mit dem Seitz getauscht haben würde, wenn es möglich gewesen wäre.

Der arme Knabe! Er war ehrsamer Leute zu Nürnberg einziges Kind, kaum achtzehn Jahr alt, seines Gewerbes ein Drechsler, dabei ein Marxbruder und Freifechter, auch in

der Kunst der Meistersinger wohl unterrichtet, und daheim harrte seiner Rückkehr von der Wanderschaft eine liebende Braut, die nun auf immerdar für ihn verloren war, gleich wie Heimat, Haus und Hof, und der ehrliche Name, so daß er schier keinen Wunsch mehr hegen durfte, als den einen: die Seinen möchten nimmermehr erfahren, was aus ihm geworden, ihn für todt halten, betrauern und vergessen. —

Nie hatten die Mauern der Wasenmeisterei einen so trübseligen Bewohner umschlossen, als den jungen Nürnberger, dem vor Unlust und Heimweh Essen, Trinken und Schlafen verging, und der bald als ein hohläugiges Gespenst umherwandelte, die Gesellschaft seiner neuen Genossen mied, und sich nur in der Einsamkeit wohlzugefallen schien, deren Reizen ihn die andern nach vielen vergeblichen Versuchen der Aufmunterung endlich gern überließen, weil sie fanden, daß mit dem mürrischen Knaben nichts zu beginnen und zu fördern sei.

Und wie er also eines Abends nach der Feierstunde in dem Gärtlein hinter dem Hause seinen Gedanken nachhing, trat seines Meisters Weib im Kämmerlein vor den Spiegel von hellgeschliffenem Stahl, strählte und lockte ihr Haar mit Sorgfalt, wusch sich mit frischem Quellwasser das Antlitz und die Hände, legte das sonntägliche Gewand an, nahm in die eine Hand einen Krug mit altem Wein, in die andere ein Zinnteller, auf welchen sie neben den silbernen Trinkbecher ein Messer und einen gelben Butterweck legte, und ging damit hinaus in die Laube, wo der junge Gesell von der unerreichbaren Heimat und dem verlornen Glücke träumte. Verwundert sah er die Meisterin an, die, wie plötzlich aus dem Boden gewachsen, vor ihm stand, ihm den Wein kredenzte, das Gebäck darbot, und mit gütlicher Rede zusprach, seines Leides zu vergessen; doch das war eitle Mühe, denn der Veit verschmähte den Trank wie der Grethe tröstenden Zuspruch, und entgegnete auf all' ihre Reden nur das Eine, daß ihm nichts zu wünschen übrig sei, als der Tod, bis sie endlich ging, und ihn, wie er es begehrte, allein ließ.

Zürnend suchte sie ihr Lager, brütete Rachepläne, und erwachte dennoch versöhnt, um am Abend schon wiederum den vergeblichen Versuch zu übernehmen; und also ging es viele Tage hintereinander fort, ohne daß der störrische Veit seinen Trotz abgelegt, oder Grethe von ihrem Bemühen abgelassen hätte.

Wie es nun meistens geschieht, daß Widerstand die Herzen der Weiber nur um so begehrlicher macht, und gleich einem scharfen Sporn sie stachelt, also empfand es auch die Grethe, und sah sich am Ende so weit getrieben, daß sie die böse Lust, die sie anfangs kaum sich selbst einzugestehen wagte, der alten Blutrude offenbarte, um die argen Künste der Hexe zu ihrem Beistand aufzurufen. Die Blutrude nämlich hatte auf dem Wasen mancherlei zu schaffen, und war längst schon mit der Meisterin vertraut, welche der Distelwirthin behilflich gewesen, die Zauberwurzel Mandragora zu erhalten, die da unter dem Galgen sproßt, und sonst noch der unheimlichen Dinge mehr, vor welchen eine fromme Christenseele billige Scheu hegt. Die Trude pflegte wenigstens jede Woche einmal sich bei der Hintherthüre einzufinden, durch welche Grethe hinausschlüpfte, um mit ihr zu verkehren, und da nun die junge Frau ihre Noth klagte, grinste die Alte höhnisch, und beschloß bei sich, die Gelegenheit nicht entschlüpfen lassen, sich an dem Meister Hämmerling zu rächen; der Grethe aber verhieß sie Hilfe in ihrem Weh, und mischte ihr ein Pülverlein, um es dem spröden Knaben in der Suppe oder im Muß beizubringen, wozu auch schon am nächsten Sonntage die Gelegenheit sich fand und benutzt ward.

Dem Veit wurde nach dem Imbiß ganz sonderbar zu Muthe, und da er im Gärtlein

an seinem gewohnten Platz saß, war es ihm, als müsse er aufspringen und von dannen laufen, auch wollte es ihm nicht recht gelingen, an die Heimat und die Seinen zu denken, denn sein Hirn drehte sich im Kreise, und seine Sinne umfig ein Rausch, doch nicht betäubend und schwer, wie wenn er Nürnberger Meth gezecht hätte, sondern ermuthigend und leicht, wie er bis daher nur einmal im Leben ihn empfunden, als er zu Namur in Brabant auf seines Meisters Hochzeit von dem schäumenden und perlenden Trank gekostet, den die Wallonen aus der Grafschaft Champagne in Frankreich holen, um ihr von dem steifen Gerstenbier träg gewordenes Blut damit zu verdünnen und zu erleichtern.

Diejenige aber, welche ihm die Liebe zu essen gegeben, wußte aus der Hexe Anweisung gar wohl, daß sie ihn nicht lange allein lassen, und es nicht abwarten dürfe, ob ihm inzwischen etwa ein anderes Weib unter die Augen und vor die erregten Sinne trete, weshalb sie auch diesmal Spiel und Scherz im Hofraum vergaß und, sobald ihr Ehewirth den Rücken gewandt, mit dem so oft verschmähten Wein dem Garten zueilte. Und da der Veit sie erblickte, fiel es ihm wie Schuppen von den Augen, und er nahm zum erstenmale wahr, welch stattliche Frau die Meisterin sei; sie mochte dazumal etwa sechs und dreißig Sommer zählen, war schön weiß und rosenfarb von Antlitz, blau von Augen, glänzenden röthlichen Haaren, und, bis auf die breiten Hände und plumpen Plattfüße, in allen Stücken wohlgemacht, so daß sie, wenn sie aufgeputzt war, mancher schmucken Dirne den Rang ablaufen mochte, und diesmal in der That den jungen Knecht alles dessen, was er verloren, uneingedenk werden ließ. Er trank von dem Wein, ließ willig sich trösten und aufmuntern, holte seine bestaubte Zither aus der Kammer, spielte und sang manch' eine süße Weise, und Grethe ließ nicht eher von ihm ab, als bis sie, lange nachdem es dunkel geworden, doch viel zu früh noch für ihren bösen Willen, den heimkehrenden Alten im Hofe pfeifen hörte; da schlüpfte sie ins Haus, verwünschte den Störer und konnte vor lauter Wünschen und Plänen für die Zukunft lange nicht den Schlummer finden, der auch ihren bezauberten Mitschuldigen floh.

Doch waren es Gedanken ganz anderer Art, welche vom Veit die Ruhe scheuchten: in seiner Seele keimte bittere Reue, und als der Morgen anbrach, war es ihm, als müsse er das Weib erwürgen, das, wie ihm schwante, nur durch arglistige Künste ihn also bethört haben konnte; und dennoch wirkte der Zauber so mächtig, daß der arme Veit es kaum über sich gewinnen konnte, den gefährlichen Garten zu meiden, und den andern Freiknechten zu folgen, von deren Seite es ihn immerdar wie mit leiser, aber eindringlicher Ueberredung abrief und zu der stillen Laube lockte, in welcher er auf seinen Knieen unter glühenden Küssen der Verführerin seine Seele verpfändet und ewige Treue geschworen hatte.

Die Grethe verwunderte sich höchlich über das Betragen ihres kaum gewonnenen Buhlen, der nicht von ihres Mannes oder seiner Gesellen Seite wich, und sie dagegen mied, während dennoch seine Augen, wo er immer sie erblickte, sich an ihre Schritte hefteten, und, wie in Sehnsucht flammend, nicht von ihr abzulassen vermochten. Vergebens suchte sie ihm Red' und Antwort abzugewinnen, der ihr stets behend wie ein glatter Aal zu entschlüpfen wußte, und, je eifriger sie ihn zu verfolgen begann, um so hartnäckiger auswich; wer aber vermöchte für immerdar den Schlingen eines listigen Weibes zu entgehen, besonders wenn in seinem Herzen mit dem Abscheu vor der Sünde die Begierde kämpft? Ehe Veit sich dessen versah, stand er Aug' in Auge vor der, die er zugleich fürchtete, haßte und liebte, und wie er sie also vor sich erblickte, in Zorn und in Lust er-

glühend, öffneten sich unwillkührlich seine Arme, er schloß sie an seine Brust und gab sich den Liebkosungen hin, die ihn mit Grausen erfüllten. Nun öffnete Grethe den Mund, um ihn mit Vorwürfen zu überschütten, denen er nichts entgegen zu setzen wußte, als Betheuerungen und Schwüre der Zärtlichkeit und Treue, — wie aber endlich die Vorwürfe sich milderten, in Klagen und endlich in erwiedernde Schmeichelreden übergingen, da fand Veit für den Augenblick auch die Besinnung wieder, hielt mit starker Hand die Meisterin von sich ab, und sprach die zürnenden Worte: (Fortsetzung folgt.)

Auf einem Friedhof geschrieben.

Zwischen Gräber, Leichensteine,
Wand'l' ich einsam auf und ab,
Und Selene strahlt herab;
Ueber modernde Gebeine.

Friedlich in der dunk'len Erde,
Jetzt in schöner Harmonie,
Still und freudig hoffen sie:
Daß einst Gott sie rufen werde.

Ewig für die Welt geschieden,
Ruhen hier in düst'ren Hallen,
Bis die Weltposaunen schallen,
Freund und Feind im tiefsten Frieden.

Arme, die in Noth und Kummer,
Bittre Thränen oft vergossen,
Reiche, die das Glück genossen,
Sind vereint im Todesschlummer.

Auch der Edle sinkt hinab,
Hier verhallt der Armuth Blöße,
Hier verhallet Menschengröße,
Alles deckt das kühle Grab.

Eingehüllt im Sarcophage,
Modern Fürstliche Gebeine,
Schlummern hier im Todtenhaine,
Bis zum Auferstehungstage.

Edle hofft! daß einst zum Lohne,
Euch die Lieben stets umgeben,
Daß ein ew'ges sel'ges Leben,
Euch erblüh' am Strahlenthrone.

Wo ein guter Vater wohnet,
Dort auf lichten Sternenhöh'n,
Wo die Friedenspalmen weh'n,
Wo die Liebe süßer lohnet.

L.

Ein amerikanischer Stutzer kam in eine Gesellschaft und zupfte und rückte bedeutungsvoll an dem starren, weißen Kalskragen, der als „Vatermörder" im Mode-Journal glänzt. Ein Bekannter thut ihm den Gefallen und bewundert, wie glatt und fest die Vatermörder sitzen. „Ich trage sie schon zwei Tage", sagt der Stutzer, „und doch sind sie noch nicht die Probe zerknittert, sind noch blendend weiß." — „Allerdings". — „Es sind Vatermörder von der neuesten Erfindung." — „Wer ist denn der Erfinder?" — „Ein Klempner," antwortete der Stutzer. „Es sind Vatermörder von Blech und so fein lakirt, daß sie jeden Augenblick wie frisch gewaschen erscheinen. In die Wäsche braucht man sie gar nicht zu geben: bekommen sie Flecke, so haucht man sie an, fährt mit dem Aermel darüber und der Vatermörder ist wieder blendend weiß." — Ohne Zweifel sind diese neu erfundenen Vatermörder von Blech eine willkommene Mode für Alle, die nicht gern Waschgeld blechen.

Wie man in Californien Bekanntschaften macht. Unter der Ueberschrift „California Fashion" schreibt das deutsche San Franzisco Journal: Vor einigen Tagen ritt ein Deutscher in Sansomestraße; nahe an Sakramentostraße hört er einen Schuß fallen und wird, da ihm eine Kugel durch den Hut drang, sofort gewahr, daß seine Person als Zielscheibe gedient. Der Reiter wandte um und ritt auf den Pistolenschützen zu, welcher in hart anfuhr, daß er ein Pferd reite, welches ihm vor Kurzem gestohlen sei. Der Pistolenschütze fand jedoch bald aus, daß er sich geirrt und das Pferd nicht das seinige sei. Mit der größten Höflichkeit entschuldigte er sich dann mit den Worten: „Entschuldigen Sie, mein Herr, ich habe mich geirrt; wollen Sie nicht ein Gläschen Wein mit mir trinken?" und — der Reiter stieg ab und beide nahmen in einem Salon, nach denen man in San Franzisko nicht lange zu suchen braucht, einen „Trink".

Charade.

Füllet Erinnerung Dir
Mit traurigen Bildern die Seele
Sehnet nach gold'ner Ruh'
Sich Dein Auge umsonst
Könnt' ich als Genius dann Dir
Lethan's zaubernde Kraft
Träufeln in's trauernde Herz
Doch mit den Dritten vereint
Nie werde erfüllet ihr Ausspruch
Oder ich sag dann zuvor
Deines Gedenkens nicht werth
Sieh'st Du auf blumigter Flur
Das liebliche Ganze
O so flüst're mein Geist
Alle vier Sylben Dir zu.

Druck und Verlag von J. F. Rietsch.
Verantwortlicher Redakteur: J. F. Rietsch.

Nro. 39. **I. Jahrg.**

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt.)

Sonntag den 30. September 1855.

Zehn Geschichten aus Meister Hämmerlings Leben und Denkwürdigkeiten.

(Memoiren eines Scharfrichters aus den Zeiten des Mittelalters.)

Herausgegeben von Wilhelm v. Chézy.

5.

Benzen Ausfahrt.

(Fortsetzung.)

„Wie hast du mich doch so arglistig bethört, daß ich nicht ablassen kann von dem Gedanken an dich, und dein Knecht sein muß mein Leben lang? Hebe dich hinweg von mir, Versucherin, und laß mich einsam vergehen in Schmerz und Scham. Es ist der Sünde und des Unrechtes mehr denn zu viel, daß ich um deinetwillen derer vergesse, die ich immerdar zu lieben gedachte, und daß ich bis zu meinem Tode keines andern Weibes mehr begehren will und darf, als deiner allein, — nimmermehr aber sollst du mich verlocken, das Heil meiner Seele und die Ruhe meines Gewissens so schmählich in die Schanze zu schlagen, daß ich den Mann betrüge, der mein Brodherr und Lehrprinz, obschon ganz gegen meinen Willen, geworden. Darum hebe dich von dannen und laß ab von mir.“

Also stieß er sie von sich und wandte ihr den Rücken. —

Die Grethe wollte schier verzweifeln, raufte ihr Haar und wüthete gegen sich selbst, da sie nicht dem Urheber ihres bitteren Leides zu zürnen vermochte, der ihr in seinem Trotz nur um so reizender und verlockender erschien, den zu gewinnen sie Alles zu wagen sich bereit fühlte, und wofür sie auch das Schwerste zu vollführen sich selber hoch und theuer zuschwor.

Sie hatte nicht eitel geschworen, und der böse Feind bemeisterte sich bald ganz und gar ihrer von allem Guten gewendeten Seele durch der Blutrude heillosen Rath und Beistand. Die alte Hexe hatte nicht sobald vernommen, was der Veit gethan und gesagt, als sie der Grethe vorstellte, sie müsse den Benz zur Seite schaffen, dann werde sie ihre

Wünsche erreichen; — die Verblendete horchte begierig den verderblichen Rathschlägen, ließ ihr Gewissen in Schlummer wiegen durch die lockende Aussicht auf den Besitz des spröden Geliebten, und nahm aus der Zauberin Händen ein zweites Pülverlein, das sie nicht, wie das erste, dem Veit zu geben gedachte, sondern dem, welchem sie vor Gott und seinem Priester ihre Treue verpfändet.

Der Veit hielt sich mehr, als je, in der Nähe seines Meisters, weil ihm gar wohl bewußt war, daß er nirgends vor den Nachstellungen des Weibes sicherer sein könne, als just unter den Augen des Mannes, und so geschah es, daß der Freimann den aufmerksamen Knecht nach und nach liebgewann, den so mürrisch und finster der alte Benz auch seiner Gemüthsart nach war, so rührte ihn dennoch die Anhänglichkeit des Unglücklichen, weil er die eigentliche Ursache davon nicht kannte; den Veit dagegen bewegte die Freundschaft des rauhen Meisters dergestalt, daß sich ihm das Geheimniß auf die Zunge drängte, und er mit Mühe nur es zurückzuhalten vermochte, bis er endlich zu dem Entschlusse gelangte, es zu offenbaren, entstehe immerhin daraus was da wolle; auch berechnete er, daß der Meister ihn nach dieser Entdeckung aus dem Haus weisen würde, was ihm eben recht gewesen wäre, und so harrte er nur noch der passenden Gelegenheit, sein Wort anzubringen.

Der Anlaß aber gab sich bald, da eines Morgens der Freimann zu ihm sagte: „Komm herein zu mir, Nürnberger. Die Frau hat mir ein braunes Muß von feinem Gries bereitet, das magst du statt meiner verzehren, denn ich spüre keinen Hunger und werde der Schüssel nicht viel anhaben.“

Der Veit ließ die andern Knechte in die Küche zur Morgensuppe gehen, folgte der Einladung des Meisters, und langte tapfer in die Schüssel, weil er bei der Arbeit sehr hungrig geworden; während des Essens aber hob er beherzt sein Sprüchlein an, so daß der Benz, ehe er noch einen Bissen gegessen, vor Verwunderuug den Löffel im Muß stecken ließ, und mit weitaufgerissenen Augen der Erzählung zuhörte.

Unterdessen aber richtete Grethe langsam und bedächtig die Morgensuppe an, aß mit den Knechten und Mägden, lachte, plauderte und scherzte, und fragte endlich so ganz verloren nach dem Veit, weshalb er nicht heim gekommen, und wo er denn hingegangen sei?

„Freilich ist er heimgekommen,“ hieß die Antwort: „er ißt mit dem Meister das Muß von feinem Gries, das die Frau bereitet.“

Die Meisterin ward bleich wie der Tod, doch sprach sie kein Wörtlein, sondern schnellte von der Bank auf, eilte zur Stube, und trat just unter die Thür, als Veit mit einem Schrei zu Boden sank, auf dem er sich in bittern Schmerzen stöhnend und ächzend wand, während Benz, seiner nicht achtend, sich gleich einem Rasenden auf die Eintretende warf.

Das durch den plötzlich entstandenen Lärm herbeigelockte Gesinde sah den Sterbenden auf dem Estrich, und den Meister, der mit seinem Ledergürtel das Weib erbärmlich schlug und dabei mit allen häßlichen Namen eine Buhlerin und Ehebrecherin nannte, während sie ihn einen Mörder schalt, der in blinder thörichter Eifersucht den armen Knaben vergiftet, worüber der zornige Mann nur noch grimmiger wurde, so daß sie nicht lebendig seinen Händen entronnen wäre, wenn die Knechte nicht beide auseinander gedrängt hätten. Kaum aber fühlte sich die Grethe frei, als sie mit fliegenden Haaren und flatterndem Gewand zur Stadt lief, wo das Volk ihr schaarenweis sich nachdrängte, bis sie zeternd und schreiend zum Rathhause gelangte, wo sie mit lauter Stimme die Anklage wiederholte, die Striemen

auf ihren Armen und auf ihrem Antlitz verwies und den Schutz der Gerichte anrief, worauf keine Stunde verging, als der Freimann auch schon in den Eisen lag.

Der Veit war unterdessen gestorben, und die herbeigerufenen Meister Aerzte und Bader erklärten auf ihren Eid, daß ihn ein rasches Gift hingerafft habe.

Nun stand der Meister in schlimmen Schuhen. Vom eigenen Weibe betrogen und verrathen, hatte ihm noch dazu sein böses Geschick eine furchtbare Klage auf den Tod aufgebürdet; mit entsetzlicher Wahrscheinlichkeit zeugten die Umstände gegen ihn, um ihn als den Mörder des Vergifteten zu bezeichnen. Da er den wahren Zusammenhang klar und umständlich erzählte, lachte der Richter ihm in den Bart, und versetzte: „Du hast den Gesellen zu der Schüssel gelockt, von welcher du nach deinem eigenen Geständniß nicht gegessen, — du hast, statt dem Vergifteten beizuspringen, da es noch Zeit gewesen wäre. vorgezogen, dein Weib zu schlagen und zu würgen, und nun gesteh nur gütlich deine Missethat, daß der Richter dich strafe, Gott aber dir verzeihe; wo nicht, so weißt du, was deiner haart.“

Vergebens berief sich der Freimann auf sein langes rechtschaffenes Leben, auf seine treuen Dienste und seinen guten Leumund; meine Herrn vom Rathe erkannten ihm die peinliche Frage zu, und ließen ihn zur Pforte der Folterkammer führen, um ihn, wie es gewöhnlich armen Sündern geschieht, durch den Anblick der Marterwerkzeuge zu erschrecken. Nun lernte Meister Benz erst recht begreifen, wie den Vielen, welche er zu demselben Anblick schon geführt, etwa zu Muth gewesen, und mit Grausen dachte er daran, wie manche unter ihnen vielleicht gleich ihm unschuldig in falschen Verdacht gerathen; vor der Folter aber erschrack er nicht, sondern rief seine Rechte und Freiheiten an, lehnte die Gerichtsbarkeit meiner Herren ab, und verlangte die Versendung der Akten zum Spruch, damit der Schöppenstuhl über ihn richte.

Meine Herren wollten davon nichts hören noch vernehmen, und beriefen sich auf der Stadt eigene Privilegien, aber der fremde Scharfrichter, den sie zur Aushilfe beschieden, zog mit seinem Knecht die aufgestreiften Hemdsärmel zum Handgelenk nieder, nahm sein Wamms wieder auf, um es anzulegen, und erklärte mit fester Stimme, er müsse zwar, wenn ein zu Recht stehendes Urtheil es heische, allenfalls auch den eigenen Sohn martern, werde aber nimmermehr gegen Kaiser und Reich, nur nach Willkühr und rechtlosem Spruch an seinen Mitbruder Hand anlegen. Da fügten sich die Richter, und beschlossen, obschon widerwillig, die Akten zum Spruch zu senden. Also geschah es.

Meister Benz lag die langen Tage hindurch auf der Kerkerstreu, bedachte in bitterer Reue, wie er um der ihm angetrauten Metze willen den Sohn des ersten Bettes verkümmert, und that sich selbst ein Gelübde, so er frei würde, das Kind seines seligen Weibes in alle Rechte wieder einzusetzen, sollte er aber sterben müssen, wenigstens nach Kräften dafür zu sorgen, daß seinem kleinen Berthold ein tüchtiger Gerhab gesetzt und das Erbe gesichert werde. Unterdessen aber hatte Herr Ruprecht, der Zehentgraf, erfahren, wie und weshalb der Scharfrichter in den Thurm geworfen worden, ritt deshalb zur Stadt, und sprach zum Bürgermeister mit heuchlerischer Sanftmuth: „Mich drückt ein schweres heimliches Siechthum; der Meister Arzt und der Bader, die weise Frau und der Hufschmied wissen mir nicht zu helfen, und so begehr' ich denn mit dem erfahrenen Freimann zu reden, ob er das Gebrest nicht bannen mag.“

Nun sah der edle Herr gar nicht einem Siechen gleich, sondern war mannhaft und

und stattlich anzuschauen, und trotz der weißen Haare und des ergrauenden Bartes noch so rüstig und straff, wie ein dreißigjähriger Reitersmann, dennoch aber glaubte ihm der Bürgermeister aufs Wort und ward ihm zu Willen. So trat denn Herr Ruprecht in den Kerker, machte die Thür säuberlich hinter sich zu, und setzte sich dem Gefangenen gegenüber, der ihn voll Erstaunens anstarrte.

„Du wunderst dich, mein Benz, hob der Graf an: was mich wohl zu dir führt. So wisse denn, wir beide sind schwer krank, und einer soll je des andern Arzt sein.“

„Ich bin nur unglücklich,“ sagte der Meister: „doch nicht krank, denn die schmale Gefängnißkost und der klare Trank aus dem Brunnen lassen mein Zipperlein nimmermehr aufkommen.“

Ruprecht lachte derb und von ganzem Herzen, meinte, die Kur sei schlimmer, als das Uebel, und fuhr dann fort: „Unglück ist das schlimmste Siechthum, vergebliches Begehr ärger denn alle Schmerzen. So wisse denn; Du begehrst der Befreiung, ich des Geldes; ich habe Macht, dich zu lösen, du aber besitzest die blanken Kronen und die hundert Chremnitzer des alten Geizhalses, — wollen wir einen Tausch machen?“

Nun dachte Benz in seinem Sinne, es möge immerhin besser sein, wenn der Hort aus der Distel in des Grafen Hände käme, und er selbst dadurch Haut und Haar rettete, als daß meine Herrn vom Rathe denselben von ihm, als einem gerichteten Uebelthäter, erbten; deßhalb lächelte er beifällig, sagte dem Grafen, daß die Eisentruhe unter den Riegeln in der Wasenmeisterei liege, und verhieß für seine Rettung den gesammten Schatz hinzugeben.

„Du bist mir seit langen Jahren als ein ehrlicher Mann bekannt,“ sprach Ruprecht, sich erhebend: „Dein Wort bedarf bei mir keiner fernern Bürgschaft, und ich verheiße dir bei meiner adeligen Ehre, dich zu lösen, sei es mit List oder Gewalt.

Somit ging er von dannen, und ließ den Gefangenen voll Hoffnung und Zuversicht allein, den von nun an nimmer kümmerte, daß der Schöppenstuhl schrieb: „alldieweil ihr besagten Giftmörder auf handhafter That ergriffen, so möget ihr ihn wohl als einen boshaften Leugner mit der scharfen Frage vom ersten bis zum dritten Grade ansehen,“ denn zu selbiger Frist trat Ruprechts Ehrenhold vor den versammelten Rath, um den beschuldigten Scharfrichter als des Reiches Angehörigen und Lehensmann vor den im Namen des Kaisers gehegten Blutbann des Grafen zu fordern. Meine Herren sahen dies Begehren mit scheelem Aug' an, erhoben großen Lärm, und wollten sich noch weniger fügen, als früher in des Beklagten Verlangen nach dem Spruch der Hochschule, da aber der Graf mit Gewalt drohte, und sie nur gar zu gut wußten, daß sie wegen der Neander'schen Händel bei kaiserlichem Hoflager gar übel angeschrieben standen, so lieferten sie endlich den Gefangenen in des Reiches Gewahrsam zu Handen des Grafen, welcher von da an auf den dritten Tag die Theidigung ausschrieb.

Eine halbe Stunde Weges unterhalb der Stadt am rechten Ufer des Stromes steht heutuzag noch die uralte Eiche, unter deren Schatten unsere Vorfahren schon zur Malstatt sich versammelten, und der Graf in des Kaisers Namen über Leib und Leben sprach. Hier saß Ruprecht unter großem Zulauf des Volkes zu Gericht, ihm zur Linken stand der Beklagte, neben sich den Fürsprecher, welchen der Richter selber für ihn aufgerufen und bestellt hatte, und der kein anderer war, als Junker Etzel der Staufer, ein eidgenössischer Reisläufer in des Grafen Sold, berüchtigt durch seinen kecken Muth und seine starken Fäuste.

Der Bürgermeister selbst trat im Namen meiner Herrn vom Rathe als Kläger auf, brachte Zeugen und Beweise, und verlangte des Mörders Bestrafung; dagegen führte der Staufer sieben edelgeborne Zeugen herbei, die leisteten einen gestabten Eid, daß Meister Benz rein sei von solcher Missethat, worauf Junker Etzel seinen Handschuh in den Ring warf, und mit lauter Stimme jeglichen zum Kampfe rief, der ein Anderes zu behaupten meine. Obwohl nun der Herold dreimal zu verschiedenen Fristen wiederholte, was der Schweizer gesagt, so fand sich dennoch Niemand, um das Pfand aufzuheben, und da die Sonne sich neigte, ohne daß ein Kämpfer für den Kläger erscheinen wollte, so sprach der Graf den Beklagten frei.

Dies war das letztemal, daß der offene Blutbann unter der Eiche gehegt ward, wie es das erstemal wieder seit Menschengedenken gewesen, daß der Graf sein Recht geübt, statt der Ueberführung durch Beweis und Folter ein Gottesgericht auszurufen, ein Recht, das seitdem des Kaisers Spruch ausdrücklich für verjährt und verfallen erklärt hat. Aber bei der Freisprechung des Meisters hatte es dennoch sein Bewenden, erstens, weil die Bedrängnisse der Zeiten die Berufung an das höchste Gericht auf Jahre hinaus verschob, zweitens, weil der Bescheid, welcher endlich des Grafen Urtheil für nichtig erklärte, erst nach dem Tode des Richters und seines Losgesprochenen erfolgte, nachdem längst schon Gretchens und Blutrudens Geständnisse den wahren Zusammenhang und somit des Freimanns Unschuld an den Tag gebracht.

Als Meister Benz daheim nach seinem erstgebornen Sohn fragte, so hieß es, der böse Bube sei in alle Welt entlaufen. Die Grethe aber wußte mit listigen Reden und demüthigem Flehen den Alten zu kirren, daß er ihr vergab. Die lange Haft hatte eben auch seinen harten Sinn mürbe gemacht und der Verlust des ältern Knaben den Werth des noch übrigen einzigen Kindes in seinen Augen gesteigert.

Der kleine Benz jedoch war nicht freiwillig entlaufen, sondern halb mit List, halb mit Gewalt entfernt worden. Ein Knecht hatte ihn auf der Stiefmutter Geheiß viele Stunden Weges auf einem Karren durch den Wald geführt, ihn entsetzlich bedroht, wenn er je zurückkehre, und dabei ihm vorgespiegelt, sein Vater würde demnächst gerichtet, er selbst aber hernach, wenn man ihn griffe, auf ewig in den Thurm zu Schlangen und Molchen gesperrt werden.

Das war Benzen Ausfahrt.

6.

Der Junker und sein Knecht.

Dem Grafen Ruprecht hatte seine Gemahlin zwei Söhne geboren, und da die edle Frau zu sterben kam, mußte ihr Herr und Ehewirth geloben, den jüngsten weder dem Dienst der Kirche zu weihen, noch auch für das adelige Gewerb der Waffen zu erziehen, sondern ihn in den weltlichen Wissenschaften unterweisen zu lassen, daß er dereinst ein Licht in des Kaisers Rath werden möge. Zu beiden Bitten hatte die Gräfin ihre besondern Gründe; als eine zärtliche Mutter wünschte sie wenigstens einen ihrer Söhne von den Gefahren des Krieges fern zu halten, und als heimliche Anhängerin Neanders war ihr der Gedanke unerträglich, daß ihr Ulrich die Weihen einer Kirche empfangen solle, der sie selbst in innerster Seele sich entfremdet hatte. Der Graf hatte in der Rührung des Ab-

schiedes das Versprechen übereilt geleistet, und hielt sich dann für verpflichtet, es zu erfüllen, obschon es ihn bitterlich gereute, denn es war von jeher in seinem Stamme Sitte gewesen, einen der Söhne des Hauses im Dienste des Altars zu hohen Ehren und Reichthümern zu befördern, und der Hauptstamm hatte sich stets auch durch die glänzenden Erbschaften, welche nach dem Hinscheiden der ihm entsprossenen Bischöfe, Prälaten und Domherrn ihm anheim zu fallen pflegten, aus mancher Noth und Fährlichkeit geholfen.

Dem Junker selbst jedoch behagte das Lernen nicht, und er begann, dem zu seiner Obhut gesetzten Magister allgemach über den Kopf zu wachsen, so daß der hochgelahrte, aber schwache Mann das junge wilde Blut nimmer zu bändigen vermochte, und eben nur zu klagen wußte, wenn sein Zögling lieber einen raschen Gaul tummelte, als über den Büchern saß, lieber die Klinge als die Feder führte, statt des Cirkels und Quadranten die Kugelbüchse handhabte, und in trotzigem Unmuth den ehrwürdigen Lehrer einen lateinischen Simplex nannte, so ihm dieser vorstellte, daß er nach des Vaters Willen und der seligen Mutter Vermächtniß nicht zu den Waffen erzogen, sondern ein Mann des Rathes und der Feder werden solle. Der Trotz des Knaben freute und erquickte zwar den Grafen so recht vom Herzen, da er aber als ein redlicher Mann steif und fest an dem gegebenen Wort hielt, so beschloß er, den Utz in strenger Zucht auf eine hohe Schule zu thun, und obwohl er in der Stadt selbst treffliche Lehrer hätte haben können, so zog er, der obwaltenden Streitigkeiten halber, es dennoch vor, ihn gen Straßburg zu senden. Er sprach den Befehl aus, und der Sohn mußte gehorchen.

Sie zogen zu Dritt aus; voran der hochaufgeschlossene, obschon erst sechszehnjährige Ulrich auf seinem wilden Rappen, an der Seite den langen Raufdegen, den Federhut schief auf den blonden Ringellocken, deren Fülle das Band im Nacken kaum festzuhalten vermochte, und am Sattelbogen Helm und Tartsche, hinterdrein Magister Wohlgemuth, der seinem Namen keineswegs entsprach, so mißmuthig saß er auf seinem zahmen, alten und lebensmüden Schimmel, vorgebeugt, daß die Locken der Haarhaube schier den Sattelknopf berührten, mit hinaufgezogenen Knieen, und dabei so furchtsam, daß selbst der treue Gotthold, welcher zur Seite laufend die Zügel hielt, eines Lächelns sich nicht erwehren konnte, obgleich er wie ein liebender Sohn den Magister verehrte, welcher in den Mußestunden ihn Alles das gelehret hatte, was Tag für Tag Ulrich eigentlich hätte lernen sollen.

Dem Junker ging auf solche Weise die Reise viel zu langsam, und in der zweiten Nachtherberge schon schlug er dem Magister vor, seinen Schimmel Gotthold abzutreten, und auf einem Güterwagen ihnen gemächlich nachzureisen; dieser Gedanke lachte dem gebrechlichen und kranken Gelehrten, dennoch ging er nicht auf den Vorschlag ein, weil er es nicht über sein Gewissen bringen konnte, den anvertrauten Zögling sich selbst zu überlassen, und da der pflichtgetreue Lehrer allen Bitten und Vorstellungen widerstand, so mußte Ulrich sich in Geduld fügen, und konnte auch nicht für sich voran reiten, wie er es gern gethan hätte, weil Wohlgemuth den Reisesäckel in Verwahrsam hielt. Die Reise aber ward immer beschwerlicher, ging von Tag zu Tag langsamer, so daß der ungeduldige Schüler oft im Stillen wünschte, „der lahme Schulfuchs möchte das Genick brechen,“ was auch leicht hätte geschehen können, da sie über den Schwarzwald, und von Krummenschiltach durch die steile Felsenschlucht hinab gen Hornberg und in das liebliche Kinzigthal ritten, und der Magister wie ein Sack in den Bügeln hing, so daß ihn Gotthold festhalten mußte, sollte er nicht herunterstürzen.

Am späten Abend erreichten sie Gengenbach, das alte Städtlein, wo der arme Wohlgemuth so krank anlangte, daß ihn der Diener zu der Streu tragen mußte, auf welcher er alsbald entschlummerte, um am frühen Morgen mit fliegenden Pulsen, fieberrothen Wangen und stechenden Schmerzen in der Brust zu erwachen. Voll bitterer Angst lief Gotthold nach dem Bader, welcher kaum vernommen, daß der gelehrte Herr durch die Beschwerlichkeiten der weiten Fahrt über Berg und Thal erkrankt, als er befahl, einen Becher rothen Weines mit Honig, Zimmet und Nägelein zu kochen, und dem Leidenden als Herzstärkung zu reichen; er selbst werde später kommen und nachsehen, sobald sein Geselle wieder da sei, um die Badstube zu hüten. Aber der Gesell blieb lang aus, statt seiner kam eine Kunde nach der andern, und als endlich der Bader Zeit fand, sich zu dem Kranken zu begeben, bedurfte der keiner irdischen Hilfe mehr: der starke Würzwein hatte ihn so betäubt, daß er, ohne seiner Schmerzen sich deutlich mehr bewußt zu werden, im Herrn entschlafen war, und für den Heilkünstler nichts mehr zu thun übrig blieb, als seinen Lohn zu heischen, den Junker Ulrich willig zahlte, während er, betreten und niedergeschlagen, sich vor sich selber der innerlichen Freude schämte, welche der Abschied des lästigen Aufsehers in ihm erregte, und sich erst wieder erleichtert fühlte, als er dem Todten die letzte Ehre erwiesen, und mit Gotthold gegen Offenburg hinab trabte.

Lachenden Mundes wandte er sich zu dem trübseligen Begleiter: „Nun, Gesell, behagt es Dir nicht besser, des Weges einher zu reiten, als zu Fuß neben dem lateinischen Reiter durch Dick und Dünn zu laufen, in der einen Hand den Trensenzügel, in der andern den Wanderspieß?“

Der getreue Knecht schüttelte den Kopf, und meinte, er würde gern den Magister auf seinen Schultern nach Straßburg getragen haben, um ihm das Leben zu fristen, und dafür Schätze der Gelehrsamkeit von ihm einzutauschen. Ob dieser Rede verwunderte sich der Junker, lachte dann über Gottholds Gelüst nach des Pedanten gelehrten Kram, und horchte endlich hoch auf, da jener, redselig geworden und in seinem Schmerz über des Lehrers Verlust, offenbarte, wie er seit Jahren der Schüler des Herrn Wohlgemuth gewesen, des Lesens und Schreibens kundig sei, die lateinische Sprache verstehe, und Hoffnung gehegt habe, unter des Magisters Leitung zu Straßburg die sieben freien Künste vollends zu erlernen.

Der Utz machte sich allerlei Gedanken über das, was er eben vernommen, versank in langes tiefes Nachsinnen, faßte dann einen Entschluß, und wandte sich abermals zu dem Knecht: „Was thätest Du dafür, Gotthold, wenn ich dir Gelegenheit schaffte, zu den Füßen der hochberühmten Meister selbst zu sitzen, und aus ihrem eigenen Munde die Philosophie, weltliches und canonisches Recht zu lernen?“

Er mußte die Frage wiederhohlen, bevor der überraschte Diener den Sinn faßte, und mit freudefunkelnden Blicken dann ausrief: „O gestrenger Junker, ich wollte für euch durchs Feuer laufen und all' Euere begangenen und zukünftigen Sünden tragen.“

„Du magst es wohlfeiler erhalten,“ sagte Ulrich bedächtig: „Du brauchst für mich nicht durchs Feuer, sondern nur durch die Schule zu laufen, die mir zwar eine Hölle, dir aber ein Paradies dünkt; auch brauchst du nicht meine Sünden, sondern nur meinen Namen zu tragen.“

„Ich versteh' Euch nicht, Junker?

„Thut nichts! Antworte nur, ob du willst?“

(Fortsetzung folgt.)

Frische Blätter.

Lieblich glänzt die Morgensonne
Dort am Hügel, hier im Thal';
Neues Leben, neue Wonne
Weckt ihr süßer, gold'ner Strahl.
Seht der Wiesen grüne Matten,
Seht der Farben buntes Spiel!
Froh sing ich im Baumesschatten:
Frische Blätter gibt es viel.

Unschuldsvolle Kinder scherzen
Spielend dort am Quellenrand;
Glücklich schlagen ihre Herzen,
Engeln sind sie nah verwandt.
Kleine Lust und kleine Leiden
Sind der Kleinen wechselnd' Ziel.
O fast möcht ich sie beneiden!
Frische Freuden gibt es viel.

In der zarten Brust den Himmel
Weilt die Jungfrau auf dem Pfad,
Und aus lautem Weltgewimmel
Ihr der Jüngling schüchtern naht.
Sehnsucht flüstert aus den Blicken,
Hoffnungsreiches Hochgefühl;
Erste Liebe — o Entzücken!
Frische Herzen gibt es viel.

Sanfter gießet sich der Frieden
In des Sängers frohe Brust;
Ob ein Stern ihm auch geschieden —
Morgen, bringt ihm neue Lust;
Und das Schifflein der Gedanken
Schweift hinaus mit freiem Kiel, —
Musen kennen keine Schranken!
Frische Lieder gibt es viel.

Einigt denn zu holdem Kranze
Lieb und Hoffnung, Lust und Lied!
Sehet wie im Morgenglanze
Hain und Flur so hold erblüht!
Geht hinaus — schmückt Brust und Mieder,
Schaut des Lebens bunt' Gewühl!
Frische Herzen, frische Lieder,
Frische Blumen gibt es viel. G. M...n.

In den jüngsten Tagen hat eine höchst anmuthige Geschichte die fashionable Gesellschaft von Baden bei Wien gar sehr erheitert. Es liegt im Grunde wenig daran, ob die Heldin der Geschichte eine Französin oder Spanierin gewesen — eine Deutsche war sie bestimmt nicht —; genügt es nicht zu wissen, daß sie jung und hübsch? — Diese Heldin hat einen Gatten, und dieser heitere Gatte verschmäht nichts, was zu seiner Unterhaltung beitragen kann. Das ist zwar ein gutes Recht, allein man wird sehen, wohin dieses Recht führt. Jüngst begegnete seiner Frau, daß sie unter ihren eigenen Schuhen ein Paar andere fand. Es waren weiße Atlaßschuhe. Gut, sagte sie, heute Abend ist Ball, ich will sie anziehen. Allein als sie die Schuhe anlegen will, sind sie zu klein. Mittlerweile erscheint der Gemahl. Was sind denn dies für Schuhe, fragt sie ihn, indem sie dieselben von den Füßen schlenkert. Der Gemahl schaut und erröthet. Diese Schuhe, erwidert er, gehören Dir, — Mir? Ich kann sie nicht anziehen, sieh einmal! — Schuhe finden und sie nicht anziehen können, welche Demüthigung! — Du bist eben in der letzten Zeit beleibter geworden . .. Du tanzest so viel. — Die Frau replizirte, der Mann machte kurzen Prozeß, und die Schuhe flogen durch's Fenster. Acht Tage darauf, als der Gemahl ein Paar Handschuhe suchte, fand er eines, das er anziehen wollte; ein, zwei Finger gingen hinein, die Hand wollte durchaus nicht. Und doch waren die Handschuhe schon getragen. Was ist das, fragte er seine Frau, indem er ihr die Handschuhe darreichte. — Das? Handschuhe sind's, antwortete sie gefaßt. — Teufel, das seh' ich! Aber wem gehören sie? — Offenbar Dir. — Ei, da sehe Einer, und doch passen sie mir nicht, die gebrauchten Handschuhe. — Dann ... dann gehören eben die Handschuhe derselben Person, welcher die Schuhe gehören . . . Du weißt, die Schuhe von neulich. — Da der General schmollen wollte, fing die Frau zu lachen an. Ich habe Schuhe gefunden, Du Handschuhe, und so sind wir quitt, erwiderte sie. — Der Gatte schmollte vierundzwanzig Stunden, worauf er einen Friedenstraktat unterzeichnen wollte. Man unterhandelte, und die Dame gab ihre Zustimmung. Mit einem Mantelaufsatz von russischem Zobel wurden die Kriegskosten bezahlt. Lächelnd sagte die Frau, indem sie das Geschenk hinnahm: Sie, wie gut ich bin! Ich will Dir nur gestehen, daß diese Handschuhe, diese famosen Handschuhe, meinem Cousin gehören, der sie mir zum Zwecke meiner Rache geborgt hat . . . Gib sie her, und wenn sich keine Schuhe mehr finden werden, so sollst Du auch keine Handschuhe mehr finden.

Ein Berliner Bäckermeister und Mann bei der Stadt erhielt dieser Tage zu seinem Geburtstage von einem Freunde per Brief als Geschenk eine Tuchnadel. Dieselbe bestand aus einer Stopfnadel mit einer Dreier-Semmel als Knopf darauf.

Auflösung der Charade in Nr. 38:
Vergißmeinnicht.

Druck und Verlag von J. F. Rietsch. Verantwortlicher Redakteur: J. F. Rietsch.

Nro. 40. **I. Jahrg.**

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt.)

Sonntag den 7. Oktober 1855.

Zehn Geschichten aus Meister Hämmerlings Leben und Denkwürdigkeiten.

(Memoiren eines Scharfrichters aus den Zeiten des Mittelalters.)

Herausgegeben von Wilhelm v. Chézy.

6.

Der Junker und sein Knecht.

(Fortsetzung.)

Gotthold betheuerte, daß er für den verheissenen Lohn zu allem bereit sei, und da sie in dem Augenblicke just Offenburg erreichten, wo sie vor der Herberge zum Leuen von den Rossen stiegen, so gebot Heinrich dem Begleiter, im Spezereikram einen Bart zu holen, wie sie zu Fastnacht zum Mummenschwanz gebraucht würden; der flinke Diener fand alsbald, was er suchte, und nach genommenem Morgenimbiß zogen die Wanderer weiter, Utz fröhlich und guter Dinge, weil er die erwünschte Aussicht vor sich erblickte, des Lernens los und ledig zu sein, Gotthold nachdenklich, weil er nicht begriff, was sein Gebieter eigentlich im Schilde führte.

Doch bald sollte er dessen inne werden, denn kaum waren sie eine Strecke fortgeritten, als der Junker zu ihm sprach:

„Jetze schwöre mir, mich nicht zu verlassen noch zu verrathen, und alles, was du lernen wirst, dein Lebenlang als mein Eigenthum zu betrachten und nur zu meinem Nutzen und nach meinem Willen zu verwenden.“

Gotthold hob die rechte Hand empor, streckte die zwei Schwörfinger aus, und leistete unbedenklich den Eid, worauf Utz den Mantelsack öffnete, des Magisters Schlapphut, Haarhaube und Talar hervornahm, von seinen Füßen die Sporen losschnallte, den in Offenburg erhandelten Bart vorband, und in wenigen Augenblicken sich in eine Gestalt verwandelte, in welcher schier Gotthold selbst ihn für einen Gelehrten hätte halten können; der knappe Leibrock, Panzer, Federhut und Raufdegen putzten den Knecht heraus, der nun

den Rappen besteigen mußte, und da sie selbander zu Straßburg einzogen, saß Ulrich just so gebückt und mit hinaufgezogenen Beinen im Sattel, wie weiland des Magisters lange und ungefüge Gestalt, so daß die Thorwärtel des berittenen Schulfuchses laut spotteten, und dem armen Gotthold ganz weich und wehmüthig ums Herz ward, indem er sich erinnerte wie auch er vor Kurzem erst über den Seligen gelacht, dessen Ebenbild ihm zur Seite zog, und sich den Spott der Wächter so wenig anfechten ließ, als es der Magister selbst gethan haben würde, sondern geruhig zur Herberge trabte, und dem Begleiter zuflüsterte; „Ich will Wohlgemuth scheinen, und bin auch wohlgemuth, wodurch geschieht, daß ich nicht eigentlich lüge.“

Des andern Morgens begab Gotthold zu guter Zeit sich zu dem Magnifikus nnd den Lehrern, wies mit klopfenden Herzen und erröthenden Wangen seine Briefe vor, ließ sich als Junker Ulrich einzeichnen und aufnehmen, und meinte jeglichen Augenblick, die gelehrten Herrn müßten ihm die Lüge von der Stirne lesen; die jedoch zählten und prüften nur die blanken Münzen, nicht aber den, dessen Hand sie auf den Tisch legte, und da der neue Student mit den Silberlingen nicht kargte, so hätte er seines stattlichen Aussehns nicht einmal bedurft, um in ihren Augen und vor ihren Brillen für voll zu gelten. Mit erleichtertem Herzen und frischer Zuversicht kehrte Gotthold zur Herberge zurück, und da er keine Furcht mehr empfand, so schwieg auch die Stimme des Gewissens, wie denn zu allermeist mehr die übeln Folgen des Unrechts es sind, welche der Mensch scheut, als die Sünde an und für sich. — Ulrich hatte unterdessen eine Wohnung gefunden, wie er ihrer bedurfte: ein Lusthaus in dem Garten jenseits der Ill, Sankt Thomas gegenüber, das, aus zwei übereinandergebauten Gemächern bestehend, durch hohe Umzäumungen, Bäume und Gebüsche vor den Späherblicken der Neugier geschirmt war.

„Was aber machen wir mit unsern Thieren?“ fragte Gotthold, als er mit dem Junker an der neuen Wohnung anlangte: „sie können doch nicht im Garten bleiben, und ich erblicke nirgends einen Stall oder Schupfen.“

„Deßhalb sei unbesorgt,“ versetzte Utz: „binde sie indessen nur im Schatten an, und du wirst das Weitere schon zu rechter Zeit erfahren.“ —

Somit traten sie in das Häuslein, richteten sich darin ein, so gut es eben gehen wollte, machten selbänder die nöthigen Gänge, um allerlei Nothdurft anzuschaffen, die tägliche Kost zu bestellen und einen Laufburschen zu dingen, der ihnen des Leibes Nahrung zutrage, zu welchem Dienst sie einen armen Schüler gegen geringen Lohn bereit fanden. — Unter diesen Veranstaltungen verging der Tag und kam der Abend; da hing der Utz den Talar, die falschen Haare und den Bart an einen Nagel in der oberen Kammer, verwandelte sich wieder in einen freisamen Junker, bestieg den Rappen, nahm den Schimmel beim Zügel, schlug den Weg zum rothen Drachen ein, dessen Schild er während des Tages nicht allzufern von seiner stillen Wohnung in der Vorstadt bemerkt hatte, ritt in den Hof, der voll beladener Frachtwagen stand, und rief nach dem Stallknecht. Der dicke Wirth kam selbst herbei, zog sein Sammetkäpplein bescheidentlich ab, und sagte:

„Mein edler Herr ist wahrscheinlich irre geritten. Der rothe Drach' ist eine Herberge für Kärner und Boten, doch nicht für Grafen und Herrn, die meinen gewöhnlichen Gästen nur im Weg sein würden. Wend' Er daher in Gottes Namen um, und such' Er Dach und Fach in der Stadt drinnen, wo seines Gleichen hingehört.“

Worauf der Junker: „Ihr setzt mir den Stuhl kurz und gut vor die Thüre, Alter,

und dennoch wär' es besser, Ihr hörtet erst eines Mannes Werbung und Begehr, bevor Ihr ihm so raschen Bescheid ertheilt. Ich wohne in der Stadt bei meinem Vetter, und suche nur Unterstand für meine Rosse, was ich selber thun muß, da mein liederlicher Knecht mir entlaufen. Da meinte der Drachenwirth für die Thiere wolle er gern und getreulich sorgen, auch den Diener ehrlich halten, hegen und pflegen, sobald der Junker einen solchen gefunden, worauf Uz ihm ein stattliches Drangeld gab und sich zum Gehen wandte.

In diesem Augenblicke erhob sich vor dem Hofthor auf der Straße ein sonderbarer Lärm: ein Mann schrie, tobte und fluchte, ein Knabe jammerte und flehte, und Ulrich erkannte im Zwielicht den Bettelstudenten Bertholdus, welchen er in der Gestalt des Magisters als Famulus angeworben, und den nun ein älterer Schüler erbärmlich schlug. Der Junker trat mit dem Herbergvater näher, und fragte, nach des Haders Ursache. Der lange Student gab anfangs trotzigen Bescheid, und wollte den andern nicht loslassen; da er aber sah, daß einige Kärrer mit ihren Geißelstecken sich dem Frager zugesellten, und nicht übel Lust zu hegen schienen, in dem Streite Hand anzulegen, so zog er mildere Saiten auf, und sagte:

„Der junge Gesell da ist mein Lehrling. Vor drei Jahren fand ich ihn, einen jammernden hülflosen Knaben, von Gott und Menschen verlassen, auf der Heerstraße, zerlumpt, halbverhungert und schier zum Betteln selbst zu blöde. Da erbarmte mich seiner, ich nahm ihn mit mir, unterwies ihn in den Wissenschaften und in der Musik, und nun, da ihm der erste Flaum durch das Kinn sticht, will er mir nimmer folgen. Sprich, mein Benz, berichtete ich die Wahrheit, oder nicht?“

Allerdings sprach der lange Heinz die lautere Wahrheit; er hatte mich, den ausgestossenen Knaben, auf der Straße gefunden, und wenn ich auch von ihm selber nicht viel gelernt, so hatten doch die andern Schüler, welchen wir auf unsern Wanderungen uns angeschlossen, mich in vielerlei Dingen unterwiesen, und ich hatte nebstdem unsern vorübergehenden Aufenthalt auf den verschiedenen hohen Schulen, vorzüglich zu Tübingen, Heidelberg und Straßburg, mit treuem Fleiß benützt. Dabei aber mußte ich für den Heinz und seine Gesellen die Dienste eines Knechtes verrichten, die muthwilligsten Mißhandlungen erdulden, und empfand in seiner Nähe stets ein unüberwindliches Grausen, weil ich aus seinen Erzählungen nur allzuleicht erkannt hatte, daß er derselbe Schüler sei, von dem mein Vater und mehr noch Arnulph mir so vielerlei berichtet, denn er selber hatte in trunkenem Muthe mehr als einmal schon bekannt, wie ihm einst in meiner Heimat die Leiter schon gelehnt gestanden, und der Scharfrichter selbst es gewesen, der ihn erbeten; ich schwieg stets dazu fein still, und sagte nicht, daß mein Tauftag ihm das Leben gerettet, aber es war, als ob, ihm unbewußt, ein geheimnißvolles Band an ihn mich kettete, und als ob er nicht von mir lassen könnte, wiewohl er mich rauh und grausam behandelte. Ich hatte oft vergeblich versucht, von ihm loszukommen, und durch meine Weigerung, ihm aus Straßburg zu folgen, mir die Schläge vor dem Hofthor des rothen Drachen zugezogen. So geschah es denn, daß ich den Bericht des Schülers nicht widersprechen konnte, und nur dazu bemerkte, ich könne doch nicht von dannen ziehen, da ich bei einem adeligen Studenten und seinem Hofmeister als Famulus mich verdingt, und sieben Heller auf meinen Lohn im voraus empfangen hätte.

„So schmeiß' ihm den Pfennig vor die Füße, wie ich dir's geheißen habe,“ schrie der Heinz, und fuhr aufs neue gegen mich, aber der Junker hielt ihn von mir ab, und fragte, warum er denn darauf bestände, so plötzlich von dannen zu ziehen.

„Das geht Euch eigentlich nichts an," meinte der Student, „aber ich will's Euch dennoch sagen, weil ich nicht einsehe, weßhalb ich's verhehlen sollte. Noth ist keine Schande. Mir gefällt's zu Straßburg ungemein, aber ich gefalle denen von Straßburg nicht, so oft ich auch komme, und sie schneiden mir immerdar die Atzung ab. Um länger hier zu bleiben, würd' ich mich gern in Lohn und Brod verdingen, aber die Doktoren, Professoren and Studenten finden mich zu alt zum Famulus, und andere Herren wollen keinen lateinischen Diener, vielleicht weil sie fürchten, er könnte klüger sein, als sie selber."

Der Junker lachte, und entgegnete, es könne auch wohl darum also sein, weil jeglicher meine, daß ein Mann im schwarzen Mäntlein nicht sonderlich geschickt sei, Rosse zu warten, Lederwerk und Waffen zu putzen und in Stand zu halten.

„Das käme noch auf die Probe an, sagte Heinz; „So mache denn die Probe," der Junker.

„Wo?"

„Bei mir."

Der Schüler schlug ein, und folgte dem Herbergvater in den rothen Drachen, wo auch ich mein Lager aufschlug, von seinem Bissen aß und von seinem Becher trank, und meistentheils dafür auch seine Arbeit verrichtete, die ich meisterlich verstand, weil ich von Arnulph gelernt, mit Rossen, Sattel und Zeug umzugehen.

Der Utz führte nun ein gedoppeltes Leben als Magister und als Junker, Gotthold verwunderte sich höchlich über seines jungen Herrn kecke List, und es ward ihm dabei schier unheimlich zu Muthe, obschon er nichts dagegen einzuwenden wagte, da ihm an nichts in aller Welt so sehr gelegen war, als am Lernen, wofür er allenfalls noch viel Schlimmeres vollführt hätte, als das, was ihm zugemüthet ward: in Straßburg Ulrichs Namen zu führen, und in dem des seligen Wohlgemuth nach Hause an den Grafen zu schreiben, der selbst nicht lesen konnte, und dessen Vorleser um so leichter zu täuschen waren, als Gottholds Handschrift Zug für Zug der seines einzigen Lehrers glich.

Der als Präceptor verkappte Junker begleitete seinen angeblichen Zögling einmal zu jedem der Professoren, um ihn der strengsten Aufsicht der hochgelehrten Meister dringend zu empfehlen, und sie zu ersuchen, über den Wandel und die Fortschritte des jungen Scolaren fleißig Zeugnisse auszustellen, aus denen der Graf daheim ersehen könne, ob sein Willen und Befehl erfüllt werde; zugleich auch möchten sie nicht vergessen, zu erwähnen, wie sorgsam Magister Wohlgemuth des Junkers Thun und Lassen überwache. Worauf fast kein Auge mehr zu Straßburg den gelehrten Fremdling sah, der sich nur noch Sonntags in der Kirche zeigte, sonst aber Tag und Nacht in der oberen Kammer über den Büchern saß, so emsig studirte, daß selbst Bertholdus ihn dort nicht stören durfte, und dabei so wenig auf seines Leibes Nothdurft bedacht war, daß gewöhnlich sein ganzer Antheil vom Essen dem Famulus anheimfiel.

Dagegen konnten alle lockern jungen Gesellen in der freien Reichsstadt einen fremden Junker, von dem sie nicht recht wußten, von wannen er käme und wohin er fahre, und von dessen Namen und Herkommen sie nichts erforschen konnten, als was er ihnen selbst sagte: daß er von seinem Pathen her den Taufnamen Ulrich trage, einen goldenen Leuen im Schild führe, und sich von seinem Schloß in Franken den Neuhauser nenne. Sie hießen ihn den Krauskopf, und fragten weiter nicht nach seinen Aeltern und seiner Sippschaft, da er, überall voran, nie zögerte, den Beutel oder die Klinge zu ziehen, und sicher

zu finden war, wo es Ringelrennen, Scheibenschießen, Jagd und Tanz gab, wobei er weder vor vollen Humpen noch vor des Würfelspieles waglichen Wechselfällen zurückbebte, dem armen Gotthold allein die Sorge überlassend, mit den Zeugnissen des Wohlverhaltens die langen Rechnungen einzusenden, über die unmäßige Theuerung in Straßburg zu klagen, und ansehnliche Zuschüsse zu begehren, die auch stets schon nach Verlauf weniger Wochen der lustigblasende Reiter des Herrn von Thurn und Taxis in einem Geldbrief auf Nürnberg oder Venedig überbrachte, weil Graf Ruprecht gegen des Magisters erprobte Redlichkeit nicht das mindeste Mißtrauen hegte.

Auf solche Weise geschah es, daß dem reichen, schönen und freisamen Junker schier alles gelang, was er irgend nur wünschte und unternahm; die Männer waren ihm hold und gewärtig, Frauen und Jungfrauen nicht minder, und auf jeglichem Tritt und Schritt schien ihm das Glück entgegen zu lächeln. Nun ist aber wohl zu merken, daß, wenn ihr einem verwöhnten Kinde die hesperischen Goldfrüchte darreicht, es alsobald die unmündigen Händlein nach dem Apfel an dem unreichbaren Zweig mit ungeduldigem Verlangen ausstrecken wird, verschmähend, was sich ihm bietet, heiß ersehnend, was sich versagt. Also auch Ulrich.

Den fleißigen Gotthold führte täglich sein Weg zur Schule an dem schmalen hohen Hause vorbei, an dessen zierlichem Erker über der Thür in Stein gehauen der Vogel Greif zu schauen ist; er ging gesenkten Blickes und bedächtigen Schrittes stets zu denselben Stunden vorüber, und ahnte nicht, daß ein helles leuchtendes Augenpar ihn bemerkte. Am ersten Tage schon war seine Erscheinung der schönen Margaretha aufgefallen, da sie ihn am Schnitt seines Gewandes als einen Fremden, an den Büchern in seiner Hand als einen Schüler erkannt, in welcher Voraussetzung die Regelmäßigkeit seines Kommens und Gehens sie alsbald bestärkt hatte; zugleich gefiel ihr sein gesetztes ehrbares Wesen, und dadurch noch vollends, daß er nie emporblickte, gelang es ihm, Gretchens Aufmerksamkeit in so hohem Grade zu fesseln, daß sie schon nach den ersten Wochen nie am Kreuzstock zu stehen verfehlte, so oft die gewohnte Zeit seines Vorübergehens erschien. Wer aber darauf fort und fort nicht achtete, war der in sein Sinnen versunkene Student, — und als es ihm zuletzt auch noch nicht kümmerte, daß die Schöne endlich sich vom Fenster zurückzog, wann er des Weges einherkam, so hatte er, ohne es zu wissen oder zu ahnen, ein hohes Spiel gewonnen, bei dem er nichts eingesetzt.

So verging schier ein volles Jahr, und die ehrsame Jungfrau wußte ihrer geheimen Schmerzen keinen Rath und keinen Trost, denn sie hatte weder Mutter noch Gespielin, welcher sie ihr stilles Leid vertraue, keine Gesellschaft, als die stumpfsinnige, halbblinde und stocktaube alte Bärbel, und keinen Freund, als ihren ernsten Vater, der, ein Lehrer des canonischen Rechtes, vielleicht für sich allein so viel wußte, als die andern gelehrten Herrn alle miteinander, und in so hohem Ansehen stand, daß selbst seine Tochter kaum wagte, ungefragt mit ihm zu reden.

War aber der aufs Lernen allein bedachte Gotthold viele Monden hindurch schier Tag für Tag am Greif vorübergegangen, ohne des Blümleins am Fenster wahrzunehmen, so hatte Ulrich nur eines flüchtigen Blickes bedurft, um Gretchens Schönheit alsobald zu erkennen, da ihn sein Weg zufällig durch die bisher von seinem Fuß noch nie betretene Gasse führte. Von Stund' an entbrannte sein Herz in heißer Minne, er versäumte Spiel und Tanz, Jagd und Lustbarkeit, um des Tages wohl mehr als zehnmal unter des Liebchens

Fenster vorbei zu reiten oder zu laufen, und nahm mit bitterm Schmerz wahr, daß all sein Bemühen vergeblich blieb; Gretchen hatte so wenig seiner Acht, als Gotthold ihrer eigenen Blicke, nur mit dem Unterschied, daß sie sich nur so stellte, während ihr Heimlicherkorener, in allem Ernste blind mit sehenden Augen, unbekümmert an ihr vorüberging.

Wie aber der Junker merkte, daß er mit dem Vorüberreiten und Aeugeln nichts gewinnen mochte, sann er auf andere Mittel und Wege, und Bertholdus war sehr verwundert, als er plötzlich an einem Sonntagsnachmittag den Magister mit seinem Schüler einen Spaziergang antreten sah; noch mehr verwundert war aber Grechen, als die beiden nach ihrem Vater fragend zu ihr in die Stube traten, und sie ihren stolzen und spröden Studenten so nah vor sich erblickte.

Die Jungfer ward blaß und roth, und Gothhold wußte nicht, wie ihm geschah; er senkte verschämt wie ein Mägdlein die Blicke, und mußte sie dennoch stets wieder erheben, um Gretchen anzuschauen, deren Liebreiz ihm auf einmal das Herz abgewonnen, ohne daß er ahnte, wie lange schon all diese Anmuth, Schönheit und Holdseligkeit ihm zu eigen gehörten.

Von der Tochter gerufen, kam Herr Olnarius aus seiner Kammer, hieß die Ankömmlinge mit kurzem und barschem Gruß willkommen, und fragte nach ihrem Begehr. Doch der Magister ließ durch den unwirschen Empfang sich nicht irren, sondern erkundigte sich nach seines Zöglings Fleiß und Fortschritten, und da er von beiden nur Gutes vernahm, ging er zum Lob der Schule und der Lehrer über, unter welch letzteren wiederum der hochgelehrte weise Herr Doktor beider Rechte der hellste Stern erster Größe sei; welche Schmeichelei dem Olnarius glatt wie ein Oel einging, so daß seine krause Stirn sich glättete, und seine kleinen grauen Katzenaugen freundlich blinzelten, da der andere endlich auseinandersetzte: der liebe Herrgott habe selber durch Gebot und Beispiel angeordnet, daß nach sechs Arbeitstagen der siebente der Erholung angehören solle, und darum sei es billig, daß auch der fleißige Student sich des Sonntags ein Vergnügen gönne: anderntheils wünsche der Junker zugleich, dem ausgezeichneten Lehrer seinen Dank dadurch zu erkennen zu geben, daß er der Tochter desselben eine Ehre erweise, und sie zum Tanz auf die Wiese führe, wo nach der Vesper die Studenten mit den Töchtern ihrer Hauswirthe oder ihrer Professoren hinkämen. Während dieser Rede wähnte Gretchen zu träumen, und wußte vor innerlicher Freude sich kaum zu fassen, denn sie meinte nicht anders, als daß jener schon lange in stiller Neigung ihr zugethan sei, und nur bis daher sich verstellt habe, um sie zu prüfen; den armen Gotthold dagegen überlief es abwechselnd siedend heiß und eisig kalt, und neben der kaum entzündeten Liebesflamme loderte bereits riesengroß die Eifersucht, ohne daß seine junge Seele verstanden und gefaßt hätte, welch' wundersame Pein sie drückte und ängstete.

Olnarius gewährte die Bitte, und als nach der Vesper Gotthold wiederkam, um Gretchen zu holen, fand er sie bereits mit dem Kränzlein geschmückt, nebst der alten Bärbel auf der Schwelle seiner harrend, und ihm freundlich winkend und zulächelnd, daß ihm vor Lust und Wonne das Herz aufging, wenn auch nur für einen kurzen Augenblick, weil ihm gleich darauf wieder beifiel, wie er ja nur für seinen Junker die holdselige Dirne zum Tanz führe, von der er denken mochte, daß sie mit dem Ueberlegt schon längst im Stillen einverstanden sei; so ging er denn schweigsam und sinnend neben den beiden her, und Gretchen, die für ihr Leben gern gescherzt, gelacht und geplaudert hätte, wußte nicht, was sie von ihrem trübseligen Galan denken solle.

Auf der Wiese draußen ging es hoch und fröhlich her: geschmückte Paare wogten in dichtem Gedränge auf dem weiten grünen Plan, drehten sich beim Klang gellender Musik im Kreise, saßen vor dem lustigen Zelt des Wirthes oder lagerten im Schatten der hochgestreckten Ulmen und Eschen, des breiten Ahors, der Weiden am Uferhang, wo zu ihren Füßen ein Arm des Rheins in dunkeln Wogen vorüberfloß. Hier kauerten im Grase bei einander die Kriegsgesellen, karteten oder würfelten um baares Geld, um geraubtes Gut oder gar um die Beute des nächsten Rittes, wenn nicht um die Gunst der Dirne, welche sie selbander zum Plane geführt, dort tranken Schüler und Lanzknechte einander wacker zu; hier warfen rüstige Handwerksgesellen die Kugel nach den Kegeln, den Knittel nach dem schwebenden Holzschinken, dort knallten die Büchsen, aus deren blankem Rohr ehrsame Bürger die Kugel nach dem buntgemalten vielstrahligen Sterne sendeten; hier lärmten bezechte Bauern, stritten oder rauften, dort schnarchten Trunkene unter Tisch und Bank. Gretchen begann schier zu bangen unter dem Getümmel, hing sich fest in des Begleiters Arm, während Bärbel sich des Lärms erfreute, der ihr stumpfes Ohr mit der lang entbehrten Lust für sie vernehmbarer Töne kitzelte, und die Ankömmlinge hatten Mühe, noch ein bequemes Plätzchen zu finden, um zu rasten und mit einem frischen Trunk sich zu laben, bis einige Schüler, denen Gotthold bekannt war, zusammenrückend ihnen Raum gaben; kaum aber hatten sie sich niedergelassen, so trat auch schon der stattliche Junker zu ihnen, den Gretchen seit Kurzem so oft unter ihrem Fenster erblickt hatte, und den nun zu ihrem Erstaunen ihr Begleiter freundlich und fast demüthig begrüßte. „Das ist der Krauskopf,“ raunten die Studenten einander zu, und waren noch mehr verwundert, als Gretchen selber, da der Utz sie vertraulich ansprach, und bald darauf bei der Hand nahm, um sie zum Reigen zu führen, ohne daß Gotthold auch nur das Geringste dagegen eingewendet hätte, obschon der gelbe Aerger ihm vor der Stirne zu lesen war.

„Die Jungfer thut's nicht gern, und dennoch nimmst du den Schimpf so geduldig hin, du, eines Grafen Sohn, so gut wie jener von edlem Herkommen, und dazu ein freisamer Zögling der Alma Mater?“ so sprachen sie zu ihm, indem sie ihn bei dem Namen nannten, welchen sein junger Gebieter ihm geliehen.

Gotthold hätte vor Grimm und Scham vergehen mögen, doch schwieg der treue Knecht, und wünschte nur im Stillen, in einem schwarzen Kittel einhergehen zu dürfen, doch dabei frank und frei zu sein, wie der Bettelstudent Bertholdus, der eben, von dem langen Heinz begleitet, herzutrat. Da reichte Gotthold dem Famulus den Becher, um Bescheid zu thun, und brach mit ihm das weiße Brod, der Unterbrechung froh, und auch die Studenten vergaßen ihrer Rede, um mit dem Heinz anzubinden, den sie einen lateinischen Staudenhecht nannten; doch der ließ sich nicht irren, schmähte den Hunger und Kummer des armseligen Schülerlebens, pries seinen neuen Stand, erzählte von des Neuhausers Pracht, Aufwand und fröhlichem Leben, daß dem aufhorchenden Gotthold Hören und Sehen verging, da er also von seines Junkers Ueppigkeit und Muthwillen vernahm, und sein Gewissen sich einmal wieder regte, um ihm zu sagen, wie er es sei, der durch sträfliches Nachgeben dem lästerlichen Thun Vorschub leiste, wofür einst der größte Theil der Verantwortung vor Gott und Menschen ihm zur Last fallen müsse.

(Fortsetzung folgt.)

Macht des Liedes.

Was hebt in Lust, was hebt in Schmerz,
In trüb und hellen Tagen,
Mit gleicher Kraft das Menschenherz
Und läßt es nicht verzagen?

Was tröstet sanft im Mißgeschick,
In traurig bangen Stunden
Und kläret schnell den düstern Blick
Und heilt gar tiefe Wunden?

Was macht den Menschen lebenswarm
Beim Mahl, beim frohen Feste?
Was ist im bunten Freudenschwarm
Das Lieblichste, das Beste?

Was rührt so süß manch' kalte Brust,
Die nie dem Mitleid offen?
Weckt Menschenlieb und Lebenslust
Und neues, frohes Hoffen.

Was regt zur Andacht das Gemüth
Und spornt zu edlen Werken?
Was kann, wenn wilder Kampf erglüht,
Des Mannes Rechte stärken?

Was macht so glücklich und so reich
Und gibt den innern Frieden?
Hat launig uns das Schicksal gleich
Ein dürftig Los beschieden.

Es ist das Lied, es ist der Sang,
Der so zum Herzen dringet;
Der Geist bei seinem Zauberklang
In's Sternenreich sich schwinget.

Fr. A. Schlink.

In einem Meeting von Mäßigkeitsfreunden, welches vor Kurzem zu Inverneß in Schottland stattfand, hielt einer der Anwesenden folgende inhaltschwere Rede: „Meine Freunde! Vor drei Monaten legte ich das Enthaltsamkeitsgelübde ab. (Händeklatschen und Beifallsrufe.) Einen Monat später hatte ich ein Goldstück in der Tasche, was, so viel ich mich erinnere, früher bei mir nie vorgekommen ist. (Lauter Beifall.) Als wiederum ein Monat verflossen war, hatte ich einen guten Rock auf dem Leibe, wovon früher bei mir nie die Rede war. (Wüthendes Händeklatschen.) Vierzehn Tage nachher, meine Freunde, kaufte ich mir einen Sarg." (Die Zuhörer wurden bei dieser Stelle des Vortrags stutzig und machten ernste Gesichter.) „Ihr seid erstaunt, meine Freunde", fuhr der Redner fort, „und fragt, aus welchem Grunde ich den Sarg gekauft habe. Ich habe ihn gekauft, weil ich fest davon überzeugt war, daß ich ihn brauchen würde, wenn ich mein Gelübde noch 14 Tage länger hielte."

(Rasch gelebt!) „An welcher Krankheit ist Ihre Frau gestorben?" fragte Jemand einen Wittwer. — „Genau weiß mans nicht," war die Antwort; vielleicht weil sie zu rasch gelebt." — „Wie so?" — „Bei unserer Verheirathung war sie nach ihrer eigenen Aussage drei Jahre jünger, am Ende ihres Lebens aber, laut Tauf- und Todtenschein, neun Jahre älter als ich bin."

(Wie Jemand für empfangene Püffe, 3 Flaschen Champagner zahlt.) In einem „Prager Gasthause" rühmte sich ein Dandy, daß er vortrefflich boxen könne. Ein robuster Sänger, mirabile dictu gibt es auch in unseren Tagen noch Sänger, die robust sind — der dabei saß, meinte: „Ich kann zwar nicht boxen, aber sie dennoch tüchtig zusammenhauen." Der Dandy wettete 3 Flaschen Champagner, daß der Sänger dies nicht im Stande sei. Die Wette wurde angenommen und bald danach ritterlich, wenn Faustschläge ritterlich sind, ausgefochten. Der Dandy erhielt so lang Püffe, bis er an die Worte des Sängers glauben und in diesem Glauben die 3 verwetteten Flaschen Champagner zahlen mußte. Ob er auch mittrinken durfte, ist nicht bekannt geworden.

(Vor hundert Jahren) Wir lesen in einem alten Mnnuskripte eines Dresdener Hofmeisters: Wenn ein Hofmann in Dresden ankommt, läßt er gleich bei den Vornehmsten seine Ankunft melden, und bei den Allervornehmsten stattet er auch selbst seine erste Visite ab. Wer aber sehr höflich sein will, der nimmt die Visite nicht an, wenn er ihn (den Besuchenden) zu vornehm hält. Und daher ist es hier eine Höflichkeit, wenn ein Hofmann zum Fenster hinaussieht und selbst schreit; „Der Herr... ist nicht zu Hause", wenn sich dergleichen vornehme Grafen oder Minister bei ihm melden lassen. Vor ungefähr 50 oder 70 Jahren waren nur zwei Dames am sächsischen Hof die Französisch sprachen, aber deswegen vor die ärgsten Coquetten passirten. — Die Fräulein Reck durften in ihrer Jugend nicht schreiben lernen, ratio, damit sie nicht künftig Liebesbriefe verfertigen könnten. Ihr jüngster Bruder hat es beiden Schwestern nur ganz heimlich gelehrt, denn die Stiefmutter hätte ihnen die Schreibbücher und das Dintenfaß nach dem Kopf geschmissen.

Druck und Verlag von J. F. Rietsch. Verantwortlicher Redakteur: J. F. Rietsch.

Nro. 41. **I. Jahrg.**

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt.)

Sonntag den 14. Oktober 1855.

Zehn Geschichten aus Meister Hämmerlings Leben und Denkwürdigkeiten.

(Memoiren eines Scharfrichters aus den Zeiten des Mittelalters.)

Herausgegeben von Wilhelm v. Chézy.

6.

Der Junker und sein Knecht.

(Fortsetzung.)

Den Spott der Schüler, das Prahlen des Heinz, das unruhige Sinnen Gottholds unterbrach jedoch mit einemmal der Schrei, den Gretchen ausstieß, als Ulrich keck sie um die Mitte nahm und ihr einen Kuß zu rauben trachtete. Gotthold sprang auf. „Also haben wir nicht gewettet!“ schrie er, den Junker zurückstoßend, während die Jungfer sich zu Bärbel flüchtete, welche, bisher versunken in Anschauen der sie umgebenden Herrlichkeiten, mit weitaufgerissenen Augen den ihr unverständlichen Auftritt anglotzte.

„Gib Raum,“ herrschte Ulrich dem Knechte zu.

„Laßt ihn mir nicht nah,“ flehte das Mädchen mit erhobenen Händen, und dabei die Umstehenden mit schwimmenden Augen so beweglich anschauend, wie die Hinde blickt, wenn sie, durchbohrt von des Jägers Pfeil, niedersinkt und zurückgewendeten Hauptes die brechenden Lichter der nahenden Meute zukehrt.

„Zurück!“ rief Gotthold abermals, wich und wankte nicht vor dem Zudrängenden, der nun mit einemmal die Stimme erhob, und also sprach: „Ich gebiete dir bei meinem höchsten Zorn, mir Raum zu geben, du elender Bube, oder ich werde dir deinen Herrn und Meister zeigen.

Der Knecht verstummte, statt seiner aber rief einer der Schüler, ob sie solche Schmach über die Tochter ihres Lehrers und über sich selbst wollten ergehen lassen? „Alldieweil dieser da ein Feigling ist,“ sprachen die andern, auf Gotthold deutend: „so sitzt uns doch Herz am rechten Fleck, und wir wollen dem Krautjunker den Laufpaß schreiben.“

So zückten sie die Wehre, um auf Ulrich einzudringen; in demselben Augenblick jedoch zog auch Gotthold den langen Raufdegen, pflanzte sich vor den Junker und Heinz, die sich ebenfalls bereiteten, den Angriff abzuwehren, und rief mit starker Stimme:

„Nur heran, wenn ihr fühlen wollt, wie die Klinge eines Feiglings auf Hieb und Stoß euch behagt. Nur heran, meine guten Gesellen!“

Die Studenten stutzten, verwundert ob ihres Mitschülers räthselhaftem Betragen, der gegen seine eigenen Freunde und Genossen so unerwartet des Beleidigers Partei ergriff, und während sie also zauderten, gewannen handfeste Friedensstifter, Bürger und Handwerker, Zeit, sich zwischen die Streitenden zu drängen, den Zank und Hader zu ersticken. Ihrer drei oder vier hatten Ulrich zwischen sich eingeklemmt, und redeten ihm gütlich zu; andere verfuhren ebenso mit den Schülern, indem sie die Erzürnten einander aus den Augen zu bringen suchten; und wiederum welche hießen Gotthold, seine Begleiterinnen von dannen zu geleiten, was er auch that, ohne eigentlich inne zu werden, wie?

Die alte Bärbel konnte nicht begreifen, worüber der Tumult entstanden, weshalb sie so schnell den lustigen Plan verließen, und warum Gretchen mit gewaltsam zurückgehaltenen Thränen so trotzig vor sich hinsah, während Gotthold wie vom Blitz gerührt neben ihnen einherschlich, und nicht recht zu wissen schien, ob er nicht etwa ganz zurückbleiben solle. Er fühlte, daß die Jungfrau zürnte, und hätte sie gern besänftigt; aber die Kehle war ihm wie zugeschnürt, und als er endlich über sich gewann, ein paar müßige Redensarten zu wagen, erhielt er nicht einmal einen Blick zur Antwort, geschweige denn ein Wörtlein, bis endlich die Ungeduld seiner Zunge sich bemeisterte, und er also herausfuhr:

„Welche Schuld mißt mir denn eigentlich die Jungfer an dem ungebührlichen Betragen Ihres Liebsten bei?“ —

Gretchen blieb stehen, schlug die Augen auf, sah den Sprecher mit einem langen Blick an, und entgegnete dann langsam:

„Meines Liebsten? Von wem spricht denn der Herr?“

Dem Gotthold ward schon leichter, da er sie reden hörte, und er fuhr fort:

„Von wem anders soll ich reden, als vom Neuhauser?“

Ein schmerzliches Lächeln überflog des Mädchens Züge, dann ließ es sich auf einen just am Wege stehenden Stein nieder, blickte nochmals empor, und sprach wiederum:

„So sage mir denn der Herr um Gottes und aller Heiligen willen, wie Er dazu kommt, den Junker für meinen Liebsten zu halten?“ —

„Da schau mir einer der Weiber krausen Sinn;“ versetzte er: „hat die Jungfer nicht den Utz zum Tanz bestellt, und nicht darum gewußt, daß der Magister nur seitwegen Sie von Ihrem Vater begehrt?“

Als Gretchen diese Worte vernahm, vermochte sie nicht länger an sich zu halten, die mühsam bisher zurückgehaltenen Zähren entstürzten mit Gewalt ihren Augen, schluchzend rang sie die Hände, und eitel schien alles Bemühen, sie zu trösten; dennoch aber blieb es nicht eitel, und dieses geschah also: aus den einzelnen Worten, welche der rücksichtslose Schmerz der gekränkten Jungfrau in abgebrochenen Lauten entlockte, vernahm Gotthold nach und nach mit der Liebe scharfem Gehör ein holdes entzückendes Geständniß; leuchtend gleich dem Regenbogen über Wetterwolken offenbarte sich seinem glücklichen Blick ein Heil, wie er es nie zu hoffen gewagt, und die unerwartete Wonne belebte ihn mit nie gekannter Zuversicht, so daß er urplötzlich die Weinende umfing, die nur schwach Widerstrebende mit

süßer Gewalt festhielt und an sich zog, und mit beredter Zunge das Ganze, vom Anbeginn an Schmerzen der Eifersucht und jetzt an Entzücken so überreiche Leben dieses einen kurzen, doch bedeutungsvollen Tages dem staunend aufhorchenden Mägdlein offenbarte.

Die Thränen in Gretchens Augen, kaum noch so herb, wurden zu mildem Balsam, der schmale Stein gestaltete sich zum behaglichen Sitz für ein glückliches Paar, welches sich so viel zu erklären und zu erzählen hatte, daß es der ganzen übrigen Welt um sich her vergaß, der heimkehrenden Lustwandler nicht achtete, welche verwundert oder neugierig die Gruppe im Vorübergehen betrachteten, und das nicht eher des Aufbruchs gedachte, als bis Bärbel dazu mahnte, die bisher, ohne zu sehen und zu hören, niedergekauert und nagend wie ein Eichkätzchen einen mitgenommenen mürben Weck bis zum letzten Brosamen aufgezehrt hatte, und nun endlich merkte, daß der Tag sich neigte. Die Liebenden hatten einander ihr ganzes Herz erschlossen, und Gotthold nur Eines für sich behalten: seines Junkers Geheimniß; doch er hatte es nicht versäumt, zu verheißen, Gretchen dereinst als sein Ehegespons heimzuführen, und ihr zu versichern, daß sie dadurch nicht die Genossin eines ritterlichen Mannes, sondern die Hausfrau eines bescheidenen Schreibers werden solle, was ihr zwar räthselhaft, zugleich aber auch tröstlich klang. So gingen sie nun auf Bärbels Mahnung der Stadt zu, Hand in Hand, Freude in den glänzenden Blicken, Seligkeit im Herzen.

Unterdessen war der Utz auf dem Plan zurückgeblieben, die Seele voll Grimm und Beschämung, gepeinigt von plötzlich auflodernder Eifersucht, die er durch Fluthen Weines zu löschen trachtete, während sein Knecht im schwarzen Mäntlein ihn mit Worten zu beschwichtigen versuchte, bis sie zu einer Sippschaft geriethen, die bei den klappernden Würfeln saß; hier ließ der Junker sich nieder, hielt Satz und Wette, verlor Wurf um Wurf sein baares Geld, Ringe und Geschmeide, — und seine Zunge, auf welcher der böse Geist waltete, verpfändete noch manches inhaltschwere Wort, so daß Utz zu Ende des Spieles viel Dublonen, Zechinen und Goldgulden hätte besitzen müssen, um alle die Wetten zu lösen, weßhalb er niedergeschlagen und wie betäubt sitzen blieb, als alle andere sich schon erhoben hatten und von dannen gingen, bis auf einen, welcher in der Entfernung einiger Schritte zauderte, über etwas nachzusinnen schien, endlich wieder umkehrte, sich neben Ulrich auf die Bank setzte, und ihn vertraulich auf die Schulter klopfte, indem er lachend sagte:

„'s geht eben nicht anders, heute mir, morgen Dir.“

Der Utz wunderte sich ob dieser Vertraulichkeit eines Fremden, den er zur Stunde zum erstenmal erblickt, und von dem er nichts wußte, als daß er seit drei oder vier Tagen zu Straßburg weile, Göselein heiße und ein Schwäbischer von Adel sei; der aber fuhr fort:

„Traun, Du hast viel verspielt, und Deine Mutterpfennige sind ausgeflogen.“

„Was kümmerts Dich?“ brummte Utz: „Du bezahlst doch keinen Deut für mich.“

„Wer weiß?“ fragte Göselin entgegen, und sprach dann ganz gelassen weiter: „wir können einer dem andern helfen; ich weiß einen guten Zug, doch ist mir verkundschaftet, daß sie einen Angelhacken in den Köder gesteckt haben, und ich bin um wenigstens ein Paar Fäuste zu schwach. Nun wär' es aber Jammer und Schade, den fetten Bissen und die günstige Gelegenheit entschlüpfen zu lassen, und darum sprech' ich Dich frank und frei um einen Gesellenritt an.“

Der Utz fragte ganz verwundert entgegen, wozu und weßhalb? Der lange Heinz aber sagte, er sei auch schon bei solchem Handel gewesen, der Junker möge nur ganz getrost

einschlagen und „Halbpart!" rufen, worauf der Göselin noch hinzufügte, wenn irgend ein Unglück bei dem Abenteuer sich ereignen sollte, so finde er zu Hausach, wie sonst noch in jeglichem Schloß derer von Fürstenberg ein offenes Haus in allen Nöthen; da sagte denn Utz zu, ohne recht zu wissen, was er that, und Göselin hieß ihn sich waffnen und kurz vor Sonnenaufgang jenseits der Rheinbrücke seiner harren.

„Wir werden unser vier gegen drei sein," meinte er, als sie sich für die kurze Frist trennten, und er war recht berichtet, denn zwei Geleitsreiter des Grafen von Hanau begleiteten den Krämer auf seinem Wäglein, mit welchem er, um der Hitze des Tages zu entgehen, noch vor Mitternacht von Lichtenau aufgebrochen war, und im Morgengrauen nun der bewaldeten Stelle nahte, wo die Strauchjunker seiner harrten. „Jetzt hab' ich ihn endlich, den Jahrmarktfahrer, dem ich schon mehr als einmal vergeblich auf seinen Weg gestanden," rief, als er die Nahenden auf der Heerstraße erblickte, Göselin voll wilder Freude, und darauf zu Utz, Heinz und seinem eigenen Knecht, dem Diether, gewendet: „Fest im Sattel und in den Bügeln, Gesellen, es gilt das Tuch zu einem neuen Röcklein."

„Da ist schon die Elle zum Ausmessen," lachte Heinz, indem er seinem Junker den Spieß reichte, der nun erst recht begriff, warum es sich eigentlich hier handelte, doch keine Zeit mehr zum Besinnen und Ueberlegen fand, da der Schwab blitzschnell die Reiter anrannte und im Nu mit ihnen handgemein ward, während der Rosselenker vom Wagen sprang und, eine schwere Mordaxt in den Händen schwingend, seinen Beschützern treulich zur Seite stand, welche wie die Bären dreinschlugen, und deren einer den Utz mit solcher Gewalt traf, daß er vom Roß stürzte, den Helm verlor, über seinem wehrlosen Haupte die tödtliche Waffe blinken sah, und sein letztes Stündlein herangekommen wähnte, wie es auch unausbleiblich ihn ereilt, wenn nicht eine besondere Fügung des Himmels ihn gerettet hätte. Der angefallene Krämer nämlich war der Luitmar vom scharfen Eck, ein Bürger der Stadt, und dabei eines Meierhofes wegen des Zehentgrafen Lehensmann; wie er nun die Streitaxt zum tödtlichen Streiche hob, erkannte er in dem Gestürzten seines Zinsherrn jüngeren Sohn, ließ den Arm sinken, und fragte ganz erstaunt, wie der Junker Ulrich unter des heiligen Niklas Gesellen gerathen sei? Utz raffte sich auf, um Antwort zu geben, und griff nach seinem Helm; unterdessen aber stach den gutmüthigen Luitmar unversehens der Diether von hinten nieder, während diesen selbst beide Hanauer zugleich und in demselben Augenblick tödtlich verletzten, als sie selber, von Göselin und Heinz bügellos gemacht, zur Erde stürzten, der eine mit zerscheltem Schädel, der andere mit durchstoßener Kehle.

So lagen denn im Nu vier Todte auf der Walstatt, Göselin und Heinz trugen Risse und Schrammen, der Utz war von dem Fall übel zugerichtet, von weitem zogen mehrere Reiter die Straße herauf, wie sich aus dem fernhertönenden Hufschlag entnehmen ließ, und die Stegreifritter hielten es nicht für rathsam, unter solchen Umständen sich zur Stadt zu wagen, weßhalb sie den Utz auf das Wägelein setzten, ihm die Leitseile in die Hand gaben, und bei dem ersten Seitenweg linksab biegend, querfeldein jagten, was die Gäule laufen mochten, so daß sie schon weit von dannnen waren, als die nahenden Reiter in den Wald gelangten, und mit Grausen erkannten, weßhalb sie eben die herrenlosen Rosse draußen auf freiem Feld in wilder Flucht begegnet hatten. Mitleidig stiegen sie ab, um wo möglich den Verwundeten Hilfe zu leisten, die sie jedoch alle kalt und steif fanden, bis auf einen, der noch athmete, und welchen sie aufnahmen, um ihn nach Straßburg hineinzubringen, zu verbinden und zu pflegen. Dieser eine war Luitmar, der Krämer.

Gotthold schwebte in bittern Sorgen, als schon der helle Morgen durch die Fenster schien, und Ulrich immer noch nicht heimgekehrt war, und er war um nichts beruhigter, als er zur Mittagsstunde von Bertholdus vernahm, der Neuhauser sei sammt dem Heinz mit Helm und Harnisch im Dunkel der Mitternacht ganz heimlich aus dem Drachen von dannen geritten, und sie hätten ihm streng verwehrt, einer sterblichen Seele ein Wörtlein davon zu sagen. Gotthold hatte freilich die ganze schlummerlose Nacht hindurch mit Bangen der Zurückkunft des Junkers entgegen geharrt, indem er voraussah, daß sie hart an einander gerathen würden; dennoch wünschte er nun den kaum so gefürchteten Augenblick sehnlich herbei, und der Benz wußte gar nicht, wie ihm geschah, da er den ganzen Nachmittag nichts anderes zu schaffen bekam, als zum rothen Drachen zu laufen, und nach des Junkers Heimkehr zu spähen. so daß er nicht anders dachte, als sein junger Herr begehre den Neuhauser wegen des Abenteuers auf der Wiese anzutreten, und dieser habe ebendeßwegen Fersengeld gegeben. So kam der Abend herbei, ohne daß Gotthold weder seiner Bücher noch sogar seiner Liebsten gedacht hätte, und der Famulus wollte eben wiederum zur Herberge gehen, als ein Diener des Rathes, von mehreren Schergen begleitet, hereintrat, den beiden gebot, ihm zu folgen, und nach dem Magister fragte. Zuversichtlich zeigte Benz nach den oberen Gaden, doch der gelehrte Herr war weder dort, noch sonst wo zu finden, und sie mußten endlich ohne ihn gehen.

Nun ward dem Gotthold vollends jämmerlich zu Muth, weil er meinte, der ganze Mummenschanz sei verrathen, und das Stündlein der Strafe habe geschlagen, in welcher Besorgniß er noch bestärkt ward, als die Schergen ihn und Benz in einen großen Saal führten, in welchem schwarz gekleidete Männer um eine schwarzbehangene Tafel saßen; nur wußte er nicht zu deuten, was die verhüllte Bahre bergen möge, welche zur Seite stand, und schier begann er zu fürchten, daß seinem Junker ein Leides geschehen. Bleich, erbebend und stammelnd beantwortete er daher die Fragen nach seinem Namen und Herkommen; doch mochte er es nicht über sich gewinnen, die Wahrheit zu bekennen, die ihm auf die Zunge trat, sondern blieb bei dem Namen, unter welchem er seit mehr denn Jahresfrist zu Straßburg gekannt war, und war schier freudig erschrocken, als der Frager, ihn Junker Ulrich nennend, von ihm begehrte, er solle getreulich erzählen, wie er seit dem vorigen Abend seine Zeit hingebracht habe, worauf er denn berichtete, er habe des Herrn Olnarius Töchterlein vom Tanze heimgeleitet, sei dann selber schnurstracks nach Hause gegangen, und habe keinen Fuß mehr vor die Thüre gesetzt, bis er von den Schergen geholt worden.

Die Herren schüttelten die Häupter und zuckten die Achseln, doch sagten sie nichts; der Richter aber erhob sich, trat zur Bahre, zog das schwarze Tuch weg, unter welchem eine Leiche zum Vorschein kam, und sprach: „Kennt etwa Junker Ulrich diesen Mann?“

Gotthold, der insgeheim gefürchtet hatte, die Züge seines Gebieters zu erblicken, schöpfte wieder freier Athem, betrachtete fest den Todten, und versetzte: „Das ist ja Luitmar, der Krämer vom scharfen Eck;“ worauf er noch, in frommen Mitleid, hinzufügte: „Gott sei seiner armen Seele gnädig! Wie hat er doch, noch so jung, schon sterben müssen, fern von Weib und Kind.“

Benz faltete die Hände und murmelte halblaut ein Paternoster für des Ermordeten ewiges Heil. Die Herren aber sahen wiederum einander mit sprechenden Blicken an, einer murmelte unwillig: „So jung noch, und schon so verstockt,“ während der Bürgermeister aufs neue seinen Platz einnahm und wieder anhob:

„Du nennst ihn bei dem Namen, welchen auch er sich gegeben, aber Du ahnst nicht, daß er nach euerer Begegnung an diesem Morgen durch des rächenden Gottes Fügung noch so viel Athem behalten, um zugleich den Namen seines Mörders zu verkünden. Nachdem er die heilige Wegzehrung empfangen, hat er uns offenbart, daß im Wald zwischen Bischofsheim und der Rheinbrücke der Sohn des Zehentgrafen, begleitet von einem Schüler im schwarzen Mäntlein, und von noch zwei Gesellen, ihn und sein Geleit angerannt, niedergeworfen und zum Tode verwundet, worauf er alsbald den letzten Seufzer ausgestoßen hat.“ —

Der Gotthold mußte sich an seinen Nachbar halten, um nicht umzusinken, da er diese Worte vernahm, und daraus verstand, weßhalb der Utz mit dem Heinz in verwichener Nacht von dannen geritten; doch beschloß der getreue Knecht, nun alles eher über sich ergehen zu lassen, als seinen Herrn zu verrathen, während der Bettelstudent ganz erstarrt drein schaute, kaum begreifend, welch furchtbare Anklage auf ihm lastete, und weßhalb er eigentlich sammt seinem Gebieter in Ketten geschlagen und in den Thurm gelegt ward.

Bürgermeister und Rath von Straßburg waren von der Schuld ihrer Gefangenen um so mehr überzeugt, als das plötzliche und unerklärliche Verschwinden des Magisters dem Verdachte neue Nahrung gab.

Wohlgemuth habe sich von dannen geschlichen, meinten sie, um nicht seines mißrathenen Zöglings halber zur Verantwortung gezogen zu werden; dabei aber befanden sie sich in großer Pein, was mit dem Mörder zu beginnen sei, denn sie fürchteten für der Bürger Nahrung und Erwerb, wenn die Schüler erführen, daß einer der Ihren in der Haft verstrickt liege, oder wenn es bekannt würde, daß es Studenten gewesen, die bei Straßburg des Kaisers Heerweg unsicher gemacht und den Frieden gebrochen hätten, vor allem aber hegten sie Scheu, den Vater und die ganze Freundschaft des Missethäters zu kränken. In solcher Noth beschlossen sie endlich, die ganze Angelegenheit vor der Hand geheim zu halten, und dem Bischof vorzutragen, mit welchem die Stadt gerade dazumal zufällig nicht wie gewöhnlich im Streite lag; der Bischof aber war ein entfernter Vetter der verstorbenen Mutter Ulrichs, und obschon die Sippen miteinander keines Umgangs gepflogen, so machte dennoch die Verwandtschaft in des geistlichen Fürsten Sinn ihre Rechte geltend, da es die Ehre des Stammes galt, und er that folgenden Spruch: Der Mord sei nicht auf dem Gebiete der Stadt vollführt worden, und gehe sie mithin nichts an; überdem sei der Erschlagene ein Lehensmann des Zehentgrafen, und so möge denn dieser selbst über die Blutschuld zu Recht sprechen. Welcher Rath meinen Herrn von Straßburg so über die Maßen wohlgefiel, daß sie noch in derselben Nacht die Gefangenen auf einen Leiterwagen setzten, der in Begleitung mehrerer Reisigen von dannen rollte, von denen einer den Brief trug, in welchem stand: Der Utz und sein Diener hätten den Luitmar erschlagen, und der Graf möge sie richten.

So war denn urplötzlich der fleißige Student verschwunden, und wie die fröhlichen Kumpane, die Spieler und die losen Buben nicht wußten, wo der Neuhauser hingekommen, so wenig konnten auch die Lehrer der hohen Schule sagen, was aus ihrem Schüler geworden; am wenigsten unter ihnen Olnarius, obschon seines einzigen Kindes rothgeweinte Augen und erbleichende Wangen Zeugniß ablegten, wie nah ihn und sein Haus des vermeinten Junkers Flucht berührte.

7.

Benzen Heimkehr und zweite Ausfahrt.

Im Grafenhaus auf dem felsigen Berg sah es viel anders aus, als zu der Zeit, da ich in die weite Welt hatte entlaufen müssen; des Herrn älterer Sohn, Ludwig, war indessen zu seinen vogtbaren Jahren gekommen, und weil er mit der Lust an allem adeligen Gewerb auch noch, gleich seinem Bruder, die Neigung zu Spiel und Tanz und Zechgelag vereinte, und von gar leutseligem und einnehmenden Wesen war, so gesellten sich nur gar zu gern die Söhne derjenigen zu ihm, welche seinen Vater ob seines rauhen Wesens stets gemieden hatten, so wie sie fort und fort seinem Ehrgeiz und seiner Habsucht mißtrauten; nun war zwar der Junker nicht minder nach Herrschaft und Gewinn begierig, als der alte Zehentgraf, aber die jungen Geschlechter bebten nicht zurück vor dem Gedanken, den Freiheitsstolz ihrer Väter für das Glück preiszugeben, als Höflinge eines tapfern und prachtliebenden Herrn zu glänzen, und so war Ludwig auf dem besten Wege, durch Milde und Schmeichelei zu gewinnen, was Ruprecht und seine Vorfahren nie hatten ertrotzen mögen: die Herrschaft über die Stadt und das weite Gebiet mit seinen gesegneten Rebgeländen, üppigen Obstgärten, reichen Fruchtfeldern und fetten Weidetriften. Weßhalb der Graf auch seinen Sohn gern gewähren ließ, wenn er durch Gelag, Tanz, Ringelrennen und Jagd die Jugend aus der Stadt über die Brücke lockte, und in ihrer Mitte sich wie ein gebietender Fürst und Herr gebehrdete, besonders so oft Ruprecht auf einen seiner vielen Züge abwesend war, wie just an jenem Tage, an welchem plötzlich und unerwartet der Junker Ulrich, begleitet von zwei Dienern, in den Schloßhof einritt, unter die jubelnden Gäste des Banketts trat, und seinem Bruder berichtete, er habe wegen des Magisters Tod Straßburg verlassen.

Die Gefährten Ulrichs waren Gotthold und ich; der Gotthold war aus dem adeligen Studenten wieder zum Bügelknecht, ich aus dem Schüler zum Reitersbuben geworden, doch waren wir beide frei, und das war also zugegangen: der Gotthold und ich waren, gebunden im Stroh auf den Wagen liegend, mit unsern reisigen Begleitern des andern Tages nach unserer Abfahrt zur Vesperzeit gen Hausach gelangt, und obschon den Reitern der Befehl eingeschärft worden, nur an einzeln stehenden Herbergen Halt zu machen, und unter keinerlei Vorwand in Städten und Flecken zu verweilen, so nahmen sie dennoch zum Vorwand, daß ihren Rossen ein paar Hufeisen locker geworden, hielten vor dem weißen Lamm, und während Volker, der Fuhrknecht zur Schmiede ging, fingen die andern in der Unternstube der Schenke zu Zechen an, und kümmerten sich nicht darum, daß neugieriges Volk sich um den verlassenen Wagen schaarte, die Gefangenen begaffte und endlich mit ihnen zu reden begann, wodurch Geschrei und Gelächter entstand, welches die im obern Saal der Herberge an das Fenster lockte; unter diesen war auch der lange Heinz, der uns alsbald erkannte, und, da ich just zu ihm hinauf sah, mir mit den Augen winkte und bedeutsam den Finger auf die Lippen legte, worauf ich dem Gotthold zuflüsterte, was ich gesehen, während der Schüler spornstreichs aufs Schloß lief, das hart über dem Ort auf einer ganz geringen Anhöhe steht. In kurzer Frist kamen nun mit ihm Göselin und Utz herbei, gesellten sich zu den Straßburgern, bestellten gewaltige Krüge Weins, und trotz ihrer verbundenen Köpfe und bepflasterten Rippen tranken sie den schnell vertraut gewordenen Reisigen so wacker aufs Leder, daß diese, welche ohnedieß schon das vorher genossene Getränk spürten, ganz voll und toll wurden, in ihrem Rausch einwilligten, die Gefangenen zu dem Gelage zuzuziehen, und da ihr Gesell,

der beim Schmied gewesen, auch sein gemessenes Theil begehrte, vollends bis in die sinkende Nacht sitzen blieben, und nur Volker, als der zuletzt Gekommene, soviel Besinnung behielt, um endlich mit stammelnder Zunge zum Aufbruch mahnen zu können.

Alle taumelten nun hinaus, wo der Nachtluft kühler Hauch ihnen noch das letzte Restchen Verstand wegwehte; der Fuhrknecht setzte sich auf seinen Platz und ergriff das Leitseil, während Gotthold den Handgaul beim Kopf festhielt, Utz dem einen Reiter in den Sattel half, Heinz und ich die zwei andern in den Wagen aufs Stroh schroteten, auf dem sie wie Klötze liegen blieben. „Alles in Ordnung?“ fragte Gotthold; auf die bejahende Antwort ließ er los und schrie: „Fort denn!“ Worauf der Knecht mit der Geisel knallte, die Rosse über Stock und Stein in die Dunkelheit hinausstoben, der Reiter dem von dannen rasselnden Wagen nachsprengte, ohne seine Gefährten zu vermissen, und wir sie denn in des Himmels Namen der Obhut des Engels überließen, der da gesetzt ist, der unmündigen Kindlein, wie der Trunkenen zu hüten und sie vor Schaden zu bewahren.

(Fortsetzung folgt.)

Die Wöchnerin.

„Wo ist mein Kind, mein liebes Kind?“ „„Dein Kind — es ist gestorben!““
„So ist mir alle Freude denn und alle Lust verdorben!“

„O bringt mir seine Leiche doch, ich will an der mich laben!“
„„Wir dürfen nicht, wir können nicht; sie liegt bereits begraben!““

„O armes Kind, o theures Kind, so warst Du, kaum geboren,
Für Deine treue Mutter schon verloren, ach! verloren.“ —

„Wie zärtlich wollt' ich an der Brust Dich pflegen und Dich nähren,
Erzürnte Götter wollten doch dies Glück mir nicht gewähren.“

„Und kehrt mein Mann — so fern ach — heim, und wird mich dieser fragen:
Wo ist der Sohn, den du gebarst? Was werd' ich dann ihm sagen?“

„Kann ich ihm anders sagen, als: Dein Kind, es ist — gestorben!
So ist dann alle Freud' auch ihm und alle Lust verdorben!“

„Und wann er dann mir weiter sagt: Die Leiche will ich haben!
Was kann ich ihm erwiedern, als: Sie liegt bereits begraben!“

„O theures Kind, o armes Kind, so warst Du, kaum geboren,
Für Vater schon und Mutter schon verloren, ach! verloren!“ —

Georges Morin.

Ein eitler Stutzer in Krähwinkl schrieb an einen Schneider in der Residenz: Machen Sie mir rasch einen vollständigen Anzug und nehmen Sie die Maaße am Apoll vom Belvedere im Museum.

In einer Stadt hat ein Kaufmann dadurch sein Glück gemacht, daß er auf seinen Schild bei der Eröffnung seines Ladens schreiben ließ und in allen Zeitungen der Stadt bekannt machte: „Materialwaaren aller Art bei John Digelaw, der sich auch zu verheirathen wünscht.“ Diese Anzeige lockte eine große Anzahl neugieriger Käuferinnen herbei. Um diese große Anzahl nicht abnehmen sehen zu müssen, hütete er sich wohl, eine Frau zu nehmen. In wenigen Jahren ist er ein reicher Mann geworden.

In Baltimore haben die Frauenzimmer einen Tabaks-Schnupf-Mäßigkeits-Verein gebildet: jedes honette Frauenzimmer darf in Zukunft monatlich nicht mehr als 3 Pfund Tabak schnupfen; dies die Aufgabe des edlen Vereins.

„Was?“ rief Einer ergrimmt zum Andern, „ich glaube, Du hast mir ein Gesicht gemacht?“ — „O nicht doch, wenn ich Dir eins gemacht hätte, so würdest du hübscher aussehen.“

Ein Einäugiger wettete mit einem Menschen, der ein gutes Gesicht hatte, daß er mehr sähe, als dieser. Sobald die Wette von dem Letztern angenommen war, sprach der Einäugige: „Ich habe gewonnen, denn ich sehe an dir zwei Augen und du siehst an mir nur eines.“

Druck und Verlag von J. F. Rietsch. Verantwortlicher Redakteur: J. F. Rietsch.

Nro. 42. **I. Jahrg.**

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt.)

Sonntag den 21. Oktober 1855.

Zehn Geschichten aus Meister Hämmerlings Leben und Denkwürdigkeiten.

(Memoiren eines Scharfrichters aus den Zeiten des Mittelalters.)

Herausgegeben von Wilhelm v. Chézy.

7.

Benzen Heimkehr und zweite Ausfahrt.

(Fortsetzung.)

Mein Erstaunen war groß, als ich nun erfuhr, wer Ulrich und Gotthold eigentlich seien, nicht geringer des Junkers Schrecken, da er vernahm, weßhalb wir in Bande geschlagen worden, und daß der erstochene Krämer noch vor seinem Hinscheiden auf ihn, als seinen Mörder, ausgesagt; zugleich schlug ihn das Gewissen, und er beschloß, zu seinem Vater heimzureiten. Vergeblich blieb Göselins Zureden, vergeblich der Trostgrund, daß ja der Diether es gewesen, welcher den tödtlichen Streich geführt, der Utz wollte nichts mehr mit dem zu schaffen haben, der ihn zu so schmählichem Thun verführt und seinem guten Namen das unauslöschliche Brandmal aufgeprägt hatte, auch verschmähte er den ihm angebotenen Beuteantheil, und sagte am nächsten Morgen schon dem Schwaben Valet, bei welchem der lange Heinz zurückblieb, weil er keine Lust hegte, den Ort wieder zu sehen, wo er vor mehr als sechszehn Jahren nur mit genauer Noth dem Galgen entronnen war; auch mochte er wohl der beschworenen Urfehde eingedenk sein, und für seine Ohren fürchten, wenn er etwa dort erkannt und des gebrochenen Eides wegen zur Rechenschaft gezogen werden sollte. So ritten wir drei denn heimwärts, der Junker von Gewissenbissen genagt, der Knecht seiner fernen Liebe eingedenk, und nur ich allein fröhlich und guter Dinge, in der Hoffnung, die süße Heimath wieder zu sehen.

Der Empfang Ulrichs auf dem väterlichen Schlosse war, wie ich schon sagte, fröhlich und herzlich, den Zechenden ein Anlaß zu neuem Zechen, den Lärmenden zu neuem Lärm; unser hatte dagegen Niemand sonderlich Acht, und nachdem wir unsere Gäule versorgt,

mochten wir thun und treiben, was uns behagte, ohne daß das übrige Ingesinde uns mit Fragen behelligt hätte. So trat ich denn auf die äußere Ringmauer, lehnte mich auf die Zinne, und betrachtete die im hellen Sonnenschein vor mir liegende Gegend, die Wiege meiner Kindheit und meiner Knabenjahre. Jenseits, an des Stromes linkem Ufer, erkannte mein spähendes Auge das von dichtbelaubten Bäumen umgebene Vaterhaus mit seinen grauen Wänden, seinem steilen, zu beiden Seiten von dem gezackten Gibel eingefaßten Dach, von dem rauchenden Schlot überragt, und mir war, als müsse lieb' Mütterlein die Spindel drehend in der Wohnstube sitzen, deren Fenster ich deutlich unterschied; doch bald verdrängte der Gedanke an die böse Stiefmutter das holde Traumgebild, und ich fühlte ein heftiges Verlangen, den Vater, wenigstens von Weitem, wieder zu sehen, dessen Befreiung aus Kerker und Banden ich während der Reise durch Gotthold erfahren, welchen hin und wieder zum Reden und Erzählen zu bewegen mir gelungen war, ohne daß ich den eigentlichen Grund meiner Wißbegierde ihm verrathen hätte.

Vom väterlichen Hause abirrend haftete mein Blick an dem schauerlichen Gerüst neben dem Heerweg, auf dessen Gebälk ich so oft mit Arnulph gesessen und seinen Mährchen gelauscht; der Wind schaukelte, ganz wie sonst, die Leichname der Gehenkten, und ganz wie sonst flatterte das schwarze Gefieder darum herum, welches im Munde des Volkes „des Scharfrichters Tauben" heißt, doch war es kein Grausen, was bei dem, obschon mir fremdartig gewordenen Anblick mich ergriff, sondern vielmehr eine Art Heimweh, vor dem ich erschrack, weil ich mir in diesem Augenblick nur allzudeutlich bewußt ward, daß in dieser Sehnsucht die Mahnung einer unabweisbaren Bestimmung sich offenbarte.

Gewaltsam wandte ich mich ab, um die Stadt zu betrachten mit ihren festen Mauern und Thürmen, mit ihren hohen Häusern und stattlichen Kirchen, und eine wundersam heilige Empfindung durchzog plötzlich mein Herz, als mein Auge, von Sankt Kümmerniß zur Seite sich niedersenkend, das Haus zum Elephanten und seinen Hof mit den hohen Platanen erblickte, und die kleine Freundin in all ihrer Unschuld und Lieblichkeit mir vor die Seele trat; lange stand ich also, versunken in Erinnerungen, bis endlich auch die Gegenwart ihr Recht geltend machte, und mich's gewaltig trieb und drängte, die Gespielin wieder zu sehen, deren Bild auf meinen weiten Wanderungen mich begleitet, selten im Wachen, seltener noch in meinen Träumen mich verlassen hatte. Schnell nun entschlossen drehte ich mich um und trat den Weg zur Distel an.

Im Schatten der Nußbäume und an seinen alten Thurm gelehnt stand das Häuslein eben so noch da, wie ich es zum leztenmal gesehen; an den Tischen und auf den Bänken saßen, im Grase lagerten Bürgersleute, Studenten, Kriegsknechte und Handwerksgesellen, die alte Blutrude schaltete und waltete wie sonst, und mir brachte den begehrten Krug in meine entfernte Ecke ein junges Schenkmädchen, das aus seinen schwarzen Augen mich verwundert anschaute, und auf dessen Lippen eine Frage zu schweben schien, während die erröthenden Wangen mir die freudige Botschaft kündeten, daß meine Züge ihr des Gespielen Antlitz in das Gedächtniß zurückriefen; da ich aber, und das geschah mit gutem Vorbedacht, ganz fremd und unbekannt that, so mochte Elsbeth wohl denken, daß die vermeinte Aehnlichkeit sie täusche, und schwieg, doch konnte sie sich nicht erwehren, immer und immer wieder nach mir hinzublicken, so daß es mir schwer ward, mich zurück zu halten, und ich in jeglichem Augenblick meinte, ich müsse ihr um den Hals fallen, sie küssen und drücken. Dennoch aber hielt ich an mich, weil ich nichts so sehr fürchtete, als auch von andern Leuten

erkannt zu werden, und mit aufmerksamen Ohr lauschte ich den lauten Reden der Gäste um wo möglich daraus zu entnehmen, wie es um Stadt und Land stünde. Mir zunächst saßen einige alte Bürger, und die sprachen vorzüglich von dem bedenklichen Anhang, welchen Junker Ludwig unter den jungen Patriziern sich verschaffe; vor allem jedoch, sagten sie, sei der Bürgermeister zu tadeln, der seinem Sohn verstatte, mit solchen Gesellen Umgang zu pflegen, und da sie diesen bei dem Namen nannten, so erfuhr ich denn, daß Engolf der Baumgärtner, den ich als Raufhähnlein nur gar zu wohl kannte, des Junkers vertrautester Genosse sei, Tag und Nacht auf dem Schloß liege und das meiste dazu beitrage, des Grafen Anhang in der Stadt zu verstärken. Und wie sie also noch von ihm redeten, kam just der Engolf, begleitet von andern jungen Gesellen, des Weges vom Schloß herab, und ich erkannte ihn zur Stelle so deutlich und genau, als hätt' ich ihn erst des vorigen Tages vor mir gesehen, obschon er seit unserm letzten Zusammentreffen auf dem Zimmerplatz hoch aufgeschossen war, und seine Wangen sich in dichten Flaum gehüllt hatten; aber er trug eines von den Angesichtern, deren Züge sich nicht zu ändern scheinen, war grade so weiß, roth und sommerfleckig, wie ehedem, und die starke kurze Nase war so wenig zu verkennen, als unter der langen Oberlefze der starklippige breite Mund mit dem blanken Gebiß, oder unter den schmalen Brauen die falschen Wolfsaugen mit ihrem scharfen und doch so unstäten Blick. Mir ist in meinem ganzen Leben nie ein menschliches Antlitz so widerlich erschienen, als das seine, und ich konnte nimmer begreifen, durch welch geheimnißvollen Zauber es dem Engolf gelang, den Weibern so über alle Maßen zu gefallen, wie sonst nur wenigen dieß glückt. —

Die Junker hielten vor der Distel ihre Rosse an, um einen Stegreiftrunk zu nehmen, Elsbeth reichte jeglichem den Becher, nachdem die alte Blutrude aus dem großen Krug ihn gefüllt, und da sie zu Engolf kam, beugte sich der, festgestemmt im Bügel, nieder, um die feine Magd zu umfangen; sie aber riß sich gewaltsam los, so daß er schier das Gleichgewicht verloren hätte und zu Boden gestürzt wäre, worüber seine Begleiter in lautes Gelächter ausbrachen, während die Wirthin das Mägdlein schalt, sie ein hochmüthiges Püpplein nannte, das durch seinen Bettelstolz die besten Gäste verscheuchen werde, und den Junker bat, sich nicht an die, wohl nur scheinbare Sprödigkeit der Dirne zu kehren. Mir kochte das Blut bei diesen heillosen Reden der sündhaften Hexe, ich erhob mich, und wollte ihr eben grad heraus sagen, was ich dachte und fühlte, als Elsbeths Augen den meinen begegneten und ihr flehender Blick meinen Grimm entwaffnete; wir hatten einander jetzt erst vollkommen wieder erkannt und begrüßt, ein Wink und ein Zeichen genügte, uns zu verständigen, und wir hatten auf solche Weise ein Stelldichein verabredet, während die Alte den lachend von dannen sprengenden Reitern nachsah, worauf sie der wie in Träume versunkenen Dirne ein paar Rippenstöße versetzte und sie an ihre Arbeit gehen hieß.

An demselben Abend noch fand ich mich zu heimlicher Zwiesprach mit der Liebsten zusammen, wir saßen wieder Hand in Hand bei einander, hatten viel zu sagen und zu kosen, und fühlten uns nicht minder glücklich, als in den Tagen der Kindheit, da ich Samstags zum Rosenthal kam, um für den Vater den Zins zu holen. Auch waren wir in der That alle beide noch die unschuldigen Kinder von dazumal, und hatten keine Ahnung von irgend einer Gefahr, als wir von nun an noch oft in verschwiegener Nacht ungesehen und unbehorcht zusammen kamen, traulich bei einander saßen, und dabei nicht einmal daran dachten, von unserer Liebe zu sprechen und uns Treue zu geloben.

So vergingen schier zwei Monden, eine glückliche Zeit für mich und für Elsbeth, die in ihrer Freude der Distelwirthin rauhe Behandlung und des Raufhänleins und seiner Gesellen freche Zärtlichkeit und Gleichmuth über sich ergehen ließ, die eine ertragend, die andere abweisend, so daß beide ihr nichts anhaben mochten.

Da hieß es an einem schönen Morgen, der Graf sei auf der Heimreise begriffen, und Ludwig rieth seinem Bruder, dem Herrn nicht allsogleich bei seiner Ankunft unter die Augen zu treten, sondern vorerst ihm die Kunde von der unbefugten Heimkehr zur guten Stunde beizubringen, und den ersten Zorn verrauchen zu lassen. Der Utz fand den Rath gut, besonders da er bei weitem mehr auf dem Kerbholz hatte, als der Bruder denken mochte, nahm seine Büchse zur Hand, eine Koppel Rüden an die Leine, und stieg ins rauhe Gebirg, um im Hammerwerk der Botschaft zu harren, die ihn vor des versöhnten Vaters Antlitz bescheide.

Dem alten Grafen war unterdessen auf der Reise ein sonderbares Abenteuer begegnet. Als er zu Meersburg bei seinem Ohm, dem Costnitzer Bischof zu Gast lag, und der geistliche Fürst ihn nicht so schnell von dannen lassen wollte, weil er hoffte, ihm die Sündhaftigkeit seines Verfahrens gegen den jüngern Sohn einleuchtend zu machen, und ihn zu bestimmen, den Utz gegen das der sterbenden Gattin geleistete Versprechen, dennoch der Kirche zu weihen, geschah es eines Tages, daß der Staufer zu Ruprecht in die Kammer kam, und berichtete, im Bräuhaus zum Schiff sitze ein gartender Lanzknecht, der mit trunkenem Munde gar verwunderliche Reden führe, indem er immer von zwei Mördern spreche, welche er dem Zehentgrafen Ruprecht überantworten müsse, weil sie ihm einen seiner Lehensleute niedergeworfen und beraubt hätten, wobei er immerdar zu den neben ihm Sitzenden als zu seinen Gesellen rede, die sich nicht vollsaufen möchten, damit die Gefangenen ihnen nicht abhanden kämen. Das kam dem Herrn allerdings seltsam vor, er stieg selbst den Berg hinunter zum Strande des Sees, wo das Bräuhaus steht, um mit dem Lanzknecht zu reden, der aber schon so trunken war, daß nichts anders aus ihm herauszubringen, als was der Etzel schon berichtet, denn er meinte in seinem Rausch zu Hausach im Lamm zu sitzen und trieb zur Abfahrt gen Hornberg. Da berief endlich Ruprecht des Bischofs Vogt, hieß ihn, den Trunkenbold sicher verwahren, und des andern Tages, sobald er nüchtern geworden, vor sein Antlitz führen, daß er ihn verhöre.

Als nun der Lanzknecht seinen Rausch verschlafen, wollte er von allem nichts mehr wissen, aber dem Zehentgrafen war weder ein Schwab pfiffig, noch ein Bayer grob genug, geschweige denn ein dummer Odenwälder, wie der Volker, gewachsen; er ängstete den Gesellen mit verfänglichen Fragen, drohte ihm mit dem Stöcker, mit Hunger, Durst und Ruthenstreichen, und brachte ihn gar bald zum Geständniß, wie er und seine Gespane zu Hausach um die Gefangenen gekommen, und wie sie dann beschlossen, sich in alle Welt zu zerstreuen, weil sie nimmer wagen durften, gen Straßburg zurückzukehren; so hätten sie zu Villingen Roß und Wagen verkauft und einander Valet gesagt.

„Wer waren die Gefangenen?“ fragte Ruprecht.

„Ein Junker und ein Schüler,“ versetzte der Knecht.

„Wie hießen sie, und wie jener, den sie beraubt?

„Das steht im Brief.“

„Wo ist der Brief?“

„Den hat der Ludel, der des Weges nach Schafhausen gezogen ist.“

Weiter verrieth der Volker nichts, weil er nämlich sonst nichts wußte, doch fragte er den Grafen, ob er ihn in seinen Dienst nehmen wolle, was dem Herrn gleich recht war, weil er hoffte gelegentlich noch mehr von der Angelegenheit zu erfahren, die seinen Sinn verwirrte und beunruhigte.

Bald darauf ritt Ruprecht weiter, nachdem der Bischof alle seine Zweifel gelöst, ihn förmlich des Gelöbnisses gegen die selige Hausfrau enthoben, und ihm für den Utz einen Sitz im Chore des Costnitzer Domes verheißen hatte.

Bei der Heimkehr nun wäre Graf Ruprecht sehr zufrieden gewesen, zu vernehmen, daß sein Knabe, den von Straßburg anher zu bescheiden er sich vorgenommen, bereits angelangt sei; bevor aber Ludwig Gelegenheit gefunden, mit ihm davon zu reden, kam der Volker gelaufen, und schrie, er habe die beiden Mörder des Krämers unter dem Gesinde gesehen, wie sie vergeblich versucht hätten, sich seinen Blicken zu entziehen; und da nun auf des Knechtes Angabe Gotthold und Benz allsogleich gefänglich angenommen wurden, so hielt es der Junker für gerathen, vor der Hand von seinem Bruder zu schweigen, weil er nicht wußte, ob dieser nicht etwa in der Sache betheiligt sei, — auch meinte er, Gotthold und der Schüler, würden Ulrichs allenfallsige Mitschuld nicht verschweigen, sobald sie vor Ruprechts Angesicht beschieden würden, der noch nicht einmal daran gedacht hatte, sie zu sehen oder nur nach ihren Namen zu fragen, weil bald nachdem er dem Volker gebot, die beiden in den Thurm führen zu lassen, ein Bote aus der Stadt kam, und im Namen meiner Herrn vom Rathe berichtete, ein Kärrner habe die Kunde gebracht, daß ein Bürger der Stadt und Lehensmann des Zehentgrafen bei Bischofsheim am Steg auf offener Straße erschlagen und beraubt worden, wovon die Schuld den Straßburger Studenten beigemessen werde, bei welcher Botschaft dem Junker Ludwig schier übel und weh ward, da er, in die Halle zurückgekehrt, nachdem er den Gotthold hatte festnehmen sehen, seines Vaters hellauflodernden Zorn wahrnahm, den Alten toben und sich hoch und theuer vermessen hörte, den Mörder radbrechen zu lassen, und wenn es sein eigener Sohn wäre.

Und als Ruprecht endlich befehlen wollte, ihm die Namen der Gefangenen zu offenbaren, und Ludwig aufs neue für den Bruder zu zittern begann, wenn es nun zu Tage käme, daß Ulrichs eigener Diener des Raubes auf offener Straße beschuldigt würde, da sandte das Geschick wiederum ein Abenteuer, um die Nachforschung zu unterbrechen, und mit voreiliger Freude hieß der Junker in seiner Seele die Störung willkommen.

Vor den Grafen trat ein Greis, tiefgefurchten Antlitzes, mit mattblickenden rothumränderten Augen, in einen schwarzen Talar gekleidet, vorgebeugt und geführt von einem wunderlieblichen, aber geisterhaft bleichen Mägdlein, und wie er kaum die Schwelle überschritten, rief er mit starker Stimme:

„Ich schreie nach des Kaisers Recht und begehre des Grafen Spruch.“

Ob dieses Beginnens verwunderte sich Ruprecht, doch fragte er ganz gelassen nach des Fremden Namen, Herkommen und Begehr, und da er zur Antwort erhielt, der Namen gehöre nicht zur Sache, und das Gesetz soll ohne Ansehen der Person sprechen, so war er nur um so mehr erstaunt, und befahl dem Alten, seine Klage vorzubringen.

Der aber sprach: „Ich bin ein Mann von ehrlichem Herkommen und unbescholtenem Wandel, und habe meine Tochter in der Furcht des Herrn erzogen, so daß sie mir zur Freude heranwuchs in Sitte, Zucht und Schönheit. Da geschah es vor einiger Zeit, daß ein junger Gesell ihr das Herz abgewann, ihr die Ehe verhieß und darauf heimlich entwich.

Nun frag' ich dich, Zehentgraf, ist der Treulose schuldig, sein Versprechen zu lösen, und bist du gesonnen, als des Kaisers Stellvertreter, Recht und Gesetz zu handhaben?« —

Ruprecht betrachtete eine Weile den Greis, der ihm fest in die Augen sah, und die Jungfrau, die zur Erde blickte und deren bleiche Wangen ein flüchtiges Roth leicht überflog, und rief dann heftig: »Beim Himmel, er soll sein Wort lösen, und wär' er mein eigener Sohn!«

Da blickte das Mägdlein empor, und ein freudig strahlender Blick traf den Herrn, der schier ob dem Glanz der hellen Augen erschrack, welche so wunderbar und plötzlich ihm entgegenleuchteten.

»Nun aber offenbart mir endlich,« sagte Ruprecht: »wem eure Klage gilt?«

»Das darfst du nur ganz allein vernehmen,« versetzte der Fremde, worauf der Graf alle hinausgehen hieß, und dann in den Boden zu sinken wähnte, als er erfuhr, sein eigener Sohn Ulrich sei es, welcher zu Straßburg der schönen Tochter des gelehrten Olnarius die Ehe verheißen, darauf heimlich entwichen sei, so daß seit zwei vollen Monden Niemand mehr von ihm gehört habe.

In Ruprechts Haupt begann es zu sausen und zu schwirren, als triebe mit gewaltigem Schwung ein Mühlrad darinnen um und um. Aufflackernder Zorn stachelte seinen Stolz, der bleichen Jungfrau Lieblichkeit rührte seinen Sinn, die feste Treuherzigkeit des liebenden Vaters der schönen Margarethe zwang ihm Theilnahme ab, das so unbedacht gegebene Wort ängstete, die unerwartete Kunde von des Sohnes Flucht aus Straßburg bekümmerte ihn über die Maßen, und so wie Vater und Kind voll banger Erwartung seines ferneren Spruches zu harren schienen, so wußte er mit jeglichem Augenblicke weniger, was er thun oder lassen sollte, und gebot endlich den beiden, im Schloß ihr Einlager zu nehmen, und der ferneren Entscheidung zu harren, worauf er in seine Kammer sich einschloß, Niemanden vor sich ließ, ernste Zwiesprach mit dem Himmel und seinem Gewissen pflog, und am nächsten Morgen mit heiterer Stirn und festem Entschlusse wieder hervortrat. In seiner Seele hatte er den Spruch gefällt, die schöne Margaretha in das Kloster der Reuerinnen zu stoßen, daß sie als des Heilands geweihte Braut, keinen Anspruch weiter erhebe an die Hand des edlen Junkers, und diesen sofort gen Costnitz zu dem Bischof zu senden, damit er die ersten Weihen empfangen, und fürderhin vergesse, seinen adeligen Namen an die Liebe schöner Dirnen zu verpfänden.

Ruprecht rief den Etzel herbei, und sprach: »Laß die Grethe von Straßburg von der Seite ihres Mannes verlocken, führe sie in aller Stille von dannen und übergib sie der Priorin im Stifte drüben zu strenger Obhut, den Alten aber lege mir zu Nacht in den Thurm, eben so heimlich, doch daß ihm kein Leides geschehe. Vor allem aber lasse mir jetzt Luitmars Mörder in den Rittersaal führen, daß ich sie verhöre.«

Der Staufer ging, und Ludwig kam herbei, um wo möglich aus des Vaters Munde zu vernehmen, welche Bewandniß es eigentlich mit dem Fremden und seinem feinen Töchterlein habe, und ob diese nicht etwa auch den Ulrich angingen? Doch fragte und horchte er vergeblich in die Kreuz und in die Quer, der Graf war nicht in der Laune, ihm Rede zu stehen, sondern nahm still und in sich gekehrt den Morgenimbiß, und ließ sich nicht stören, bis Etzel wieder kam, um zu melden, daß die Gefangenen im Saale harrten. Hinter dem Junker von Staufen kam Olnarius bedächtigen Schrittes, grüßte den Herrn, und sprach feierlich: »der liebe Gott will nicht, daß der Vater Richter sei über den eigenen

Sohn nach der Strenge des Gesetzes und mit der Schärfe des Schwertes, und obwohl du gelobt, ohne Ansehen der Person zu richten, wenn auch der Schuldige dein eigener Sohn wäre, so gebe ich dir dennoch auf, zu bedenken, edler Zehentgraf, daß du eher Vater warst, als Richter, und betheure dir auf meinen Eid, daß nach dem Recht der Kirche dein Schwur nichtig ist, weil er gegen die Satzungen Gottes und der Natur streitet, nach welcher die Liebe der Aeltern zu ihren Kindern über jegliche menschliche Einrichtung erhaben ist. Und so darfst du zwar den Knaben strafen, doch nur als Vater, nicht aber als Richter, und ich flehe zu dir, ihm zu vergeben, und nicht etwa als ein christlicher Mann die heidnische Tugend eines Brutus nachahmen zu wollen.«

»Das hör' ich gern aus deinem Munde,« versetzte Ruprecht gar freundlich: »und so meinst auch du denn, Olnarius, daß mein Schwur eitel war, da ich gelobte, selbst meines Sohnes nicht mehr zu achten, als jeden andern Mannes?«

»So mein' ich, hoher Herr, und der Himmel kann den übereilten und unnatürlichen Schwur dir nur dann vergeben, wenn du ihn brichst.«

»Du sprichst mich also los?«

»Ich wollt' es vor Gott und der Welt an deiner Statt verantworten, und nun, Herr, erhöre meine Bitte und vergib dem Ulrich.«

»Ihm war vergeben, bei meiner Ehre, bevor du kamst,« rief der Graf, während Ludwig hinter seinem Rücken weg zur Thür hinausschlich, und horchte verwundert auf, als der andere fortfuhr: »So befiehl, daß ihm Ketten und Bande abgenommen werden. Den Mord des Krämers magst du mit dem Wehrgeld sühnen.«

Ruprecht hatte bis daher gemeint, der Straßburger wolle ihn seines, wegen Margarethe gegebenen Wortes entbinden, doch Olnarius hatte Gotthold in Fesseln über den Hof führen sehen, und aus den Reden des Gesindes vernommen, daß er um eines Straßenraubes willen gefangen sei; so kostete es denn viele Mühe, bis beide einander verstanden, und kaum hatte der Graf sich endlich überzeugt, wovon eigentlich die Rede sei, als er raschen Schrittes dem Rittersaal zueilte, wohin die andern ihm folgten, und wo sie Gotthold, mich und den Volker vorfanden.

Hier stieg nun die Verwirrung aufs höchste, und eine Verständigung schien kaum mehr möglich. Ruprecht bestürmte den Gotthold mit Fragen nach dem Utz, ohne ihm Zeit zur Antwort zu gönnen, Olnarius sprach zu ihm, wie zu des Grafen Sohn, als welchen er ihn zu Straßburg gekannt, der Lanzknecht bezeichnete ihn als seinen Gefangenen, der ihm und seinem Gesellen zu Hausach entkommen, und der arme Knabe wußte seines Lebens und seines Leibes keinen Rath, sank in die Kniee, und flehte mit erhobenen Händen um Gehör, das ihm nach langem vergeblichen Mühen endlich zugestanden ward; und alldieweil er gar keinen andern Ausweg mehr sah, so flüchtete er sich zur Wahrheit, erzählte unumwunden von des Magisters Tod und Ulrichs Mummenschwanz, bis er merkte, daß des Grafen strenge Züge sich nach und nach aufheiterten, wodurch er den Muth gewann, die Ermordung Luitmars so darzustellen, daß alle Schuld auf Göselin und den erschlagenen Knecht fiel. Wie er eben den Bericht geendet, und Ruprecht den Zorn wegen des Rittes von Bischofsheim über der Freude vergaß, zu erfahren, daß nicht sein Sohn der schönen Straßburgerin die Ehe verheißen, kam just der Ludwig mit seinem Bruder herbei, warfen sich zu des Vaters Füßen, und die erflehte Vergebung ward alsobald gewährt.

So endeten Verwirrung, Angst und Pein in eitel Lust und Freude. Der Staufer

mußte Margarethen fein wieder aus dem Kloster herbeischaffen, wohin er sie nach seines Herrn Auftrag bereits gesendet hatte, statt des härenen Gewandes und der knotigen Geißel ward ihr der Brautschmuck und das lustige Kränzlein zu Theil, und die treue Liebe fand den wohlverdienten Lohn. Den glücklichen Gotthold bestellte der Graf zu seinem Rentenschreiber, und behielt sich vor, die Hochzeit prachtvoll auszurichten, was er auch binnen kurzer Frist ins Werk setzte.

Nach der Hochzeit zog der gelehrte Olnarius wieder gen Straßburg, um dort mit der tauben Bärbel, wie sonst, zu hausen, und das kanonische Recht zu lehren, und der Utz ritt gen Costnitz, um ein Domherr zu werden, und somit die erste Staffel der Leiter zu betreten, welche bis zu den höchsten Würden der Kirche emporführt. Mir aber verehrte auf Ulrichs und Gottholds Fürbitte der Graf eine stattliche Wegzehrung, damit sollt' ich auf die Wanderschaft ziehen, um den Hufbeschlag und die Baderei, zu lernen, und in drei Jahren wieder zu kommen. Als ich Urlaub nahm, verhieß mir der Herr, wenn ich was Rechtes gelernt hätte, solle kein anderer, als ich, seine edeln Rosse beschlagen und sein Gesinde heilen; mir aber stand der Sinn höher, und ich beschloß heimlich bei mir, statt bei dem Bader und Schmied, bei dem Meister Arzt vorzusprechen, und mehr zu lernen, als der Graf von mir verlangt hatte.

Von der kleinen Freundin nahm ich herzlichen Abschied, und in der Scheidestunde geschah es zum erstenmal, daß unsere Liebe zum Bewußtsein erwachte. Wir schwuren uns ewige Treue und trennten uns, zwar weinend, aber dennoch guten Muthes, voll Hoffnung und Zuversicht. Ich vergaß des Vaters und seines Hauses, meiner Herkunft und meiner frühern Mißgeschicke: Elsbeth war von nun an für mich die Welt, ihre Liebe mein einziger Gedanke.

(Fortsetzung folgt.)

Sehnsucht nach dem Süden.

Von Georges Morin.

Wie zieht mich stets in weite blaue Ferne
Zum warmen Süd ein allgewaltig Band,
O deine Wunder säh' mein Aug so gerne,
Hesperien, du paradiesisch' Land! —
Im Geiste wandle ich auf deinen Auen,
Ich ath'me deiner Blüthen Balsamduft,
Den Himmel über mir, den ewig blauen,
Und mild umweht mich deine laue Luft.

Da bietest du mir deine selt'nen Früchte,
Du schönes Land, das rings von Segen träuft,
Ich sehe wie am freien Sonnenlichte,
Die Goldorang' und die Zitrone reift;
Und wie mir dort mit seinen Zaubergluthen
Dein lichtes Zauberparadies gelacht,
Enttaucht der Zeit hinabgeströmten Fluthen,
Die alte Götterwelt mit ihrer Pracht. —

Es wallt der Rauch durch deine heiter'n Lüfte
Und auf dem Altar lodert heil'ge Gluth,
Zum Himmel steigen rings die süßen Düfte,
Die gold'ne Schaale füllt des Opfers Blut. —
Es prangen Deine Tempel, deine Hallen,
Die stolzen Zeugen jener schöner'n Zeit —
Ich höre Siegeshymnen widerhallen,
Der Sieger naht in seiner Herrlichkeit.

Die Ehrensäulen des Triumphes ragen
Lorbeerbekränzt zum Himmel; — siehe da!
Der Cäsar kommt auf seinem goldnen Wagen,
Und ihre Fahne schwingt Viktoria.
Es nahen sich die ruhmgekrönten Helden
Sie wandeln auf der stolzen Siegesbahn:
Und wie ein Hauch aus fernen schöner'n Welten
Weht deiner großen Dichter Geist mich an.

Ich seh' die Lieblinge der holden Musen,
Die einst besangen diese Götterflur, —
Den Himmel trugen sie in ihrem Busen
Und treu geblieben sind sie der Natur. —
Ich seh' des Künstlers herrliche Gebilde,
Die Leinwand lebt, es athmet Erz und Stein,
Es sprechen sich die Züge an; er hüllte
Den kalten Marmor in das Leben ein.

Vergebens ist mein Sehnen, ach vergebens!
Dieß schöne Land wird nie mein Auge schau'n! —
So soll der dichterische Traum des Lebens
Sich seine eig'ne Götterwelt erbau'n. —
Wenn fern von diesen eiteln Träumen
Mein Geist sich flüchtet in sein Heiligthum,
Dann werden meine Blumen endlich keimen —
Dann stiller Gott stürz meine Fackel um. —

Ein berühmter Schauspieler wurde auf seiner Durchreise von dem Direktor eines kleinen Theaters zum Gastspiel eingeladen. Um seine Bedingungen gefragt, forderte er zwei Drittel der Einnahme. „Ach Gott!" — entgegnete der arme Direktor, „zwei Drittel, wir nehmen kaum ein Drittel ein."

Druck und Verlag von J. F. Rietsch. Verantwortlicher Redakteur: J. F. Rietsch.

Nro. 43. **I. Jahrg.**

Die

Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt.)

Sonntag den 28. Oktober 1855.

Zehn Geschichten aus Meister Hämmerlings Leben und Denkwürdigkeiten.

(Memoiren eines Scharfrichters aus den Zeiten des Mittelalters.)

Herausgegeben von Wilhelm v. Chézy.

8.

Elsbeth die Getreue.

(Fortsetzung.)

Die drei Jahre verflogen gleich einem leichten Morgentraum.

Kennt ihr Heidelberg, die schöne Stadt? Und ob ihr sie nimmer auch erblicktet, wie sie, behütet von dem starken Schloß, wohlgemuth sich spiegelt in des Neckars brausender Fluth, so habt ihr dennoch ihres Ruhmes viel vernommen in deutscher wie in welscher Zunge, denn seit Menschengedenken ist sie die berühmte Wiege tiefer Gelehrsamkeit, die Pflanzschule der Wissenschaft, ein reichlich quellender Born, zu dem von nah und fern die Durstigen wallen.

Kennt ihr Paris, jene Welt von Burgen, Palästen, Klöstern und Kirchen, inmitten niederer Hütten und pfadloser Straßen? Wo im stolzen Hause der König von Frankreich seinen glänzenden Hof hält, Nachts auf den Gassen Räuber, Diebe und Lotterbuben ihr Wesen treiben, wie sie es in des Gebirges rauhen Schluchten bei uns nimmer wagen dürften, und wo die hohe Schule blüht, mit welcher keine andere an Wissen, Glanz und Reichthum wetteifern mag?

Zu Paris im Lande der Franzosen, und zu Heidelberg am Neckar erlernt' ich von der Kunst des Arztes so viel, als ein junges Blut davon begreifen und seine Meister ihm offenbaren mögen, dann nahm ich wiederum mein Ränzel auf den Rücken, den schlanken Eschenspieß zur Hand, und wanderte wohlgemuth der Heimath zu, über der just ein heller Sommertag leuchtend aufgegangen war, als ich sie wiederum mit meinen leiblichen Augen vor mir erblickte. Im Schatten der alten Eiche, unter welcher vor undenklichen Zeiten

unsere Vorfahren zur Mahlstatt sich versammelt, ließe ich mich nieder, um des Anblickes der Stadt froh zu werden, die von jenseits des breiten Stromes herüberschaute, während der felsige Abhang der hohen Haro mir die Aussicht zum Schlosse wehrte. Da flehte ich in meinem Sinn den Himmel um ein günstiges Vorzeichen beglückter Heimkehr, doch sein Rathschluß gewährte mir nur ein übles und verhängnißvolles.

Ein glänzender Reiter bog um die Felsenecke, sein stattlicher Falb', in kurzem raschen Schritt stolz einhertretend, warf ungeduldig den Kopf, daß vom Gebiß der Schaum in weißen Flecken sprühte; auf der behandschuhten Rechten hielt der Reiter an starken Riemen den Sperber, und am Sattelbogen gaukelte das Federspiel.

Ich erkannte ihn wohl, doch senkte ich die Augen zu Boden, und that, als näm' ich seiner gar nicht wahr; er aber hielt sein Roß an, und rief:

„Heda, Gesell, begegnete Dir nicht ein Zug von edlen Jägern auf der Straße?“

Ohne aufzublicken versetzte ich ein kurzes „Nein.“

„Das ist nicht möglich,“ fuhr er fort: „Du lügst in Deinen Bart, wenn Du sagst, daß Du sie nicht gesehen hast.“

„Gesehen hab' ich sie, doch nicht auf der Straße. Sie sprengten über die Wiesen hin und warfen die Vögel.“

Ob dieser Antwort gerieth der Junker in argen Zorn, und mit kirschrothem Gesicht schrie er: „Gib fein Acht, Bube, daß ich nicht zu Deinem Schalksliedlein die Melodie aufspiele.“

„Ihr werdet gar so böse nicht sein,“ entgegnete ich ganz gelassen, und sah ihm dabei fest in die Augen, während sein Roß, plötzlich scheuend, einen Satz zur Seite machte, stieg und sich bäumte, und dann am ganzen Leibe wie Espenlaub zitterte.

„Ich finde Dich schon wieder,“ drohte der Reiter, nachdem er mit Mühe sein Thier, endlich beschwichtigt, worauf ich mit dem alten Gleichmuth sagte:

„Wenn der Junker nicht unterdessen Hals und Bein bricht.“

„Wie so?“ fragte er, halb zurück gewendet.

„Ich vermach' es Ihm, der Falb hat den Koller im Leib,“ hieß meine Antwort.

Da lachte er laut auf, gab seinem Roß beide Sporn und setzte über den Wassergraben zur Seite des Weges, um seinen Waidgenossen nachzureiten.

Während ich ihm noch nachsah, kamen von der anderen Seite mehrere junge Gesellen herbei, welche ich an ihren schwarzen Mänteln für Schüler erkannte, und die mich als einen Bruder in Apoll ansprachen, worauf ich ihnen getreulich Red und Antwort gab und meine Kundschaft verwies. Sie schüttelten mir die Hände, hießen mich herzlich willkommen, und fragten, ob der Dominus Licentiatus etwa im Sinne hege, ihre Kehlen in der Distel mit einem Trunk des frischen Bieres aus dem Felsenkeller zu erfreuen? Ich nickte, nicht lange darauf saßen wir bei einander unter dem Nußbaum, ich strich meinen Halskragen glatt, ringelte mit dem Finger mein Haar, und schaute unverwandten Blickes nach der Thür des kleines Hauses. Einer der Schüler rief nach der Schenkdirne, und ein anderer fragte mich unterdessen, was ich mit dem Raufbähnlein zu schaffen gehabt hätte, von dem nicht leicht einer in Frieden loskomme.

„Auch mir hat er die schönsten Händel verheißen,“ sagte ich.

„Hat er? Nun, du magst dich darauf verlassen, daß er Wort halten wird.“

Ich schlug auf die Wehr an meiner linken Seite, die Schüler lachten, und die Kellnerin

trat unter die Thüre, eine große Schleifkanne in der Hand, die Schürze voll zinnerner Becher, die sie einem nach dem andern den Gästen vorsetzte und füllte, wobei jeder zum Danke der zierlichen Dirne ein freundliches Wort über ihre schwarzen Augen oder ihre weißen Hände zu sagen wußte, was sie mit stiller Ergebung und gesenkten Blickes hinnahm, wie ein Schenkmädchen soll, das weder die Gäste des Hauses verscheuchen darf, noch ihnen zu große Freiheit gestatten mag. So kam sie endlich auch zu mir, dessen sie bisher nicht Acht gehabt. Ich legte den linken Arm um ihren Gürtel, faßte mit der rechten Hand ihr Kinn und sah ihr tief in die Augen.

Der überraschten Elsbeth erste Bewegung war, mich von sich zu stoßen und mir ein Wort zürnenden Unwillens zuzurufen, doch eben so schnell erkannte sie mich, und schrie:

„O Mutter aller Gnaden, das ist ja der Benz.“

„Ja wohl bin ichs, Närrchen. Was ist dabei zu erschrecken?“

Elsbeth stemmte mir die Hände auf die Schultern, sah mich ein Weilchen starr an. während ihr die Zähren über die bleichen Wangen perlten, und sprach dann langsam:

„Sie sagten Dich todt, lieber Benz, und ich habe Dich lange beweint.

„So trockene Deine Thränen,“ versetzte ich: „denn ich lebe, und bin gekommen, Dir Wort zu halten. Verhülle nicht Dein Antlitz, wir brauchen unserer Liebe uns nicht zu schämen, und bedürfen nimmer des Geheimnisses. Bevor der Winter kommt, führ' ich, so Gott will, Dich heim als meine Hausfrau, und jetzo wollen wir auf Lieb' und Treu eins trinken.“

Ich füllte meinen Becher, und da ich ihn erhob, war Elsbeth plötzlich entwichen, und die Schüler thaten gar nicht dergleichen, als wollten sie mit mir anstoßen. Ich fragte, ob sie Bescheid thun wollten? worauf der von ihnen, welcher mir der älteste schien, seinen Becher mit der flachen Hand zudeckte, und mit barscher Rede versetzte:

„So wahr ich Eckhart getauft bin, auf solchen Spruch thu ich nimmermehr Bescheid, weder ich noch meine Gesellen, denn die Weiber allesammt sind ein Geschlecht ohne Treue und Glauben, voll Falschheit und Hinterlist.“

„Mögen alle falsch sein,“ rief ich, „Eine ist dennoch treu.“

„Und die Eine meint jeder Gelbschnabel für sich zu haben,“ lachte Eckhart: „doch soll meine Rede den Dominus Bertholdus nicht kränken; glaub' Er immerhin an seines Liebchen Beständigkeit bis zum jüngsten Tag, was kümmerts mich, so lang' Er mir nicht zumuthet, Ihn in solcher Thorheit bestärken zu helfen.“

Mir schwoll ob dieser Rede der Kamm, und ich hegte nicht übel Lust, dem Lästerer Eins zu versetzen; doch faßte ich mich, und stellte dem Eckhart vor, wie Unrecht er thue, die Freude des Wiedersehens mir also verbittern zu wollen, obschon es ihm bei weitem nicht gelinge. Mir sei, außer dem in meiner Seele wurzelnden Glauben, das deutlichste Zeichen von Elsbeths unwandelbarer Liebe der Gram, welchen sie ob der langen Trennung, empfunden, und dessen Spuren, in ihren rothgeweinten Augen, auf ihren bleichen Wangen, in den langgezogenen erschlaffenden Zügen des lieblichen Antlitzes sich offenbarten, und sonst noch in ihrem ganz veränderten Wesen nicht zu verkennen wären.

„Gut, gut,“ sagte Eckhart: „so möge denn das Schenkmädchen in der Distel die Eine sein, und Du des Minneglückes erlesenster Günstling.“ Wobei er mir die Hand reichte, die ich nahm und schüttelte.

Zu dem allen hatten die andern Schüler mäuschenstill geschwiegen, ihr Bier getrunken

und uns gewähren lassen; jetzo sagten sie, es sei, wie gewöhnlich am Himmelfahrtstage, den Nachmittag Tanzmusik in der Stadt, zu welcher die Schüler mit den Bürgerstöchtern sich einfänden, und wohin der Licentiat mit seinem Liebchen auch kommen solle. Ich sagte zu, die Studenten tranken aus, bedankten sich fein höflich für die freie Zeche und wandten sich der Stadt zu. Im Fortgehen hörte ich sie untereinander noch sprechen: „Nun mag er vollends zuschauen, wie er mit dem Raufhähnlein fertig wird!“ und diese Worte fielen mir schwer aufs Herz, weil ich mich erinnerte, wie vor drei Jahren schon der Engolf sein lüsternes Auge auf Elsbeth gerichtet, und die alte Blutrude ihn dabei begünstigt. Doch schlug ich mir die eifersüchtigen Gedanken leicht wieder aus dem Sinn, weil nichts den Glauben an meines Liebchen Treue wankend zu machen im Stande war, und da auf mein Rufen statt der Elsbeth die Wirthin erschien, warf ich der verhaßten Hexe die Bezahlung und einen unwilligen Blick zu, nahm mein Bündel, und trat den Weg zum Schloß an, um dem Grafen meine Rückkehr zu melden.

Der edle Herr hieß mich freundlich willkommen, lobte mich, da ich ihm offenbarte, wie ich meine Zeit und seinen Pfennig benutzt, um die Arzneikunst zu lernen, und verhieß mir Hülfe und Beistand, wenn ich dereinst den Doktorhut, meines Ehrgeizes höchstes Ziel, zu erwerben gedächte. Seine Freundlichkeit erquickte mich um so mehr, da ich nicht anders gemeint hatte, als er würde mich schelten; aber ich hatte ihn auch zur guten Stunde begrüßt: von Utz war die fröhliche Botschaft eingelaufen, daß das Kapitel zu Costnitz ihn trotz seiner großen Jugend zum Dombechanten erkoren, und in der Stadt unten waren aus des Junker Ludwigs Anhang nebst Engolf noch einige junge Patrizier in den Rath gewählt worden, so daß der Zehentgraf der endlichen Erfüllung seines sehnlichsten Wunsches ganz nahe gerückt schien, so wie er überhaupt schon seit zwei Jahren völlig den Meister in der Stadt spielte, und seine Herrschaft damit begonnen hatte, den Neander sammt den andern Prädikanten von dannen zu treiben, und rechtgläubige Priester an die entweihten Altäre zu stellen, welche mit solchen Eifer und solchen Erfolg im Weinberge des Herrn arbeiteten, daß, als späterhin Ruprecht wieder die Herrschaft in der Stadt verlor, dennoch die Ketzerei nimmer ihr Haupt zu erheben wagte.

Der Graf gebot mir, an seinem Hof zu bleiben, mit den Junkern und Edelknaben am Tisch zu essen, in seinem eigenen Vorgemach des Nachts zu liegen, und fernere Befehle gewärtig zu sein. Dann bat ich noch um Urlaub für den Nachmittag, welchen er mir ertheilte und mich gehen hieß.

Nach der Vesper trat ich auf die Schwelle der Distel und rief nach Elsbeth. Sie kam, und mit ihr zugleich die Wirthin. Das Mädchen war ganz feiertäglich angethan und hatte ein Kränzlein auf dem Haupt, als hätte es gewußt, daß ich es zum Tanze holen würde, und so war es auch, denn Elsbeth hatte hinter der Thür gar wohl vernommen, was ich mit den Schülern geredet. Meinen Widerwillen gegen Blutrude überwindend, zog ich mein Hütlein ab, und bat sie mit freundlicher Rede, die Dirne mit mir gehen zu lassen; es sei heute doch in der Distel nichts zu versäumen, da Alt und Jung der Musik nachziehe. Die Alte sah mich lange an, blinzelte mit den Augen, und fragte: „Bist Du nicht Benz der Reitersbub, der mit dem Junker Utz von Straßburg gekommen?“

„Die Leute nennen mich jetzo Herr Berthold, wenn sie nicht Dominus Bertholdus sagen.“

„So so! Schon gut! grinste Blutrude: „so geh denn der Dominus mit seiner Do-

mina. Ihr seid ein Pärchen, das zusammenpaßt, als hätten's die Tauben eigens aus aller Welt Ende zusammen getragen. Gott befohlen!«

Das mißtönende heisere Lachen der runzligen Hexe erstickte unter plötzlichem Husten, während Elsbeth sich in meinen Arm hing, mich fortzog, und eilte, als ob sie fürchtete, Blutrude könne noch mehr sagen.

Elsbeth schritt wie mit Purpur übergossen neben mir einher, der ich, keines armen Wörtleins mächtig, immer und immer wieder sie anblickte, und mein Glück, die Heißgeliebte wieder zu sehen, gar nicht zu fassen vermochte. Doch lieber, als zu Spiel und Tanz wär' ich mit ihr in den Hofraum gegangen, wo wir als Kinder unter dem Ahorn neben dem Brunnen auf dem Grase gescherzt und gekost. Aber wie ward mir? Führte meine Begleiterin mich nicht über dem Marktplatz und hinter Sankt-Kümmerniß hinab ins Rosenthal? Traten wir nicht in das wohlbekannte Haus zum Elephanten? — Also war es. Doch hatte sich vieles verändert, die Leute überschritten jetzo frank und frei bei hellem Sonnenlichte die Schwelle, auf der ehedem im Dunkel der Nacht ihr scheuer Fuß gestrauchelt, und der Elephant war zum Schild einer ehrlichen Herberge geworden, in welcher männiglich sich sehen lassen durfte, in deren oberem Gaden die jungen Geschlechter, welche zu Ludwigs Anhang gehörten, ihre Zunft und Trinkstube hatten, und wo an Festtagen in der geräumigen Unterstube Pfeifen und Trommeln zum Tanz aufspielten.

Ich begehrte, mit Elsbeth die Stelle aufzusuchen, wo ich sie zum erstenmal erblickt, sie aber zerrte schier gewaltsam mich zur Seite, und plötzlich befand ich mich im Saal, vor mir die hüpfenden und kosenden Pare, die, von Wein und Tanz erglühend, mit rothen Wangen und blitzenden Augen sich so recht von ganzer Seele der Lust des Augenblickes hingaben. Hier schlürfte ein halbberauschter mit hochaufathemender Brust begierig der Traube rothes Blut, dort riß ein Mägdlein in bacchantischem Uebermuth das Kränzlein vom Haupt, um ihren Tänzer damit zu schmücken. Elsbeth aber that es allen nach, und ein nie gekannter Rausch bemeisterte sich meiner Seele wie meiner Sinne. Bald stierten aus meines Liebchen immer mehr erbleichendem Antlitz wie von Nebel umflort und dennoch von unheimlicher Glut beseelt die schwarzen Augen, der feine Mund, wie von Krämpfen verzogen und verzerrt, stieß von Zeit zu Zeit fröhliche oder zärtliche Laute aus, die ich mit gierigem Ohr auffing, weil mein Herz nach einem traulichen Gespräch Verlangen trug, zu welchem es an diesem Tage noch zu bringen ich verzweifelte; auch ward mir immer unbehaglicher und unheimlicher zu Muthe, denn Elsbeths gewaltsam fieberhaftes Wesen erregte mir schwere Sorge, und eine böse Ahnung kündete mir, sie sei krank an Leib und Seele.

Wie war sie so ganz anders geworden, seitdem ich sie verlassen!

Und da wir beide zur Zeit der einbrechenden Dämmerung nach manchem raschen Wirbeltanz uns setzten, und ich die Athemlose fest umschlungen in meinen Armen hielt, lehnte sie das Haupt an meine Brust und flüsterte mit bebender Stimme:

»Nicht wahr, mein Benz, deine Abwesenheit war nur ein böser Traum? Du warst nie entfernt von deiner Elsbeth, und wir waren die ganze Zeit her Eins dem Andern in unwandelbarer Liebe zugethan?«

Sie blickte zärtlich empor, und da sie in meinen Augen das Erstaunen las, welches sich meiner ob dieser seltsamen Rede bemeisterte, schrie sie: »Ich bitte, ich beschwöre Dich, sage nicht nein! Um der schmerzhaften Mutter willen, thu mir nur das nicht an.«

In diesen wenigen Worten ging meines ganzen Lebens Glück und Wonne unter.

Mein Herz sträubte sich gewaltsam, sie zu verstehen, — aber ich verstand sie dennoch, und es hätte dessen nicht bedurft, was gleich darauf Engolfs mir nur allzuwohl bekannte, verhaßte Stimme sprach.

„Da ist ja der Bursch,“ sagte er, der heut Morgen meinen Gaul verhext, und mit dem Blick des bösen Auges ihm den Koller angezaubert hat. Nun, wohl gedeihe dem Fant, was ich ihm übrig ließ.“ —

„Fort, fort von dem!“ kreischte Elsbeth, in die Höhe schnellend.

Ich schleuderte die Treulose von mir, und sagte zu Engolf mit von Grimm erstickter tonloser Stimme: „Ich fürchtete wahrlich, dich nimmermehr zu erblicken, Raufhähulein, und so um die Lust zu kommen, mit eigener Hand das Genick dir abzustoßen.“

Ein derber Faustschlag war seine Antwort, den ich mit einem Fußstoß auf des Gegners Herzgrube erwiderte, der so gewaltig traf, daß jener rückwärts über und über stürzte. Sein Begleiter zückte die Wehr, ich auch, und da Stahl an Stahl klang, klirrte und Funken schlug, ward bald die Verwirrung allgemein, Studenten, Junker und Bürger zogen Partei nehmend vom Leder, in dichtem Knäuel wälzten sich die Streitenden auf die Gasse hinaus, viele wurden verwundet und ihrer etliche erstochen oder erdrückt, bevor es endlich in später Nacht den gewappneten Dienern meiner Herrn vom Rathe und den zur Bürgerhilfe aufgerufenen Zünften gelang, die von Wein und Zorn glühenden Raufer auseinander zu drängen.

Inmitten des Getümmels war ich auf Eckhart gestoßen, der mir zuredete, mich bei ihm verborgen zu halten, damit ich, der erste Anstifter des Streites, nicht den Schergen in die Hände fiele. Mir galt alles gleich, ich kannte nicht Furcht, nicht Sorge, und gedachte nur der meineidigen Elsbeth und des Raufhähnleins; doch ließ ich mich ohne Widerstand von meinem neuen Freunde in seine Wohnung leiten.

9.

Der Hexenthurm.

Während ich bei Eckhart verborgen in der Kammer lag, trugen in der Stadt unerwartete Ereignisse sich zu, welche endlich auch meine Aufmerksamkeit erregten, obschon ich, schlaflos die lange Nacht hindurch, und ohne mich zu rühren und zu regen den ganzen Tag über finstern Rachegedanken brütete, und in blutdürstigen Einbildungen schwelgte. Unter tausendfachen Qualen mordete ich da den verhaßten Engolf hin, und all die sinnreich grausamen Martern der Folterkammer dünkten mir für ihn noch viel zu milde; mit ihrem eigenen langen Seidenhaar erwürgte ich in wachem Traum die Treulose, und ahnte nicht, wie nahe schon ich zur Strafe meiner frevelhaften Gedanken der Erfüllung dieser gottlosen Wünsche stand.

Kein Gebeth, keine Beichte, kein Ablaß und keine Buße vermochten bisher die Schuld dieser finstern Stunden zu tilgen; gleich einem bösen Wechselfieber kehrt die Erinnerung an sie mir zurück; da schwelg' ich wiederum in grausamen Träumen und ihrer blutigen Erfüllung, bis die herbe Reue naht, und unter ihrer Geißel ich fort und fort aufs neue die Alten, nie zu sühnenden Frevel büße. — Doch vernehmt, wie alles sich begeben.

Unter den Erstochenen und Verwundeten der Freinacht waren einige Bürgerskinder und mehrere Schüler, wodurch unter den Zünften und dem gemeinen Volk eine große

Gährung entstand, welche mehr und mehr zu steigern die Studenten sich alle erdenkliche Mühe gaben, was ihnen auch nur allzuwohl gelang, weil zwei der mächtigsten menschlichen Leidenschaften in diesem Beginnen ihnen zur Seite standen: der Haß und der Eigennutz. Der Haß galt den jungen Patriziern, welche gegen Wunsch und Willen der Handwerker seit einigen Jahren die Rechte und Freiheiten der Stadt dem Zehentgrafen preisgaben, und der Eigennutz fesselte das Volk an die Schüler, von welchen ein großer Theil desselben seine Nahrung zog. So lag der Zunder bereit, es bedurfte nur eines Fünkleins, ihn in helle Flammen zu setzen, und der entscheidende Funke fiel.

Eine Kindsmörderin in der Frohnfeste war noch zu krank und schwach, als daß der Richter sie hätte verhören können; aber des Gefangenwärtels neugieriges und schwatzhaftes Weib achtete nicht des Siechthums, dessen Schmerzen zu vergrößern selbst die strenge Gerechtigkeit Scheu trug, spannte die Aermste auf die Folter zudringlicher Fragen, erzählte unter dem Siegel des Geheimnisses den Muhmen und Basen, welche Geständnisse sie zu erpressen gewußt, und bald erfuhr männiglich, daß, gleichwie dereinst die schwarze Hanne von dem langen Heinz, das Mägdlein durch einen Trank bethört worden, und zwar von des Bürgermeisters eigenem Sohn. Auf diese Nachricht hin ward es den Schülern ein Leichtes, den zusammengerotteten Pöbel zur höchsten Wuth zu entflammen; der Aufruhr loderte rückhaltslos auf allen Plätzen und in allen Gassen, mit den Empörern machten die Zünfte gemeinschaftliche Sache, sammelten sich gewappnet zu ihren Fahnen, schloßen und besetzten unter dem Läuten der Sturmglocke alle Thore und die Brücke, und ein einziger Tag reichte hin, das Regiment in der Stadt zu ändern, ohne daß es der Graf hätte wehren können, der nicht darauf vorbereitet war, mit Gewalt einzuschreiten, wenn ihm auch nicht just zu derselben Frist ein kaiserlicher Befehl zugekommen wäre, sich zu Hof zu stellen, um sich wegen der bisherigen Eingriffe in des Reiches Vogtei über die Stadt persönlich zu verantworten. So mußte er denn gen Aachen reiten, wo des Kaisers Majestät eben ihr Hoflager aufgeschlagen, seine Freunde in der Stadt ihrem Geschicke überlassen, und auf solch Weise das mühsame Werk vieler Jahre in einem unseligen Augenblicke zusammenstürzen sehen.

Das Volk, die Handwerker und die Schüler ließen sich durch einige Zugeständnisse und noch größere Verheißungen beschwichtigen. Ein edler Rath ward zum größten Theil erneuert, vor allem die jungen Geschlechter daraus verwiesen, und wenn der Herr Hahn zum Baumgarten auch Bürgermeister blieb, so mußte er sich doch gefallen lassen, daß zwei Zunftmeister, seine Gewalt theilend, schier mehr über als neben ihm standen, und konnte nicht hindern, daß sein Sohn in strenge Haft verstrickt ward.

Ich durfte mich wieder frank und frei sehen lassen, meine Herrn vom Rathe ertheilten mir Gunst und Urlaub, meine Kunst zu üben, und ich beschloß, so lange noch in der Stadt zu verweilen, bis ich meiner Rache vollste Sättigung erlebt hätte; ich wollte die Ungetreue ertränken, ihren Verführer henken sehen, und dann heimlich von dannen weichen, so weit meine Füße mich trügen. Doch kam es weit anders, als ich gemeint, und meine sündenhaften Leidenschaften trieben mich gleich einem gehetzten Wild in des Verhängnisses ausgespanntes Garn.

Meister Balduinus, der Arzt, nahm mich als Gehülfen in sein Haus, schweigsam und gleichgültig verrichtete ich die Geschäfte, welche er mir übertrug, hatte sonst mit Niemanden Verkehr oder Zwiesprach, sondern hing in meinen Freistunden einzig und allein den schwar-

zen Gedanken nach, welche meiner Seele so völlig Meister geworden, und vernahm nichts von allem, was um mich her sich ereignete. Und eines Morgens, bevor noch der Hahn gekräht, trat der Meister an mein Lager, auf dem ich schlummerlos mich wälzte, hieß mich aufstehen, und an seiner Statt dem Gerichtsboten folgen, welcher ihn zum Richter beschieden habe; da erhob ich mich, trat dem Einspänniger nach, ohne zu fragen, was mein Gewerbe sein solle und zu wem er mich leite, und war weder erschrocken noch verwundert, da er mich zur Frohnveste, und dort durch den Hof zu dem gewaltigen Thurm aus gehauenen Steinen führte, welcher seit Menschengedenken der Hexenthurm heißt, erstens weil ihn die heidnischen Römer mit Hülfe zauberischer Künste so unzerstörbar wölbten und fügten, und zweitens, weil die Hexen in seinen starken Kammern verwahrt werden, aus denen sie der Drachenkönig mit all seiner Macht und allen seinen Ränken nicht lösen mag, so fest hat er selber den Thurm gebaut, dessen unterste Gewölbe als Marterkammer dienen. — An der Thür stand ein Schreiber der fragte den Schergen:

„Weshalb schickt der Meister den Gesellen statt selber zu kommen?“

„Er sei noch schwindlig von gestern, sagt er, und könne so etwas nicht zwei Tage hintereinander aushalten,“ versetzte der; da winkte mir der Schreiber, ihm zu folgen, und wir stiegen selbander hinab zu den unterirdischen Gewölben, aus denen dumpf und feucht die Kellerluft uns entgegenwehte.

Mein Ideal.

Erblüht die zarte Knospe,
Im goldnen Sonnenstrahl,
Ertönt im dunklen Haine,
Das Lied der Nachtigall;
Wenn süße heilige Stille,
Den weiten Raum umhüllt,
Dann zaubert mir die Seele,
Der Liebe Götterbild.

Bei Lunas Silberglanze,
Seh' ich der Elfen Chor,
Es strahlt aus ihrem Kreise,
Mein Ideal hervor;
Nach Spiel und muntern Reigen,
Entfloh die holde Schaar;
Und sanfte Silbertöne,
Erklangen wunderbar.

Oft kehrt ich zu dem Haine,
In stiller Nacht zurück,
Doch fand ich nie die Holde,
Der Liebe süßes Glück;
Es rührt kein banges Flehen,
Kein irdischer Gewinn,
Auf ihren Sternenhöhen,
Die holde Zauberin.

Welch süßes Wiedersehen!
Die Königin der Nacht,
Die ich im Hain erblickte,
Gehüllt in Wolkenpracht;
„Sie weilt im Erdenthale,
Die meine Seele füllt,
Und sanfte Zephyr wehen,
Ums theure Götterbild.“
Mit himmlischem Entzücken,
Eilt sie durchs Thal dahin,
Die Göttin meiner Seele,
Des Herzens Königin;
„O eil zu mir Elene
Und lind're meine Qual
Du liebliche Kamäne
Du warst mein Ideal!“

Joh. Wilhelm Lampe.

(Rossini's Leibschneider.) Der Ruhm Rossinis hat bei seinem Aufenthalt in dem Seebade Trouville einen ehrgeizigen Schneider angereizt, den Maestro zu bitten, ihn zu seinem Leibschneider anzunehmen. Der Kleiderkünstler führt seit der Zeit wirklich diesen seltenen Tittel mit Erlaubniß des Komponisten. Der Humor von der Sache aber ist, daß Rossini im Seebade in einer so abgeschabten Toilette einherging, wie sie wohl noch nie einem Schneider zur Empfehlung hat gereichen können.

(Ein Grund für den Diebstahl.) Ein Mann im Staate Maine, erzählt ein amerikanisches Blatt, welcher eine Uhr gestohlen hatte, entschuldigte sich damit, daß er unwohl gewesen sei, und daß sein Arzt ihm den Rath gegeben habe, „etwas zu nehmen.“

Druck und Verlag von J. F. Rietsch. Verantwortlicher Redakteur: J. F. Rietsch.

Nro. 44. **I. Jahrg.**

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt.)

Sonntag den 4. November 1855.

Zehn Geschichten aus Meister Hämmerlings Leben und Denkwürdigkeiten.

(Memoiren eines Scharfrichters aus den Zeiten des Mittelalters.)

Herausgegeben von Wilhelm v. Chézy.

9.

Der Hexenthurm.

(Fortsetzung.)

Vom Schlußstein des kühngesprengten Bogens hing eine breite Pfanne nieder, in welcher die qualmende Flamme, von Kienholz und Pech genährt, flackerte, und ein ungewisses, obschon grelles Licht verbreitete, bei dessen Schein ich eine Tafel erblickte, an der mit griesgrämigen Gesichtern der Syndicus und zwei Schöppen nebst dem Aktuar saßen. Der erstere fragte mich, ob mir der Meister gesagt, weshalb ich zum Hexenthurm gesendet worden, und auf meine verneinende Antwort erklärte er mir, ich müsse das Leben der verstockten Zauberin bewachen, welcher der zweite Grad der scharfen Frage zuerkannt worden, damit sie auf ihre Mitschuldigen bekenne, nachdem sie ihre eigenen Frevel bereits gestanden, wobei er mir auf die Seele band, bei meinem Eide nichts von dem zu verrathen, was ich hören und sehen würde, auch mich nicht von unzeitigem Mitleid hinreißen zu lassen, die Unholdin eher, als es für die Erhaltung ihres Lebens unumgänglich nöthig sei, von der Pein loszusprechen.

Doch, diese Ermahnung war überflüssig, denn wen erblickt' ich, als ich mich umwandte? Auf der Leiter festgebunden, bebend vor Angst und Frost, lag die alte Blutrube mit verdrehten Augen und klappernden Zähnen, und wie ein Gefühl wilder Freude ergriff mich der Anblick; neben der armen Sünderin aber stand mein Vater, bereit, den grausam Spruch der Richter zu vollstrecken.

Welch ein Wiedersehen! — Der Meister war in den sieben Jahren ein Greis geworden, die spärlichen Haare hingen ihm schlicht und silberweiß von den Schläfen nieder, die kahle Stirn war von tiefen Runzeln durchfurcht, und der lange Bart glich dichten Schnee-

flocken; doch war er immer noch stark und rüstig anzuschauen, unter dem kurzen Hals dehnten sich mächtig die breiten Schultern, von denen lang und sehnig die Arme mit den eisenharten Fäusten sich ausstreckten, die Augen blitzten und funkelten, wie ehedem, die Farbe des Antlitzes war dunkelroth, und legte Zeugniß ab, daß der alte Mann immer noch nicht den Freuden des Bechers sich hinzugeben verlernt hatte, trotz des Zipperleins, dessen Gegenwart die weiten Stiefel von weichem Hirschleder an den unförmlichen Füßen verriethen.

Mich ergriff bei dem Anblick ein eisiger Schauer, und dennoch mußte ich mich gewaltsam zurückhalten, um nicht dem Furchtbaren in die Arme zu stürzen, ihn mit dem Vaternamen zu begrüßen, und ihm meine Hand zur Hülfe bei seinem entsetzlichen Werk zu bieten. So mächtig ist die Stimme des Blutes, so stark die Gewohnheit aus früher Kindheit, daß ich den noch liebte, der mich stets verleugnet, und nicht gänzlich zurückbebte vor jenem finstern Thun, das ich wie meines Lebens künftigen Beruf zu betrachten als Knabe gewohnt gewesen. Hinter dem Vater stand sein Gehülfe, ein junger breiter Gesell, den ich an den röthlichen Haaren und an den Zügen seines Antlitzes als den Sohn der Grethe erkannte; aus seinen blauen Augen schaute der Kunz finster, scheu und mürrisch drein, und er schien mit Ungeduld beim Geschäft zu sein.

Der Syndicus ermahnte die Blutrude mit gütlichen Worten, zum Geständniß ihrer Uebelthaten zu schreiten, bevor der Angstmann wiederum, und zwar um vieles stärker als das letztemal, sie angriffe. Eine hohe Obrigkeit wisse bereits aus des jungen Baumgärtners Bekenntniß, wie aus ihrer eigenen Urzicht, daß sie den Liebestrank gebraut, welcher die ihr zu gottesfürchtiger Erziehug anvertraut gewesene Dirne so schmählich zu Fall gebracht, und durch dieses Verbrechen allein habe sie schon das Leben verwirkt; nun sei aber dennoch vorauszusetzen, daß die sträfliche Gefälligkeit gegen Engolf nicht ihre erste Unthat gewesen sondern daß sie schon seit längerer Zeit der schwarzen Kunst obliege, auch wohl mit andern Zaubereien, Hexen, bösen Geistern und Unholden Umgang gepflogen, was sie, da ihr Leben doch einmal vervehmt sei, zur Rettung ihrer Seele vor ewiger, wie ihres Leibes vor zeitlicher Pein nur immerhin bekennen möge. Blutrude antwortete nicht auf diese Rede, und da sie auf wiederholte Mahnung in dem verstockten Schweigen beharrte, und endlich sogar die Augen schloß und sich schlafend stellte, befahl der Richter dem Züchtiger, seines Amtes zu walten, worauf der Meister seinen Gesellen winkte, die Schnüre zu ziehen, während er selbst die Gewichte an die großen Zehen der Hexe schraubte, welche nicht eher die Augen öffnete, als bis die Leiter mit ihr schon fast aufrecht im Kloben hing; da krächzte sie:

„Ei Kunz, mein Söhnlein, wie rückst und ziehst du doch also scharf. Ist das der Dank für alles Liebe und Gute, was ich an dir und deiner Mutter gethan?“

Der Kunz ward bei diesen Worten weiß wie die Wand, ließ urplötzlich die Leine fahren, daß die Gefolterte mit der Leiter hart zu Boden stürzte, und wir alle nicht anders meinten, als sie habe Hals und Bein gebrochen; dennoch aber blieb sie unversehrt, und der Syndicus gebot, sie wiederum empor zu ziehen.

Da nun der Kunz merkte, daß sein Versuch, die Hexe durch den Sturz für immerdar stumm zu machen, gescheitert war, verlor er alle Besinnung, sank in die Kniee und flehte mit erhobenen Händen um Gnade. Der Meister stand wie versteinert, und wußte nicht, was er von dem allen denken sollte, aber die Richter, als kluge und erfahrene Leute verstanden alsbald, was der Knabe meinte, befahlen dem Schergen, ihn von dannen zu führen und in den Block zu schließen, und dem Freimann, mit Pech und Schwefel die Blutrude

anzugreifen, welche kaum die ersten glühenden Tropfen auf ihrer Haut empfand, als sie erbärmlich schrie, und alles zu bekennen verhieß. Da fragte der Syndicus vor allem andern, was die Worte bedeuten, welche sie zu des Scharfrichters Buben gesprochen, und sie entgegnete, die Schwabengrethel sei ihre Zauberschwester, der Kunz aber ihr Lehrling.

„Das lügst du,“ schrie Meister Benz sie an; „und die Lüge hat der böse Feind dir eingegeben, um mich zu verderben, weil du mir Haß trägst und Rache geschworen seit der Stunde, in welcher ich dir dein Gold genommen, du verstockte und durchteufelte Erzhexe und Drachenbrut.“

Die heillose Alte kicherte, dann fuhr sie fort: „Ja, ich hasse dich, und mein Haß hat dir den ungerechten Mammon in Fluch und Unsegen verwandelt, deinen Benz in die weite Welt versprengt, allwo ihn gewiß die Raben längst gefressen haben, deines Weibes Liebe dir entfrembet. Ich habe die Grethel zur Metze gemacht, und ihr das Pülverlein gegeben, mit welchem sie dir das Muß versalzen wollte., das statt deiner der Veit, ihr Buhle, gegessen. Und weißt du, Elender, wer seit vielen, vielen Jahren in der Walpurgisnacht dein Lager getheilt? Das war in deines Weibes Gestalt Ahitophel, während wir auf unsern Besen zum Blocksberg fuhren.“

„Ich habe . . . mit . . . dem Teufel . . . gehaust?“ stammelte der Freimann, ward blitzblau in seinem Antlitz, drehte sich einmal im Kreise wirbelnd umher und stürzte auf den Estrich. Gottes Hand hatte ihn berührt, — er war todt.

In diesem entsetzlichen Augenblicke vergaß ich alles andere um mich her, um einzig und allein der Stimme meines Herzens zu gehorchen; ich stürzte auf den Leichnam, schloß ihn in meine Arme, und rief:

„Vater, lieber guter Vater, schenke deinem Benz nur noch ein Wort, einen Blick! O, es ist nicht möglich, mein Vater, daß du also in der Stunde des Wiedersehens dich von mir wendest, ohne mir deinen Segen zu geben, ohne mich auch nur zu erkennen. Ich beschwöre dich bei dem Andenken meiner Mutter, öffne nur einmal noch die Augen, um mich anzublicken.“

So jammerte und flehte ich noch lange fort, aber so beweglich ich auch schrie und bat, daß es einen Stein hätt' erbarmen mögen, der Todte rührte und regte sich nicht, obschon ich sicher bin, daß seine Seele, von meinen Klagen im Fluge aufgehalten, mit mir den Himmel mit eiteln Gebeten bestürmte.

Zu derselben Frist sagte der Syndicus zu den Beisitzern: „Jetzo versteh ich die Reden der Kindsmörderin, welche ich bisher für eitel Raserei gehalten. Dieser da ist des Freimanns ältester Sohn, welcher vor sieben oder acht Jahren entlaufen ist . . .“

Was weiter an jenem Morgen sich zutrug, weiß ich nicht zu sagen. Der helle Tag fand mich in Ketten und Banden.

10.

Des Freimanns Hochzeitsfest.

Noth bricht Eisen, heißt es, und das Sprichwort hat Recht; auch die meinen brach nichts anderes sonst, als die allgewaltige Noth, und ohne diese hätte weder meine Unschuld, noch meine Jugend und Unerfahrenheit mich gerettet, oder auch nur mir die Strafe zu mildern vermocht. Nun aber war der Freimann urplötzlich gestorben, während die Frohn-

veste so voll, wie fast noch nie, von Gefangenen lag, deren einige alsbald in die ihnen zuerkannte scharfe Frage genommen werden sollten, und meine Herrn vom Rathe bedachten, wie lange noch all diese Geschäfte sich verzögern würden, so daß kein Angeklagter gepeinigt, kein Ueberwiesener am Leben oder Leib gestraft werden könnte, bis der Kaiser auf die, dem Reiche anheimgefallene Wasenmeisterei einen andern Lehensträger gesetzt hätte, wenn sie sich nicht entschlössen, einen von den Söhnen des Verstorbenen seiner Haft ledig zu lassen. Sie hatten die Wahl zwischen mir und dem Kunz, doch weil dieser der Zauberei nicht nur beschuldigt, sondern geständig war, so mußten sie schon um des Volkes willen mir den Vorzug geben, so gerne sie mich auch am lichten Galgen gesehen hätten, nachdem ich, des Henkers Sohn, es gewagt, mich den Kindern der Bürger als ihres Gleichen zu gesellen, neben ihnen zu essen, zu zechen und zu tanzen. Manch einer hat schon um geringerer Sünde willen Haut und Haar lassen müssen, und so willigte ich denn ein, um meinen Hals vor der Weide zu retten, als Erbe und Nachfolger meines Vaters das Amt zu übernehmen und anzutreten, zu welchem ich geboren und von Kindesbeinen an erzogen war; auch erkannte ich in dem allen Gottes gewaltige Fügung, welcher zu widerstreben mir Frevel gedäucht hätte.

Also überkam ich meiner Vorfahren Erbtheil, und zog, von zwei Abgesandten des Rathes eingeführt als Herr und Meister in das Gehöft, dessen Schwelle nimmermehr zu übertreten ich gemeint gewesen. An der Thüre des Hofes empfingen uns die Knechte, deren keiner mich je gesehen noch von mir vernommen, denn so lange Zeit hindurch, als ich abwesend gewesen, hätte kein Engel und kein Teufel, geschweige denn ein sterblicher Mensch in den vier Pfählen ausgeharrt, zwischen welchen die böse Grethe schaltete und waltete; sie sahen mich fremd, mürrisch und mißtrauisch an, und mochten wohl wähnen, daß ich das Handwerk nicht verstände, weil ich so lang anderen Wissenschaften obgelegen, und weder Kundschaft noch Freibrief meiner Kunst aufzuweisen hatte.

Ich las in ihren Blicken ihre Gedanken, blieb inmitten des Hofes stehen, befahl, mir einen Batzenstrick zu reichen, meines Vaters breites kurzes Schwert und sechs Kochhäfen herbeizuholen; die Rathsverwandten fragten, was das bedeuten sollte, ich aber hieß sie schweigen und schauen. Mit fertiger Hand knüpfte ich kunstgerecht Knoten und Schlinge, wie ich es einst von Arnulph gelernt, dann warf ich mein Wams ab, und schlug mit dem Schwert fünfmal hintereinander ohne Fehl zwischen den auf einen Block gestellten Häfen vom obersten bis zum untersten durch; da jubelten die Knechte, hießen mich willkommen, und ich sagte zu meinen erstaunten Begleitern: „Geht zur Stadt zurück, und meldet meinen Herrn vom Rathe, daß ihr des Freimanns Meisterstück gesehen.“

Da reichten sie mir Siegel und Brief der Bestallung, hießen mich Thüren, Kisten und Kästen selber öffnen, und gingen von dannen.

Ich durchschritt Stube, Kammer, Speicher und Keller, den Garten, die Ställe und Zwinger, ließ mir von allem und jedem Rechenschaft ablegen, bestätigte Knecht und Magd in ihren bisherigen Verrichtungen, hieß das Gesinde bei Schüssel und Becher sich den Tag über gütlich thun, und schloß mich in meine Kammer, um meine Gedanken zu sammeln, und in ruhiger Zwiesprach mit meinem Gewissen die Rechnung zu schließen.

Dahin waren all die stolzen Träume von Liebe, Glück und Ehre, und selbst die letzte Hoffnung, am Wanderstab die weite Welt zu durchpilgern, war verloren, seit ich Wort und Treue meinem Beruf verpfändet, und zur Hand genommen das gefeite Schwert, gegen welches kein Panzer schirmt, und dessen scharfer Schneide nie eine gleiche Waffe in ehrlichem

Kampfe Scharten schlägt; fortan blieb ich ausgestoßen aus der Menschen Gemeinschaft, und statt ihr Leben zu behüten und zu schirmen, wie ich mit treuem Fleiß erlernt, war ich bestimmt, des Todes furchtbarsten Diener und Stellvertreter vorzustellen. Das bedachte ich alles, und gelobte mir Eines: von Stund' an einsam und kalt zu sein, gleich dem furchtbaren Stahl in meiner Faust, ohne Haß, aber auch ohne Liebe; doch wie schwer des strengen Gelübdes Erfüllung mir ward, und wie ich schon zu Anbeginn der Laufbahn schwankte und strauchelte, das werdet ihr allsogleich vernehmen.

In kurzer Frist fertigten mir des Zehentgrafen Amtsleute und Schreiber die Bestallung im Namen des Reiches aus, die sie mir, als dem rechtmäßigen Erben nicht hätten versagen mögen, und kaum hatte ich den Lehensbrief empfangen, als ich auch schon berufen ward, zu thun, wie mein Vorfahr gethan, und zwar an derselben Stelle, wo er seines Amtes letzte Handlung verrichtet hatte, und in jähem Schreck dahin gefahren war, von wannen Niemand zurückkehrt. Der arme Sünder aber, welchen ich zu befragen beschieden worden, war mein bitterster Feind, Engolf das Raufhähnlein, und alle Martern, mit denen ich ihn angriff, thaten ihm nicht so weh, als der Blick aus meinen Augen. Auch wollte er lange nicht auf die Reden der Richter horchen und antworten, sondern hatte nur meiner Acht, schmähte und verhöhnte mich, rühmte sich mit keckem Munde des Stückleins, das er mir und meiner Liebe gespielt, so daß mir weher geschah, als ihm, und ich schier wie ein Wanwitziger zerrte und zog, bis ihm alle Gelenke aus den Fugen krachten, er lang ausgedehnt wie ein schmales Handtuch auf den Sprossen lag, und der Geifer ihm auf die Lippen trat; da würdigte er endlich den Syndicus einer Entgegnung, und gestand, was dieser begehrte: die Verschwörung der jungen Geschlechter gegen die Freiheit der Stadt, welche sie dem Grafen zu eigen hatten geben wollen. Er nannte seine Mitschuldigen Mann für Mann, blieb jedoch standhaft dabei, seines Vaters Unschuld zu betheuern, der von allen diesen Händeln nichts gewußt, und mußte endlich aus der Frage entlassen werden, da Meister Balduinus erklärte, daß eine längere Marter das Leben in seinem innersten Kern angreifen würde. Auf des Richters Wink ließ ich die Stränge fahren, der gewaltsam gestreckte und gereckte Leib schnurrte schnell zusammen, ich richtete die verenkten Gliedmassen wieder ein, und sank wie berauscht auf die Bank nieder, während ich, nicht ohne eine Anwandlung grausamer Lust, den Halbtodten von dannen schleppen sah, dessen Blicke in wildem Haß den meinem begegnend, noch einmal, gleich dem Licht einer Ampel vor dem Erlöschen, aufflackerten. Ich hatte sein Leben gebrochen, wie er mein Herz.

Nachdem der Aktuar das Protokoll geschlossen, rief der Syndicus mit einem Wink mich näher, und sagte: „Es ist einer hohen Obrigkeit Willen und Begehr, daß du von heute an am dritten Tag bereit und gewärtig seist, einer armen Sünderin das Haupt abzuschlagen, nachdem Urtheil und Recht sie zum Wassertode verdammt haben, und ihre Strafe nur wegen der, gegen ihr Magdthum verübten Listen, Ränken und Zauberkünste aus sonderlichen Gnaden gemildert worden ist, Darnach richte dich, Meister Benz.“

Diese Rede vernahm ich nur wie das Brausen eines fernen Wasserfalles, obschon ich sie ganz wohl verstand, und eilte ohne Antwort von dannen.

Ein harter Gang war's für mich, als ich am Vorabend der Hinrichtung mich in das Gefängniß begeben mußte, um nach altem Brauch der armen Sünderin letzte Mahlzeit zu theilen; mein Grimm war durch Engolfs Leiden lange noch nicht versöhnt, meinen Schmerz hatte sein Hohn aufgestachelt, und ich vergaß schier alles dessen, was ich im Stillen dem Himmel und mir selbst gelobt.

Da ich in ihre enge Zelle trat, hatte der Geistliche sie eben verlassen, und Elsbeth saß noch in frommer Betrachtung vertieft, das Haupt gesenkt, das Antlitz von dem aufgelösten langen Haar wie von einem schwarzen Schleier umwallt, die schlaff in den Schoß herabhangenden Hände ineinander gefaltet. Lange stand ich vor ihr, bevor sie meiner wahrnahm; endlich schlug sie die in Zähren schwimmenden Augen auf, erblickte mich, und stieß einen lauten Schrei aus, der mehr freudige Ueberraschung als Schreck zu verkünden schien.

„Kommst du mich zu befreien, mein Benz?“ rief sie: „willst du mich von dannen führen, und mein junges Leben vor den rauhen Fäusten des Henkers und seiner Knechte retten, die mit blutdürstiger Begier jetzt schon die Stunde kaum erwarten können, in der ich ihnen preisgegeben werde?“

Ich versetzte: „der Henker ist ein frommer Mann, der mit demüthiger Ergebung auch an dir seines Amtes walten wird, und wähne ja nicht, daß es ihn erfreue, die Faust mit deinem Haar zu umwickeln, und sein Schwert auf deinen blanken Nacken zu zücken.“

Schaudernd verhüllte Elsbeth ihr Antlitz, und sagte unter Schluchzen: „Bist du gekommen, Grausamer, mich vor der Zeit zu tödten? Mißgönnst du mir sogar die wenigen Stunden, welche mir noch übrig sind? Ach, und ich bin noch so jung, und das Leben ist so reizend. Du weißt und verstehst das nicht, Benz; es ist mir auch so gegangen. Da ich noch frei war, und die Schande vor mir sah, dachte ich oft daran, mich in den Fluß zu stürzen, stand in mancher Nacht auf der Brücke, um sehnsüchtig in die Wogen zu blicken, und vielleicht hätt' ich mich hinabgestürzt, wenn die Wächter mich nicht von dannen gewiesen; jetzo aber weiß ich, daß der Tod herber ist, als Schand und Schmach. Du jedoch bist schuldig, mich zu retten, Benz; ich war schon in mein Geschick ergeben, als du eintratest und den letzten verglimmenden Funken der Hoffnung wiederum zu heller Lohe anfachtest, und alldieweil du mir die Hoffnung erregt, so erfülle auch, was sie verheißt.“

Mit diesen Worten sank Elsbeth vor mir nieder, umklammerte krampfhaft meine Kniee, blickte mir beweglich in die Augen, und fuhr fort: „Deine Liebe hab' ich verscherzt, ich fühle das wohl, obschon ich in meinem Herzen dir nimmer untreu gewesen; dennoch aber beschwör' ich dich bei dem Angedenken unserer Liebe: führe mich von dannen, wo kein menschliches Auge mich erblickt, verstoße mich in eine Wüstenei, aber laß mich leben, — leben, — leben!“

Die letzten Laute erstarben auf den Lippen der Aermsten, deren straffgespannte Arme nachließen und niedersanken, wie sie selbst auf die Platten des Estrichs hingestürzt wäre, wenn ich sie nicht aufgefangen hätte. —

Meine Seele litt herbe Qualen, doch blieb der Ingrimm immer noch stärker und mächtiger, als jede andere Empfindung, und es mahnte mich in meinem Herzen wie ein Gefühl bitterer Verachtung, da ich vernahm, wie die Treulose statt der Reue nur Furcht vor dem Tode empfand, und Rettung sogar von dem erflehte, welchen sie so schnöde verrathen. Ich wußte dazumal noch nicht, mit welcher Innigkeit das menschliche Herz dem Leben anhängt, und daß auch der muthigste nur allzuleicht verzagt, wann ihn, statt der tausend feindlichen Speere, vor denen er nimmer erbeben würde, des Henkers einsames Schwert bedroht; und dennoch hätt' ich es wissen können, da ich kürzlich erst an mir selbst erfahren, wie werth uns auch ein freudenloses Leben bleibt, das mir zu erhalten ich nicht gezaudert, den rothen Mantel des Scharfrichters über meine Schultern zu werfen.

Also gewann ich den Muth, der armen Sünderin zu sagen: „Du mußt sterben, Elsbeth, und zwar von keiner andern, als von meiner Hand.“

Sie blickte mich aus großen Augen an, ihre von der Verzweiflung verzerrten Züge nahmen nach und nach einen milderen Ausdruck an, ein kaum wahrnehmbares Lächeln trat auf die blauen Lippen, und endlich sprach sie: »Von deiner Hand ist der Tod süß. Hier ist mein Herz, stoß zu. Warum zauderst du noch? Ich bin bereit.«

Diese sanften Worte brachen meinen Grimm und meine Kraft, ich mußte mich an den Pfeiler lehnen, um nicht umzusinken, und fand kaum soviel Besinnung, um sagen zu können: »Willst du mich denn nicht verstehen, Elsbeth? Hast du vergessen, wessen Sohn ich bin?

Sie verstand alsogleich, was ich meinte, doch statt, wie ich erwartete, neuer Verzweiflung sich hinzugeben, erhaschte sie meine Hand, zog mich neben sich auf die Bank, lächelte mir so freundlich zu, wie in unserer Liebe schönsten Stunden, und fragte mit zärtlichem Vorwurf, weßhalb ich ihr das nicht gleich offenbart?

»Nun fürcht' ich nicht mehr das Ende,« sprach sie: »denn jetzt bin ich deiner Verzeihung getröstet, und wir wollen freundlich Abschied von einander nehmen.«

Sie legte ihr Haupt an meine Brust, und erzählte mir mit flüsternder Stimme, wie alles gekommen, wie ein wandernder Gesell, wahrscheinlich auf Engolfs Anstiften, in der Distel von meinem Tode erzählt, zwar nicht ihr selbst, aber doch so, daß sie es deutlich hören konnte, wie dann der Junker nach und nach sie mit Ränken umsponnen, daß sie ihm, obschon mit widerstrebender Seele, dennoch geneigt und zugethan wurde. Welche Erzählung meinen Grimm milderte und schier in Mitleid verkehrte, wiewohl mich der Gedanke bitter peinigte, daß Blicke der Liebe aus Elsbeths Augen dem verhaßten Feind zu Theil geworden.

Wir kosteten von der aufgetragenen Mahlzeit, tranken selbander einen Becher Weines, und da endlich der Kerkermeister kam, und mich zum Aufbruch mahnte, reichten wir uns zum Abschied als gute Freunde die Hände, und trennten uns bis zu dem verhängnißvollen Wiedersehen am nächsten Morgen, — beide gefaßt, muthig und in Gottes Fügung ergeben.

In derselben Nacht versammelten sich meine Herrn vom Rathe zum Spruch über Engolf. Vergeblich war des Bürgermeisters Bemühen geblieben, die Angelegenheit wenigstens so lange zu verzögern, bis Graf Ruprecht von Aachen zurückgekehrt sei, dessen Einfluß er in die Wagschale zu legen hoffte, und eben so eitel war in der Rathsversammlung des alten Mannes Bestreben, des einziges Sohnes Leben zu retten, obschon er Hab' und Gut bot, und das Versprechen leisten wollte, am Bettelstabe mit dem Knaben so weit von dannen zu pilgern, daß im ganzen Gau Niemand mehr von ihnen vernehmen sollte; der Haß beherrschte so sehr die Gemüther, daß dem flehenden verzweifelnden Vater endlich sogar noch die letzte Bitte versagt ward: den Junker zum Schwerte zu begnadigen; nur Eines ward um seiner ritterlichen Herkunft willen zugestanden: daß er nicht auf dem Rabenstein, gerichtet werden, und nicht durch eines Knechtes, sondern durch des Meisters eigene Hände sterben sollte, angethan mit seinem eigenem Gewand, in Stiefeln und Sporen, und nicht als armer Sünder. Solches, und mehr nicht, vermochte der Baumgärtner für sein Kind zu erbitten, und diese Gunst kostete ihm fünfzig Mark Goldes zur Stelle, sammt einer Verschreibung all seines Gutes an das Spital, sofern es nicht Mannslehen war, und an das Reich oder den Grafen heimzufallen hatte. Engolfs Gesellen wurden zum Staupenschlag verdammt und mit ewiger Verbannung belegt; doch sind sie späterhin allesammt wieder zu Gnaden angenommen worden.

Als der Morgen graute, zog ich mit meinen Knechten zur Stadt, wo auf offenem Markt vor dem Rathhause unter dem Zulaufe des Volkes das hochnothpeinliche Halsgericht gehegt, und der Kindsmörderin das weiße Stäblein in Stücken vor die Füße geworfen ward, worauf die Schergen mir die bleiche Braut des Todes zu Handen gaben, um den Spruch an ihr zu vollziehen; da hob ich sie auf den Karren, auf welchen ein hochwürdiger Bruder Kapuziner, sich neben sie setzte, und unter dem Läuten des schrillenden Armensünderglöckleins ging der Zug langsam und feierlich der Vehmstatt zu. Mir zur Seite schritten meine Knechte, sprachen mir Muth ein, und ermahnten mich, den Streich auf Elsbeths schlanken Nacken mit derselben Festigkeit und Sicherheit zu führen, mit der ich vor dem Ausgang den breiten Hals eines alten Widders durchgeschlagen hatte; auch priesen sie mich glücklich, daß ich mein blutiges Amt an einer geduldigen und ergebenen Dirne zu beginnen hätte, und nicht etwa an einem verstockten Schächer, welcher, wie schon oft geschehen, die Schultern emporzöge, daß auch der behendeste Scharfrichter seine Schande an solch einem boshaften widerspänstigen Gesellen erleben müßte. Das alles hört' ich kaum, und dennoch hat es sich meinem Gedächtniß so tief eingeprägt, daß ich auch kein Wörtlein davon vergessen habe.

Endlich standen wir beide, Elsbeth und ich, einander gegenüber zwischen den drei Pfeilern, reichten uns zum Abschied noch einmal die Hände und blickten uns noch einmal tief in die Augen, dann legt' ich ihr die Binde um, hieß sie niederknieen, und während der Spitzwürfel, mit vorgebogenem Leib und langgestrecktem Arm zur Seite stehend, ihr langes Haar in die Höhe hob, warf ich Mantel und Wamms ab, ergriff mit beiden Händen das Schwert, stellte mich fest und holte zum wagerechtem Streich' aus. (Schluß folgt.)

Die schwerste Tugend.

Die schwerste Tugend ist wohl die Geduld,
Und als die Aermste steht sie da von allen,
Mit bittersüßem Lächeln, doch voll Huld,
Siehst du auf Dornen sie zum Ziele wallen. —

Und ihre Klage, nimmer wird sie laut,
Im tiefsten Schmerz gibt sie die höchsten Proben,
Mit ernstem, stillverklärten Blicke schaut
Sie voll Vertrauen unverwandt nach Oben.

Da siehe an des Heiland Marterbild,
Wo sie am allertreu'sten sich bewähret,
Indem sein Blut aus tausend Wunden quillt,
Sieh'st du sein Antlitz himmlischmild verkläret. —

Dem Dulder, wenn ihm einst die Palme weht
Nimmt sie vom Haupt die dornenvolle Krone,
Ein Seraph, der zur Seite Gottes steht,
Er führt ihn lächelnd zu Jehovas Throne.

Sie überwindet jede Lebensmüh'
Auf daß ihr nichts den Frieden Gottes raube;
Selbst ihre Feinde segnet sterbend sie,
Zur Seite steht ihr: Liebe, Hoffnung, Glaube. —

Ja, Glaube, Liebe, Hoffnung und Geduld,
Sie spiegeln sich in des Erlösers Zügen, —
Sie aber sehe ich, voll Himmelshuld,
Und voll Ergebung an sein Kreuz sich schmiegen.

O du, des Christen allerhöchste Zier!
Reich' mir die Hand, daß ich nicht unterliege; —
Verlaß mich nicht! durch dich gelinge mir
Daß ich dereinst den letzten Feind besiege. —

Georges Morin.

(Brief eines Soldaten.) Lieber Herr Vormund! Für das Absterben meines Vaters bin ich Ihnen sehr verbunden. Dergleichen kleine Familien-Angelegenheiten ereignen sich oftmals. Was mich betrifft, so befinde ich mich im Lazarethe und bin ganz wohl. Ich habe, wie Sie vielleicht wissen, ein Bein verloren; doch ist mir, Gott sei Dank, noch eines übrig geblieben, mit welchem ich die Ehre habe zu verharren Ihr gehorsamster Joseph Maier.

„Wie geht es?“ fragte eine Frau ihre Bekannte, deren Gemahl schon lange krank lag. „Ach schlecht!“ erwiderte die Gefragte: „Ich und mein Mann führen ein Leben voll Sorgen und Furcht. Mein Mann fürchtet, daß er sterben muß, und ich fürchte, daß er gesund wird.“

Druck und Verlag von J. F. Rietsch. Verantwortlicher Redakteur: J. F. Rietsch.

Nro. 45. **I. Jahrg.**

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt.)

Sonntag den 11. November 1855.

Zehn Geschichten aus Meister Hämmerlings Leben und Denkwürdigkeiten.

(Memoiren eines Scharfrichters aus den Zeiten des Mittelalters.)

Herausgegeben von Wilhelm v. Chézy.

10.

Des Freimanns Hochzeitsfest.

(Schluß.)

Voll banger Erwartung schaute die dicht geschaarte Menge empor, selbst der, seine Gebete fort und fort sprechende Frater ließ keinen Laut mehr hören, sondern bewegte nur noch die Lippen, und ringsumher herrschte die Stille des Todes; mir aber ward schwindelig, statt des einen Hauptes sah ich ihrer drei, und ich wendete mich um, um mit lauter Stimme zu fragen, welches davon ich nach Urtheil und Recht abzuschlagen hätte? Das Volk begann zu murren, meine Knechte sahen mich mit schlauem höhnischen Lächeln an, der Rathsherr rief mir mit Ungeduld zu, ein Ende zu machen, und nur Elsbeth gab kein Zeichen von sich. Ich aber empfand solch inniges Mitleid mit der Jugend und Schönheit der Kindsmörderin, daß ich fühlte, ich würde nimmermehr den tödtlichen Streich gegen sie führen können, und ein rascher Entschluß bemeisterte sich urplötzlich meiner Seele, der Entschluß, sie zu retten. So senkte ich denn das Schwert, stemmte mich auf den Griff, und mich auf meine Briefe berufend, erklärte ich Elsbeth für meine Braut. Da verwandelte sich des Volkes Murren in hellen Jubelruf, und während ich die Ohnmächtige in meine Arme schloß, schrie das Volk, ich müßte sie alsogleich zum Altar führen.

Meine Herrn vom Rathe wußten gar wohl, daß ich in meinem Rechte sprach und that, und so durfte Niemand sich unterfangen, mich zu hindern oder zu stören. Von der schreienden Menge begleitet, kehrten wir zur Stadt zurück, und in derselben Stunde noch gab der Leutpfaff zu St. Kümmerniß mich und die Elsbeth zusammen, welche darauf nochmals den Karren bestieg, der aber dießmal nicht im traurigen Schritt, sondern im lustigen

Trabe mit ihr von dannen rasselte, während ich, von dem Amtsfrohn beschieden, aufs Rathhaus mich begab, um das Raufhähnlein zu henken.

Es war nemlich Botschaft gekommen, daß Graf Ruprecht noch desselben Nachmittags heimkehren würde, und da meine Herrn vom Rathe wußten, daß der edle Herr nicht nur des Kaisers Zorn beschwichtigt, sondern auch noch große Gnadenbezeugungen von der Majestät erhalten habe, so fürchteten sie, seine Ankunft könne etwa den Verurtheilten retten, besonders, da sie erfuhren, daß der alte Baumgärtner ihm entgegen geritten sei, weßhalb sie beschlossen, den Spruch der letzten Nacht ohne Verzug zu vollstrecken.

Ich fand den Junker im großen Saale, angethan mit seinen besten Kleidern, umgeben von dem gesammten Rathe, dessen Milde er mit beredter Zunge anflehte, ohne auf den Zuspruch des Priesters zu hören, der ihn zu Reue und Buße ermahnte. Die Zunftmeister riefen mir, nicht zu zögern, und da Engolf sah, daß ich den Strick an das Kreuz des offenen Fensters befestigte, und er sterben müsse, so ließ er von seinem vergeblichen Bitten ab, um sich mit Hohn und Spott zu mir zu wenden. Er hatte erfahren, was sich am Morgen auf dem Rabensteiu mit der Elsbeth begeben, nnd indem ich ihm die Schlinge umlegte, wiederholte er dieselben Worte, mit welchen er an jenem Abend den Streit begonnen, dessen Ausgang ihm so verderblich geworden: „Wohl bekomme dem Fant, was ich ihm übrig ließ.“ Ich aber hob ihn in meinen Armen über das Gesims, ließ ihn hinausfallen, und da hing er, den Blicken des Volkes ein Schauspiel, als den Marktplatz eben des Zehentgrafen Herold erreichte, der eilig hergeritten war, um in seines Gebieters Namen eine Frist zu heischen, und nun sehen mußte, wie er zu spät gekommen sei.

Der Leichnam blieb bis Sonnenuntergang hängeu, dann nahm ich ihn ab, um ihn in den Sarg zu legen, und trat den Heimweg an.

In der Wasenmeisterei herrschte laute Freude. Das Gesinde beging mit Sang und Klang, bei Tanz, Spiel und vollen Humpen des Freimanns Hochzeitfest. Und als die Stunde gekommen, führte ich Elsbeth zur Kammer, zog meines Vaters Schwert aus der Scheide, und bettete es zwischen sie und mich

Dabei ist es fortan geblieben.

Fazio.

Eine Kriminal-Geschichte. Von Stelzer.

Man findet in den Annalen von Pisa den Namen Wilhelm Grimaldi, der von Genuas Grenzen kam, sich daselbst niederzulassen. Er war damals ein junger Mann von beinahe 22 Jahren, und lebte mit wenigen Mitteln in einem gemieteten Stübchen, brachte es aber durch Sparsamkeit und Geschicklichkeit bald dahin, sich Geld zu machen und sogar kleine Summen auf Zinsen auszuleihen. Auf diese Weise, seinen Gewinn stets aufhäufend und wenig sich selbst gönnend, wurde er in nicht sehr langer Zeit ein reicher Mann, ohne die Begierde zu verlieren, seinen Wohlstand immer zu vergrößern. Er wohnte ganz allein und mit rastlosem Eifer und vorsichtiger Heimlichkeit, sammelte und verbarg er seine wachsenden Schätze, so daß er als alter Mann sich im Besitze von Tausenden fand, wovon er nicht eine einzige Krone geopfert hätte, das Leben eines Freundes zu retten, oder die ganze

Welt von ewiger Verdammniß zu erlösen. Deshalb haßten und verwünschten ihn alle seine Mitbürger, und er büßte auch theuer dafür. Als er einst mit Einigen seiner Wucherbekanntschaft bei einem Nachtmahle war, und spät davon nach seinem Hause zurückkehrte, ward er plötzlich von unbekannter Hand angefallen, und auf der Brust verwundet. Er floh und schrie um Hülfe. Es war eine grause Nacht und in demselben Augenblicke brach ein Hagelschauer los mit Sturm und Donner, der ihn zwang, ein Obdach aufzusuchen. Von dem Blutverluste schwach, lief er in das erste Haus, das er offen fand, und welches dem Goldschmied Fazio gehörte, der so eben bei einem großen Feuer, dessen lodernde Flamme den Bedrängten anzog, chemische Experimente machte, denen er seit einiger Zeit den ganzen Ertrag seiner Einnahmen weihte, des Versuches wegen, die schwerfälligen Metalle: Blei und Zinn in Silber und Gold zu verwandeln. Zu diesem Behufe brannte auch jetzt die prasselnde Flamme zu einer Höhe, daß er genöthigt war, das Thor zu öffnen, um Luft zuzulassen, während er seine Metalle schmelzte. Das Geräusch von Fußtritten hörend, wandte sich Fazio um, und sah Wilhelm Grimaldi, den Geizhals. „Was macht Ihr hier, fragte er, um solch eine Stunde und in dieser Nacht?“ „Weh mir, ächzte der Wucherer, ich wurde angefallen und verwundet, und weis nicht, warum und von wem.“ Kaum hatte er diese Worte mühsam hervorgebracht, als er todt zusammenstürzte. — Fazio war überrascht und bestürzt, als er ihn leblos zu seinen Füßen sah. Schnell riß er ihm das Gewand von Hals und Brust und versuchte alles, ihn ins Leben zurückzurufen, weil er anfangs glaubte, der arme Geizhals sterbe nur an Erschöpfung und Kraftlosigkeit wegen Mangel an Nahrung. Als er aber die Wunde in der Brust entdeckte und das Schlagen des Pulses nicht mehr spürte, schloß er mit Recht, sein Besucher sei aus der Welt bereits geschieden. Zum Thore rennend, war er auf dem Punkte die Nachbarschaft aufzuwecken, allein das schreckliche Rasen des Sturmes trieb ihn zurück nach dem schützenden Dache. Sein Weib Pippa und seine Zwillingssöhne waren zu dieser Zeit gerade auf Besuch bei seinem Schwiegervater, der ebenfalls auf der Grenze zwischen Leben und Tod stand. Statt einen Arzt zu rufen, änderte nun Fazio plötzlich seinen Vorsatz. Er schloß das Thor, und untersuchte zuerst den Leichnam des Sterblichen. Er fand nur 4 Gulden in seiner Börse, entdeckte aber, in alte Fetzen gehüllt, einen großen Bund Schlüssel, die, dem Anscheine nach, zu dem Hause, den Zimmern, Koffern und starken Kisten des Wucherers gehörten, welcher, wenn das Gerücht nicht log, unermeßliche Reichthümer in Barem in seinem Hause, sicher und wohl verwahrt, aufgehäuft hatte.

Jetzt zuckte ein Gedanke durch Fazios Hirn — sein spitzfindiger, scharfer Geist griff ihn auf, und er beschloß den Zufall zu seinem Vortheile zu benützen und so dem Schicksale, das ohnedies ihm zu grollen schien. einen kühnen Streich zu versetzen, was immer auch die Folge davon sei. — „Warum, so sprach er, eile ich nicht, von seinem Vermögen Besitz zu nehmen? Ich finde es gewiß in seinem Hause und Niemanden darin, der „nein“ sagt. Warum trage ich es nicht ruhig in meine eigene Wohnung? Kein lebendes Wesen, denk' ich, wird daran mich hindern, auch der Sturm, der Donner, als ob das Firmament bersten wollte, begünstigt mein Unternehmen. Mitternacht ist ebenfalls vorüber und Alles schläft oder beibt wenigstens zwischen den schirmenden Mauern. Ich bin hier allein und der Mörder des armen Geizhals hat gewiß die Flucht ergriffen, ohne anzuhalten, um zu sehen, wohin dieser seine Schritte wendete. Wenn ich also tiefes Schweigen beobachte, wer kann je argwöhnen, daß Grimaldi in mein Haus, schwer verwundet, lief und plötzlich

starb. Fürwahr, das ist ein unvorhergesehener günstiger Zufall! Wollte ich auch die nackte Wahrheit sagen, wer weis, ob man mir glauben würde. Das Volk könnte schreien, ich habe ihn beraubt und gemordet; ich würde unfehlbar angehalten und ins Verhör genommen, und wie wäre ich im Stande, mich zu rechtfertigen? Ich fürchte die Handhaben der Gerechtigkeit, denn wahrscheinlich käme ich nicht lebendig aus ihren Händen. Was also ist das Beste? Ei, das Glück, so sagt man, ist dem Kühnen hold, kühn will ich also sein und versuchen, mich auf einmal von dem Lose der Dürftigkeit und Pflege zu befreien.« So raisonnirend steckte er die Schlüssel in die Brust, warf einen Pelzrock um die Schultern, verhüllte sein Gesicht mit einem großen, breitkrämpigen Hute und ging fort, mit einer Blendlaterne in der Hand, dem Toben des grausen Orkans mit fester und lustiger Stirne Trotz bietend. An des Wucherers Haus angelangt, das nicht weit entfernt lag, ergriff er zwei der größten Schlüssel und erschloß sich bald den Eingang; dann, alsogleich nach dem abgelegensten Zimmer schreitend, öffnete er es, und sah eine breite Kiste, die er nicht ohne große Schwierigkeit endlich aufbrach. Die enthielt andre Kisten, alle gleich trefflich verrammelt, und, als er sie mit vieler Mühe aufgesprengt hatte, lagen Schätze vor seinen Blicken, welche die Arbeit wohl lohnten. Die eine enthielt alle Gattungen goldener Ringe, Ketten, Juwelen und andere Zierraten, die meisten massiv und von innerlichem Werthe. In einer andern waren Beutel, vollgepfropft mit Dukaten, alle wohl gezählt und in Rollen. Fazio, vor Freude ganz überwältigt, ließ die mit Ketten und Juwelen angefüllten Kisten, wohl bedenkend, jene könnten erkannt werden, zurück, und hielt sich nur an das gemünzte Gold und Silber. Die Beutel unter dem Arme gut verwahrt, die Schlüssel im Gürtel, kehrte er wieder nach seinem Hause zurück, ohne irgend Jemanden auf dem Wege zu treffen, nur das Echo seiner Tritte hatte ihn begleitet, wäre es nicht in dem noch immer rollenden Donner, der mit gräßlichem Blitzeszucken den Schrecken des Orkans vermehrte, lautlos verhallt. Angelangt in seiner Wohnung verbarg er zuerst seine Schätze, dann wechselte er die nassen Kleider, nahm, stark und kräftig, den Leichnam auf die Schulter und trug ihn in den Keller. Hier grub er eine Höhlung, breit genung für die sterbliche Hülle, und warf dann den Leichnam, angekleidet wie er war, mit dem Schlüsselbunde in der Tasche, wenigstens sechs Fuß tief unter die Erde, bedeckte ihn sorgfältigst mit dem Schutt, befestigte dann die Grube mit Stücken von Lehm, Kalk und Ziegeln, dergestalt, daß Niemand den Platz erkennen konnte, der zu dem erzählten Zwecke aufgewühlt wurde. Nachdem er so den alten Geizhals aufgehoben hatte, ging er daran, mit Muße die Geldsäcke zu überzählen, zu deren Erbe er sich selbst machte. Des Goldes Glanz blendete fast seine Augen: jeder Beutel enthielt genau 3000 Ducaten, so wie es außen bezeichnet war. Er legte sie in eine große, mit einem geheimen Schlosse versehene Schublade und machte es zur nächsten Sorge, die Kiste und die Beutel, worin er den Schatz nach Hause trug, in dem Feuer zu verbrennen, welches zur Verwandlung seiner Metalle bestimmt war. Auch warf er seine Schmelztiegel, Blasebälge und schlechten Metalle dazu, die er fernerhin nicht mehr benöthigte und begab sich dann nach vollbrachter Arbeit zur Ruhe.

Während der Zeit ließ der Sturm nach, und es dämmerte bereits, Fazio aber schlief, um seine durch Anstrengung erschöpfte Kraft zu ergänzen, bis zur Vesper. Dann stand er auf, ging auf die Piazza und die Börse, um zu erfahren, ob schon hinsichtlich des Verschwindens des Verblichenen Gerüchte im Umlaufe seien, hörte aber nichts weder an diesem noch am folgende Tage. Am dritten Tage hingegen, als man den Geizhals bei

seinen gewöhnlichen Geschäften vermißte, fing das Volk an, seine Bemerkungen einander mitzutheilen, um so mehr, da sie sein Haus verschlossen sahen, argwohnend, es müsse ihm irgend ein Unfall zugestoßen sein. Mehrere seiner Freunde, in deren Gesellschaft er zuletzt war, erschienen, erzählten was sie wußten, nämlich, daß er spät in der Nacht sie verließ, aber eine umständlichere Kunde konnte nirgends herausgebracht werden. Darauf erließ der Gerichtshof den Befehl, daß seine Wohnung mit Gewalt eröffnet werde. Als es geschah, fand man, dem Anscheine nach, zum großen Erstaunen der Untersucher alles, so wie er es verlassen hatte, und nahm im Namen der Regierung von dem ganzen Eigenthum Besitz. Die Bücher, Schriften, Juwelen, Möbeln, Alles traf sich ordentlich auf seinem Platze, dergestalt, daß der Gedanke eines Raubanschlages nicht Wurzel fassen konnte. Dessenungeachtet wurden alsogleich Bekanntmachungen publizirt, und große Belohnungen dem Auffinder Grimaldis, todt oder lebendig, verheißen. Jede Nachforschung war natürlich vergebens, und obwohl der Fall viel Aufsehen und Lärm machte, so entdeckte sich dennoch nicht das Geringste. Am Ende von drei Monaten wurden, da die Regierung in einen Krieg mit Genua begriffen war, und keine Verwandten ihre Ansprüche geltend machten, Grimaldis sämmtliche Güter zum Nutzen des Staates konfiszirt; nur fiel es als ein außerordentlicher Umstand auf, daß kein bares Geld vorhanden war.

Während dem blieb Fazio ruhig und ungestört, freute sich über den günstigen Gang der Sache, und führte mit seinem Weibe und den Kindern, welche bereits zurückgekommen waren, ein glückliches Leben. Ihnen wagte er nicht eine Sylbe von jenem Ereignisse mitzutheilen, und wäre er diesem Entschlusse treu geblieben, so hätte er den gänzlichen Sturz und Untergang seiner Familie vermieden. Schon begann der Vorfall vergessen zu werden, und nach und nach für immer gleichsam abzusterben, als Fazio vorgab, daß er Willens sei, eine Reise nach Frankreich zu machen, um dort über mehrere Silberstangen, die er vor Kurzem gemacht habe, zu verfügen: ein Gerücht, das Viele verlachten, welche meinten, er habe schon genug Zeit, Mühe und Geld vergeudet, um edle Medalle zu schmieden, während seine Freunde ihm kräftig abriethen, Pisa zu verlassen, bemerkend, er könne seine Experimente eben so gut hier, als in Paris fortsetzen. Aber unser Goldschmied hatte seinen Plan gefaßt, seinen Ueberfluß an gutem Silber zur Verfügung wohl kennend, obwohl er sich stellte, nicht genug Geld zur Reise zu haben, und deshalb ein kleines Pachtgut um 100 fl. verpfändete, wovon er die eine Hälfte mit sich nahm und die andere seinem Weibe zurückließ. Dann ging er zu Schiffe nach Marseilles, blind und taub für die Thränen und Bitten seiner Gattin, die ihn anflehte, nicht den Rest ihres kleinen Vermögens wegzuwerfen, und sie und ihre Kleinen der Armuth und Noth preiszugeben. Wann, rief sie aus, waren wir glücklicher und besser daran, als damals, wie Du Dein ursprüngliches Gewerbe triebst, und täglich genug für unsere Bedürfnisse verdientest. Ueberlaß uns nicht der Einsamkeit und Verzweiflung! Fazio besänftigte sie zärtlich und versprach nach seiner Rückkehr eine goldene Ernte in ihren Schooß zu schütten, die sie für alle vergangenen Leiden trösten werde, allein vergebens! Wenn Du, fuhr sie fort, all das feine Silber wirklich hast, so wird es gewiß denselben Werth hier haben, wie in Frankreich, aber ich fürchte, Du möchtest uns auf immer verlassen, und, wenn diese 50 Gulden, die Du mir gabst, dahin sind, was wird aus mir Elenden werden! Muß ich nicht mit meinen hilflosen Kleinen um Almosen flehen? Fazio liebte seine Gattin mit Innigkeit. Nicht im Stande, ihre Betrübniß, die keiner liebkosenden Tröstung wich, länger anzusehen, beschloß er, sie mit jenem glücklichen

Zufalle bekannt zu machen. Mit zärtlichen Küssen führte er sie in das Gemach, in dem er seinen neu errungenen Wohlstand verborgen hatte, und erzählte ihr alle Umstände jenes Ereignisses. Dann zeigte er ihr all die Reichthümer, die er besaß, die Säcke mit Dukaten, Silber und Gold ohne Ende, und das Erstaunen und Entzücken seines jetzt glücklichen Weibes war so groß darüber, daß sie — freudig ihre Arme um seinen Hals warf und mit Thränen im Auge um Vergebung für alle Klagen und Vorwürfe, die sie ausgestossen hatte, flehentlich bat. Auf dem Versprechen ihrer Verschwiegenheit bestehend, machte sie Fazio mit seinen künftigen Planen bekannt, ihr andeutend, wie bald er zurückkehren gedenke, und welch frohes, ungestörtes Los sie dann erwarte. Nicht länger mehr stand sie seiner Abreise entgegen, und mit zärtlichem Lebewohl hieß sie ihn, auf sie denken und seine Rückkunft so bald als möglich beschleunigen.

Am nächsten Morgen verwahrte er die schätzbaren Metalle, die er mit sich nahm, mit doppelten Schlössern und Riegeln, ließ einen guten Theil seiner Schätze unter der Obhut seines Weibes, und ging an Bord, begleitet von den Klagen und Vorwürfen all seiner Freunde, in welche Pippa, um ihre Gefühle besser zu bemänteln, einzustimmen sich stellte. In der That, die ganze Stadt vereinte sich, sein Unternehmen lächerlich zu machen, und Manche, die ihn in seinen besseren Tagen kannten, meinten, man müsse auf ihn Acht haben, denn er habe deutliche Anlagen zur Narrheit. (Schluß folgt.)

Eine Löwenjagd.

Ich bewohnte — so erzählt ein neuester Reisender — mein Pachgut am Bavions River, in welcher Gegend zahlreiche Herden großen Wildes herumstreiften und daher eine Unzahl von Raubthieren herbeilockten. In einer Nacht schlich sich ein Löwe, der schon früher einige Schafe aus dem Kraal gestohlen hatte, herzu und zerriß, wenig über hundert Schritte weit von der Thüre meiner Hütte, mein Reitpferd. Wohl wissend, daß der Löwe, wenn er seinen Raub nicht davonträgt, sich gewöhnlich in der Nachbarschaft versteckt und eben dadurch nur gefährlicher wird, indem er, um neue Beute zu erhaschen, den Ort umschleicht, faßte ich den Entschluß, ihn zu tödten oder schleunig zu verjagen. Ich ließ daher alle meine Nachbarn, welche einer solchen Treibjagd beizuwohnen Lust hätten, einladen, sich so bald als möglich einzufinden, und wirklich kamen schon in einer Stunde die meisten beritten und bewaffnet an.

Es galt nun zuvörderst, den Löwen in seinem Verstecke aufzuspüren, bei welchem Geschäfte ein, in den Diensten eines zu uns übergesiedelten Südamerikaners stehender Neger eben so viele Verwegenheit als Erfahrung zeigte. Von dem Orte, an dem das Pferd zerrissen worden, ausgehend, folgten wir durch Gras, über Kies und durch Buschholz, wo nur das geübteste Auge Zeichen zu entdecken vermochte, der Spur des Raubthiers, bis wir eine englische Meile weit, in einem Gestrüpp seinen Schlupfwinkel entdeckten.

Wir mußten nun ihn aufzujagen suchen, um dann in dichtgeschlossener Phalanx ihm auf den Leib zu gehen. Gewöhnlich läßt man in solchem Falle den Löwen so lange durch Hunde necken, bis er sein Versteck aufgibt und in freiem Felde die Schlacht annimmt. Dann rücken alle Jäger vereinigt, vorsichtig gegen ihn an, und Einer nach dem Anderen schießt nach ihm. Wird er nicht sogleich getödtet, sondern macht er in seinem Zorne Miene, sich auf seine Gegner zu werfen, so müssen Letztere dann einen engen Kreis bilden, in

welchem die Pferde mit dem Hintertheile nach außen gekehrt stehen;. Einige halten dieselben an den Zügeln, indessen die Uebrigen knieend nach dem Löwen zielen. Er nähert sich oft den Pferden, und duckt sich bald hier, bald dort nieder, als wolle er Terrain und Mannschaft recognosciren. Bei dieser Gelegenheit muß man suchen, ihn vor die Stirn oder sonst tödtlich zu treffen; weil, wenn er gefehlt wird und sich endlich blind seiner Wuth hingibt, oder wenn die durch sein Gebrüll erschreckten Pferde in Verwirrung gerathen, der Ausgang leicht ein unglücklicher werden kann.

Diesmal waren wir in dem Falle, ganz von der Regel abzuweichen; denn auf dem völlig unebenen, von Hügeln und Dickicht durchschnittenen Boden hatten wir unsere Pferde nicht weit mittnehmen können, sondern sie, in einer Entfernung von vielleicht tausend Schritten, mit zusammengebundenen Füßen und von Zäumen und Satteln befreit, zurücklassen müssen, wo sie ruhig weideten. Bald machten wir die Bemerkung, daß unsere wenigen und keineswegs herzhaften Hunde von dem Löwen gar nicht beachtet wurden; daher theilten wir uns in verschiedene Häuflein, umstreiften das Gestrüpp, und feuerten wacker nach jener Stelle hin, welche das Gekläff der Hunde bezeichnete. So mochten wir uns wohl über eine Stunde vergeblich abgemüht haben, bis uns endlich die Geduld ausging, und, von dem Neger aufgemuntert, zwei der entschlossensten Jäger, welchen auch ich mich anschloß, erklärten, den Löwen in seinem Schlupfwinkel angreifen zu wollen. Obgleich die Anderen uns zurückzuhalten versuchten, blieben wir doch bei unserem Entschlusse, indem wir uns auf etwa achtzehn Schritte dem Platze näherten, an dem der Löwe hinter einem breitem Baumstamme lagerte, aber, wie wir zu bemerken glaubten, durch das den Boden bedeckende Schlingkraut und Bläterwerk seine Augen auf uns wendete.

Wir hatten nicht unerlassen, den Neger, als den Tollkühnsten von uns, darauf aufmerksam zu machen, daß Löwen und andere Raubthiere, welche den bekleideten Menschen seltener anzulaufen pflegen, sich um so häufiger auf den nackten stürzen; er verlachte jedoch unsere Warnung und stellte sich immer der Gefahr am nächsten. Gleichzeitig feuerten wir jetzt auf den Löwen, trafen jedoch, wie wir nochmals wahrnahmen, nicht ihn, sondern einen durch die röthlich-gelbe Holzfarbe ihm ähnlichen Baumstrunk, hinter welchem er lag, und den wir, durch den dunkeln Schatten des Laubes getäuscht, für das Raubthier selbst angesehen hatten.

Unsere Besorgnisse wurden jetzt schrecklich wahr, denn plötzlich machte der Löwe einen Satz, warf den Neger nieder, und während er ihn mit den Vordertatzen am Boden festhielt, blickte er stolz und langsam im Kreise umher, als wollte er uns fragen, ob dieser sein schneller Sieg uns genug sei, um von dem Kampfe gegen ihn abzulassen. Es war ein unbeschreiblich furchtbarer, und doch zugleich beinahe erhabener Anblick, wie das majestätische Thier in der imposantesten Stellung, und mit einem Ausdrucke geringschätzender Ruhe, seine Verfolger maß, und dabei seinen Kriegsgefangenen, der sich zu seinen Füßen krümmte, keines Blickes würdigte.

Die Lage des Negers war verzweiflungsvoll. Er ächzte uns zu, gemeinsam auf seinen schrecklichen Gegner zu feuern, selbst auf die Gefahr hin, ihn mitzutreffen. Letzteres würde auch kaum zu vermeiden gewesen sein, da die allenthalben vorhangenden, und vom Winde bewegten Blätter kein sicheres Zielen gestatteten. Aber das Stöhnen des Unglücklichen war so herzzerreißend, daß ich in diesem Augenblicke mir schwur, um jeden Preis seine Rettung zu versuchen, und sollte es auch mein eigenes Leben kosten.

Ich warf meine Jagdbüchse weg, bedeutete meinen beiden Gefährten, nicht früher zu feuern, als bis ich ihnen zugerufen, oder sie mich ebenfalls in Gefahr sähen, und ging nun, in jeder Hand ein Pistol, und den Finger an dem Drücker, langsam auf den Löwen los. Als er mich anrücken sah, erhob er den Kopf nach mir, und stieß ein donnerähnliches Gebrüll aus, das mir durch alle Nerven ging. Der ruhige und stolze Ausdruck in seinem Kopfe hatte sich verloren und der vollen Wildheit des Raubthieres Platz gemacht. Unwillkürlich schauderte ich, als aus seinem feuersprühenden Auge die Natur in ihrer ganzen Wildheit mich androhte, und gleichsam die Thierwelt sich zum Aufruhre wider die, sie bedrängende und unterjochende Menschheit erheben wollte. Der Löwe bückte sich, als wollte er zu einem abermaligen Satze ausholen, aber in nämlichen Momente drückte ich ab, und meine beiden Kugeln bohrten sich in die mächtige Stirn. Er sprang auf, überschlug sich, und empfing indemselben Nu in Brust und Leib zwei Kugeln aus den Doppelröhren meiner Genossen. Lautlos brach er zusammen, und das starke Leben des König der Wälder entfloh.

Der arme Neger war mit einigen ungefährlichen Kontusionen davongekommen, und wurde für seine ausgestandene Angst mit dem Felle seines fürchterlichen Feindes belohnt.

Graf Platens Grab zu Syrakus.

In Landolina's Garten,
Nicht weit von Syrakus,
Da weint an stiller Grotte
Ein holder Genius.

Die Laut' vom puren Golde
Lehnt an Latoniens Hang,
Wo einstmals der Athener
Die Trauerhymne sang.

Und über seinem Haupte,
Da rauscht ein Lorbeerstrauch;
Auf ewig blüh'nden Rosen
Gießt sich sein Geisteshauch.

Neap'lis Trümmerfelder
Schaut man vom Garten aus,
Wo Edlen mancher Länder
Schon ward ein letztes Haus. —

Und Grabes-Monumente
Altdor'scher Riesenstadt,
Sie ragen wie Gespenster
Vom alten Glanze matt.

Vom Syrakuser Hafen
Weh'n Friedenslüfte her,
Und über Katakomben
Da ruh'n sie still und hehr.

Doch wenn es fernher dämmert,
Und schlummert Syrakus,
Da klingt von Deutschland rüber
Ein lieber Harfengruß.

Und von der stillen Grotte
Hebt sich der Genius
Und greift zur goldnen Laute
Erwiedernd solchen Gruß. —

* * *

Das ist die Ruhestätte,
Graf Platens heil'ger Port;
Ist doch so groß sein Denkmal,
Als würdig, wie der Ort.

Schlaf sanft auf fremdem Strande,
Du Bayerns stolze Hab',
Versöhnt mit deinem Lande
Ward Dir ein göttlich' Grab.

Georges Morin.

Ein italienischer Fürst ließ jüngst im Theater della Scala in Mailand eine von ihm komponirte Oper zur Aufführung bringen, deren Musik nur durch den ausgezeichneten Tenor vom völligsten Fiasko gerettet wurde. Nach der Vorstellung sandte der fürstliche Maestro dem Sänger eine Tabatière, aber dieser, der einen Orden erwartet haben mochte, schlug die Tabatière mit den Worten aus: „Mein Fürst, ich glaubte wenigstes Anspruch auf die Rettungs-Medaille zu haben."

Dem Aesthetiker Fr. Vischer in Tübingen hatte eine poetische Dame einen Pack Gedichte zugesendet, welche sie erscheinen lassen wollte, mit dem Gesuche, dieselben beurtheilen zu wollen. Nach einiger Zeit sandte Vischer das Päckchen ohne eine Zeile, bloß mit der Ueberschrift zurück: „Vor Druck zu bewahren!"

Druck und Verlag von J. F. Rietsch. Verantwortlicher Redakteur: J. F. Rietsch.

Nro. 46. **I. Jahrg.**

Die

Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt.)

Sonntag den 18. November 1855.

Fazio.

Eine Kriminal-Geschichte. Von Stelzer.

(Schluß.)

Andere sagten, sie hätten längst die Folge seines Treibens vorhergesehen, und er würde bald das Schicksal seiner tollen Vorfahren in der verwünschten Kunst der Alchymie theilen, welche ihre Nachkommen, statt sie zu bereichern, zu Grunde richteten. Aber Fazio achtete nicht das Gerede, segelt fort und langte bald mit günstigen Winden in Marseilles an. Unterwegs machte er es zu seiner Sorge, seinen ganzen chemischen Apparat über Bord zu werfen, nur die schätzbaren Artickel zurückbehaltend, die er in des Wucherers Hause traf, womit er nach der Landung seine Reise bis Lyon zu Wagen fortsetzte. In wenigen Tagen leerte er den Inhalt seiner Geldsäcke, indem er eine beträchtliche Summe in einer der ersten Banken niederlegte, wofür er Wechselbriefe auf Pisa empfing; andere Beträge gab er den sichern Häusern L. und G., worauf er seiner Gattin in einem Briefe anzeigte, er habe mit seinem Silber bereits verfügt und gedenke in Kurzem nach Pisa zurückzukehren. Das Schreiben wies diese ihrem Vater, so wie seinen Freunden und Verwanden, von denen einige ihr Erstaunen ausdrückten, während Andere erklärten, Fazio sei ruinirt, wovon die Gewißheit bald ans Licht treten werde. Bald nach Empfang der Kreditbriefe verließ Fazio Lyon, fuhr nach Marseilles zurück, schiffte sich daselbst wieder ein, und hatte in kurzer Zeit die Freude, seine Angehörigen wiederzusehen. Unter vielen herzlichen Umarmungen erklärte er ihnen, daß das Glück seine kühnsten Erwartungen übertraf, und die Kunde, daß er mit dem Ertrage seiner Metalle reich zurückgekehrt ist, zerstreute sich, schnell unter allen, die ihn kannten. Er verlor dann keine Zeit, seine Briefe zu präsentiren, worauf er 9000 Dukaten in Gold empfing, die man alsogleich nach seinem Hause sandte, und welche nicht ermangelten, laute Freude und Glückwünsche von Seite seiner Freunde und Verwandten zu erwecken.

Er vermehrte die Zahl seiner Diener, hielt zwei Equipagen, eine für sich, die andere für seine Gemalin, Reitpferde für seine Söhne, die sich überdies durch die reichste Eleganz ihres Anzuges immer auszeichneten und lebte mit seiner Gattin in dem glücklichsten Ver-

hältnisse, zusammen den Luxus und die Vergnügungen genießend, die ihnen zu Gebote standen. Pippa, welcher solch ein Leben ganz neu war, machte der Glückwechsel etwas eitel, und sie lud gern alle Bekannten ein, um Zeugen davon zu sein, unter welchen sich eine alte Frau mit ihrer schönen Tochter befand; die sie sogar aufforderte, einige Zeit bei ihr zu verweilen. Fazio, dem sie sagte, die Beiden würden ihr in mancher neuen Einrichtung behilflich sein, willigte gern ein, und bemerkte mit Freuden, daß sie seiner Frau wirklich in den Sorgen des Haushaltes beistanden und alle in bester Eintracht miteinander lebten.

Allein das Schicksal, der beständige Feind von fortgesetzter Freude und Zufriedenheit, besonders sind sie nicht auf rechtem Wege erlangt, schickte sich schon im Stillen an, die Farbe ihres Loses zu ändern, und die warme Sommerhelle und Wonne ihrer Tage in eisigen Winterfrost und der Verzweiflung Gram umzuwandeln. Ein strenges, unerbittliches Geschick wollte es, daß Fazio die blühenden Reize der schönen Magdalena, die Tochter seines Gastes, blendeten, und er eine heftige Leidenschaft für sie faßte. List und Ueberredung warfen auch in des Mädchens Brust einen verderblichen Funken, den Fazios eigene Glut und die verschwenderischen Beweise seiner Neigung zur verrätherischen Flamme anfachten, und die Schutzlose zum Opfer seiner tollen, gottlosen Liebe machten. Lange blieb ihr Einverständniß verborgen. Aber da der Erfolg sie immer kühner machte, erwachte in Pippa endlich der Verdacht, welcher bald für sie zur marternden Gewißheit wurde. Eines Tages machte sie in Fazios Abwesenheit, der schönen Störerin ihrer Ruhe bittere Vorwürfe, und hieß sie endlich, durch ihre Wiederrede zur äußersten Wuth gebracht, das Haus verlassen. Beleidigt willfahrte Magdalena diesem Befehle. Fazio entflammte bei seiner Rückkunft über das Benehmen seiner Gattin in wildem Zorn; häßliche Scenen fielen zwischen beiden vor; der Dämon der Eifersucht in des Weibes Brust schürte den Brand der Zwietracht immer höher an, und Familienfrieden und Liebe waren von nun an aus ihrem Hause verbannt. Vergebens suchte Fazio, sie zu besänftigen und ihre aufgereizten Gefühle zu beschwichtigen; Pippa stieß eine getheilte Zuneigung von sich, begegnete seinen Drohungen mit immer heftigerer Erbitterung, und setzte ihnen Verachtung und Trotz entgegen. All diesen Vorwürfen und Auftritten auszuweichen zog sich Fazio auf eine seiner Villas, in einiger Entfernung von Pisa zurück, wohin er auch sein Liebchen einlud, ein fröhliches Leben fortführend, während sein Weib in Gram und Verzweiflung versenkt blieb. Aber Wuth und Eifersucht erstickten diese Gefühle, als sie nach einigen Monaten sah, daß Fazio nicht zurückkehre, sondern immer größere Beweise von Zärtlichkeit an ihre verhaßte Nebenbulerin verschwende. Mit rastloser Angst und Qual fing sie jetzt an, über einen häßlichen Gedanken zu brüten, dessen Folge ihr nagender Schmerz nicht zu bedenken vermochte; das Gewicht des Unrechts, das ihr Fazio anthat, wuchs immer mehr, bald war sie zu schwach, es zu ertragen — bald zerdrückte es alle Ueberlegung und — sie faßte den verzweifelten Entschluß, ihren treulosen Gatten anzuklagen, und die That zu enthüllen, wodurch er so plötzlich zum Wohlstande gelangte. Dies schien ihr das einzige Mittel, sich für die Unbilden, die sie erfuhr, an dem Stifter derselben zu rächen, und ohne weitere Berathschlagung, ohne innere Warnung ging sie zu dem Zwecke allein zu einem Staatsdiener, der einem Amte vorstand, ähnlich dem Rathe der Achte in Florenz. Er nahm ihre Aussage auf, welche alles, was sie hinsichtlich des Vergehens ihres Gatten wußte, enthielt, und sie selbst führte ihn mit Andern zu der Stelle, in dem Keller ihres ehemaligen Hauses, in welchem der Leichnam des Geizhalses begraben lag, und in welchem die Diener der Gerechtigkeit

natürlich denselben auch fanden. Pippa wurde unter Aufsicht zurückbehalten, und die Behörde schickte den Hauptmann der Sbirren nach dem Aufenthaltsorte ihres Gatten, in dem sie ihn in Magdalena Gesellschaft sorglos und vergnügt antrafen. Man bemächtigte sich seiner als Gefangener, und führte ihn alsogleich nach Pisa zurück, von düsterer Ahnung und Verzweiflung ergriffen. Ins Verhör genommen, verweigerte er, auch nur eine Sylbe zu sprechen. Als man aber seine Gattin ihm gegenüber stellte, schrie er, von ihrem Anblicke zerschmettert, und lachte gellend dabei auf: „Ha, gräßliche Gerechtigkeit!“ darauf sich zu Pippa wendend, fuhr er fort: „Meine zu große Liebe für Dich hat mich hieher gebracht!“ Dann nahm er einen der Beamten auf die Seite, entdeckte ihm die Wahrheit der Begebenheit, genau, wie sie geschah. Allein einstimmig schenkte der Gerichtshof der Erzählung keinen Glauben, behauptend, daß, allem Anscheine nach, Fazio selbst den unglücklichen Grimaldi gemordet und beraubt habe. Man drohte ihm mit der Folter, wenn er den Mord nicht gestehe; Fazio blieb bei seiner ersten Angabe, man streckte ihn darauf, und im Uebermaß der Martern gestand er dann, was man wollte, worauf der Urtheilsspruch lautete, ihn lebendig auf dem Rade zu brechen und all sein Eigenthum dem Staate anheimfallen zu lassen. Die Ueberreste Grimaldis wurden auf Befehl aus der Kellergrube gehoben, und in geweihte Erde begraben; die schöne Magdalena und ihre Mutter nach ihrem früheren Wohnorte verwiesen, Fazios Haushalt ward vollends zerstört, sein Weib sammt den Kindern und Dienern einer beliebigen Zuflucht preisgegeben. Vom Gerichtshofe freigelassen, in welchem sie als Zeuge gegen ihren Gemahl erschien, kehrte die unglückselige Pippa nach ihrem Hause zurück, das, einsam und wüst, nur von den Wehklagen ihrer Kinder erfüllt war. Sie weinte, raste, raufte sich das Haar in namenlosem Schmerze, der mit Tigerkrallen ihr Inneres zerriß, und der Stachel des Gewissens trieb sie zur peinlichen Erkenntniß ihrer schrecklichen Schuld! —

Die Kunde von dem Geschehenen verbreitete sich hastig durch ganz Pisa, und das Volk versammelte sich, sein Erstaunen über den angegebenen Frevel und Betrug Fazios, so wie über den seltsamen Verrath und Undank seines Weibes auszudrücken. Sogar ihre Verwandten und Freunde verdammten einstimmig ihr Verfahren, und warfen ihr bitter die Entehrung und das Verderben ihrer Familie vor, nebst der Unmenschlichkeit, ihren Gatten einem peinlichen und schmachvollen Tode preisgegeben zu haben. So verließen sie selbe in Thränen, und von fürchterlichen Gewissenbissen überwältigt. Am folgenden Tage wurde Fazio auf einem Schlitten durch Pisas Straßen geschleppt, und, nachdem er auf diese Weise dem Volke gezeigt worden war, auf den Richtplatz geführt. Hier wurde er zuerst auf dem Rade gebrochen, dann in Gegenwart des Volkes hingerichtet, und zum warnenden Beispiel den ganzen Tag hindurch auf der Stätte gelassen. Als die Nachricht von dieser schauerlichen Scene zu Pippas Ohren gelangte, die der zu hart bestrafte Verbrecher bis zu seiner letzten Stunde schmähte und verfluchte, beschloß sie in einem Anfalle von dem Wahnsinne der Verzweiflung, Rache an sich selbst zu nehmen. Um die Mittagsstunde, zu welcher weniger Volksmenge sie bemerkte, ergriff sie ihre beiden Knaben bei der Hand, und führte sie weinend auf den großen Platz, die Schaustätte der Hinrichtung, während jene, die ihr begegneten, Verwünschungen gegen sie ausstießen, jedoch sie ruhig fortschreiten ließen. An dem Fuße des Gerüstes angelangt, woselbst der Leichnam lag, stieg sie schluchzend die Stufen mit ihren Kindern hinauf, woran sie Niemand hinderte. Als sie dann das unglückselige Geschick ihres Gatten mit zerschmettertem Gemüthe und bethräntem Auge bejam-

merte, klang ihr mancher grausame, strenge Vorwurf der Umstehenden entgegen, welche laut riefen: Nun weint sie, da es zu spät ist; was geschah, ist ihr Werk, sie mag darob verzweifeln! Das gemarterte Weib raufte das Haar, schlug Gesicht und Brust mit geballter Faust, und preßte ihre brennenden Lippen auf die kalten Züge des Gatten; dann hieß sie ihre Knaben an der Leiche niederknien, und ihren Vater küssen, bei welchem Anblicke die Umstehenden, ihres Zornes vergessend, in ein lautes Weinen ausbrachen. Jetzt zog die wahnwitzige Mutter ein Messer aus dem Busen und stieß es in toller, gewissenloser Wuth den Kleinen ins Herz, und ehe noch das Volk, vom Entsetzen schier erstarrt, sich anschickte, die Todeswaffe ihrer Hand zu entringen, ward es in die eigene Brust gesenkt, und sie stürzte todt auf die leblosen Körper ihres Gemahls und der Kinder. Schreiend rannte das Volk zur unglückseligen Stelle, an der sie die sterbende Mutter und die dahin scheidenden Kleinen im Blute sich wälzend, den Todeskampf vollenden sahen. Schnell verbreitete sich die Kunde von dieser gräßlichen That durch ganz Pisa; in Massen strömte das Volk von allen Seiten herbei und füllte die Luft mit dem Rufe des Entsetzens und der Wehklagen bei dem Anblicke dieses herzzerreißenden Schauspiels, der noch warmen und rauchenden Leichname des Vaters, der Mutter und Kinder. Und in der That Nichts, was wir von den Leiden der Städte, Theben, Syrakus, Athen, Troja und Rom gehört haben, kann dem häuslichen Unglücke gleich gestellt werden, wovon Pisa durch das schreckliche Los einer einzigen Familie Zeuge war, welche, an einem Tage, als unschuldige Opfer einer getäuschten Gerechtigkeit dahingerafft wurde. Der Schrecken und das Entsetzen der Einwohner von Pisa zerstreute sich auch in die Umgegend, und brachte einen so erschütternden Eindruck hervor, daß Viele aus weiter Ferne kamen, die Unglücksstelle zu beschauen, an der die Leiber der Kinder mit lächelnden Gesichtchen, wie in tiefen Schlummer versenkt, auf der Todtenbahre ihrer Eltern lagen. Unmöglich war es Allen, die Thränen bei diesem Anblicke zurückzupressen, ein Anblick, mächtig genug ein Herz von Marmor zu erweichen, ein Anblick, der selbst das Schwert der Gerechtigkeit beugte! Sie gewährte den vereinten Bitten von Fazios Verwandten, die Leichname der armen Kindlein anständig auf dem Kirchhofe von St. Katharina zu begraben, während jene der Eltern außerhalb der geweihten Erde unter den Wällen der Stadt bestattet wurden. Tausende begleiteten jenen Leichenzug mit naßem Auge, und manches stille Gebet wurde auch für das Seelenheil der in der Verzweiflung Hingeschiedenen mit frommem Wunsche gesprochen. —

Der Einzug Kaiser Ferdinand des Ersten.

Novellete von W. A. Gerle.

Der Morgen des 8. Novembers 1558 war strahlend über Prags Thürmen aufgegangen, und ein glanzvolles Leben wogte durch alle Straßen der böhmischen Königsstadt, in welcher so eben der Monarch seinen feierlichen Einzug zu halten im Begriffe war. Die waffenfähige Jugend der Stadt versammelte sich in drei Abtheilungen auf dem Altstädter Ringe, woselbst sie die Anweisung erhielten, auf welchen Plätzen sie sich aufzustellen hatten. Die erste Abtheilung mit Feuerröhren bewaffnet, trug kurze Leibröcke von gleichem Schnitte und alle von rother Farbe, mit weißen Borten eingefaßt. Die zweite war theils am gan-

zen Leibe gepanzert, theils nur auf der Brust und dem Rücken mit einem blanken Harnisch bedeckt, und die dritte trug ein Panzerhemd aus Ringen von Draht und einen Helm auf dem Haupte, an den Hüften Aller aber hingen kurze böhmische Schlachtschwerter; sie schwangen Lanzen mit Stahlspitzen in den Händen, und 18 Fahnenträger in zierlichen Gewändern von weißer und purpurrother Seide zogen lustig an der Spitze der einzelnen Abtheilungen, mit ihren bunten Fahnen einher. Die Jünglinge vom Lande, in dunkler Kleidung und braunen Kappen, mit rohen Schilden und Dreschflegeln bewaffnet, schienen eine Nachbildung jener Kriegsleute aus Zizkas Zeiten vorzustellen, welche man ehemals in Böhmen das schwarze Heer zu nennen pflegte.

Als der Monarch im feierlichen Zuge von der Zeltnergasse auf den großen Ring gelangte, sah er am Hause des Herrn Wilhelm Tropka, und demselben gegenüber, in allen Farben des Regenbogens die Fahnen der Zünfte aufgestellt, welche, vom Winde bewegt, dem Monarchen gleichsam ihre Ehrerbietung bewiesen. Wie der Kaiser aber zum Altstädter Rathhause kam, fiel sein Auge, wie die Blicke aller Ritter und Herren, welche ihm folgten, auf den schönsten Gegenstand, den sich die lebhafteste Fantasie nur ausmalen kann. In zwei langen Reihen von der Mitte des Platzes an bis zum Kloster St. Michael standen die gesammten Jungfrauen der Hauptstadt Prag, die schon damals den Ruf hatte, die Mutter schöner Frauen zu sein; sie hatten insgesammt reiche seidene Gewänder, darüber Marder-, Zobel- und Fuchspelze, und ein Netz von Seide und Silber umfing ihre Locken, ein Blumenkranz bedeckte das Haupt, und am Busen wie in den Händen trugen sie Sträußchen von wohlriechenden Kräutern und Blumen. Ihre acht Anführerinen aber waren in braune Seidengewänder mit Silberstickereien gekleidet und trugen silberne Blumenkronen auf dem Haupte. Wahrlich, versetzte Ritter Benno von Gaisrugg, die Prager Jungfrauen sind mit so vielen Reizen begabt, daß ich sie wohl den Nymphen vorziehen möchte, die sich im Gefolge der Jagdgöttin Diana befinden. — Ja wohl, entgegnete Ritter Adolf von Mödling, es ist alles Gepränge, das wir bisher gesehen, mit diesem holden Anblicke gar nicht zu vergleichen, und ich gestehe Euch, jetzt fängt die ganze Feierlichkeit erst an, mir Freude zu machen und meine Bewunderung zu erregen; hätte ich doch nimmer geglaubt, daß Prag eine so große Zahl schöner Mädchen besitzt, die gleichsam mein Auge verblenden und es mir unmöglich machen, Einer oder der Anderen den Vorzug vor ihren Schwestern zuzuerkennen.— Was sagt Ihr dazu, Herr Otto? wendete sich Benno an einen Ritter von hoher Gestalt, der im schweigsamen Ernste an seiner Seite hielt; Ihr habt zwei Welttheile gesehen, glaubt Ihr nicht auch, daß die böhmische Hauptstadt vor allen anderen Orten den ersten Rang verdiene, wenn es sich um Schönheit der Frauen handelt? — Ritter Otto Harant von Poltschitz gab durch eine bejahende Kopfneigung zu erkennen, daß er der Meinung des jungen Ritters beipflichte, doch blieb er schweigsam wie zuvor, und Adolf trieb sein Roß näher zu seinem Freunde, um ihm zuzuflüstern: Was hast Du mit dem Duckmäuser, Du weist ja, daß er die Sprache verloren hat.

Sei still, entgegnete Benno, wenn Du wüßtest, welche Leiden dieser Mann erduldet, Du würdest seine stille Schwermuth ehren, statt Dich darüber lustig zu machen.

Nun und was sind denn für Wunderdinge mit ihm vorgegangen?

Ritter Otto hatte einst eine Gemahlin von so großer Schönheit, daß ihn vielleicht die vielen holden Pragerinen mit doppeltem Schmerze an ihren Verlusten erinnern; denn der Tod raubte sie ihm schon in den Jahren der Blühte, und da sie ihn auf ihrem Todten-

lager bat, einen Pilgerzug in das heilige Land zu unternehmen und mit ihren lieben Kindern am Grabe des Erlösers für ihre arme Seele zu beten, vollbrachte er auch dieses ihr zu Liebe; aber er sollte nur als ein einsamer trostloser Vater ohne Kinder zurückkehren. Auf der Heimkehr wurde er von einem Sturme überfallen und der Steuermann führte ihn halb mit Gewalt fort, sich auf der Schaluppe zu retten, doch wie er sich auf der Leiter befand, glitt er aus und fiel ins Meer; viele Matrosen stürzten ihm nach und brachten ihn auf die Schaluppe; allein die Kinder waren auf dem Schiffe geblieben, welches unterging.

Mittlerweile hatte der Kaiser am Rathhause angehalten, und nachdem ihm der Bürgermeister und Magistrat nach alter Sitte ihre Huldigung dargebracht und die Schlüssel der Stadt übereicht hatten, trat mit sittigem Anstande und holdem Schamerröthen eine Jungfrau aus der reizenden Schar hervor, welche schon lange Aller Augen auf sich gezogen hatte; sie überreichte dem Monarchen auf einem Kissen von Purpursammet eine goldene Lorbeerkrone, und hielt dabei in lateinischer Sprache eine Rede an den Landesvater, die wir den schönen Leserinen dieser Blätter im getreuen Auszuge mittheilen wollen.

Allerdurchlauchtigster, unüberwindlichster Kaiser, unser allergnädigster König und Herr, begann die Jungfrau. Wenn auch wir schwache Mädchen unsere Spinnrocken verlassen haben und hier auf öffentlichen Plätzen erscheinen, um die allgemeine Freude der Stände und Bürger unseres geliebten Vaterlandes zu theilen, so wolle Euere kaiserliche Majestät uns dies nicht für übel halten und deshalb von unserer Sittsamkeit und Bescheidenheit geringer denken; denn hochbetagte Leute haben uns gesagt, daß in alten Zeiten auch die Jungfrauen bei so festlichen Ereignissen ein Gleiches gethan, und die heilige Schrift selbst spricht von den hebräischen Jungfrauen, welche David, wie er als Sieger über den gewaltigen Goliath einzog, auf öffentlichen Plätzen mit Jubelliedern empfangen. Um so williger haben wir dem Gebote unserer geliebten Eltern Folge geleistet, unsere häusliche Eingezogenheit zu verlassen, und treten heute zum erstenmale vor die Augen der Welt, um Euere Majestät ehrfurchtsvoll zu bewillkommnen. Die Ankunft des erlauchten Landesvaters erfüllt unsere Herzen mit Wonne und kann uns, wie dem ganzen Lande nur Heil und Segen bringen. Wir danken dem allmächtigen und gütigen Gott, daß wir Euere Majestät auf der höchsten irdischen Ehrenstufe, dem römischen Kaiserthrone, erblicken, und flehen seine Gnade an, daß er Euere Majestät und das ganze kaiserliche Haus und dessen Erben immerdar in der höchsten Glückseligkeit erhalten wolle. Zugleich bitten wir Euere Majestät in tiefster Demuth, diese schwache Mädchenschar, so wie unsere Eltern und Verwandte mit dem allerhöchsten Schutze zu beglücken.

Der Kaiser reichte der Jungfrau mit Huld die Hand zum Kusse und entgegnete:

So lieb und werth mir Euer Glückwunsch ist, so werde ich auch stets meinen schönsten Ruhm darin finden, ein Beschützer der zarten Jungfrauen und Euch und Euern Angehörigen nicht nur ein gnädiger Landesherr, sondern ein liebreicher Vater sein.

Langsam und majestätisch bewegte sich der Zug zur Königsburg hinan; aber nicht blos in den Herzern der jungen Ritter hatte die schöne und beredte Jungfrau manche Liebesflamme entzündet, sondern auch Otto Harant von Poltschitz fühlte sich wunderbar verwandelt, und zum ersten Male seit sechszehn Jahren schien ihm ein Strahl der lichten Hoffnung in sein schmerzumhülltes Einsiedlerleben hinein zu leuchten; es däuchte ihm, er könne vielleicht noch einen Trost finden, und fast unwillkürlich gab er seinem Leibknappen Isidor den Befehl, sich zu erkundigen, wer die schöne Jungfrau gewesen, welche den Monarchen

am Rathhause begrüßt habe, und bald erfuhr er, daß es Fräulein Ada, die Tochter des ersten Bürgermeisters Zdenko von Rozmital sei, deren hoher Reiz die Rinde geschmolzen, die jahrelanges Leid um sein Herz gelegt hatte.

Otto Harant von Poltschitz, einer der reichsten und angesehensten Ritter im Gefolge des Kaisers, bekam leicht Gelegenheit in dem Hause des Bürgermeisters bekannt zu werden, und fand Ada im häuslichen Kreise von Tage zu Tage liebenswürdiger, ja selbst eine sanfte Schwermuth, welche das Fräulein nie verließ, schien ihm eine desto größere Sympathie ihrer Seele zu verbürgen, und als er bei ihren Eltern um ihre Hand warb, erregte er die lebhafteste Freude; auch das Fräulein zeigte keine Weigerung, wenn gleich ihr Schrecken auf etwas mehr als jungfräuliche Schüchternheit schließen ließ, und schon war der Tag der Verlobung bestimmt, als eines Morgens ein junger Lakai aus dem Hause des Bürgermeisters sich Gehör bei Ritter Otto erbat, der ihn freundlich empfing, und fragte, ob er vielleicht von Fräulein Ada mit einer Botschaft gesandt sei?

O nein, mein hoher Herr! entgegnete der Jüngling, und doch habe ich Euch von ihr zu sprechen, und weis nicht, wie ich es wägen soll —

Er stockte, und erst als ihm Ritter Otto Muth zugesprochen, fuhr er fort:

Ich weis nicht, mein edler Herr! welch ein Gefühl mich dahin treibt, Euch vor einer großen Gefahr zu warnen. Wisset denn, daß meine junge Herrin Euch nur aus Gehorsam gegen die Eltern ihre Hand reicht, ihr Herz wird Euch nie angehören, weil — sie schon einen Andern liebt, den sie zwar nie besitzen kann, denn es ist mein Bruder und dient in des Bürgermeisters Hause, wie ich; er hat Euch blutige Rache geschworen, wenn Ihr ihm die Geliebte raubt — doch darüber seid ruhig, denn der Weg zu Euch geht nur über meine Leiche, und so laut und heftig spricht eine innere Stimme in mir für Euch, daß ich selbst meinen Bruder an Euch verrathe — Euere Macht kann ihn vernichten, das weis ich, aber Ihr seid edel und hochherzig, Ihr werdet Mitleiden mit einem Unglücklichen haben, dem das Schicksal Alles geraubt hat —

Otto tröstete den weinenden Knaben, der ihm sagte, er und sein Bruder seien die Söhne eines Edelmannes, den sie aber in den ersten Jahren der Kindheit in einem Schiffbruche verloren —

In einem Schiffbruche? unterbrach ihn Otto mit erwachender Hoffnung, und wie hieß Euer Vater?

Ach, mein hoher Herr! das habe ich vergessen. Wir wurden von den empörten Wellen fortgetrieben, und wären wie unser Vater ein Opfer des Meeres geworden, wenn nicht ein alter Fischer uns in sein Bot gerettet hätte, der nahm uns mit sich nach Venedig, woselbst wir vereint aufwuchsen, bis Herr Zdenko, auf seiner großen Reise uns dort auffand, und in seine Dienste nahm.

Und — hattest Du nie eine Schwester?

Herr Ritter, erwiderte der Jüngling stockend, und eine hohe Röthe übergoß seine Wangen — ich weis nicht welche wunderbare Gewalt Ihr über mich ausübt, daß ich Euch nichts verhehlen kann — ich selbst bin meines Bruders Schwester, und habe diese Gewänder nur angezogen, um nicht von ihm getrennt zu werden, da Herr Zdenko ohne Frauen reiste und also eine weibliche Bedienung nicht aufgenommen hätte.

Nach einer halben Stunde namenlosen Entzückens sandte Otto seine Tochter in das Haus des Bürgermeisters zurück, aus welchem am folgenden Morgen die beiden jungen La-

laien verschwunden waren, ohne daß man eine Spur von ihnen auffinden konnte. Ada befürchtete ein Unglück, und als sie am Verlobungstage, wie es sich Otto erbeten hatte, mit ihren Eltern in seiner Wohnung erschien, glich sie mehr einer schönen Leiche, als einer fröhlichen Braut. Der Ehekontrakt lag auf dem Tische aufgeschlagen, zu welchem Ritter Otto die zitternde Ada mit bedeutungsvom Lächeln hinführte, als aber der Notar den Namen Bräutigams in die Akte einschreiben wollte, rief Otto:

Nicht den meinigen — das sei ferne von mir, den Frühling mit dem Winter zu vermählen. Der Bräutigam ist mein Sohn Ladislaw Harant von Poltschitz.

Und in diesem Augenblicke that sich die Thüre eines Nebenzimmers auf, aus dem trat Ladislaw in glänzendem Ritterschmucke, nach ihm seine Schwester, die wieder weibliche Gewänder trug und die überraschte Braut innig ans Herz drückte. Acht Tage darauf wurde die Trauung mit großer Pracht vollzogen, und die erste Frucht dieses von der Vorsehung so wunderbar beschützten Liebesbunde war der berühmte böhmische Reisende Christoph Harant Ritter von Poltschitz und Pelbruschitz, der, nachdem er den Türkenkrieg mitgemacht und seine Gemahlin verloren, nach dem Beispiele seines Großvaters eine Pilgerschaft durch Italien und Griechenland nach dem heiligen Grabe machte, deren Beschreibung er drucken ließ; dann aber wurde er verleitet, in die Dienste des Pfalzgrafen Friedrich zu treten, als dieser in Prag zum Könige gekrönt worden war, und Christoph wurde am 21. Juni 1621 mit 22 Unglücksgenossen auf dem Altstädter Ringe enthauptet.

Herbst.

(Eine Gasel.)

Der Wald erseufzt im Blätterfall, und d'rauf wird's still,
Das Vöglein singt zum Letztenmal, und d'rauf wird's still.
Der wilde Herbst ersteigt sein todesschnaubend Thier,
Und reitet durch das Erdenthal, und d'rauf wird's still.
Es ras't sein Roß, der Boden dröhnt, und kaum von Fern
Hör ich noch seiner Hufe Hall, und d'rauf wird's still;
Er mäht um sich, und Blumen, Wünsche, Lenz und Herz
Trifft nur ein Schlag vom harten Stahl, und d'rauf wird's still.
O menschlich Herz, noch einen Kampf, und du bist frei,
Dein Lenz stirbt mit dem Blätterfall, und d'rauf wird's still;
Nur einen Seufzer noch aus tiefer Brust,
Ein Klagelied zum Letztenmal, und d'rauf wird's still;
Dann preßt man deine Wünsche, Lieder, Lenz und Herz
So in vier Bretter eng und schmal — und dr'auf wird's still! —

Georges Morin.

Das Theater-Publikum in Toulouse schein sich sehr ungenirt zu bewegen. Wenigstens schließen wir dies daraus, daß, laut der Gazette des Theaters, im Theater zu Toulouse ausdrücklich verboten ist: 1) Hunde mit ins Theater zu bringen; 2) den Hut aufzubehalten; 3) aufrecht stehen zu bleiben, wenn der Vorhang bereits aufgezogen worden; 4) im Theater zu rauchen; 5) aus dem Parterre in den ersten Rang empor zu klettern oder aus dem zweiten, aus dem dritten oder aus diesem in jenen zu springen; 6) die Vorstellung durch Ausrufungen zu stören und endlich 7) den Direktor oder die Schauspieler auf der Bühne zu interpelliren, sie zu werfen oder sonst zu behelligen.

Ein Kerl, verdächtig bis zum Diebe, konnte doch nicht überführt werden, und wurde gegen das gewöhnliche Handgelöbniß entlassen. „Nun?" fragte dem Heimgekommenen sein Gevatter — „wie ging's?" Die Antwort war: „Anfangs stand es sehr schlecht; am Ende ging es besser, als ich's dachte. Ich und der Stadtschreiber gaben darauf einander die Hände, und waren so gut, wie vorher.

(Wunderliche Frage.) Bei der Redaktion der B. G. Z. ist neulich folgende Frage eingelaufen: Kann ein Wechsel, zahlbar drei Tage nach Sicht, seine Kraft verlieren, wenn der Acceptant der ihn zahlen soll, vor Ablauf des Verfalltages blind geworden ist?

Druck und Verlag von J. F. Rietsch. Verantwortlicher Redakteur: J. F. Rietsch.

Nro. 47. **I. Jahrg.**

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt.)

Sonntag den 25. November 1855.

Kitsi das Indianermädchen.

Nach dem Englischen des Percy B. Saint John, von Gottlieb Walter.

(Presse.)

Ungefähr siebzig englische Meilen nordwestlich von San Antonio de Bexar in Texas nimmt der Sandiescreek, ein Nebenstrom des Rio Colorado, seinen Lauf durch eine Vertiefung zwischen Hügeln. Die Thalsole besteht aus einer ziemlich breiten Ebene. Der klare Fluß strömt hart am östlichen Abhang in kieselreichem Bett hin. Im Westen zweigen sich die Hügel in langer Reihe sowohl nach Norden wie nach Süden aus. In letzterer Richtung enden sie beim Canon de Uvaldi, wovon im Verlauf dieser Erzählung später die Rede sein wird.

Die Ostseite des Thales bestand aus einem einzigen Hügel, der sich bis zur Höhe von etwa dreihundert Fuß über einer Grundlage von achtzig bis neunzig Klaftern erhob, mit dichten Cederngebüschen bestanden, die sich in Gruppen über die Oberfläche vertheilten. Den unteren Theil bildeten Felsen, hie und da mit einer dünnen Erdschichte bedeckt, aus welcher ein kümmerlicher Pflanzenwuchs die karge Nahrung zog. Höher aufwärts zeigten sich weiße durchsichtige Adern, zwischen denen unverkennbare Anzeichen das Dasein von Silber und Bleierz bekundeten. Auf dem Gipfel wiegten drei Bäume sanft ihre belaubten Kronen im ermattenden Winde, der — nachdem er den lieben langen Tag seinen Muthwillen getrieben — jetzt seine letzten Seufzer aushauchte.

Die Sonne erreichte allgemach den Rand des Gesichtskreises, angeschwollen zu einer ungeheuern rothen Scheibe. Ihre Strahlen vergoldeten die Spitze des Hügels. Das nackte Gestein, braun und grau, — das dunkelgrüne Gras am Rande des Weihers auf der Höhe, der mit seinem Wasser die Wurzeln der drei einsamen Bäume netzte, — die lebhaft gefärbten üppigen Blumen, wie sie unter dem heißen Himmelstrich gedeihen, — alles schwamm in leuchtender Verklärung, von scharfgezeichneten Umrissen eingefaßt, um nach und nach in eine dunkle Masse zu verschwimmen.

So stellte sich der Zauberstein an einem Maiabend dar. Es war in der Zeit, bevor die Angelsachsen das Land erobert hatten, also vor etwa zwanzig Jahren.

Von der Höhe des kegelförmigen Felsenhügels zeigte sich kurz vor dem Scheiden der letzten Sonnenstrahlen ein Bild von einzig wunderbarmem Reiz.

Die grasbewachsene wellenförmige Fläche zwischen dem Zauberstein und der Hügelreihe trug über ihrem saftig grünen Sammet einen zahllosen Schwarm von Zelten oder Wigwams. Das Gelände erschien dem getäuschten Auge, wenn der Blick rasch darüber schweifte, wie die gleichförmig rollenden Wogen der See unter dem Hauch einer stäten aber sanften Briese.

Die Einförmigkeit des Grundes unterbrachen hie und da einzelne Bäume, kleine Gruppen und ganze Wäldchen von Cedern, Steineichen oder Föhren. Die fernen Höhen von Canon de Uvaldi schlossen den Gesichtskreis, eine Wolkenbank am Himmel.

Uebergossen vom Feuerstrahl einer tropischen Sonne gewährte diese Landschaft einen wunderbar anregenden Anblick, dessen Empfindungen sich bei Betrachtung der reichen Einzelheiten fortwährend steigerten.

Alsbald änderte sich das Bild. Vom Gipfel des Felsenhügels war bald nichts mehr zu unterscheiden, als die dunkeln Massen des Höhenzuges gegenüber und in der Tiefe die ungezählten Feuer des Lagers, das lang und breit ausgestreckt dalag, ein Riese, der im Schlummer neue Kräfte sammelt.

Die Ruhe sollte indessen nicht lautlos bleiben!

Der Schall von Menschenstimmen drang durch die Nachtluft zur Höhe empor. Die Hunde schlugen an oder knurrten über den zugeworfenen Knochen.

Der Anblick der ausgedehnten Masse, die mehr und mehr in Ruhe versank; der stäte Glanz der Wachfeuer, vor welchen dunkle Gestalten hin und her glitten, alles zeugte von menschlichem Thun und Treiben im Thale drunten.

Der Abend war kühl. Der Nachtthau fiel naßkalt nieder, namentlich auf den Gipfel der unbeschützten Felsenhöhe, welche im Munde des Volkes der Zauberstein hieß.

Bei dem kleinen Weiher auf der Höhe, im Schatten der drei gespenstigen Bäume stand ein Mann von hoher aufrechter Gestalt. Seine Züge waren im Zwielicht nicht zu unterscheiden; doch wie er sich an den knorrigen Stamm lehnend dastand, war er an Wesen und Tracht als ein Weißer zu erkennen, oder mindestens als einer von denen, welche um jeden Preis zum Stamm der weißen Gesichter gehören wollen.

Ein Biberhut von eben so zweifelhafter Farbe wie die Haut, reichlich mit verschossenen Goldborten und Schnüren aufgeputzt, zeichnete sich breitkrempig über dem Haupt. Ein Wollenmantel umhüllte die Gestalt. In der Hand ruhte nachlässig die Kugelbüchse, die an Länge dem Schützen wenig nachgab.

Ich glaube, hob der Mann in reinem Englisch an, ich meine, Jung Buffalo, daß die Sonne schon seit fünf Minuten untergegangen. Meine Uhr sagt es.

Worauf eine Stimme in tiefen Kehllauten entgegnete:

Kitsi ist zuverlässig wie der Flug des Comanchenpfeiles.

Ich will es nicht in Abrede stellen, aber ich hatte verstanden, sie wolle erscheinen, sobald das Licht des Tages vollends entschwunden sei.

Will mein Bruder sich gen Westen wenden?

Der Weiße drehte sich um.

Sieht mein Bruder nicht den rothen Streifen am Himmel? fragte der Indianer.

Ich sehe ihn, hieß die Antwort.

Nach einer Weile fragte der Begleiter abermals:

Und was sieht mein Bruder jetzt?

Nichts. Der letzte Schimmer von Licht und Farbe ist entwichen.

Und Kitsi zur Stelle, sagte der, welchen der andere Jung Buffalo genannt.

Ein leichter Tritt raschelte durch das Gras. Neben dem weißen Mann tauchte die Gestalt eines jungen Mädchens empor, unfern des Stammes, wo der Indianer lehnte.

Jung Buffalo war der Sohn des großen Häuptlings der Comanchen und nahm unter den Kriegern seines Stammes eine ausgezeichnete Stellung ein. Tapfer und aufrichtig, wie der Stahl seiner Lanzenspitze, unermüdlich in seinem Eifer, großmüthigen Herzens und voll der hingebendsten Selbstverleugnung, war der junge Führer dem schönen Gefühl der Freundschaft vor allen zugänglich.

Drei Monate früher, als er in der Ebene das Thier jagte, von welchem er den Namen führte, rannte ein wüthender Büffelstier sein Roß nieder. Der junge Krieger stürzte mit dem Roß und der Büffel war über ihm, bevor er sich aufzuraffen vermocht hatte. Er schien verloren. Da krachte ein Schuß. Das schwer verletzte Thier sah sich nach dem Schützen um. Der Indianer benutzt den Augenblick, um auf die Füße zu kommen, zu den Waffen zu greifen und den angeschossenen Widersacher vollends zu fällen.

Der Wilde wandte sich nun seinem Retter zu. Dieser war ein Kaufmann, der seine Gesellschaft, eine Handelskarawane, auf dem Wege nach Santa Fe einige Tage zuvor verloren hatte, und nun seinen Weg aufs Gerathewohl sich selber suchte.

Unter sich den ausdauernden Klepper, mit Waffen und Schießbedarf in Hülle und Fülle versehen, zog Walter Mainwaring, ebenso beherzt wie rüstig, nicht minder gemüthlich durch die Wildnisse, als schützten ihn ein Dutzend gezogener Läufe in den Händen der besten Schützen.

Ein Zufall führt ihn zur Stelle, wo der Indianer dem Stier fast erlegen wäre, und mehr aus unwillkürlichem Antrieb wie vom Wunsche beseelt, die Rothhaut zu retten, hob er die Büchse und feuerte er den Schuß ab. Sobald indessen die Sache geschehen, war's ihm sehr lieb, daß er dadurch in freundschaftliche Beziehungen zu einem Krieger des berühmten Stammes der Comanchen gekommen.

Er nahm die Einladung des dunkeln Freundes nach dem großen Lager der Comanchen an.

Nachdem er jetzt drei Monate dort zugebracht, schien er der Stunde der Abreise keineswegs noch näher als dem Tag der Ankunft. Ob es der Reiz des Jägerlebens in der wildschönen Gegend war, der ihn fesselte, wird sich im Verlauf der Erzählung zeigen.

Walter Meinwaring war in England geboren, doch schon als Knabe nach Nordamerika gekommen. Mit geringen Geldmitteln ausgerüstet, aber mit unerschrockenem Muth und eiserner Ausdauer begabt, war er bereits zu einem geachteten Kaufmann zu Cincinnati geworden, und befand sich auf seiner ersten Handelsfahrt nach Santa Fe in Neumexiko mit allem seinem Gut, als ihm die oben erwähnten Zufälle begegneten.

Wir fügen noch hinzu, daß Mainwaring eben das dreißigste Jahr erreicht hatte, und fahren in unserer Erzählung fort.

Jung Buffalo und Kitsi waren Geschwisterkinder, aber — wie sich das gar oft immer und überall in der weiten Welt fügt — mit dieser nahen Verwandschaft lange noch nicht zufriedengestellt. Sie begehrten mehr von einander. Sie kamen insgeheim zusammen, und da der Krieger den weißen Mann zu seinem Busenfreund gemacht, so pflegte dieser ihn auch zum Stelldichein zu begleiten.

Eigentlich hätten die Liebenden des strengen Geheimnisses nicht bedurft; aber wie die verbotenen Früchte immer die süßesten sind, so bereitet sich die Liebe gern Schwierigkeiten, wo sie nicht von selbst erwachsen.

Abend für Abend pflegte das Pärlein auf dem Zauberstein zusammenzutreffen. Walter hielt sich ein wenig seitwärts, seinen eigenen Gedanken nachhängend, während der Krieger und das junge Mädchen kosend flüsterten und nach Art der Verliebten ihre Luftschlösser bauten.

Es ist nur gut, daß Luftschlösser ohne Balken und Steine gebaut werden, denn sonst währe kein Mensch auf Erden seines Lebens sicher.

An jenem Abend , wovon hier die Rede, setzte Walter sich zum Felsenrande hin, legte die Büchse auf den Schoß und vertiefte sich allmälig in nachdenkliches Hinbrüten.

Seine Blicke richteten sich auf das Dorf, das mit jedem Augenblicke mehr und mehr in Schweigen versank. Er vernahm jeden Laut, ohne darauf zu hören, so daß selbst die schrillende Stimme der Weiber in seinem Ohr verhallte, die ihre Kinder heimriefen.

Ueberhaupt schien er der wirklichen Umgebung entrückt und in der Welt seiner eigenen Gedanken befangen.

Welcher Gegenstand es war, der seine Adern schwellen, seine Wangen erbleichen, sein Herz ungestüm klopfen ließ, weiß niemand zu sagen. Walter Mainwaring war stets ein schweigsam verschlossener Mann, der nie ein unnützes Wort sprach und seine Geheimnisse nicht preiszugeben pflegte. Nur Einer kannte alle seine Gedanken und Geheimnisse.

Wie lange er dergestalt seinen Sinnen nachhing, ist zu sagen unmöglich. Das Zeitmaß war ihm vollständig abhanden gekommen. Als er die Augen wieder erhob, glitzerten die Sterne, stieg der Mond in keuschem Glanz am Himmel empor.

Ein Ton schlug an sein Ohr, der seine Aufmerksamkeit wieder der Außenwel zuwandte.

War es ferner Donner oder naher Hufschlag, den er vernahm?

Zwischen dem Lager und dem Zauberstein lag eine halbe Meile ebenen Landes. An der andern Seite des Stromes stand ein kleiner Wald, zwischen welchem und dem Wasser ein freier Streifen sich hinzog. Eine Gruppe von Pinien am Fuß des Hügels sperrte die Aussicht nach jener Seite.

Walter schloß, daß der Ton, insofern er von Menschen herrührte, von einem Feind kommen müsse, der unter dem Schirm der Finsterniß sich zum Lager schleiche.

Aufmerksam lauschte er.

Das Geräusch nahm zu. Im Lager ward es indessen nicht vernommen. Dort blieb alles ruhig. Der Ton drang leichter zur Höhe empor als in der Ebene vorwärts.

Walter lehnte sich an einen der drei Stämme und gab eine leise zirpenden Laut von sich.

Jung Buffalo und seine schöne Genossin waren im Augenblick bei ihm.

Der Weiße legte den Finger auf die Lippen und deutete nach der Gegend hin, von wannen das Geräusch kam.

Der Indianer freute sich offenbar über des Freundes feines Gehör.

Juh, machte er; Feind, — Lepan.

Walter hatte also richtig gerathen. Bevor er aber eine Antwort geben konnte, hatte der Freund seinen Arm ergriffen und mit der andern Hand nach einer Stelle hinabgedeutet, wo die Speere einer Reiterschaar blinkten, welche — von der andern Seite des Hügels gekommen — am Strom den Weg zum Lager abschnitten.

Nur wenige Worte waren es, welche die beiden flüsternd wechselten. Keiner von ihnen dachte an seine eigene Sicherheit. Sie wollten nur die sorglosen Freunde warnen.

Das Dorf vor dem Beginn des Angriffs zu erreichen, war offenbar unmöglich.

Ihr schnellgefaßter Entschluß paßte sich den Umständen an.

Vorsichtig kletterten der Weiße und der rothe Mann bis zum Wasser hinab.

Jenseits erblickten sie eine Schaar von hundert berittenen Lepans.

Leise spannte jeder den Hahn seiner Feuerwaffe. Der Britte fuhr mit der Kugelbüchse, der Indianer mit der Flinte zur Wange.

Zwei Schüsse krachten und zwei Rosse wurden ihrer Reiter ledig,

Die Schützen stießen den Kriegsruf der Comanchen aus.

Von der Höhe des Hügels wiederholte eine weibliche Stimme das Feldgeschrei.

Das beherzte Paar rannte den Hügel hinan, verfolgt vom Wuthgeschrei der Lepans.

Ein Haufe eilte dem Flusse zu, um die Angreifer aufzusuchen, welche so unversehens, zwei ihrer Tapfern in Gras gestreckt. (Fortsetzung folgt.)

Die Schrecken der Wüste.

Reiseskizze aus meinem Leben. Von Ignaz Pallme.

Majestätisch erhob sich die Sonne über den Rand der Wüste, und vergoldete mit ihren Strahlen die nahen Hügel und Berge. Während die Kameeltreiber singend mit dem Aufpacken ihrer Lastthiere beschäftiget waren, saßen ich und der Karavanen Führer auf dem Sande mit unterschlagenen Beinen. Wir schlürften den Rauch der Tabakspfeife, tranken Kaffee, und machten, wie die Orientalen sagen, unsern Kheff. Der Führer fragte mich, ob ich Lust hätte, mit ihm der Karavane vorauszureiten, da wir auf diese Weise um einen Tag früher bei den Brunnen von Semmerie anlangen würden. Diese Brunnen liegen in der Wüste zwischen Dongula und Korbofan.

Wir bestiegen unsere Segler der Wüste. Staubaufwirbelnd mit Windeseile ging es durch die Sandfelder vorwärts. Das schnelle Durchschneiden der Luft, zwang mich ein Tuch schleierartig über das Gesicht zu werfen. Wir hatten einen starken Ritt bis nach zehn Uhr zurück gelegt, als wir unter einem stämmigen Baume Halt machten. Ich war früher von meinem Dromedar abgestiegen, und hatte meine Waffe und Bettdecke beim Baume abgelegt.

Der Führer zeigte mir beim Absteigen einige Tauben, welche auf einem nahe stehenden Baume saßen. Ich ergriff die Flinte und machte einen glücklichen Schuß; allein unsere Dromedare erschracken durch den Knall, sprangen auf und eilten schnellen Laufes davon. Mein Führer lief ihnen nach, um sie wieder aufzufangen. Ich rupfte indessen die Tauben, suchte Holz und machte Feuer. Eine Stunde war verflossen, ohne daß der Führer zurückgekehrt wäre. Ich fühlte bereits Hunger und Durst. Brod, Wasser, Butter und eine Casserole waren auf dem Dromedar gepackt. Da mir die nöthigsten Kochrequisiten mangelten, so steckte ich die Tauben an den Ladstock, sang beim Braten fröhliche Lieder, nicht ahnend die nahen kommenden Leiden, und verzehrte dann mein Mahl ohne die geringste Würze von Salz und Butter. Mein Hunger ward gestillt, allein der Durst begann mich

zu quälen. Vergebens wartete ich mit der größten Ungeduld eine Stunde nach der andern auf die Rückkehr des Führers. Es mochte drei Uhr gewesen sein. Ich war noch unentschlossen, ob ich der nachziehenden Karavane harren, oder dem Führer der entlaufenen Dromedare nachgehen sollte. Ich entschloß mich zu Letzterem in der festen Meinung, den Führer mit den Ausreißern bald aufzufinden. Ich hing meine Doppelflinte, den Schrottbeutel, das Pulverhorn und zwei lange Arnauten-Pistolen über die Schultern, wie auch die zusammengerollte neun Ellen lange Bettdecke. Den Säbel gürtete ich um die Lenden. Ich war so gut bewaffnet, um selbst einen Rinaldini vorstellen zu können, wohl aber etwas zu stark bepackt, um eine Fußreise in der schattenlosen Wüste der Tropenländer, auf glühendem Sande und bei der brennenden Sonne zu machen, Meine Kleidung war orientalisch, und sie bestand aus einer Mamelucken-Hose, aus einer Jacke von weißem, leichtem Bauwollgewebe, einem rothen Feß und einem Paar europäischen Schuhen, zu einer solchen Wanderung von großem Werthe. Ich trat meinen Weg an bei brennendem Durste und furchtbarer Hitze, und auf glühendem Sande dahinschreitend, gab ich von Zeit zu Zeit Signal-Schüsse. Ich mochte wohl schon durch drei Stunden im Sande gewatet haben, ohne daß ich des Führers ansichtig geworden wäre. Die Nacht brach herein, für mich in dieser Wüste wahrhaft schaudererregend. Ich gönnte mir etwas Ruhe, bald ging ich aber wieder weiter, singend, rufend, und Pistolen als Signale abfeuernd. Nach Verlauf einiger in dieser Aufregung zugebrachter Stunden fühlte ich mich ermattet, und war nicht mehr im Stande vorwärts zu gehen. Ich warf mich also auf den Sand, und blickte wie flehend zum Himmel, doch wie erschrack ich, als mir der Stern, welchen die Karavanen ihren Führer nach dem Brunnen von Semmerie nennen, statt in gerader Richtung, zur Rechten erschien. Jetzt hatte ich noch zu meiner Bestürzung die Ueberzeugung erhalten, mich in der unermeßlichen Sandwüste verirrt zu haben. Dieser kritische Augenblick ließ mich Müdigkeit und Durst vergessen. Schnell griff ich wieder nach meinem Gepäcke, und machte mich auf die Füße, um den rechten Weg nach der Richtung des Sternes zu finden. Kleine Hügel, Steinmassen, dornige Gesträuche hemmten meine Schritte, kalter Schweis perlte über meine Wangen, ich strengte meine Kräfte auf das Aeußerste an, allein die Beine versagten mir den Dienst, ich konnte nicht mehr von der Stelle. Ich mußte meinem Körper etwas Ruhe gönnen, da auch schon einige Ohnmachten mich anwandelten. Kaum etwas erholt, raffte ich mich wieder zusammen, obschon meine Kraft eben so schwach war, als die Hoffnung auf Rettung. An Ruhe war aber nicht mehr zu denken, denn nur der einzige Gedanke beschäftigte mich, die richtige Spur des Weges nach dem Sterne wieder aufzufinden. Ich hätte in der That ausrufen können: Mein Glücksstern hat mich verlassen! Ich schleppte mich mühsam über Hügel, Steine und Gesträuche, um die Richtung des Sternes zu suchen. Auf jedem dornigen Strauchwerk blieben Stücke meiner Kleidung hängen, und mein Körper wurde von den spitzigen Mimosen blutig gestochen. Schon war ich einige Male aus Ermattung zu Boden gestürzt und konnte mich nur mit Mühe wieder erheben. Doch auf dieses Ungemach durfte ich nicht achten, denn es drohte noch größere Gefahr, und es galt jetzt dem fürchterlichsten Tode zu entkommen. Ein Mimosen-Gesträuch breitete sich vor mir aus, durch welches kaum der Gazelle schmiegsame Glieder sich hätten winden können. Vergebens suchte ich an verschiedenen Stellen, mir einen Durchgang zu bahnen. Ueberall blieb ich mit meinen Kleidern an den Dornen hängen, und blutend mußte ich meinen Rückweg wieder antreten. Es blieb mir kein anderes Mittel übrig, als an dieser Stelle mein Nachtlager

aufzuschlagen. Ich bezeichnete mir genau an einem Baum den Standpunkt des Sternes, um mich beim Tagesanbruch darnach richten zu können. Ich suchte mir Holz, machte Feuer, nicht um zu Kochen, denn ich hatte keine Nahrungsmittel, eben so wenig der Kälte wegen; die Flamme sollte vielmehr mein Gesellschafter sein, und wenn möglich als Nothzeichen gelten. Müdigkeit und Durst raubten mir den Schlaf; ich nahm zur Tabakspfeife meine Zuflucht, welche zu verschiedenen Zeiten mir manche Bitterkeit des Lebens in Dampfwolken erstickte. In diesem Augenblicke wollte dieses Remedium nicht wirken, denn, die Zunge war schon zu ausgetrocknet, und lechzte nach einem Trunk Wasser.

Ich ließ wieder Signalschüsse ertönen. Um meine Leiden nur zum Theile zu vergessen, zog ich ein Buch aus der Tasche und streckte mich auf den weichen Sand neben dem Feuer. Meinen quälenden Gästen, Hunger und Durst, die sich nicht mit Lectüre befriedigen ließen, kam eine Stelle dieses Buches trefflich zu statten. Es war die Beschreibung einer köstlichen Mahlzeit. Die auserlesensten Speisen wurden servirt, die besten Weine waren aufgetischt; bei jedem Gesundheits-Toaste schien sich meine lechzende Kehle, und an jeder aufgetragenen Speise mein Gaumen zu laben. Kurz, ich trank und aß, und bald wäre ich in Versuchung gerathen, den Zahnstocher zur Hand zu nehmen. Das Diner war frugal, ich verspürte keine Magenbeschwerden. Kein Klassiker der alten oder neuen Zeit hätte meinen Geist so fesseln und dabei meinen Hunger so täuschend stillen können. Nun aber drohte das Feuer zu verlöschen, und ich mußte Brennstoff zur Nahrung desselben herbeischaffen, da es auch als Abwehr gegen blutgierige Thiere erprobt ist. Hierauf legte ich mich auf dem Sandbette zur Ruhe, obschon der Schlaf nicht einkehren wollte. In Betrachtungen über mein Schicksal versunken, wechselten Furcht und Hoffnung in meiner Seele. Das Firmament war mein Obdach. Wer es in den Tropenländern nicht gesehen hat, kann sich von der Schönheit desselben keinen Begriff machen. Kein Wölkchen trübt dort in dieser Jahreszeit den Himmel, die Sterne scheinen größer und der Erde näher gerückt zu sein. Auch die Stille der Wüste ist schön, aber drückend das Bewußtsein, vielleicht für immer aus der Nähe der Menschen getrennt zu werden. Der Mensch kann alles entbehren, nur den Menschen nicht. Aber auch später sollte ich noch ein Mal an diese Wahrheit empfindlich erinnert werden, und zwar bei meiner Flucht aus Kordofan, als ich durch zehn Tage in einer elenden Strohhütte verborgen schmachtete, des Tages Licht entbehrend und an Vielem Mangel leidend. Wie gerne hätte ich diese Entbehrungen ertragen, wäre nur das Getrenntsein von Menschen nicht so schmerzlich gewesen. Jedoch zurück zu meiner Erzählung. In solchen Augenblicken träumt man wachend. Der Mond wurde in einer kleinen Scheibe sichtbar. Aus seinem Licht und Schatten schuf sich meine Fantasie eigene Bilder. Meine nächsten Nachbaren waren reißende Thiere, die sich an meinem Blute sättigen konnten, oder mir doch mindestens den Schlaf raubten, der mein Leiden auf ein paar Stunden hätte in Vergessenheit gewiegt. Nun wurde auch der Durst immer quälender, und fand ich die Brunnen am andern Tage nicht, so war ich ein Opfer des Todes. Doch, diesen Schrecknissen ungeachtet, war mein Muth und meine Hoffnung nicht gänzlich gesunken. Vernichtende Furcht kannte ich nie, und erduldete viele herbe Schicksale seit meiner zartesten Kindheit. Doch gerade diese Prüfungen stählten meine Seelenkräfte für die Widerwärtigkeiten des Leben. Ich lud nun meine Pistolen und meine Flinte mit Kugeln, und legte diese Waffen rechts und links neben mich, den gezogenen Säbel steckte ich vor mir in den Sand, da eine Einzäumung von Dornenstauden um mich herum unnütz gewesen wäre.

Mein einziger Wunsch war, durch einige Stunden des Schlafes genießen zu können. Nach längerem Wachen umschlang mich Morpheus, und erquickte mich mit einem süßen Traum. Er führte mich in mein liebes Vaterland, an die malerischen Ufer der Elbe *). Ich befand mich in Gesellschaft meiner guten Mutter, welche schon so viele Jahre mich nicht mehr gesehen hatte, ich wurde mit Speise und Trank versehen, und fühlte mich sehr glücklich. Aber dieser Wahn war nicht von langer Dauer; bald knüpften sich Nachtgestalten an diese schönen Bilder. Das Geheul wilder Thiere weckte mich aus dem Schlafe. Ein Schuß verscheuchte die Herannahenden.

(Schluß folgt.)

*) Der Verfasser ist im Leitmeritzer Kreise in Böhmen, geboren.

Rheinlied.

Erhebet die Becher,
Ihr fröhlichen Zecher,
Voll funkelndem Wein,
Am brausenden Rhein,
Hoch lebe die Liebe!
Hoch lebe der Wein!

Im fröhlichen Kreise,
Der Freundschaft zum Preise,
Schenkt Hebe uns ein,
Am brausenden Rhein,
Hoch leben die Schönen!
Hoch lebe der Rhein!

Dem Sänger zu ehren,
Laßt Gläser uns leeren,
Sei's Bier oder Wein,
Am brausenden Rhein,
Hoch leben die Sänger!
Hoch lebe der Wein!

Germanias Krieger,
Die muthigen Sieger,
Sie schwören beim Wein,
Am brausenden Rhein,
Hoch leben die Krieger!
Hoch lebe der Rhein!

Und kommt das Gerippe,
Mit drohender Hippe,
Der alte Freund Hein,
Am brausenden Rhein,
Wir reichen Ihm fröhlich;
Den schäumenden Wein.

Die Deutschen soll'n leben!
Daß Feinde erbeben;
Am brausenden Rhein,
Hoch lebe der Wein!
Hoch leben die Deutschen!
Hoch lebe der Rhein!

Joh. Wilh. Lampe.

Ein alter irischer Soldat in einem englischen Regiment in der Krim, pfiff einmal in Reihe und Glied, und sein junger Offizier verwies es ihm sehr barsch: „Kerl, wie kannst du dich unterstehen zu pfeifen, so lange du im Dienste bist?" — In diesem Augenblicke pfiff eine russische Kanonenkugel über die Laufgräben hin, Paddy' blinzelte ihr nach und sagte: „Da geht auch eine im Dienste vorüber, und beim Wetter! hören Sie nur wie die pfeift!"

Ein Yankee hat eine Ente darauf abgerichtet, im kochenden Wasser zu schwimmen, damit sie ihre Eier sogleich hartgesotten lege. Ist das nicht ein entsetzliches Zeitalter des Fortschritts!

Königin Karoline von England fragte einst den Sir Robert Walpole: was es kosten würde den St. James Park einzufriedigen, in der Absicht, das Publikum davon auszuschließen. „Madame, vermuthlich eine Krone," soll der feine Premierminister erwidert haben.

Ein Verwalter, gegen den von Seite der Bauern oft Klagen erhoben wurden, und die jetzt zum Ausbruch zu kommen schienen, gab, um die erzürnten Gemüther zu beruhigen, allen Bauern ein großes Festessen. Ja, sagte ein Bauer, der Herr walter bietet halt doch Alles auf, um uns Bauern das Maul zu stopfen.

Ach, sagte ein Schusterbube zu einer Schweinsmetzgerin, schneiden Sie mir doch von dieser Salamiwurst ein Regensburgerwürstel herunter!

Druck und Verlag von J. F. Rietsch. Verantwortlicher Redakteur: J. F. Rietsch.

Nro. 48. **I. Jahrg.**

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt.)

Sonntag den 2. December 1855.

Kitsi das Indianermädchen.

Nach dem Englischen des Percy B. Saint John, von Gottlieb Walter.

(Presse.)

(Fortsetzung.)

Des Führers Gebot rief die Reiter zurück. Sie gaben den unnützen Versuch auf und schlossen sich der allgemeinen Flucht an, in welcher die Lepans ihr Heil suchten, da sie ihren Anschlag vereitelt sahen.

Als der Büffel und Walter die Höhe erreicht, sahen sie das Lager der Comanchen in voller Bereitschaft, jedem Angriff zu begegnen.

Die ausgesandten Späher trafen keinen Feind mehr im Gehölz.

Nach Verlauf einer halben Stunde langte eine Reiterschaar beim Hügel an, welchen Walter und sein Begleiter nicht verlassen hatten.

Inzwischen war es Kitsi gelungen, unbemerkt das Lager zu erreichen.

Seit wenigstens zwei Stunden hatte die Sonne ihr Nachtlager jenseits des großen Salzwassers aufgesucht. Die Häuptlinge der Comanchen wurden in den Wigwam des großen Häuptlings zum Kriegsrathe beschieden.

Am Himmel zogen dunkle Wolken einher. Sie kamen von den Schneefeldern der Rocky Mountains, [Felsengebirge,] und den nördlichen Gletschern.

Ein scharfer Wind, begleitet vom ewigen Rauschen der Wälder und vom Tosen ferner Wasserfälle, strich heulend über die Hügel hin, welche das Lager umgaben, als der Bote die Krieger und Tapfern zum Rath entbot.

Pechschwarz war die Nacht, ganz wie gemacht zu dem Ueberfall, wozu sie von den Lepans auserkoren gewesen.

Die Wachen, welche zur Hut bestellt, das Lager umritten, näherten sich einander nur mit der äußersten Vorsicht, stets besorgt, daß die Finsterniß einen Feind berge.

Alle Feuer waren gelöscht bis auf die vor der offenen Halle, wohin der Rath berufen worden. Dort beleuchtete der rothe Schein „das Dach von Rinde und die Wände von Tannenholz,“ bekleidet mit der Decke des Rothwildes und dem Rauhwerk vom Zottelbär.

Inmitten des Gemaches saß still und ernst der greise Häuptling.

Um die Schultern schlang sich ein Bärenfell das mit den befranzten Mokassins an den Füßen die gesammte Kleidung bildete, welcher sich als Schmuck der Hauer eines Ebers, auf der Brust hängend, eine Feder im Haar und ein paar Muscheln als Ohrgehänge gesellten.

Sein Blick war mild, und trotz seiner bunten Färbung glich er an grimmig wildem Aussehen nicht den Kriegern seines Volkes.

Nicht allzulange blieb er allein. Eine rothe Gestalt nach der andern kam still und ernst herein, bis der Raum gefüllt war.

Alle nahmen Platz bis auf zwei, welche in einiger Entfernung stehen blieben.

Der eine davon war ein junger Krieger von auffallendem Aussehen. Ueber Mittelgröße und fast zu füllreich, trug seine Gestalt in Knochen und Muskeln die Zeichen ungewöhnlicher Stärke zur Schau. Auf dem Haupte trug er keine andere Bedeckung, als die ihm die Natur in überschwänglicher Fülle verliehen. Sein reiches Haar hing ihm rückwärts hinab bis zu den Kniekehlen. Unter dem Gürtel schlang sich eine Schürze um die Hüften. Ein Band, das über die linke Schulter ging, trug einen ausgezeichnet schönen Köcher und den Tomahawk. In der rechten führte er einen langen Speer, dessen Spitze im Schein des Wachfeuers lustig funkelte. Die linke hielt den Bogen und einige Pfeile. Von der Schulter auf derselben Seite hing ein Schild von Büffelfell, mit Federn und anderem Tand aufgeputzt.

Dieser Krieger war Jung Buffalo, [„Der junge Büffel.“]

Sein Genosse, der weiße Mann, war Walter Mainwaring.

Tiefes Schweigen herrschte in der Versammlung, das endlich der Häuptling brach.

Der wilde Stier, hob er an, war ehedem wahrhaft hitzig. Sein Blut rann heiß, sein Blick spähte scharf, und er sah den Feind von weitem. Seine Nüstern witterten die Schlacht, sein Ohr liebte den Klang der Speere und das Zischen der spitzen Pfeile. Seitdem aber hat Wild Stier die Weisheit gewonnen. Er begreift, daß die rothen Männer Freunde sein sollten. Ein Comanche ist kein Lepan und kein Crow; aber der Comanche ist roth und der Lepan ist roth. Beider Feinde sind die bleichen Gesichter. Sollen nun die Rothen ihr eigenes Blut unter sich vergießen? Nein! Laßt den Friedensboten ausgehen, damit Comanche und Lepan als Brüder jagen.

Die bejahrten Männer spendeten dem friedlichen Vorschlag ein Murmeln des Beifalls. Auf den Lippen der jungen Krieger spielte ein verächtliches Lächeln.

Eine Berathung entspann sich, worin die friedliche Gesinnung augenscheinlich die Mehrheit gewann.

Jung Buffalos Auge begegnete dem Blick des Vaters. Er las darin keine Mißbilligung seiner Kühnheit und hob zuversichtlich an:

Ein bejahrter Baum hat Worte der Weisheit gesprochen und es ziemt dem jungen Schößling nicht, noch etwas zu sagen; aber Jung Büffel sieht die Hunde von Lepans und seine Seele lechzt, den Kriegspfad zu betreten.

Die gelassene Beredtsamkeit des Vaters überwog. Der Beschluß ging durch, die Hand zum Frieden zu bieten. Ein Bote ward erkoren und nach dem Lager der Lepans abgefertigt, um die Anträge zu überbringen.

Jung Buffalo und Mainwaring zogen sich zurück, der erstere in der übelsten Stimmung. Er hegte keinen andern Wunsch, als sich in den Augen seiner Liebsten auszuzeichnen, und beklagte, die gute Gelegenheit dazu entschlüpfen zu sehen.

Im Morgengrauen kehrte der Bote mit dem Bescheid zurück, daß die Lepans bereit seien, mit den Comanchen zu unterhandeln. Sie wollten sich zu diesem Behufe jenseits des Zaubersteines lagern.

Dem jungen Büffel kehrte sich das Herz im Leibe um, als er die Botschaft vernahm. Als echte Rothhaut behielt er seine Gefühle für sich; nur gegen den weißen Freund machte er kein Hehl daraus.

Große Thaten vollführten die Comanchen in der Väter Tagen. Jetzt wollen sie Weiberröcke tragen. Was hilft es, daß Jung Buffalo tapfer ist? Meine Väter sind Memmen.

Nicht doch, versetzte Mainwaring, nicht feig, sondern weise. Sie wollen ihren Stamm durch die Vereinigung mit den Lepans stärken. Sie tragen billige Scheu, Menschenblut zu vergießen,

Das rothe Blut ist zum Vergießen gemacht, brummte der Indianer. Es schäumt und sprudelt in meinen Adern. Ich muß es meinen Feinden ins Antlitz spritzen.

Sei zufrieden, mahnte Mainwaring; noch ist der Friede nicht geschlossen.

Mit diesem leidigen Troste machte sich Jung Buffalo in Begleitung seines weißen Freundes nach dem Platz auf, der zur Zusammenkunft erkoren worden.

Die Stelle war ein weiter Plan ohne Baum und Büsch, auf einer Seite vom Lager der Comanchen begrenzt, auf der andern in die endlose Ebene sich verlierend.

Dort bot sich ein Anblick von seltener Großartigkeit dar, und überraschend selbst für Mainwaring, so vertraut derselbe auch mit indianischen Zuständen war.

An der Lagerseite waren drei Reihen tief ungefähr zwölfhundert berittene Comanchen aufgestellt, Mann wie Roß in stattlich kriegerischem Aufzug.

Unter allen nordamerikanischen Wilden gleichen diese kriegerischen Indianer noch am meisten den Arabern. Auf ihren kleinen Rossen von derber Gestalt und unermüdlicher Ausdauer, bewaffnet mit Spieß, Schild, Bogen, Gewehr das Haupt und die Beine mit allerlei Zierrath verschwenderisch bedeckt, das lange Haar im Winde flatternd, zuweilen die Fersen mit spanischen Sporen von erstaunlicher Länge besteckt, bieten sie das Bild einer nicht zu verachtenden Reiterschaar, die sie in der That auch sind.

Ihnen gegenüber standen in gleicher Weise die Lepans, an tausend Rosse stark.

Zwischen den berittenen Heerhaufen verkehrten die Führer zu Fuß.

Mancher Krieger, berühmt in den Geschichten der Steppenkriege, und manche Tapfre, der viele starke Widersacher bügellos gemacht, trafen hier zum erstenmal friedlich zusammen. Verstohlen neugierige Blicke musterten von beiden Seiten den und jenen, wenn flüsternd der Name des Kriegers genannt ward, der unerschrockenen Herzen wohl schon bange Sorge eingeflößt und manche Wange gebleicht hatte. Keiner suchte seine Bewunderung zu bemänteln, wenn er einen berühmten Namen vernahm. Als Jung Buffalo erschien, grüßte ihn ein Beifallsgemurmel, das bekundete, wie allen der Ruf seiner Tüchtigkeit bekannt geworden. Die Lepans wußten auch, daß er im Rathe seines Volkes gegen den Frieden gesprochen. Keine Eigenschaft erregt in so hohem Grade des Indianers Achtung, als rücksichtsloser Muth.

Bald nach Ankunft des jungen Kriegers ließen sich die Indianer im Ringe nieder. Den eigenen Halbkreis bildeten die Comanchen, den andern die Lepans.

Die Friedenspfeife machte ihre Runde durch die dunkeln Reihen.

Wild Stier erhob sich, um in ruhig schlichter Rede der Versammlung seine Vorschläge zu ewigem Frieden und dauernder Freundschaft vorzutragen. Er sprach entschieden klar und wohlüberlegt. Nachdem er sich gesetzt, wagte keiner der Seinen, wenn er im Herzen etwa auch anders dachte, dem ehrwürdigen Häuptling zu widersprechen.

Die Große Schlange gab Antwort für die Lepans.

Auch der bisher feindliche Häuptling war des Zwistes und des Blutvergießens zwischen den rothen Männern satt, auch er wünschte die zwei kriegerischen Stämme zu Schutz und Trutz gegen die bleichen Gesichter vereinigt zu sehen, welche tagtäglich mehr der Indianer Jagdgebiete und Freiheit beeinträchtigten. Darum ging er im Namen seines Volkes auf die gemachten Vorschläge ein, meinte aber, daß es zur Befestigung des Bundes ungemein beitragen würde, wenn das schönste Mädchen der Comanchen sich mit einem tapfern Krieger der Lepans vermählte.

Dagegen ward kein Einspruch erhoben. Zu einem untergeordneten Krieger gewendet befahl Wild Stier, Kitsi herbeizuholen. Von der Liebe seines Sohnes wußte der alte Mann nichts.

Mainwaring, welcher zunächst bei Jung Büffel saß, preßte den Arm des Freundes mit einer Gewalt, welche selbst den Wilden in Erstaunen zu setzen geeignet schien und hauchte ihm die Frage ins Ohr:

Willst Du's leiden?

Nein! versetzte der andere bündig genug.

Ein Kopfnicken zeigte an, daß für den Augenblick darüber zu schweigen sei.

Bald kam Kitsi zum Vorschein, angethan nach der Sitte ihres Stammes.

Ihr kurzes Haar trug keinen Schmuck. Ein Gewand von Elennfell, um den Leib mittelst eines Riemens befestigt, reichte vom Nacken bis zu den Fersen. Elennzähne und sonstiger Zierrath waren verschwenderisch angebracht. Den Anzug vollendeten Mokassins,— die indianische Fußbekleidung von Wildleder.

Beherzt aber dabei zurückhaltend bescheiden, trat das Mädchen in den Kreis und vernahm, was über sie beschlossen worden.

Ein leiser Schauer und ein Blick schmerzlicher Ueberraschung waren die einzigen Zeichen, welche Kitsi anfänglich gab, bis sie nach einer Weile die Lepans mit dem Ausdruck der Geringschätzung betrachtete und sich dann zu den Häuptern ihres Stammes wandte:

Ist Kitsi eine schwarzfüßige Sclavin, daß ihr sie den Feinden ihres Volkes als Friedensgabe überantwortet? O ihr Tapferen und Braven! Ihr habt Weiberröcke angelegt und eure Waffen verbrannt. Ein armes Mägdlein wird zum Opfer eurer Elendigkeit Aber sie wird den Lepans zeigen, daß — wenn auch die Krieger der Comanchen zu Weibern geworden, — wenigstens ihre Mädchen Männer sind. Kitsi nimmt den Kampf auf. Sie will keinen Mann, der sie nicht zu gewinnen weiß. Gebt ihr ein flüchtiges Roß und einen Vorsprung zu jenem Walde; dann mögen sechs tapfere Lepans aufsitzen und sie verfolgen. Wenn Kitsi den Ausgang des Canon de Uvaldi erreicht, ist sie frei; wenn ein Krieger vorher sie greift, wird sie sein Weib. Ich habe gesprochen.

Juh! Gut! riefs von allen Seiten in fast unwillkürlichem Ausbruch von Bewunderung und allgemeiner Zustimmung,

Kitsi wandte den Blick ihrem Liebsten zu. Sie hoffte in seinen Augen Beifall zu lesen; er aber verzog keine Miene. Der Vorgang schien ihn vollkommen gleichgültig zu lassen.

Der Vorschlag des kühnen Mädchens ward förmlich angenommen und der nächste Tag zur Ausführung anberaumt.

Schmaus und Lustbarkeit feierten indessen den neuen Bund.

Jung Buffalo und Mainwaring nahmen keinen Theil an der Lustbarkeit. Sie zogen sich zurück, um mitsammen Rath zu halten.

Der Indianer wurde immer düsterer und seine Stirne lag voll Wetterwolken.

Was drückt meinen Bruder, fragte Walter, warum bräut seine Stirne?

Der große Geist will dem Jungen Büffel nicht wohl. Er denkt an Kitsi und Trübsal erfüllt sein Herz. Will der weiße Bruder ihn nicht zum Land der Träume führen, damit er seines Trübsinns vergesse? (Fortsetzung folgt.)

Die Schrecken der Wüste.

Reiseskizze aus meinem Leben. Von Ignaz Palme.

(Schluß.)

Eine halbe Stunde vor Sonnenaufgang wurde die Luft kühl und meine Schlafdecke, die in der Mittagssonne als Zelt diente, mußte mich jetzt vor Kälte schützen. Die kurze Ruhe hatte mich doch einigermaßen gestärkt, daß ich wieder an die Fortsetzung meiner Wanderung denken konnte. Ich nahm nun meine sieben Sachen auf die Schultern, beobachtete genau die aufgezeichnete Stellung des Sternes. Da mir mein Kompaß zeigte, daß ich auf dem Irrwege mehr zurück als vorwärts gekommen war, und das Mimosen-Gesträuch undurchdringlich schien, so wanderte ich am Saume desselben auf gutes Glück weiter. Die Glut der Sonne vermehrte sich mit jeder Minute, ich mußte von Zeit zu Zeit ausruhen, denn die Beine wollten mir den Dienst versagen. Ich sah keinen Baum, der mir Schatten gab, und der quälende Durst vermehrte sich. Eine felsige Gegend hemmte meine Wanderschaft, und ich war gezwungen, einen großen Umweg zu machen. Es mochte bereits zehn Uhr vorüber sein und noch hatte ich die Brunnen von Semmerie nicht aufgefunden. Ich ließ fortwährend Nothschüsse ertönen, aber kein menschliches Wesen hörte mich; die Sohlen meiner Schuhe hatten sich losgetrennt, mit jedem Schritte empfand ich schmerzlich den brennenden Sand. Ich riß einige Stücke von meiner Jacke herab, und suchte die Sohle damit fest zu binden. Mein Gepäcke wurde mir jede Minute schwerer. Die Bettdecke warf ich zuerst von mir; aber dennoch mußte ich aus Erschöpfung alle fünf Minuten etwas ausruhen. Die Zunge war wie vertrocknet, und ich nahm Kieselsteine in den Mund, um auf die Geschmackesnerven einen Reiz auszuüben. Ich that die letzten zwei Schüsse aus der Doppelflinte, und warf sie gleich den andern Waffen in den Sand. Meiner Bürde nun so ziemlich entledigt, fühlte ich doch mit jeder Minute die zunehmende Schwäche. Schwankend am Stabe gestützt, wankte ich mühsam durch die Sandfelder. Mich befielen Schwindel und Ohnmachten, und noch zeigte sich keine Rettung. Kein Baum bot mir Schatten, und sechs und zwanzig lange Stunden waren vorüber, ohne daß meine Lippen ein Tropfen Wasser benetzt hätte. Endlich sah ich in der Entfernung einen Baum, ich schleppte mich langsam dahin, und fand zu meiner Betrübniß einen weiß gebleichten Menschenschädel. Es ergriff mich ein Schauder, und Ahnungen des Todes erschütterten mein

Inneres. Es war das erste Mal in meinem Leben, in der ich die Fassung zu verlieren schien. Keine Hoffnung, kein Trost, keine Rettung. Ich setzte mich neben den Schädel und nahm ihn in die Hand. Er war der Form nach von einem Neger. Gewiß einer der Unglücklichen, welcher, um der Sklaverei zu entgehen, dem Tode entgegen ging. Ich dachte mit Verachtung an das Gold, welches ich bei mir trug, und gern hätte ich es hingegeben, wäre der Schädel mit Wasser gefüllt gewesen. Ich warf den Schädel auf den Sand und raffte mich zusammen, um dieses schauderhafte **Memento mori** zu verlassen. In der Ferne lag ein Hügel, und diesen wollte ich erklimmen, weil ich mir von dort die Aussicht auf die Brunnen von Semmerie versprach. Noch hatte ich zwei Schüsse in meinen Sackpistolen für das letzte Signal zu meiner Rettung. Mit langsamen Schritten watete ich durch den heißen Sand; die Sonne brannte furchtbar, und meine Haut war wie ausgedorrt. Endlich nach langer Anstrengung erreichte ich den Fuß des Hügels. Mit meiner gewöhnlichen Kraft hätte ich ihn in einigen Minuten erstiegen, jetzt benöthigte ich dazu fast eine Stunde. Ich stürzte öfter erschöpft zusammen, aber der glühende Sand zwang mich sogleich wieder aufzustehen. Gewiß waren dies die größten Anstrengungen meines Lebens. Der Gipfel des Berges war mein Ziel, meine Rettung, oder mein Grab. Ich hatte ihn erstiegen. Ein Sandmeer lag zu meinen Füßen, rechts und links erhoben sich Felsen, mit einzelnen Bäumen bewachsen. Die Natur lag wie im Todesschlafe, und nichts wollte diese Grabesstille unterbrechen. Meine Leiden sollten sich auf den höchsten Punkt steigern, und selbst das Bäumchen, an dessen Stamme ich sitzend mein Haupt angelehnt hatte, gab mir nur wenig Schatten. Kein lebendes Wesen erspähte mein Auge. Es war im April, aber die Hitze hatte 32 bis 35 Grad Reaumur im Schatten. Ich band mein Sacktuch als Fahne an einen Ast; die letzten zwei Signal-Schüsse ertönten. Verzweiflungsvoll sank mein Blick in das stille Thal, ob ein Retter oder der Tod mich erlösen würde. Eine Stunde mochte ich wohl in dieser Erwartung zugebracht haben, und ich faltete meine Hände zum Gebet: Allgütiger, erhöre mich! sende mir den Schutzgeist, welcher mich schon oft aus Gefahren gerettet, oder sende mir meinen Engel, der mich tröstet, in der Stunde meines Todes. Meine Schwäche vermehrte sich, und Ahnungen des nahen Todes stiegen in meiner Seele auf. Ich nahm Abschied von meiner Mutter, von Geschwistern und Angehörigen. Lebet wohl. Keine Glocke verkündet euch mein Scheiden, keine Blume könnt ihr auf mein Grab streuen, unbekannt und fern bleibt für euch mein stilles Grab. Wehmüthig blickte ich noch ein Mal in das stille Thal hinab, und sprach: Herr in deine Hände empfehle ich meinen Geist. — Weiter konnte ich nicht denken, der Athem wurde schwächer, die Sinne verließen mich, mein Haupt senkte sich zur Erde, nicht den heißen Sand, nicht die brennenden Strahlen der Sonne fühlte ich mehr, ich rang mit dem Tode, der alles irdische Leid vergessen macht. Ich mochte wohl eine Stunde im Sande besinnungslos gelegen sein, als ich einige Erschütterungen an meinem Körper empfand, welche mich etwas zur Besinnung brachten. Ich öffnete die Augen, was erblickte ich! Gott hatte mich noch nicht verlassen, er sandte mir einen Schutzgeist. Schwarze, nackte Menschen standen vor mir. Nur mit Blicken gegen Himmel gerichtet konnte ich mein Dankgefühl äußern. Meine Retter hatten mich am Sande liegend gefunden, und Wasser über meinen Kopf gegossen. Daher jene Erschütterung, welche ich wahrgenommen hatte. Dann hatten sie mich aufgerichtet und das Gesicht mit Wasser bespritzt, wodurch ich wieder zur Besinnung gelangte. Meine Retter waren ein Karbobisch und ein Negersklave, welche eine Girbe oder Wasserschlauch mit sich trugen.

In der hohlen Hand reichten sie mir Wasser, welches ich in den Mund nehmen sollte, aber mit dem Bedeuten, es nicht zu trinken. Ich konnte ihrem Wunsche nicht entsprechen, dann gossen sie mir Wasser in die Ohren. Ich fühlte mich etwas besser, allein so schwach, daß ich ohne ihre Hilfe nicht aufzustehen vermochte. Sie nahmen mich bei den Armen und schleppten mich den Hügel hinab, zu einer schattigen Felsenwand. Hier bat ich sie, mir einige Ruhe zu gönnen. Sie bespritzten mich öfter mit Wasser und gaben mir auch, nachdem ich abgekühlt war, einige Male aus der hohlen Hand Wasser zu trinken. Nachdem ich mich wieder gestärkt fühlte, faßten sie mich bei den Armen, und in weniger als einer Stunde langten wir bei den Brunnen an. Mit einem Freudengeschrei wurde ich empfangen. Zwei Karavanen waren hier gelagert, jene, mit welcher ich von Dongula gekommen war, und eine zweite von Kordofan, welche Sklaven nach Kairo führte. Ich konnte die verschiedenen Fragen, welche man von allen Seiten an mich stellte, nicht schnell genug beantworten. Alle Sklaven waren von ihren Lagerfeuern aufgestanden und umringten mich neugierig. Man bereitete mir schnell Kaffee, der mir ein wahres Labsal war. Mein Führer und noch sechs andere Personen hatten sich auf den Weg gemacht, um mich zu suchen. Meine letzten zwei Schüsse wurden von meinen Rettern vernommen, allein der Schall hatte dieselben getäuscht, daher suchten sie mich in einer ganz andern Richtung, bis sie endlich meine Fußstapfen aufgefunden hatten. Am andern Tage zur Mittagszeit erschienen Alle wieder im Lager, welche mich in verschiedenen Richtungen aufgesucht hatten. Zwei fanden meine Fußstapfen und brachten mein weggeworfenes Gepäck zurück. Mein Führer war erst am Abende mit den entlaufenen Dromedars wieder bei dem Baume angelangt. Ein ganzer Tag wurde mir zur Ruhe vergönnt. Nach einer fünftägigen Reise erreichten wir das erste Dorf von Kordofan. Hier konnte ich der Karavane nicht mehr folgen, mit einem Bedienten allein setzte ich ganz langsam meine Reise fort. Alle Symptone einer schweren Krankheit stellten sich bei mir ein. Am dritten Tage war ich schon so schwach, daß ich nicht mehr im Stande war, auf dem Kameele zu sitzen. Meine gute Natur, welche den Strapatzen der Reise nie erlag, verlangte jetzt ihr Opfer. Ich legte mich unter einen Strauch, und der Zufall führte einen Mann herbei, welcher mich auf seinem Rücken in das nächste Dorf trug. Von armen wohlwollenden Menschen gepflegt, lag ich durch dreißig Tage lang gefährlich krank ohne Medicin in einer Strohhütte, bei einer Hitze von 35 bis 40 Grad Reaumur im Schatten. Ich erholte mich bei der guten Pflege der Dorfweiber, besonders durch die Sorgfalt eines jungen vierzehnjährigen Negermädchens, Agamy mit Namen, welches fast Tag und Nacht an meinem Bette stand und mir mit einem Fächer Kühlung zuzufächeln suchte. Agamy sagte oft zu den Nachbarsleuten: Habt Erbarmen mit diesem kranken weißen Manne; er hat keinen Vater, keine Mutter, die für ihn sorgen, auch keine Geliebte, welche ihm am Krankenbette erheiternde Lieder sänge. Als meine Kräfte zum Theile wiedergekehrt, suchte ich meine Reise weiter fortzusetzen, aber noch viele Jahre trug ich die Spuren der Krankheit, die mir jenes Abenteuer in der Wüste zugezogen hatte.

Ein armer Teufel.

Wenn man in Paris auf dem **Boulevard des Italiens** sich ergeht, bemerkt man eines der größten und ausgedehntesten Magazine der Stadt, mit dem Schilde: „**Un pauvre**

diable". Der Gründer dieses Geschäfts, ein äußerst gewandter und in hohem Grade achtungswürdiger Kaufmann, hatte sich durch Solidität, Geschäftskenntniß und Thätigkeit von einem kleinen Geschäfte dieses enorme errichtet, er war mit andern Worten „d'un pauvre diable" ein Millionär geworden. Da berieth er sich einst mit seiner Frau und sie fanden, daß 100,000 Fr. Renten für gewöhnliche Bedürfnisse hinreichend wären und sie dieselben nicht mehr vermehren wollten. Der Herr „pauvre diable" rief also alle seine Kommis zusammen, nahm von ihnen Abschied und stellte ihnen ihren neuen Herrn vor, nämlich den ob dieses unerwarteten Glückes ganz erstaunten ersten Kommis, von dessen Tüchtigkeit er sich durch langjährige Dienste überzeugt hatte. Um aber nicht dieses Glück so ganz in den Schooß eines Einzigen zu werfen, traf er folgende interessante Verordnung, durch welche er eben so eine Menge von glücklichen Leuten, als eine Pflanzschule ausgezeichneter Kommis schuf. Er bestimmte nämlich, daß der erste Kommis dem Geschäfte so lange als Herr vorstehen sollte, bis er daraus einen Gewinnn von 50,000 Fr. Renten gezogen habe. Dann sollte er das Geschäft unter denselben Bedingungen wieder an seinen ersten Kommis übergeben und so ad infinitum. Da nun der jedesmalige erste Kommis weiß, daß am Ende einer gewissen Zeit sein Glück gemacht sein muß, so gibt er sich alle Mühe, sich auf seinem Posten zu erhalten, eben so wie die anderen Kommis sämmtlich nichts sehnlicher wünschen, als durch Thätigkeit und Treue bis zum Range des ersten Kommis zu avanciren. Sie sind denn je nach ihren Fähigkeiten und Leistungen alle nummerirt und avanciren je nach den Beweisen, die sie von ihren Fortschritten geben können, und auf diese Weise betrachtet es jeder Kommis schon als ein Glück, in das Haus aufgenommen zu werden, weil es dann nur von seinem Fleiße und Talente abhängt, erster Kommis und nach wenigen Jahren Herr eines der ersten Pariser Geschäfte zu sein. Es sollen jetzt, seit 24 Jahren, sich schon vier erste Kommis gefolgt sein, die sich jeder mit einer Million Franks zurückgezogen und ihren Platz dem Nachfolger cedirt haben. An dem Geburtstage des von so Vielen, die er glücklich gemacht, angebeteten alten Herrn versammeln sie sich denn Alle und wetteifern, wer ihm durch die zarteste Aufmerksamkeit, durch die liebevollste Beglückwünschung seine Verehrung am Besten darthun wird*).

*) Einsender, dem die vorstehende Erzählung vor mehreren Jahren schon bekannt war, hat von einem Freunde in Köln, welcher sich in jüngster Zeit in Paris aufhielt, die Bestätigung der Wahrheit mit dem Zusatze erhalten, daß der vierte erste Kommis schon am Schlusse dieses Jahres sich zurückziehen wird.

Der Frömmler.

(Parabel.)

Ein Frömmler betet' einst zu Gott:
„Du weißt es, Gott, ich bin zu schwach,
Auch insgeheim Dir treu zu sein;
Ich diene Dir ja äußerlich,
Weil's Alle, wie ich bete, seh'n:
D'rum segne mich mit Ehr' und Gold,
Und mein Geschlecht blüh' immerfort,
Daß Dich die Nachwelt allezeit,
Dir dankend für der Frommen Glück,
Verehret inn- und äußerlich
Und ausruft: Deß Geschlecht entblüht
Wohl seiner tiefen Frömmigkeit!"

Gott aber zu dem Beter sprach:
Wie einer wandelt insgeheim,
So öffentlich entgelt' Ich's ihm.
Bist Du zu schwach in Deinem Wahn,
Auch insgeheim Mir treu zu sein;
So diene Mir nicht äusserlich:
Denn Jeder, der Dich beten sah,
Wird kennen Dich an meinem Fluch;
Wer nie Mir im Gebete naht,
Ist reiner als, Du Schalksknecht, Du!
Wie Einer wandelt insgeheim,
So öffentlich entgelt' Ich's ihm.

Georges Morin.

Druck und Verlag von J. F. Rietsch. Verantwortlicher Redakteur: J. F. Rietsch.

Nro. 49. **I. Jahrg.**

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt.)

Sonntag den 9. December 1855.

Kitsi das Indianermädchen.

Nach dem Englischen des Percy B. Saint John, von Gottlieb Walter.

(Presse.)

(Fortsetzung.)

Mainwaring war bekannt wegen seines Reichthums von Sagen und Mährchen, ebenso wegen der Weise seines Vortrages; indessen war er aus Gründen, die hier mit Schweigen übergangen werden, viel zu befangenen Gemüthes, um aus dem Gedächtniß etwas zu erzählen; darum kramte er aus seinem Mantelsack ein halbzerrissenes Blatt Papier hervor und las ein Märchen ab, das er einige Monate früher aufgezeichnet, um es einer Zeitung seiner erkorenen Heimat zuzusenden, die er besonders begünstigte. Er unterbrach zuweilen die Vorlesung, um einige Bemerkungen einzustreuen, die er für nothwendig erachtete. Den Stoff der Aufzeichnung hatte ihm eine Sage geliefert, die unter den Comanchen gang und gebe war. Sie lautete:

Der Geist der Quelle;

ein Indianermädchen.

Die Sagen und Ueberlieferungen der Indianer drehen sich fast ohne Ausnahme um Raub, Todtschlag, Rache; selten handeln sie von menschlich schönen Regungen, so daß, wenn je einmal sich eine Ausnahme von der allgemeinen Regel findet, sie einem glücklichen Fund gleicht, einer klaren Quelle, die in grünem kühlem Waldesschatten erfrischend sprudelt, zehnfach willkommen um ihrer Seltenheit willen nach langer Wanderung durch die heiße Graswüste.

Alle Stämme von Eingebornen der weiten Ebenen, der Berge und Thäler von Amerika haben ihre Sagen; die Comanchen aber, wie sie die ausgezeichnetste der jetzigen Völkerschaften sind, besitzen unter allen auch die anziehendsten Ueberlieferungen.

Die nachfolgende Geschichte, an winterlichem Heerd mit halblauter Stimme den schweigsamen Hörern erzählt, habe ich in ihrer Ursprünglichkeit aufzuzeichnen versucht, um sie, wenn auch nicht dem Vortrag, so doch wenigstens dem Inhalt nach aufzubewahren, wie ich sie vernommen.

Während eines der Jagdausflüge, woraus in Texas mein liebstes Vergnügen bestand, gelangten wir in eine Gegend zwischen dem Brazos und dem Colorado, wo wir den Gehegen der Indianer nahe genug waren, um einige Gefahr zu laufen.

Unsere Art, die Nacht unter freiem Himmel zuzubringen, war so eigenthümlich, daß sie einer besondern Erwähnung werth erscheint.

Wir wählten eine tiefe Schlucht, überhangen von den Aesten einer Gruppe von Weißtannen, durchfurcht vom Bett eines Wildbaches, das zur Zeit trocken lag. Dort zündeten wir unser Feuer an, dessen Schein von der Böschnng und dem überhangenden Gestrüpp hinlänglich gedämpft ward, um nicht die Wipfel der Bäume zu beleuchten und uns dadurch unwillkommene Gäste zuzuziehen. Unsere Mäntel nnd sonst entbehrliche Kleidungsstücke dienten dazu, den Schein noch vollends abzusperren. Unser Boot lag geborgen in einer benachbarten Bucht.

Nachdem wir dergestalt unsere Vorkehrungen getroffen, zündeten wir unsere Pfeifen an. Die Pfeife gehört unabweislich zum Leben im Walde. Wir verzehrten unser Nachtmahl und erhielten uns mit Muthmaßungen über das, was wir allenfalls thun würden, wenn eine Streifpartei von Wakkos uns überfiele.

Unmöglich wäre es, alle die wilden und aufregenden Geschichten nachzuerzählen, welche sich daran schlossen. Doch eine davon sei hier aufgezeichnet. Sie ist unfern der Quellen des St. Antonioflusses bei den Comanchen heimisch, inmitten des Gebirges, wo der Erzähler, wie er sagte, im Augenblick sich wohler befunden haben würde, als an den Grenzen der Ansiedlungen. Die Geschichte lautet wie folgt:

In einer der tiefen dunkeln Klüfte des wilden Bergzuges, welcher vom klippenreichen Colorado bis zum Ursprung des St. Antonioflusses emporsteigt, zu den Quellen, welche wenige Klafter von der Stelle, wo sie den Schoß der Erde verlassen, sich schon zu einem Bach vereinigen, — ungefähr gleichweit vom letztgenannten Fluß und dem durchsichtig klaren Guadalupe entfernt, quillt stark und voll aus einer Felsenschicht der San Marcos. Die Gewässer, von allen Seiten zuströmend, vereinigen sich in einem tiefen Becken, welches den klaren Strom entsendet, während seine blanke Oberfläche die reizend wilde Umgebung friedlich wiederspiegelt.

Blöcke von Quarz und Granit lugen verstohlen hie und da aus dem reichen Grün der mannichfachen Bäume und Pflanzen, und zur Büthezeit aus einer Fülle von Blumen aller Farben.

Ueberall — oben wie unten — öffnen sich die wundervollsten Aussichten. In der Neuen Welt allein findet sich noch die Natur in ihrer ganzen wilden Größe und herben Schönheit, unentweiht von Spuren menschlicher Thätigkeit. Der besondere Reiz aber der traulich lieben Stelle am Ursprung des San Marcos besteht in der großen Mannichfaltigkeit der Aussicht; hier wilde Berge und düstre Schluchten, dort sammtene Wiesengründe, hier starres Gestein, dort lachende Blüthen, — fürwahr, der Geist der Quelle hat sich einen Wohnsitz erkoren, der in wechselvollem Reichthum alle Schönheiten der Erde vereint.

Eine auffallende Eigenthümlichkeit der Gegend ist, daß Wälder, Gehölze und einzelne Bäume, — mit Ausnahme derjenigen an den Ufern der Flüsse, — von allem Unterholz und Gestrüpp frei sind in Folge der jährlichen Brände, die im Herbst und zu Ende des Winters zwar die grünen Hecken und Ranken auf den Grasgründen verschonen, aber das Gestrüpp im Schatten der Wälder nicht aufkommen lassen.

Dort hausten ehedem die Comanchen vorzugsweise gern. Auf diesem Lieblingsplatz standen oft und lange ihre Gezelte. An der Quelle, im Schatten der Bäume, zwischen dem üppigen Pflanzenreichthum haben Tausende von großäugigen dunkeln Mädchen geplaudert oder geträumt oder mit gesenkten Wimpern und hochschlagendem Herzen den Liedern und Erzählungen von der Liebe Lust und Weh gelauscht.

Der Ort hat manche tapfre That gesehen, manches Wort der Hoffnung, der Freude und der Sorge vernommen. Streitbare Männer haben hier am dunkeln Abend vor dem heißen Tage der Schlacht Gelübde zum großen Geist emporgesendet, der ihre Väter vor dem eisigen Hauch des Wintersturmes beschirmte und die im Streit Gefallenen zu den Jagdgründen der Seligen trug.

Jetzt meiden die Comanchen jene Stelle. Kaum wagt mehr ein scheuer Fuß den Grund zu betreten, wo ehedem das belebte Lager stand, und die Stille wird nur vom Gesang der Vögel unterbrochen.

Die lange Abwesenheit der Jäger hat die Thiere an Freiheit ohne Gefahr gewöhnt. Das wilde Pferd weidet sorglos die grüne Nahrung ab, der Büffel verdaut unbesorgt seine Malzeit im Schatten. Elenn und Rothwild ziehen friedlich einher. Die Wasservögel schwimmen und fliegen in voller Sicherheit ab und zu. Sie befinden sich wie im Paradies, vom Gottesfrieden beschirmt, welchen der Mensch, das furchtbarste aller Raubthiere, nicht stört.

Der Geist der Quelle ist hier zum Wächter bestellt. Wehe dem Indianer, der hier seinen Speer schwingt, seinen Bogen spannt oder nur wagt, einen Tropfen des Wassers zu nippen.

Es ist eine bekannte Sache, daß die kriegerischen Comanchen, obschon sie ringsum alles Land behaupten, in ihrer Scheu vor dem Geiste seinen Bezirk mit der größten Achtung behandeln. Sie fangen innerhalb seiner Grenzen kein Pferd, erlegen kein Wild, halten keine Malzeit und legen sich auf seinem Boden nicht zur Ruhe. Von Geschlecht zu Geschlecht warnen die Alten ihre Sprößlinge vor dem Geist der Quelle, und mit Ehrfurcht hören Knaben wie Mädchen das Wort der Erfahrung.

Unfern des St. Antonioflusses, etwa zehn Meilen unterhalb von Bexar, standen die Trümmer der ehedem so stattlichen Priester-Ansiedlung von San Juan auf einer Anhöhe mit weiter Fernsicht über das reizende Thal.

Die steinernen Ringmauern sind eingestürzt, die Wohnungen verfallen, alle Spuren von Anbau vertilgt; nur die Ueberreste des alten Gotteshauses stehen noch aufrecht, ein Denkmal der ersten Eroberer des Landes.

Vor etwa hundert Jahren kam ein junger Engländer nach Mexico, dessen Vater als Gesandter in Madrid einer Spanierin die Hand gereicht hatte. Er wollte einen Verwandten besuchen, welcher es durch seines Vaters Heirath geworden.

Eduard Malmesbury, ein wohlgemachter Jüngling, besaß einen starken Antheil von jenem abenteuerlichen Geist, welcher sein Volk überhaupt auszeichnet.

Sein Verwandter, ein geistlicher Würdenträger, wohnte im Innern des Landes, in Texas, wie wir (irrthümlicher Weise!) das Land Tejas schreiben und nennen.

Eduard machte sich von Mexico (eigentlich: Mejico) nach San Juan auf den Weg, von einem einzigen Diener begleitet.

San Juan stand damals in voller Blüthe seiner Herrlichkeit.

Wohlbefestigt besaß es außer seinen Klöstern auch vorzügliche Bildungsanstalten für die Jugend beiderlei Geschlechts, und war berühmt um seiner gesunden Lage willen, der zu Liebe viele Spanier einen Theil des Jahres dort zuzubringen pflegten.

Männer von berühmtem Namen oder ausgezeichneter Stellung trafen zu San Juan zusammen. Reiche und unabhängige Edelleute, die von der Krone weder Aemter und Würden noch Geld verlangten, verzehrten ihre Einkünfte in dem angenehmen Aufenthalt.

Bischöfe, Prälaten, alte Frauen, junge Schönheiten bildeten die Bestandtheile einer Gesellschaft, durch welche der Ort, welchen ursprünglich nur Sendpriester zur Ausübung ihres geweihten Berufes der Heidenbekehrung ausgewählt, zum weltlichen Paradiese ward.

Nach unangenehm mühseliger Fahrt erreichte Eduard Malmesbury das gesteckte Ziel. Seinen erkrankten Diener hatte er der Obhut barmherziger Brüder übergeben. Ihn selbst nahm sein Oheim, ein ehrwürdiger Priester castilianischen Blutes und Vorstand der Mission, freundlich auf, keine Mühe scheuend, kein Geld sparend, um dem stattlichen und vornehmen Verwandten den Aufenthalt möglichst angenehm zu machen.

Obschon die gottesdienstlichen Pflichten und alle Verrichtungen des geistlichen Berufes nicht im mindesten vernachlässigt wurden, so blieb immer noch Muße genug, allerlei Kurzweil zu veranstalten. Bälle, Maskeraden, Gastgebote folgten sich in bunter Reihe. Man unternahm in großer Gesellschaft Ausflüge nach Bexar und andern Städten. Man ging fleißig auf die Jagd, woran der junge Britte das allermeiste Vergnügen fand.

Eduard Malmesbury schwamm in Freude und Lust, doch was ihn mehr bezauberte als alle die rauschenden Lustbarkeiten, das war — wie sich von selber versteht — der Liebreiz einer schönen Dame.

Nie hatten seine geblendeten Augen solche Fülle von Schönheit vereint gesehen.

Die großen schwarzen Augen, das Rabenhaar, die vollendeten Formen in Zügen und Gestalt, die dunkle Pracht der bräunlichen Haut, — welche Herrlichkeit!

Eduard hatte von seinem Vater den Geschmack an südlichen Formen und Farben geerbt. Er war ja selbst ein halber Spanier, sein Auge gewöhnt an jenen ausdrucksvollen Reiz, wie ihn nur der heiße Sonnenstrahl zur Reife bringt.

Sein Herz hatte nicht lange gezögert, unter den mannigfachen Schönheiten der zahlreichen Gesellschaft sich für die eine zu entscheiden, die ihm die reizendste schien.

Guadalupe, ein Sprößling aus halb mexikanischem halb spanischem Blute, war von Eduards Oheim an Kindesstatt angenommen, die einzige Erbin seiner Reichthümer, und außerdem noch Besitzerin ausgedehnter Ländereien.

Sie zählte bereits achtzehn Jahre, — in Mexiko ein vorgerücktes Alter für junge Mädchen, die nicht überhaupt alte Jungfrauen werden sollen. Es hatte ihr nie an Bewerbern gefehlt, doch keiner von allen ihre Gunst gewonnen.

Guadalupe war viel anders erzogen als ihre Gespielinnen. Der Pflegevater hatte ganz gegen das Herkommen ihren Geist und ihr Herz gebildet. Sie verachtete die trägen und leeren Köpfe ihrer Umgebung, deren armselige Gedanken nicht über den Morgenspaziergang, die Mittagsruhe, den abendlichen Ball und die unvermeidliche Cigarre hinausreichten. Die Langweiligkeit mit der stolzen Anstandsmiene, welche dem Spanier nicht minder eigen ist wie dem Türken, war ihr bis in den Tod zuwider.

Die gesammte Jugend von San Juan hatte mehr oder weniger schon zu Guadalupes Füßen geseufzt. Als der junge Brite ankam, hatte sich der Anbeterschaar ein Häuptling

der Comanchen zugesellt. Er wurde mit dem Beinamen Carmen genannt. Seine Bewerbung, ohne Hoffnung auf Erfolg, bestand darin, daß er wie ein ruheloser Geist die Wohnung der Schönen umirrte, die ihm nicht sowohl wie ein sterbliches Weib als wie ein unsterbliches Lichtgebilde aus Himmelshöhen erschien.

Carmen lebte, fühlte, dachte nur in seiner Liebe. Er hatte die Seinen verlassen, um in der Gegend zu bleiben, wo seine weiße Gottheit weilte, unbekümmert um den Spott seiner ehemaligen Genossen. Sein Leben war durch den alten Geistlichen erhalten worden, als man ihn verwundet und gefangen nach San Juan gebracht; damals hatte der junge Wilde die reizende Guadalupe zum erstenmal erblickt, und als Preis für sein Leben das Herz zurückgelassen.

Was mancher mit unermüdlicher Ausdauer und geduldiger Hingebung vergebens erstrebt, Eduard Malmesbury gewann es in wenigen Tagen.

Er war ein ungestümer und hochfliegender Geist, voll Feuer und Thatkraft; er hatte auf weiten Reisen viel gesehen und mehr noch gelesen; Guadalupe erkannte seine Ueberlegenheit, und aus der Hochachtung entsprang die Liebe.

Diese gegenseitige Neigung machte unter den abgewiesenen Freiern viel böses Blut, aber dem Vormund machte sie Freude, und selbst Carmen fühlte ein schmerzliches Behagen, diejenige glücklich zu sehen, die er vor allen liebte.

Günstige Sterne leuchteten, wie es schien, dem Bunde der Herzen.

Wenige Tage nach diesem wichtigen Umschwung in den Zuständen von San Juan zog am frühesten Morgen die ganze Gesellschaft zu Pferd durch den weiten Thorbogen von saracenischer Bauart in das freie Feld hinaus.

Ein stattlicher Zug war es von schönen Reiterinnen und wohlbewehrten Reitern, das reizendste Paar darunter Guadalupe und der vielbeneidete Eduard.

Ein zufriedenes Lächeln spielte auf den Lipqen des hochwürdigen Oheims beim Anblick des jugendlichen Brautpaares. Doch griff er glötzlich nach den Zügeln in Eduards Hand, welche dieser sofort anzog.

Gott segne euch, Kinder. Aber gebt fein Obacht. Die Pferde sind stetig, die Wege schlecht. Herr Eduard, ich binde Ihnen mein Kind auf die Seele, Bringen Sie es wohlbehalten zurück.

Malmesbury verbeugte sich schweigend. Was sollte er auch auf eine so überflüssige Mahnung entgegnen? Er winkte seinem Diener, ihm zu folgen. Der Bursche war genesen und Tags zuvor wieder bei ihm eingetroffen.

Bald hatten sie die Gesellschaft wieder erreicht.

Das fröhliche Getümmel schoß munter über den Grasboden hin, in edlen Reiterkünsten wetteifernd, um sich dann je nach Lust und Laune in verschiedene Gruppen dahin und dorthin zu zerstreuen.

In anmuthige Träumerei versenkt, sah der alte Oheim von der Mauerzinne den Verlobten nach, und dachte mit freudiger Ungeduld an die nahe Hochzeit.

Doch horch, was war das?

Der Comanchen nur allzu wohlbekanntes Kriegsgeschrei schlug an das erschreckende Ohr.

Die Ebene bedeckte sich mit wilden Reitern, die — von allen Seiten auftauchend — schreiend die vereinzelten Gruppen umschwärmten.

Der alte Herr war nicht der einzige, welcher den Ueberfall sah. Auch Carmen hatte

trüben Blickes dem Zuge nachgeschaut. Jetzt war seine erste Sorge, sein Pferd und seine Waffen aufzusuchen, um der Wahlstatt zuzusprengen.

Die Spanier und der Brite fochten mit jener verzweifelten Wuth, welche das Zusammentreffen mit einem erbarmungslosen Feinde zu erregen pflegt, besonders wenn es gilt, Leben und Ehre derjenigen zu vertheidigen, die uns theurer sind, als das eigene Dasein.

Trotz der verzweifelten Gegenwehr Eduards, seines Dieners, der spanischen Edelleute und des zum Beistand herbeigeeilten Carmen blieb der Widerstand vergeblich. Pfeil und Beil vollzogen ihre tödtliche Sendung. Die meisten Mädchen wurden mit ihren ritterlichen Vertheidigern erschlagen. Sie fielen auf Wälle von Leichen, welche der tapfere Widerstand aufgethürmt.

Gefangen wurden nebst einigen weinenden Damen nur Guadalupe, ihr Verlobter, sein Diener und Carmen, der letztere aufgespart zu den furchtbarsten Folterqualen, die seinen Abfall bestrafen sollten.

Während der ganzen Dauer dieses blutigen Schauspiels — und es war so lang wie betrübt — starrte der alte Oheim, auf die Mauerzinne gelehnt, in stillem Entsetzen vor sich hin. Sein Blick haftete an Eduards Schimmel und an Guadalupe's apfelgrauem Zelter. In seiner bittern Angst ließ er doch nicht von der Hoffnung bis zum letzten Augenblick. Von der luftigen Höhe hinabblickend hob er sein Kreuz wie ein Banner in die Höhe, brünstige Gebete mit bebenden Lippen murmelnd. Keine Bewegung entging seiner Aufmerksamkeit.

Endlich entschied sich der Sieg für die Uebermacht. Er sah in den Händen der wilden Indianer, was ihm auf Erden das Liebste war; er wußte, welches Los der Gefangenen bei den Comanchen harrte.

Zuviel für den gebrechlichen Greis. Er drückte das Crucifix an die Lippen und sank nieder, um sich nie mehr zu erheben, ein Bild des Jammers, der über die Ansiedelung von San Juan gekommen war.

Ein langer und beschwerlicher Ritt von sechzig Meilen brachte die Gefangenen durch Grassteppen nach dem Lager der Comanchen.

Carmen, obschon schwer verwundet, sann nur auf Flucht und Rettung.

Die Wigwams waren bei der Quelle von San Marcos aufgeschlagen, wo tausend Indianer sich versammelten, in der doppelten Absicht: die gefallenen Tapfern zu beklagen und die glänzende Waffenthat zu feiern.

Die Gefangenen wurden unter strenger Obhut auf einer Felsenklippe über der Quelle untergebracht und mit Nahrung versehen. Sie sollten zu einer martervollen Hinrichtung aufbewahrt werden.

Die Comanchen begannen ihr dreitägiges Jubelfest mit Tanz und Schmaus und unter Beschwörung ihrer alten Zauberinnen.

Eduards Diener, von seiner Krankheit kaum hergestellt, bekam einen Rückfall und starb daran. Sein Uebel mochte von ansteckender Art gewesen sein; wenigstens brach alsbald nach seinem Tode ein böses Fieber im Lager aus.

Die Verheerungen, welche die Krankheit unter den Comanchen anrichtete, waren kaum weniger furchtbar, als das Hausen der Blattern bei den Schwarzfüßen. Schrecken und Furcht bemächtigen sich der Gemüther. In der Fieberhitze stürzten sich viele der Befallenen ins Wasser, um ihre Qual abzukürzen. In wenigen Tagen gab es mehr der Todten als der Lebendigen.

Der Grund der Seuche ward den Indienern wohl nicht klar, indessen brachten sie doch allmälig die Krankheit mit der Anwesenheit ihrer Gefangenen in irgendwelchen ursachlichen Zusammenhang. Die Uebriggebliebenen beschlossen, die tödtliche Gegend zu verlassen, doch nicht ohne zuvor ihre Wuth im Blute der Gefangenen gekühlt zu haben.

Sie eilten racheschnaubend zur Klippe empor, welche den Kerker vorstellte.

Die Wächter waren dem allgemeinen Siechthum erlegen. Ihre Waffen lagen auf dem Boden.

Die Gefangenen waren entschlossen, ihr Leben theuer zu verkaufen. Eduard stellte sich vor Guadalupe und schwang rüstig das Schlachtbeil.

Manchen Feind schlug er zu Boden. Endlich fiel er, aus unzähligen Wunden blutend

Die Wilden zeigten die Absicht, Guadalupe lebendig zu greifen.

Die Jungfrau hatte sich mit Bogen und Köcher bewährt. Den ersten der Angreifer schoß sie mitten durchs Herz. Dann eilte sie zum Felsenrand, schnellte noch einen zweiten Pfeil los und stürzte sich in die Fluth.

Entsetzt über das Verhängniß, welches in Folge des Ueberfalles von San Juan über sie gekommen, und in der Voraussetzung, daß ein Fluch sie belaste, eilten die Comanchen von dannen und flüchteten sich tief in die Berge.

Am nächsten Morgen nach ihrem Abzug schleppte sich ein verwundeter Indianer müde und matt zum Wasser und starrte mit suchendem Blick in die Tiefe.

Drunten lag in der Hülle von flüssigem Krystall die schöne und unglückselige Guadalupe, angethan mit dem Schmuck von Gold und Edelsteinen, wie sie von San Juan ausgeritten. Die Sage geht, daß sie Jahre hindurch wohlerhalten so geblieben.

Der betrübte Indianer war Carmen.

Seufzend blickte er lange hinunter. Den Rest des Tages verwandte er dazu, die rings im Lager zerstreuten Pfeile aufzulesen, welche er nebst einigen Bogen unter einem Busche im Dickicht am Rande der Quelle verbarg.

Dort blieb er sitzen und verließ die Stelle nur für so lange Frist, als er bedurfte, um sich die tägliche Nahrung zu verschaffen.

Eine geraume Weile hatte er ungestört in seiner Einsamkeit zugebracht, als eines Tages etliche junge Indianer sich zeigten, welche von den Ereignissen erfahren hatten und den Schauplatz derselben sehen wollten.

Kaum hatten die Ankömmlige den Körper der todten Jungfrau in der Tiefe entdeckt als einer von ihnen niederstürzte, von einem Pfeil durchbohrt.

Ein zweiter Pfeil schwirrte durch die Luft.

Den dritten warteten die ungeladenen Gäste nicht, sondern ergriffen die Flucht.

Von selbigem Tage an bis zur Stunde seines Todes lebte Carmen nur als Wächter und Rächer seiner stillen Liebe. Wenn ein Indianer der Quelle nahte, so büßte er alsbald den Vorwitz mit seinem Leben.

Viele starben. Das Gerücht vergrößerte die Zahl der Gefallenen. Allgemein hieß es, daß der Quellengeist die tödtlichen Pfeile sende. Seitdem wagt sich keine Rothhaut mehr in die Nähe der verhängnißvollen Stelle.

Das ist die Sage vom Geist der Quelle.

Jung Buffalo hatte mit gespannter Aufmerksamkeit zugehört. Wenn ihm vielleicht auch die Sage im allgemeinen nicht unbekannt sein mochte, so waren die Einzelheiten ihm jedenfalls neu.

Inzwischen war die Nacht gekommen und mit ihr die Zeit, gewisse Vorbereitungen für die bevorstehenden Ereignisse zu treffen.

Mit einem tief aus der Kehle geholten „Juh!“ seine Anerkennung ausdrückend, erhob sich der rothe Mann und verließ mit seinem weißen Freund die Hütte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Ankunft des Messias.

Gedicht in drei Gesängen zum Weihnachtsfeste.

Enthülle dich umflorte Leier: —
Du trauerst allzulange schon;
Erklinge zu des Festes Feier
Nur einmal noch im reinsten Ton!

Erster Gesang.

„Rückblick auf den Zustand der Völker zur Zeit der Geburt Christi.“

Wird der Messias endlich kommen? —
Das große Blatt ist aufgerollt;
Das Scepter Juda's ist genommen;
Sein König steht in Roma's Sold.

Die Herrin großer Nationen
Trägt ihre Adler durch die Welt. —
Sie triumphirt in allen Zonen
Durch Waffenmacht und List und Geld.

Umstrahlt von eitlem Glanz und Ehren,
Ist sie des Lasters Feuerherd;
Und dessen Funken — ach! — verheeren
Weit größ're Güter als das Schwert!

Von Tugend sieht man nur Ruinen,
Selbst Zions Tempel ist befleckt;
Und — ach! — der Erde Völker schienen
Von allen Lastern angesteckt.

Wird Gott der Frevler Bosheit richten, —
Wie Sodoms und Gomorrhas Schuld?
Wird er durch Fluten sie vernichten? —
Hat er mit Sündern noch Geduld? —

Wer soll den Ewigen versöhnen?
Ein Sterblicher vermag es nicht!
Ach Frevler, die die Tugend höhnen,
Bestehen nicht im Weltgericht!

Der Himmel muß den Retter senden —
Den Retter dort aus heil'gen Höh'n,
Das Werk der Sühne zu vollenden,
Eh' Welt und Menschen untergeh'n!

Was sich in heil'gen Schriften findet
Von des Messias Herrlichkeit, —
Was fromme Seher einst verkündet:
Es deutet auf Augustus Zeit.

Ja! aus der Wüste Felsengründen
Tritt Zacharias Sohn hervor.
Die Ankunft Dessen zu verkünden,
Den Gott zum Heil der Welt erkor!

Zum Gott erhoben neben Götzen
Durch Despotie und Schmeichelei,
Läßt Roms Monarch die Völker schätzen,
Die Opfer seiner Tyranei.

Auch an das Volk im heil'gen Lande, —
Ergeht Augustus Machtgebot;
Auch Juda drücken harte Bande, —
Mit härtern noch ist es bedroht,

Die Stämme im gefall'nen Reiche,
Die der Monarch entboten hat, —
Versammeln selbst die fernsten Zweige
In ihrer Ahnherrn Vaterstadt.

Und aus Judeas fernsten Gauen
Versammeln sich in Ephrata
Auch Davids Enkel voll Vertrauen:
Es sei des Volkes Retter nah!

(Fortsetzung folgt.)

(Der unschädlich gemachte Hund.) Der Ortsvorstand zu N. berichtet an das k. Landgericht, R. in Betreff eines in der Gegend sich aufhaltenden wüthenden Hundes: „Morgens läuft der wüthige Hund auf den Feldern umher. Es fragt sich nun, soll man denselben todtschlagen, oder in das Württembergische hinüberjagen, damit er künftighin keinen Schaden mehr anrichten kann!“

Dem bekannten Aesthetiker Fr. Vischer in Tübingen hatte eine poetische Dame einen Pack Gedichte zugesendet, welche sie erscheinen lassen wollte, mit dem Gesuche, dieselben beurtheilen zu wollen. Nach einiger Zeit sandte Vischer das Päckchen ohne eine Zeile, bloß mit der Ueberschrift zurück: Vor Druck zu bewahren.

Druck und Verlag von J. F. Rietsch. Verantwortlicher Redakteur: J. F. Rietsch.

Nro. 50. **I. Jahrg.**

Die

Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt.)

Sonntag den 16. December 1855.

Kitsi das Indianermädchen.

Nach dem Englischen des Percy B. Saint John, von Gottlieb Walter.

(Presse.)

(Fortsetzung.)

Mit Tagesanbruch waren Comanchen und Lepans auf den Füßen und schaarten sich um die Stelle, von wo aus die reizende Kitsi ihren wunderlichen Ritt antreten sollte. Ein schöner Morgen war's. Keine Wolke trübte des Himmels klares Blau. Ein sanfter Wind wehte Wohlgerüche von den begrasten Hügeln herüber. Mit schrägem Strahl erhellte die aufgehende Sonne die Gipfel der Höhen.

Fern am Rande des Gesichtskreises zog sich ein Silberstreif auf blauem Fußgestell hin, kalkweißen Wolken nicht unähnlich. Etwas mehr zur Linken zog sich deutlicher erkennbar ein minder hoher Grat mit einer tiefen Scharte hin. Jener Silberstreif warf durch die beschneiten Häupter der Rocky Mountains gebildet, diese Scharte aber der Canon de Uvaldi. Dorthin hatte noch in der Nacht eine Abtheilung von Reitern beider Stämme sich begeben, um von erhöhtem Standpunkt die Bergschlucht zu beobachten und das Amt von Kampfrichtern zu verwalten.

Mann, Weib, Kind und Hund aus beiden Lagern drängten sich zum Stelldichein. Nie hat es wohl eine buntscheckigere Versammlung auf einem Wiesenplan Amerika's gegeben. Hier trat festen Schrittes in seiner grellen Farbenpracht der grimmige Krieger auf, den gewohnten Ernst der Züge durch ein halbes Lächeln gemildert; dort über und über mit Roth beschmiert die alten Weiber, verächtlich ein Schauspiel betrachtend, für das ihr erkaltetes Herz mit dem Verständniß die Theilnahme verloren; dann wieder die lebensfrische Jugend, fröhlich und wohlgemuth, die langen Zöpfe mit Roßhaar durchflochten, frisch bemalt, stattlich herausgeputzt, umgeben von Schwärmen junger Mädchen, deren Aussehen vollkommen dem Ruhm texanischer Indianerschönheit entsprach. Sorgfältig geschmückt, ausdrucksvollen Auges, schwarzen Haares, und von Wangen und Gliedmaßen, boten die Jungfrauen einen allerliebsten Anblick dar. Nackte Kinder, theils auf dem Rücken oder in den Armen ihrer Mütter, theils im Grase mit den zahlreichen Hunden den beständigen Gefährten der Indianer, spielend, vervollständigten das Bild.

Inmitten des Getümmels hielten sieben Rosse, jedes von einem Jüngling geführt. Eines davon, ein hoher Schimmel, kaum gezähmt, erregte allgemeine Bewunderung. Wer dieses Pferd ritt, mußte unfehlbar der beneidenswerthe Gewinner des herrlichsten Preises werden.

Ohne Sattel und Steigbügel, mit einem spanischen Gebiß im Maul, war das Roß augenscheinlich bestimmt, dem Willen eines unerbittlichen Reiters mit Gewalt unterworfen zu werden. Einem spanischen Stangengebiß fügt sich selbst das unbändigste Pferd.

Ein Gemurmel ging durch die Versammlung. Die Helden des Tages erschienen.

Kitsi kam zuerst, die Augen voll seltsam überirdischer Gluth belebt, auf den Lippen einen Ausdruck von Geringschätzung, den zu verhehlen sie sich keine Mühe gab. Ihr ganzer Anzug bestand in einer Rundschürze. In der Hand trug sie einen Riemen, die landesübliche Reitpeitsche. An ihre nackten Füße festgeschnallt, klirten Sporen.

Die reizende Gestalt der Jungfrau, — ihre Mutter war eine gefangene Mexicanerin — ihre tadellos geformten Glieder, ihre straffe und edle Haltung, waren der Gegenstand begeisterten Lobes in jedem Munde.

Die sechs Lepans maßen sich gegenseitig mit eifersüchtig besorgten Blicken. Jeder von ihnen brannte in Liebesgluth, als ob er Kitsi schon seit Jahren kennte.

Kitsi trat zu den Pferden hin und schwang sich auf den hohen Schimmel. Unwillig bäumte sich und schnaubte das edle Thier, als es die schöne Last auf seinem Rücken fühlte.

Nie hat sich die Macht des Geistes über wilde Kräfte schlagender offenbart. Die zarte Gestalt erschien fast zwerghaft klein auf dem gewaltigen Rosse; aber beide Sporen in die Flanken drückend und die Zügel mit der furchtbar scharfen Stange anziehend, bändigte die Jungfrau in wenigen Augenblicken das ungestüme Thier.

Halb zurückgewendet auf ihrem bemeisterten Roß rief die kecke Reiterin:

Hunde von Lepans, ihr habt die Krieger der Comanchen zu Weibern gemacht, nun sollt ihr dafür das Mädchen als einen Mann erproben.

Von dannen stob der behende Schimmel. Betroffen von den höhnischen Worten stiegen die Freier langsam zu Roß und harrten des Augenblickes, ihre Liebesjagd zu beginnen.

Die Beute schien dieses Augenblickes ohne Angst und Sorgen gewärtig. Gemächlich bewegte sie sich in kurzem Galopp dem Walde zu, in dessen Schatten ihr Eintritt das Zeichen zum Aufbruch der Verfolger geben sollte.

Die Lepans sahen in gespannter Erwartung der Schönen nach. Hie und da überflog ein Lächeln der Erwartung ihre ernsten Züge.

Ruhig und kühn zog Kitsi dahin, als trüge sie ein wohlgezähmter Zelter. Das wilde Roß schien in der That vollkommen gezähmt; es hatte seine Meisterin erkannt.

Die Stelle, welche Kitsi sich zum Einritt in den Forst erkoren, war durch eine schmale Oeffnung kenntlich, von wo aus strahlenförmig mehrere Wege ins Dickicht führten. Je näher sie diesem Eingang zum Waldesdunkel kam, um so straffer zog sie die Zügel an, den Schritt des Rosses mäßigend, bis sie in der Entfernung von etwa fünfzig Klaftern vor dem Saum des Gehölzes plötzlich die Zügel schießen ließ.

Blitzschnell flog der Schimmel über den grünen Grund. Im Nu war er verschwunden.

In demselben Augenblick stoben die Lepans von dannen, eifersüchtig bestrebt, sich gegenseitig den Vorsprung abzugewinnen.

Im Anbeginn blieb sich das Rennen gleich. Sie waren einer wie der andere

vortrefflich beritten. Bevor sie jedoch den Wald erreichten, gewann einer von den sechs Freiern, Schwarzbär geheißen, entschieden den Vortheil und ließ die Nebenbuhler hinter sich.

Stolz und wohlgemuth bog Schwarzbär in das Waldesdunkel ein, freudiges Entzücken überflog seine jugendlichen Züge, als er von weitem zwischen den Stämmen vor sich raschen Hufschlag vernahm.

Seinen Renner zur äußersten Eile antreibend, erreichte er bald die Grassteppe, über welche unvermeidlich der Pfad zu dem ersehnten Canon de Uvaldi führte, bis wohin die Entfernung noch über zwanzig Meilen betrug.

Von Kitsi war weit und breit nichts zu erblicken. Das scharfe Gehör des Indianers vernahm auch nicht den leisesten Ton von fernem Hufschlag. Ringsum herrschte Todesstille. Schwarzbär setzte seine Jagd indessen fort, entschlossen, lieber sein Leben zu verlieren, als den kostbaren Preis fahren zu lassen . . . .

Wenden wir uns zum Canon de Uvaldi. Die Gegend ist für den Verlauf unserer Erzählung von Belang und daher etwas genauer ins Auge zu fassen.

Die Hügelreihe, welche sich in einer Entfernung von etwa dreißig Meilen südwestlich vom Lager der Comanchen hinzieht, ist in der Mitte von einem Thal quer durchschnitten, an dessen einer Seite ein klarer Bach sanften Laufes durch sein breites Kieselbett dahinrinnt, Zur rechten streben starre Wände empor, mit grünem Anflug gesprengelt, deren eichenbeschattete Zinnen finster auf den heitern Wasserspiegel herabblicken. Friedlich verliert sich der Fluß in die Ebene hinaus, wo er, durch zahlreiche Sandbänke verflacht, das Aussehen eines großen Stromes gewinnt. Aus den Wellen heben sich grüne Auen, dicht mit Baumwollenstauden bestanden.

Durch die schmalen Klüfte und Risse der Felswände werden die Höhen dahinter sichtbar, auf denen Eichen ihre belaubten Kronen im Winde wiegen und säuselnd die ewige Stille der Einöde unterbrechen.

Auf des Gewässers anderer Seite begrenzt sich die wellenförmige Ebene durch einen sanft anstrebenden Hügel, in saftiges Grün gekleidet, aus welchem einzelne Gruppen von Steineichen emporragen. An seinem Fuße zieht sich durch das dichte Unterholz mit seinem Gestrüpp von Brombeeren und Hecken ein Pfad hin.

Der Weg durch diese verwilderte Einsamkeit war deutlich gezeichnet wie eine vielbetretene Straße, — ein Indianerpfad, der aus unvordenklichen Zeiten stammte.

Lange bevor die bleichen Gesichter über das große Wasser gesegelt, um mit Feuer und Schwert im Lande des rothen Mannes zu hausen, hatten kriegerische Streifparteien oder wandernde Stämme den Pfad ausgetreten. Vor Jahrhunderten schon hatten wohl die fröhlichen Stimmen junger Mädchen der Apachen, Lepans, Comanchen und Sioux den Widerhall dieses Thales geweckt, und die hellen Gewässer hatten manchen holdseligen Leib umspielt. Nicht minder hatten zweifelsohne Berg und Thal und Busch manche tapfere That gesehen, manches heiße Gebet zum Gott der Schlachten am Abend vor dem heißen Kampfe vernommen. In diesem Thale hatte manche unverzagte Seele den mannhaften Leib verlassen, um zu den ewig grünen Inseln der Seligen zu entfliegen wo die tapfern und guten Indianer ihre Jagdgründe finden, die ihnen kein Eroberer mehr raubt.

Ein Hauptreiz der Gegend bestand in ihren Gegensätzen. Hier starre Felsen, wilde Klippen, gähnende Klüfte, — dort die freundlich lächelnde Landschaft.

Feierliches Schweigen ruhte auf dem Gehege, kaum unterbrochen durch die Stimmen der Natur. Kein menschlicher Laut ließ sich vernehmen.

Doch horch, welch' ein Ton unterbricht zur Mittagsstunde aus weiter Entfernung von der Ebene her die Stille?

Der Hufschlag ist es eines flüchtigen Renners, vielleicht auch mehr als eines Rosses.

Immer näher kommt es und näher, immer lauter dröhnt es und lauter.

Ein rother Reiter zeigt sich und betritt die Furth des seichten Flusses.

Schwarzbär ist es. Er gönnt seinem todesmatten Pferd nicht so viel Muße, um die schäumenden Lippen in das erfrischende Naß zu tauchen.

Wo aber weilt Kitsi, daß ihr Verfolger früher anlangt wie sie?

Am Eingang des Thales blickte der Lepans in kummervoller Besorgniß umher.

Während des heißen scharfen Rittes hatte er von der Ersehnten keine Spur gesehen. Schon fürchtete er, ihr wilder Renner habe sie wider ihren Willen abseits vom Ziele weggeführt. Er zog die Zügel an, um zu horchen. Vor sich vernahm er nichts, wohl aber hinter sich den Hufschlag seiner Genossen, die sich näherten.

Mit hoffnungsvollem Ausruf setzte er beide Fersen ein, um das Thal hinauf zu sprengen. Aber sein Renner erreichte reiterlos den Canon de Uvaldi. Der Krieger stürzte von einem Pfeil durchbohrt ins Gras.

In diesem Augenblicke tauchten zwei andere Reiter auf, die Flanke an Flanke sich vergeblich den Vorsprung streitig machten, ohne Ahnung von ihres Vormanns Los. Erst als das sichere Todesgeschoß einen von ihnen aus dem Sattel warf, nahm der andere des erlegten Schwarzbär wahr.

Bevor er die Zügel wenden konnte, saß auch ihm ein Pfeil in der Brust. Noch nicht todt, aber tödtlich verwundet fiel er in die Hecken und war sterbend ein Zeuge des Verlaufes der schauerlichen Begebenheit.

Die andern drei Freier wurden gleich den ersten gefällt. Die wohlgezielten Geschosse kamen vom Felsenhang über dem Bach.

Vier Lepans lagen todt, zwei so schwer verwundet, daß sie nicht zu entrinnen vermochten.

Abermals ward Hufschlag vernommen. Ein Schimmel sprengte ins Wasser und eilte dem Canon de Uvaldi zu.

Kitsi ist es, hinter denen kommend, die ihr zu folgen sich eingebildet.

Als sie den Eingang des Thales erreichte, tauchte ein Mann aus der schmalen Felsenritze empor und schickte sich an, durchs Wasser zu waten.

Das Mädchen nahm seiner nicht wahr. Ihre Blicke hafteten auf den Erschlagenen, die als Wahrzeichen von ihres Liebsten Tapferkeit auf dem Boden lagen.

Nach den Begriffen der bleichen Gesichter war die tapfere That freilich ein feiger Meuchelmord und nichts daran bewundernswerth, als etwa die Fertigkeit des Schützen.

Was sieht meine Schwester, daß ihr Ohr sich der Stimme ihres Bruders verschließt? fragte der Mann, der durch das Wasser gekommen sie schon zum zweitenmale anrief.

Ihre Augen sehen Blut, aber es ist das Blut ihrer Feinde. Wo ist der Junge Büffel, daß Kitsi das Loblied seiner Tapferkeit anstimme?

Mainwaring, der ungewöhnlich blaß anzuschauen war, führte Kitsi mit sanfter Gewalt von den Leichen weg und gab dann erst zur Antwort:

Jung Buffalo dürstet nach mehr Blut. Seine Nüstern wittern es von ferne. Er hat die Streitaxt ausgegraben und bringt seinem Volk die Botschaft.

Und läßt Kitsi allein? fragte das Mädchen in sichtlichem Erstaunen.

In vorwurfsvollem Tone versetzte Mainwaring:

Nicht doch. Er hat den Bruder zu ihr gesendet. Die beiden sollen im Thale des Todes seiner harren, bis die Sonne hinter den Bergen versunken. Bevor der Mond aufgegangen, wird Jung Buffalo seine Braut rufen.

An der Mündung einer Bergschlucht hinter dem Canon de Uvaldi befindet sich ein See von geringem Umfang, von tiefen Schatten umhegt. Ueber seinen Spiegel glitt ein Indianernachen, dessen Insassen schweigsam vor sich hinblickten, sei es, daß sie ihren eigenen Gedanken nachhingen, sei es, daß sie in ehrfurchtsvollem Erstaunen die Umgebung betrachteten, welche noch großartig und herrlich erschien, wiewohl Hagel und Regen in Strömen niederfielen.

Zur Rechten wie zur Linken des Ruderers zeigten sich wilde Matten, gesprenkelt mit Bäumen und mit Gruppen von myrtenartigem Gesträuch, das — vom Wind bewegt — balsamische Wohlgerüche aushauchte, in welche sich der Duft der wilden Stachelbeere mischte, die zu jener Zeit das Gras mit buntem Blüthenschmuck durchwebte. Hart am Ufer hängten Bäume ihr Gezweig bis in die Wellen herab, die sie, vom Hauche der Luft bewegt, peitschten. Hie und da zeigte sich ein Stück Wild, das im Schatten des Gebüsches seinen Durst löschte. Das mißtönende Gekreisch der Wasservögel, das Geheul der Eule und des Wolfes begleiteten das Plätschern des Regens, das Schlagen des Hagels auf dem Wasser und auf dem Laub, wie das unheimliche Sausen und Brausen des Windes.

Am Himmel schimmerte noch ein letzter Rest von Tageslicht, dessen bleicher Widerschein auf den bewegten Wellen zitterte; doch verschwand er vollends, als eben die Fluth stark und wirbelnd dem Fahrzeug entgegenwogte, und von weitem das Rauschen eines Wasserfalles sich deutlich machte. Der Nachen tanzte völlig auf den Wogen, dem Ruder kaum mehr gehorchend.

Als das Getöse ganz in der Nähe vernehmbar brauste, öffneten sich die Wolken und der Wasserfall ward sichtbar.

Der dumpfe Donner, das Fluthen der gepeitschten Wogen, das Klatschen und Plätschern auf dem Gestein, alles hatte schon die Nähe des Wasserfalles verkündet, als er endlich unverhüllt vor die Augen trat.

Der Sturm hatte sich für den Augenblick gelegt. Die Wolken zerstreuten sich. Allmälig traten die Sterne am Himmel hervor, in dem Maß, als er sich klärte. Den Hauch der hinsterbenden Brise würzten süße Düfte von den blühenden Gestaden, eine Labung für die ermatteten Wasserfahrer.

Die Gegend hatte ein anderes Aussehen gewonnen. An die Stelle der Matten und Bäume waren wilde Felswände getreten, von denen verschiedene Rinnsale niederplätscherten und einige starke Wasserfälle rauschten, bei denen Forellen und Salme spielten.

Moos und verkümmerte Fichten schmückten stellenweise das steinige Ufer.

Ein Indianerpfad zog sich unter dem Felsenhang hin, um sich am Fuße des großen Wasserfalles zwischen zerstreuten Felsblöcken zu verlieren.

Mächtige Felsen umhegten die Schlucht, durch welche der Bach dem See zueilte, um dann als friedfertiges Gewässer zum Canon de Uvaldi zu strömen. In ein enges Bett gebannt, bricht er sich wüthend Bahn, bis er auf einen unerschütterlichen Felsen stößt, von welchem er in zwei Arme getheilt mehr als dreißig Klafter tief in den See hinabstürzt.

Der Wasserstrahl zerstiebt im Fall zum Staub, welchen der Wind wie Wolken von dannen zu führen scheint; dennoch erreicht eine gewaltige Masse die Tiefe, wo sie donnernd aufschlägt und sich in silberne Sprühnebel hüllt.

Als der Nachen eben hundert Klaftern vor dem Fall zum rechten Ufer hinglitt, trat eine neue Veränderung des Schauplatzes ein.

Ringsum war mit Ausnahme des unablässig tosenden Wasserfalles alles still geworden. Die letzten Wolken hatten die Bergkuppen gänzlich verlassen, die Sterne funkelten in ungetrübter Klarheit am Himmel. Plötzlich faßte ein glänzender Saum die Spitzen der Felsen ein. Der Himmel kleidete sich in einförmiges Grau, während bei dem hellen Streifen ein mildes Licht aufdämmerte, das mit jedem Augenblick an Glanz gewann.

Der Glanz verkündete den Aufgang des Mondes, der alsbald in seiner vollen Herrlichkeit erschien. Der Saum von Licht, der anfangs nur die Höhen eingefaßt, wuchs zu einem Meere von Helligkeit, das die gesammte Umgebung überfluthete und in tausendfach gebrochenem Strahl auf dem Wasser tanzte.

Das Schiffchen legte an, ward mit großer Sorgfalt verborgen und die Gestalten, welche darin über den See gefahren, machten sich zu Fuße auf den Weg, beladen mit zwei Kugelbüchsen und einigem Gepäck. Sie wandten sich zu einer engen Schlucht, links vom großen Wasserfall, wo Immergrün verschiedener Art wucherte.

Durch das Gestrüpp dringend erreichten sie eine Höle, an deren Eingang sie Halt machten.

Kitsi und Mainwaring befanden sich im Thal des Todes.

Ihren Weg hatten sie unter vorsichtigem Schweigen zurückgelegt, um nicht von den Reitern entdeckt zu werden, welche vor dem Mädchen und den Freiern sich zum Cayon de Uvaldi aufgemacht.

Obschon am Ziele angelangt, bezeigte keins von ihnen Neigung, das Schweigen zu brechen.

Die Höle war ein Lieblingsplatz Jung Buffalo's. Indem sie weiter in das Innere derselben drangen, fanden sie einen reichlichen Vorrath trockenen Holzes. Bald loderte ein Feuer an einer Stelle, von wo es nach außen keinen verrätherischen Schimmer warf.

Die Schüsse wurden aus den Büchsen gezogen, diese dann sorgfältig gereinigt, in Stand gesetzt und aufs neue geladen.

Ein einfaches Mahl von gedörrtem Hirschwildpret ward neben der wohlthätig wärmenden Flamme verzehrt.

Der Feuerschein beleuchtete zwei Gesichter von durchaus verschiedenem Ausdruck.

Kitsi schaute trübselig darein. Ihre Gedanken weilten fern. In ihrem Blick malte sich eine unbeschreibliche Bangigkeit, die vielleicht vom Argwohn herrührte. Ihr lauschendes Ohr harrte auf ein fernes Geräusch, das sich vergebens erwarten ließ.

Der weiße Mann zeigte die gewohnte Entschlossenheit, doch war seine Wange bleicher wie sonst und er kämpfte sichtlich mit trüben Sorgen. Entweder lastete ein schweres Geheimniß auf seiner Seele, oder die Ereignisse des Tages hatten ihn erschüttert.

Nach Beendigung des Mahles wünschte Mainwaring sich zur Ruhe zu begeben, und lehnte sich, etwas abseits vom Feuer sitzend, an das Gestein. Gleich darauf verfiel er in den festen Schlaf, wie ihn nur die Müdigkeit nach harten Mühen bringt. Seine Brauen, bisher finster niedergezogen, entwölken sich, die krampfig zusammengepreßten Lippen zeigten den ruhigsten Ausdruck, die aufgeblasenen Nüstern sanken ein. Ein wahrhaft erquicklicher Schlummer ohne Traum umfing die abgespannten Sinne.

Kitsi war wohl noch müder als Mainwaring. Sie hatte vom frühesten Morgen keinen Augenblick geruht. Dennoch kam kein Schlaf in ihre Augen. Ihren Gedanken nachhängend starrte sie in die Gluth. Wer sie so belauscht, die rothe Haut vom flackernden Schein beleuchtet, in den großen dunkeln Augen, auf den schönen Zügen einen Ausdrück von mißtrauischer Sorge, der hätte sie um so leichter für einen irren Geist genommen, als die Schlucht und die Höle eine indianische Begräbnißstätte waren.

Plötzlich wendete sie das Gesicht dem Schläfer zu, um ihn mit argwöhnisch forschenden Blicken zu betrachten. Geräuschlos erhob sie sich, kniete bei ihm nieder und sah ihm mit angsterfüllter Aufmerksamkeit lange ins Gesicht. Vom Antlitz senkte sich der musternde Blick abwärts über die Gestalt.

Der Arm, der Körper waren mehrfach mit Blutflecken gesprengelt.

Ihr Blick haftete am Griff seines Waidmessers. Sie langte danach, zog es aus der Scheide und ließ den vollen Lichtschein auf die Klinge fallen.

Die Flecken, welche sie darauf sah, schienen ihr von Menschenblut herzurühren.

Kein Laut kam von Kitsi's Lippen. Düster und ernst ließ sie sich beim Feuer nieder, um abermals ihren Gedanken freien Lauf zu lassen.

Ein Sturm tobte in ihrem Herzen. Entsetzliche Zweifel erfüllten ihre Seele. Auf ihren Wangen wechselten glühendes Roth und die Blässe des Todes. Die düstern Wolken auf ihrer Stirn aber erfuhren keinen Wandel.

Endlich gelangte sie zu einem festen Entschluß. Sie erhob sich, nahm Büchse, Waidtasche und Pulverbeutel, warf noch einen forschenden Blick auf den weißen Mann und verließ die Höle.

Sie nahm ihren Weg durch die immergrünen Gebüsche am Rand des Wassers. Der Mond glänzte in voller Pracht auf dem blanken See und auf dem hellen Silberschaum des Wasserfalls. Kitsi beachtete weder den einen noch die andern. Ihr Dichten und Trachten ging den eigenen Weg. Sie suchte das Fahrzeug auf, worin sie gekommen, und glitt eilfertig rudernd über die Wogen hin.

Der Weg, welchen sie zurückzumessen hatte, führte an einem Dorf der Pawnees vorüber, und jetzt hüllte sie kein Unwetter mehr in Dunkelheit, wie zuvor. Der verrätherische Mondschein konnte ihr ernstliche Gefahren bereiten.

Ermüdet von des langen Tages schweren Mühen zog Kitsi ihr indianisches Wollensegel am kleinen Mastbaum auf, und trieb im Hauche des Nachtwindes dahin, der frisch über das Wasser wehte.

Die Wiesenthäler kamen in Sicht, wo die wilde Katze ihr Liebeslied miaute, der Wolf die liebe lange Nacht hindurch sein Geheul ausstieß und Murmelbäche plätschernd sich dem größeren Wasser zugesellten.

Der See verengte sich allgemach zum Fluß. Das Pawneedorf war nicht mehr fern. Kitsi fing an, sich jeder Voraussicht zu befleißigen, die ihre Erziehung und der Umgang mit Jung Buffalo sie gelehrt. Das Segel eintreffend und den Mast niederlegend, kauerte sie sich im Fahrzeug nieder und nahm die Büchse zur Hand, nicht ohne sich zu überzeugen, daß dieselbe sich in wehrhaftem Stand befinde.

Das Dorf der Pawnees lag auf einer schmalen Lichtung am südlichen Gestade des Platte; — so heißt der Bach, auf welchem Kitsi jetzt hinabfuhr.

Etwa 12 Schuh hoch über dem Wasserspiegel lagen ohne alle Ordnung verzettelt an

die zweihundert Hütten von langem Wildgras, mit Stroh gedeckt über zeltartig eingerammten Pfälen. Eine höchst unvollkommene Verpfälung stellte die Ringmauer vor, allenfalls geeignet, den ersten Anlauf eines Feindes beim Ueberfall aufzuhalten.

Auf dem schilfbewachsenen Abhang lagen eine Menge von Nachen, geeignet zur Rettung vor Gefahr wie zur Verfolgung einer Beute.

Einige umzäunte Kornfelder zeigten an, daß ein Theil des Stammes nicht ganz dem umherschweifenden Leben ergeben war.

Das Dorf lag in vollständiger Ruhe, als Kitsi am entgegengesetzten Ufer im tiefen Schatten lautlos hinglitt. (Fortsetzung folgt.)

Die Ankunft des Messias.

Gedicht in drei Gesängen zum Weihnachtsfeste.

Zweiter Gesang. „Der heilige Abend.“

(Fortsetzung.)

Im Purpurschmucke schied die Sonne
Und scheidend noch warf sie den Blick —
Den Strahlenblick der reinsten Wonne
Auf Bethlehems Gefild zurück.

Der Abend naht auf sanftem Flügel,
Sein Hauch erquickte die Natur,
Sein Strahl umglänzte Thal und Hügel, —
Sein Thau benetzte Wald und Flur.

Zu lächeln schienen alle Höhen
Vom Sinai bis Ephrata;
Der Tabor schien in Gold zu stehen,
Nur Dunkel ruht auf — Golgatha!

Die Stille lauschte mit Entzücken
Der Nachtigallen Melodie;
Sie sah die Flur sich festlich schmücken
In wunderbarer Harmonie!

Und aus der Blumen frischen Kelchen
Stieg Ambraduft zum Himmel an;
Die Schöpfung schien in Lust zu schwelgen,
Als fühle sie des Schöpfers Nah'n!

Und in der Stille hehrem Schweigen
Wogt freudig selbst das Aehrenfeld;
Es flüstert in den Palmenzweigen:
„Triumph! es naht der Herr der Welt!“

Die Hirten trieben ihre Herde
Stillbetend in den Hürdenschlag;
Denn von der freudetrunk'nen Erde
Schied fern ihm Westen jetzt der Tag.

Bald senkte sich in stiller Feier
Die Nacht auf das gelobte Land
Und deckte ihren Zauberschleier
Auf Berg und Thal mit sanfter Hand.

Und — ach! — in ungemess'ner Ferne
Glüh'n Sonn' und Welten ohne Zahl;
Es senken Myriaden Sterne
Zur Erde ihren Silberstrahl.

Und alle Hirten knieen nieder —
Getrieben von des Glaubens Macht,
Und der Begeist'rung hehre Lieder
Ertönen weithin durch die Nacht!

Noch schritten Wand'rer durch's Gefilde
Gen Bethlehem auf dunklem Pfad;
Doch eine Jungfrau voller Milde
Umstrahlte Glanz, wohin sie trat!

Der Lilie Weiß schmückt ihre Wangen
Sanft angehaucht von Rosengluth
Und auf dem holden Antlitz prangen
Des Seraphs Unschuld, — frommer Muth.

Gleich Blumen, die um Edens Lauben
Zum Schmuck der Boten Gottes blüh'n:
So schien ein Glanz von Lieb' und Glauben
Sich um der Jungfrau Haupt zu zieh'n.

Der Wand'rer Ziel ist jetzt errungen; —
Sie stiegen zu der Stadt empor!
Von hehren Ahnungen durchdrungen,
Betritt die Jungfrau Beth'lems Thor!

Und da sich keine Herberg' findet
Für Wanderer aus Nazareth:
Geschieht, was Lucas uns verkündet —
Der Armen wird der Stall zum Bett'.

Doch gleich dem sanftesten Gefieder
Entklimmt dem Boden duftend Moos;
Die Holde sinkt ermattet nieder;
Sie ruht in eines Engels Schooß.

Und sanft, gleich eines Zephyrs Wehen
Ertönt ein wunderbarer Sang,
Der von des Himmels höchsten Höhen
Herab zum Ohr der Jungfrau drang!

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag von J. F. Rietsch. Verantwortlicher Redakteur: J. F. Rietsch.

Nro. 51. **I. Jahrg.**

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt.)

Sonntag den 23. December 1855.

Kitsi das Indianermädchen.

Nach dem Englischen des Percy B. Saint John, von Gottlieb Walter.

(Presse.)

(Fortsetzung.)

Sie mochte ungefähr die Mitte des Dorfes erreicht haben, als ein Nachen von einer Baumgruppe her über das Wasser schoß, offenbar von behenden Ruderern getrieben.

Die erste Regung Kitsi's war, ebenfalls ihr Ruder mit Macht zu rühren. Bald zeigte sich, wie die Verfolger ihr an Schnelligkeit so unverhältnißmäßig überlegen waren, daß an Heil in der Flucht nicht zu denken war. Ihre Brauen zusammenziehend, fühlte sie vor allem den mächtigen Trieb des Indianerblutes.

Die Verfolger hörten den Hahn knacken und stutzten einen Augenblick.

Der Augenblick ward verhängnißvoll.

Ein Blitz, ein Knall, ein dumpfer Schlag folgten alsbald dem bedrohlichen Geräusch.

Ein Indianer war verwundet. Nichtsdestowiger drangen sie vorwärts, den Widerhall der Berge durch ihr widerliches Kriegsgeschrei aus dem Schlummer scheuchend. Sie hatten sich überzeugt, daß sie nur einen einzigen Gegner verfolgten.

Kitsi trieb einen Augenblick lang ihr Fahrzeug an, um dann, als es in raschen Gleiten gekommen, aufrecht stehend ihr Geschoß wieder zu laden.

Als sie damit fertig geworden, erreichte ihr Schiffchen ein überhängendes Gebüsch, wo sie von den Zweigen gestreift hinfuhr.

Die Verfolger waren kaum einen halben Flintenschuß weit mehr hinter ihr, und zogen jetzt schweigend aus Leibeskräften die Riemen an.

Kitsi hielt sich für verloren, doch verließ sie darum nicht der unerschrockene Muth. In dem jetzt nur langsam noch hingleitenden Fahrzeug kniete sie nieder, nahm die Verfolger scharf aufs Korn und drückte los.

Der Schuß versagte.

Die Pawnees stießen einen Freudenschrei aus und glaubten sich der Beute sicher.

Ein Blitz und die donnernde Stimme einer westländischen Kugelbüchse belehrten sie, daß die Verfolgte nicht ohne Beistand sei.

Her zum Ufer, Dirne! flüsterte eine heisere Stimme. So, mein Kind. Jetzt pfeffre mir die Pawneeteufel, während ich lade.

Sich wenden und Feuer geben war für Kitsi das Werk eines Augenblickes, worauf sie ans Land sprang.

Das überraschte Mädchen stand alsbald Auge in Auge vor — Mainwaring.

Ein sauberer Tanz, wozu Du mich geladen, brummte er: eine brühheiße Suppe, welche Du Dir angerichtet. Welcher Satan hat Dich denn geritten?

Der Singvogel will seines Gespielen Stimme hören. Jung Buffalo hat die Felsenhöhen verlassen und Kitsi folgte seinem Lockruf.

Mainwarings Stirn verfinsterte sich, seine bleichen Wangen erglühten, seine Lippen bebten, als hielten sie ein rasches Wort gewaltsam zurück. Nach einigem Zaudern versetzte er:

Ist jetzt Muße, davon zu reden? Die Pawnees lechzen nach unserem Blut. Das bleiche Gesicht und das Indianermädchen spotten ihrer Verfolgung.

Mit diesen Worten warf er sich ins Dickicht. Unwillkürlich folgte ihm Kitsi.

Nach einer Weile blieb der weiße Mann stehen, neigte sich zum Boden und legte das Ohr an. Im Anfang vernahm er nichts[1], doch bald überzeugte er sich, daß die Verfolger auf der rechten Fährte jagten. Zähneknirschend ergriff er des Mädchens Hand und eilte weiter durch das Gebüsch bis zu einem kleinen Bach, welcher dem Hauptstrom zulief.

Kitsi sprang hinein und folgte dem Lauf des Wassers. Mainwaring aber ging erst zum entgegengesetzten Gestade, wo er rasch eine Spur trat, bevor er der Begleiterin nacheilte.

Sie hatten einige hundert Schritte gemacht, als ein Ausruf sie belehrte, daß die Verfolger die Stelle gefunden, wo sie das Wasser betreten.

Bald sahen beide im Mondschein die Wellen des Stromes erblinken.

Sie eilten dem Ausgange des Dickichts zu und der Stelle, wo Kitsi gelandet.

Das Mädchen stieß einen leisen Laut der Ueberraschung und des Schreckens aus.

An Bäume gelehnt standen zwei Indianer, das Gesicht dem Walde zugekehrt.

Unfern von den beiden lagen die zwei Nachen am Ufer, worin die Verfolgte und ihre Verfolger gekommen.

Die Pawneewölfe haben uns den Weg zum voraus abgeschnitten, brummte Mainwaring.

Fast in demselben Athem fügte er hinzu:

Großer Gott, was sehe ich?

Er eilte auf die beiden zu, die zwar zu den Waffen griffen, aber sonst keine feindselige Bewegung machten.

Kitsi erkannte zwei von ihren Lepan'schen Freiern, welche der Pfeil aus dem Hinterhalte niedergestreckt, aber — wie sichs zeigte — nicht getödtet hatte.

Die Lepans geben auch nicht das mindeste Zeichen von Erstaunen. Der eine von ihnen, ein Häuptling, war noch in seiner ganzen Herrlichkeit der grellen Malerei anzuschauen, welche bei den Indianern die Epauletten und andere Auszeichnungen kriegerischen Ranges, Borten, Sterne und Orden vertritt.

Wenige Worte genügten, die Lage der Dinge klar zu machen und ein Bündniß zu Schutz und Trutz herbeizuführen.

Die vier sprangen in den Nachen der Pawnees, nahmen Kitsi's Fahrzeug ins Schlepptau und hatten die Höhe des Wassers gewonnen bevor die getäuschten Verfolger am Ufer erschienen.

Kein Wort war gesprochen, jeder Nerv angestrengt worden, die Schiffchen außer Schußweite zu bringen.

Es war gelungen. Vergebens feuerten die Pawnee's den Enteilenden nach.

Ein halbe Stunde lang waren die vier in tiefem Schweigen fortgerudert, als der Mond verschwand und die Finsterniß wieder in ihre Rechte trat.

Zu derselben Frist erreichten sie eine Au mitten im Fluß.

Sie sahen sich genöthigt, anzulegen. Der Vornehmere von den beiden Lepans, mit der Gegend wohlbekannt, führte die Begleiter in einen tiefen Einschnitt inmitten des Eilands.

Obschon es eigentlich nicht rathsam schien, ein Feuer anzuzünden, dessen Schein die Verfolger herbeilocken konnte, so bestand Mainwaring doch darauf, aus Rücksicht für Kitsi, welche in ihrer überaus leichten Tracht von der nächtlichen Kälte sichtlich litt. Die andern gaben nach und bald loderte die wärmende Flamme.

Mainwaring streckte sich zur Ruhe nieder. Kitsi folgte seinem Beispiel.

Die Jungfrau, bis zum äußersten erschöpft durch die andauernden Mühseligkeiten und die verschiedenartigen Aufregungen des Gemüthes, war im ganzen von einer dumpfen Angst beherrscht, deren Grund ihr nicht recht klar werden wollte. Sie fühlte sich von schweren Ahnungen tödtlich gepeinigt. Um in einer oder der andern Weise zur Klarheit zu kommen, hatte sie den Weg zum Zauberstein eingeschlagen.

Als das Feuer in lustig flackernder Lohe die nächsten Umgebungen erhellte, wohinter der Blick sich in das geheimnißvolle Düster des Dickichts verlor, zogen sich die Lepans zurück, um in einem benachbarten Busch zu verschwinden.

Ringsum herrschte ungestörte Ruhe. Kein Laut ließ sich vernehmen, als das Knistern der Flamme und das Säuseln der Luft in den Wipfeln der Buchen.

Und dennoch wollte kein Schlummer die todesmatte Kitsi einwiegen.

Die Nacht verging. Im stillen Wald begannen die ersten Laute des erwachenden Lebens sich kundzugeben. Der Schuhu flatterte seiner dunkeln Zuflucht zu. Wilde Gänse und Enten erhoben sich aus dem Wasser und strichen von dannen. Das Schwarz der Finsterniß ging in Grau über.

Jetzt endlich fiel Kitsi in fieberischen Schlummer von kurzer Dauer.

Als sie nach etwa einer Stunde die Augen öffnete, sah sie Mainwaring mit der Zubereitung des Frühmales beschäftigt.

Von den zwei verwundeten Lepans war keiner zu sehen noch zu hören.

Kein Wort ward gesprochen. Der weiße Mann merkte, daß Kitsi zum Reden nicht aufgelegt war.

Nachdem sie hastig einige Bissen genossen, nahmen die beiden ihre Waffen und machten sich zu der Stelle auf, wo sie ans Land gestiegen.

Die Fahrzeuge waren verschwunden.

Die Indianerin stieß einen kaum vernehmbaren Laut des Erstaunens aus.

Die Lepans hatten zweifelsohne die Nachen von dannen geführt.

Mainwaring schien weder erstaunt noch betroffen. Er kauerte sich ins Gebüsch. Kitsi folgte dem Beispiel.

Eine kleine Weile verging, bevor sie etwas wahrnahmen, das sie über die Absichten ihrer Verbündeten beruhigte. Das kleinere Fahrzeug erschien mit den zwei Lepans, heftig von einem Nachen voll Pawnees verfolgt.

Die Fliehenden hielten auf das Eiland zu, entweder um ihren Freunden die Verfolger zum Schuß zu bringen, oder um einen Platz zu wirksamer Vertheidigung aufzusuchen.

Kitsi und ihr Begleiter setzten das Erstere voraus und hielten sich schußfertig.

Bald hatte der kleine Nachen auf Pistolenschußweite sie erreicht. Die Lepans ließen die Riemen ruhen und stießen den Kriegsruf aus.

Die Pawnees kamen näher. Ein wohlgezieltes Feuer vom Gestade begrüßte sie in demselben Augenblick, als auch die Lepans losdrückten.

Die überraschten Feinde schrieen auf. Drei der Ihren lagen todt, einige andere verwundet. Unbekannt mit Zahl und Stärke ihrer Gegner, wie sie waren, hielten sie es für gerathen, sich zur Flucht zu wenden.

Die zwei Lepans waren von den wachsamen Feinden entdeckt worden, als sie ausgefahren, um sich vom Stand der Dinge zu unterrichten.

Kitsi, Mainwaring und ihre Verbündeten zögerten nicht, die Frist zu benutzen, welche des Feindes Bestürzung ihnen gönnte.

Allen vieren lag gleichmäßig daran, den Zauberstein baldmöglichst zu erreichen.

Die Sonne stand im Mittag, als die Flüchtlinge sich eine kurze Rast gönnten, um Speise und Trank zu sich zu nehmen. Nur Kitsi wollte das Mal nicht theilen. Während die andern aßen, trat sie seitwärts ins Gebüsch.

Die erkorene Ruhestelle war eine dichtbewaldete Au, wo sie hinlänglich verborgen lagen, um die kurze Mahlzeit zu halten.

Als sie sich erhoben, um die Reise fortzusetzen, war Kitsi nirgends zu finden.

Vergebens durchsuchten die drei Männer jeden Strauch. Das Mädchen blieb unsichtbar.

Kein Zweifel, sie hatte sich der Begleitung entzogen, um den ermüdenden Weg allein fortzusetzen.

Mainwaring glaubte vor Grimm zu bersten. Seine Begleiter, ohnehin nicht redselig, begnügten sich mit einem mitleidigen Kopfschütteln.

Trübselig bestiegen die Männer den Nachen nnd stießen vom Gestade.

Es war Abend, doch hatte die Sonne noch nicht völlig ihr glänzendes Licht zur Rüste gebracht, als ein einsamer Wanderer am Fuße des Zaubersteins anlangte, der, hoch und düster am Himmel sich zeichnend, das Ziel schien, wohin sein Lauf sich gerichtet.

Des Wanderers zarte Gestalt schien fast zu schwach für die Wucht der Kugelbüchse auf seiner Schulter, und doch hielt die Last seine, — oder besser gesagt: ihre Schritte nicht auf. Kitsi war es, die — an den Berg gelangt — nachdenklich stille stand.

Der Ablick ihres heimatlichen Dorfes erfüllte sie mit neuem Leben, und frischen Muthes eilte sie bergan dem geheimnißvollen Gipfel zu.

Gespannten Ohres lauschte sie, um den eigenthümlichen Lärm zu vernehmen, welcher im Comanchenlager dem Anbruch der Nacht vorherzugehen pflegte, aber auch nicht ein Laut drang zu ihren scharfen Sinnen.

Sie hatte den Rand des Weihers erreicht und spähete von den drei Bäumen nach dem Wohnsitz ihrer Vorfahren hinab.

Das Dorf stand unversehrt auf der alten Stelle, aber verlassen von seinen Bewohnern.

Von Entsetzen ergriffen starrte das Mädchen vor sich hin. Tiefe Seufzer entrangen sich der gepreßten Brust. An einen Baumstamm gelehnt brach sie in Thränen aus.

Sie gedachte der seligen Stunden, die sie am Ufer bei der dunkeln Fluth verlebt, der ausgetauschten Schwüre, der seligen Hoffnungen, mit denen es vielleicht für immer und ewig aus und vorbei war.

Daß ihr Liebster ermordet worden und zwar durch Mainwaring, war ihr bis zur vollsten Ueberzeugung klar. Sie hatte stets des weißen Mannes glühenden Blick gefürchtet. Wenn er mit ihr allein, hatte er seine Liebesgluth für sie nicht verhehlt, und nur in seines rothen Bruders Gegenwart sich Gewalt angethan. Seitdem scheute sie ihn. Seine Liebe schien groß, sein Gewissen nicht empfindlich. Er sprach von Ländern, wo die Männer für ihre Angebeteten föchten und stürben, und unbedenklich für ihre Liebe Wohlstand und Ehre in die Schanze schlügen.

Er kam aus solchem Land und hatte den tapfern Comanchen meuchlings erschlagen!

Den Mord zu rächen und dann zu sterben, das war alles, was die Indianerin vom großen Geist erflehte. Im Innersten ihrer Seele stand dazu der Entschluß fest. Bei alledem war Kitsi zu gerecht, den Mann, welcher ihr das Liebste auf der Welt geraubt, mit ihrer eigenen kleinen Hand zu erschlagen, bevor sie sich von Jung Buffalos Tode überzeugt. Aus diesem Grunde war sie mit solcher Anstrengung den Wigwams ihres Volkes zugeeilt.

Ihr Volk war gegangen. Wohin? Das zu erspähen schien vor Anbruch des nächsten Tages unmöglich.

Indem Kitsi diese Umstände erwog, bemerkte sie, daß es unfreundlich kalt auf der Höhe war. Sie beschloß, an der andern Seite des Zaubersteines hinabzusteigen. Als sie sich dazu anschickte, wie es eben vollends dunkel geworden, traf ihr Auge ein Lichtschimmer, der aus einem kleinen Dickicht drang.

Jedes Geräusch vermeidend, schlich sie langsam bis zum Saum des Gebüsches.

Lauschend stand sie dort still.

Kein Laut war zu vernehmen, aber hell brannte das Feuer, kaum zwölf Klafter von ihr entfernt. Um jeden Preis mußte sie zu erfahren suchen, warum das Feuer im verlassenen Thale brannte.

Vorsichtig kroch sie auf dem Boden gegen die brennenden Scheiter hin.

Das Feuer, obschon lustig flackernd, war nicht groß. Es befand sich inmitten niederer Hecken. Ein gefällter Stamm lag zwischen der Lauscherin und der verdächtigen Stelle.

Die Büchse in der Hand erreichte Kitsi den gefällten Baumstamm.

So unerschrockenen Herzens sie auch war, ein Schauer überlief sie, als sie die Athemzüge einer größeren Anzahl von Schläfern beim Feuer vernahm. Indessen dachte sie nicht daran zu fliehen, sondern hob sich allmälig empor, bis sie die Aussicht über den Stamm gewann.

Mehr als zwanzig Indianer lagen in tiefem Schlaf, ermüdet, wie es schien, von irgend welcher besondern Mühseligkeit. Es hatte das Aussehen, als könnte ein Feind sie allesammt der Reihe nach umbringen und skalpiren, ohne von einem Erwachenden in seiner liebreichen Beschäftigung gestört zu werden. Kitsi mochte selbst eine solche Anwandlung fühlen; wenigstens legte sich ihre Hand an den Griff des Waidmessers. (Fortsetzung folgt.)

Die Sylvesternacht.

Lebensbildchen von Franz Schuselka.

In den Nachmittagsstunden des Sylvestertages 184— war die Kanzley des Advokaten *** ganz leer; nur der Copist Friedrich saß an seinem Tische und mundirte eine Klagschrift. Friedrich war ein sehr gewandter Schreiber, er hatte noch niemals einen Stempel verdorben; heute aber war dieß sehr zu befürchten, denn er radirte in einer Viertelstunde öfter als sonst in einem ganzen Jahre. Der junge Mann befand sich in einer sonderbaren Aufregung. Die Buchstaben verschwammen vor seinen flimmernden Blicken, und seine Hand zitterte wie die eines Greises. Unzählige Male sah er auf die Uhr, rückte in ängstlicher Ungeduld auf dem Sessel hin und her, lehnte sich seufzend zurück und blickte verzweifelnd zur Decke hinauf. Von Zeit zu Zeit horchte er in athemloser Spannung zur Thür hin und schüttelte, über die jedesmalige Täuschung unwillig und verzagend, den Kopf. Endlich als es bereits zu dunkeln begann, hörte er draußen die Stimme seines Prinzipals, wie ein Elektrisirter fuhr Friedrich zusammen, all' sein Blut wich zum Herzen zurück, das mit hörbarem Pochen an die beklommene Brust schlug. „Gott sei Dank!“ flüsterte er und rieb sich die Hände, „er kommt; wenn er mich sieht, wird er sich doch erinnern.“

„Was Teufel, meine Kanzlei ist noch offen?“ rief der Advokat und trat ein, während seine Begleiter unter der Thüre stehen blieben.

Friedrich sprang auf, verbeugte sich tief und sprach, so laut seine Beklemmung es gestattete: „Guten Abend, Herr Doktor.“

„Ah, Sie sind der Fleißige!“ rief der Doktor lachend. „Ist was Neues gekommen?

„Nichts, Herr Doktor,“ antwortete Friedrich und die ungeduldigste Erwartung drängte ihn zwei Schritte zu dem Prinzipal hin.

„Nun so lassen Sie's für heute auch schon gut sein!“ sprach der Advokat mit gnädigem Lächeln und folgte den vorauseilenden Freunden.

Friedrich blieb stehen, bleich bis über die Lippen, zitternd bis ins Herz hinein. Es drängte ihn, dem Herrn nachzulaufen, aber an seinen Gliedern hing das Blei der Verzagtheit. Plötzlich rief der Advokat der Treppe herauf: „He, Friedrich, Friedrich!“ — und von neuer Hoffnung belebt stürzte der Copist hinaus und wollte die Treppe hinab.

„Bleiben Sie nur oben,“ rief ihm der Prinzipal entgegen, „und wenn Sie Zeit und Lust haben, so kommen Sie um zehn Uhr zu einem Sylvesterschmaus,“ hiermit verschwand er.

Friedrich wankte zurück; alles drehte sich vor seinen schwindelnden, umflorten Blicken. Lange stand er in gedankenloser Versunkenheit, endlich schlug er mit beiden Fäusten in die Luft, warf seine Schreibereien zusammen und eilte fort.

Alle Leser, besonders diejenigen, welche selbst in ähnlichen Lagen gewesen sind, haben gewiß schon errathen, was den armen Copisten quälte. Er hatte seinen Monatgehalt noch nicht erhalten. Immer pflegte der Advokat pünktlich am Letzten des Monats zu zahlen, und heute vergaß er dieß, eben heute, wo Friedrich keinen Pfennig Vorrath mehr besaß. Er konnte freilich noch auf die Zusammenkunft beim Souper hoffen, aber da kam das Geld für seinen nächsten und sehnlichsten Wunsch schon zu spät. Friedrich hätte nämlich so gern ein kleines Neujahrsgeschenk für sein Weibchen gekauft.

Viele Leser werden es mit mißbilligendem Staunen vernehmen, daß der arme Tagschreiber verheirathet ist. Alle klugen Leute hatten diese Heirath einen voreiligen tollen

Streich genannt; wie man denn überhaupt nicht selten die Meinung äußern hört, es sollt den armen Leuten das Heirathen geradezu verboten werden. Aber das wäre ein hartes unmenschliches Verbot. Gerade für die Armen ist die Ehe Bedürfniß und Wohlthat während sie für die Reichen nur zu oft nichts anderes ist, als eben ein Genuß mehr Gerade bei den Armen äußert sich der Segen am kräftigsten und gottgefälligsten, denn di Armen heirathen nicht, um ein Haus zu machen, um ein altes Geschlecht fortzupflanzen Theilnehmer und Erben des Wohllebens zu haben; die Armen heirathen, um sich durc liebevollen Mitgenuß die karge Freude zu erhöhen, in edler Aufopferung die Last de Lebens tragen zu helfen, der Gesellschaft arbeitsame Diener und sich selbst für das hülfs bedürftige Alter dankbare Unterstützer zu erziehen. Selig preise ich daher den Schreibe Friedrich, daß er nach seinem mühevollen Tagewerk nicht in ein ödes, einsames Kämmerche treten, daß er nicht allein sein mußte und ohne Liebe in einer Welt, deren heiligstes Be dürfniß, deren höchste Seligkeit eben nur die Liebe ist. Ach, wie viele Menschen sind a der unglückseligen liebeleeren Einsamkeit in Leib und Seele zu Grund gegangen!

Friedrich hatte ein liebes, gutes Weibchen heimgeführt, sich eine häusliche Freuden stätte gegründet und seinem Streben eine edlere geheiligte Richtung gegeben. Auch sein bürgerliche Stellung war hoffnungsreich. Er hatte zwar nicht studirt, d. h. er konnte nich durch papierne Zeugnisse beweisen, so und so viele Prüfungen gemacht zu haben: aber e hatte sich bei glücklicher Anlage und durch rastlosen Fleiß so tüchtige Geschäftskenntnisse er worben, daß die jungen Herren Doktoren der Kanzlei sich sehr häufig zu der Herablassun veranlaßt sahen, von dem Schreiber Auskunft und Belehrung anzunehmen. Der Advoka schätzte und belohnte Friedrich's Brauchbarkeit und stellte ihm die einträgliche Sollicita torstelle in sichere Aussicht. Ueberdieß war Friedrich's Frauchen eine so geschickte un fleißige Näherin, daß sie monatlich ein recht artiges Sümmchen zum Hauswesen beisteuert In jüngster Zeit konnte Friedrich freilich auf diese Unterstützung nur wenig Rechnun machen, dafür hatte ihm aber sein liebes Weibchen vor drei Monaten einen lebendige Schatz gebracht, einen so frischen und starken Buben, wie kanzleidunstathmende Väter nu selten aufzuweisen haben. O wie freudig ging der glückliche Väter Morgens an die Arbei wenn er die liebe Mutter geküßt und das schlummernde Söhnchen gesegnet hatte, welc Labung war es für ihn, in den Mußestunden mit dem zappelnden Buben herumzutanze oder ihm das spaßigste Zeug zu erzählen, bis das winzige Männlein, das mit großmäd tigen Augen und sehr klugen Mienen horchte, herzlich zu lachen anfing! Dieser kleine Erb prinz war nun freilich auch Ursache, daß sein Vater um allen Geldvorrath gekommen un nun durch das Versäumniß des Advokaten an der Erfüllung seines zarten Wunsch gehindert war.

Friedrich entschloß sich zu dem schweren Schritte, einiges Geld zu erborgen, ab das Schicksal ersparte ihm diese Demüthigung, er traf keinen seiner Bekannten und ve sank in solchen Trübsinn, daß er sich nicht entschließen konnte, in dieser Stimmung na Hause zu gehen. Erwünscht war es ihm daher, einer Nachbarin zu begegnen, die eb auf dem Heimwege war. Durch sie gab er seiner Lori die Nachricht, daß er geladen s und nicht vor Mitternacht nach Hause kommen werde; sie möchte daher ja nicht auf i warten, sondern sich ruhig schlafen legen. In der Stadt, wo alle Gewölber mit Herrlic keiten prangten, die der gute Friedrich gern sammt und sonders für seine Lieben gekau hätte, litt es ihn nicht, er eilte in's Freie, und lief, mit dem Schicksal habernd, so la herum, bis es Zeit war, der Einladung des Prinzipals Folge zu leisten. (Schluß folgt

Die Ankunft des Messias.

Gedicht in drei Gesängen zum Weihnachtsfeste.

Dritter Gesang. „Die heilige Nacht."

(Schluß.)

Begeist'rung hält die Hirten munter
Auf Ephratas beglückten Au'n;
Sie sind erkoren, Gottes Wunder
In dieser heil'gen Nacht zu schau'n.

Es schien den Frommen, es umwehte
Auch sie des Himmels süßer Hauch;
Die Trifft gleicht einem Blumenbeete,
Der Dornenbusch dem Blütenstrauch.

All' ihre Zweifel sind zerronnen,
Zerronnen vor des Glaubens Macht; —
Ein hehrer Glanz von tausend Sonnen
Strahlt plötzlich durch die heil'ge Nacht!

Es schweben Gottes Schaaren nieder
Im Palmenschmuck auf Canaan,
Gleich Sonnen strahlt ihr Glanzgefieder,
Als sie den frommen Hirten nah'n.

Und zu des Ew'gen Preis und Ehren
Tönt jetzt ein Hymnus wunderbar;
Es ist das hohe Lied der Sphären — —
Das Jubellied der Engelschaar!

Sie geben Kunde von dem Siege,
Den Gott dem Glauben zuerkannt
Und schweben zu des Kindes Wiege,
Das sich der Jungfrau Schooß entwand! — —

Wem glänzt so schön die Morgenröthe,
Die schon im fernsten Osten glüht? —
Wem dampft der Nebel auf der Oede? —
Wem schallt der Vögel Jubellied? —

Wem haucht der Ambraduft der Rose? —
Wem tönt der Hymnus durch die Welt?
Wem glüht der Wurm im niedern Moose
Gleich Funken aus dem Sternenzelt?

Wem lächeln dort die fernen Höhen,
Von Rosenlicht so sanft umwallt; —
Wem gilt des Zephyrs leises Wehen,
Das Dankgeflüster in dem Wald? —

Es gilt dem Heiland, jenem Kinde,
Das uns die Heilige gebar;
Das für der Menschheit schwerer Sünde
Zum Opfer auserſehen war.

Den Hirten zeigt ein Strahl der Gnade
Durch dunkle Nacht die rechte Bahn;
Ihr Fuß darf auf bekränztem Pfade
Des Stalles heil'ger Schwelle nah'n,

Der Heiland liegt hier in der Krippe, —
Sein Haupt umfließt des Himmels Licht,
Und Huld umstrahlt die zarte Lippe, —
Der Gottheit Glanz das Angesicht.

Die Jungfrau drückt mit Hochentzücken
Den Göttlichen an ihre Brust
Und saugt aus seinen holden Blicken
Schon jetzt des Himmels süße Lust.

Und Alle fallen betend nieder; —
Die Krippe wird zum Hochaltar;
Ein weißes Lamm bringt jeder Hüter
Als Opfer dem Messias dar!

Schlußgebet.

Auch meiner Lippe schwaches Lallen
Sei dir als Opfer dargebracht;
Auch mein Gebet laß' dir gefallen;
„Erleucht' auch meines Lebens Nacht!"

Willkommen sei mir Nacht der Wonne; —
Willkommen Kind aus heil'gen Höh'n; —
Laß' mich den Abglanz Deiner Sonne
Auch noch am Rand des Lebens seh'n!

Fr. K. Sch...l.

(Geographische Kenntnisse.) Jemand, dessen geographische Kenntnisse man prüfen wollte, wurde gefragt: „Welch einen Weg würden Sie nehmen, wenn sie von Konstantinopel nach Berlin reisen sollten?" Nach einiger Ueberlegung erwiederte er: „„Ich würde von Konstantinopel über Adrianopel nach Philippopel gehen, dann mich so durchnopeln und popeln bis Wien, und von dort aus kann ich den Weg schon finden.""

(Wie lernt man Französisch?) Ein deutscher Edelmann fragte einen Lord, wie es zugehe, daß die Engländer sich gewöhnlich nur mit Mühe im Französischen auszudrücken verständen, während man diese Sprache in Deutschland fast allgemein sehr rein und geläufig rede? „Das kommt daher, erwiederte der Lord, weil in Deutschland die Franzosen zwei Mal waren; wir in England aber sind davon verschont geblieben."

(Gute Auskunft.) Ein so eben in Paris angekommener Fremder bat auf der Straße einen Gamin, ihm den Weg zur Polizei-Präfektur zu zeigen. „Gehen Sie nur gegenüber in den Goldarbeiterladen und nehmen Sie ein silbernes Besteck, so wird man Sie gleich dahin führen."

Druck und Verlag von J. F. Rietsch. Verantwortlicher Redakteur: J. F. Rietsch.

Nro. 52. **I. Jahrg.**

Die

Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt.)

Sonntag den 30. December 1855.

Kitsi das Indianermädchen.

Nach dem Englischen des Percy B. Saint John, von Gottlieb Walter.

(Presse.)

(Fortsetzung.)

Plötzlich ward hinter ihr ein Geräusch laut. Ein Mann, der aus einem Busche geschlüpft, trat rnhig mit kaum vernehmbaren Schritten auf sie zu.

Meine Schwester ist ausgezeichnet muthig, sagte der junge und hübsche Indianer nicht ohne einen Anflug von Spott; will sie etwa gar die Lepans erschlagen?

Kitsi ist blind. Ihr Auge sieht nicht des Feindes Angesicht. Aber sie hört einen Fuchs im Walde heulen, versetzte das Mädchen kalt und gemessen.

Meine Schwester ist bestürzt und ihre Worte klingen dunkel.

Vor einem halben Mond war Kitsi ein glückliches Mädchen, wenn die Sonne hinter die Hügel sank. Ihr Lachen erklang im Walde, denn Jung Buffalo war zugegen. Meine Lepanenbrüder kamen, sie wünschten Freundschaft zu schließen mit meinem Volk; sechs Lepans machten den tödtlichen Ritt, um Kitsi zu ihren Wigwams heimzuführen. Der Bogen Jung Buffalos war furchtbar. Alle sechs fielen durch ihn und er ward groß in den Augen seines Volkes. Da kam eine Schlange durch das Gras, ein Heilkünstler von den Weißen. Er sah Kitsi geliebt und wollte sie für sein Wigwam stehlen. Seine Hand erschlug den jungen Satschem der Comanchen, den Rumolf Harica des Stammes. Ma-kov-je, ich bin betrübt. Ich habe gesprochen.

Hat meine Schwester gesehen, wie das bleiche Gesicht den jungen Wataſch [Büffel] erschlug?

Megosch, nein! Es geschah im Verborgenen. Aber Maho penata [der große Geist] sieht alles.

Der junge Indianer schwieg eine Weile, um dann in demselben flüsternden Ton, worin die Unterredung bisher geführt worden, fortzufahren:

Meine Schwester trauert um den jungen Büffel. Das Herz ist ihr schwer. Nur des weißen Mannes Blut vermag sie zu trösten.

Kitsi neigte das Haupt.

Und wenn die Blume der Comanchen gerächt ist, steht ein Lepan-Wigwam bereit. Will Kitsi es beglücken?

Der junge Krieger, welcher die Jungfrau nicht zum erstenmale sah, betrachtete sie scharfen Blickes.

Das Mädchen erbebte am ganzen Leibe. Krampfhaft umklammerten ihre Hände den Büchsenlauf. Sie gab zur Antwort:

Kitsi will den Kriegspfad gegen den Mörder ihres Bruders betreten. Wenn die Axt vergraben ist und sie lebt noch, wird sie zum Wigwam des jungen Lepans gehen.

Kitsi folgte einem sehr natürlichen Antrieb, als sie den Beistand ihrer Feinde zur Rache am Mörder ihres Liebsten in Anspruch nahm. Nachdem sie als Gefangene in die Hände der Lepans gerathen, konnte sie leicht berechnen, daß sie — einmal von dannen geführt — keine Gelegenheit mehr haben würde, den Mörder zu treffen. Sie zog dabei ihren Vortheil aus der unverhehlten Bewunderung des jungen Mannes, welche nebst dem gemeinsamen Haß aller Indianer gegen die Weißen ihn zu einem brauchbaren Bundesgenossen machte.

Mit der Liebesverheißung war es ihr nicht Ernst; sie hatte darum mit gutem Vorbedacht gesagt, sie wolle des Lepans Braut werden, wenn sie den Friedensschluß erlebe, — den nicht zu überleben sie fest entschlossen war.

Nach vollzogener Rache wollte sie sich selbst den Tod geben.

Der junge Kriege reichte der Ermüdeten eine warme Büffelhaut, wohinein gewickelt sie sich niederstreckte. Die Natur heischte gebieterisch ihre Rechte. Kitsi verfiel in tiefen Schlummer.

Am Morgen, nachdem Kitsi und ihr neuer Freier sich zu Mainwarings Verderben verschworen, verzehrte dieser in aller Behaglichkeit nicht gar zu weit vom feindlichen Lager sein Frühmahl.

Ein tiefer aber schmaler Einschnitt, — das Bett eines Wildbaches in nassem Wetter, — in der Hügelkette unfern des Zaubersteines, war in der Höhe von sieben oder acht Fuß von gestürzten Fichten überbrückt. Zehn Schritte weiter fielen seine Böschungen senkrecht ab, und so gings meilenweit fort. Der Boden war rauh und steinig. Der Wald war siebzig bis achtzig Schritte entfernt. Ein sicherer Platz ließ sich nicht finden; niemand konnte nahe kommen, ohne einen offenen Raum zu überschreiten.

In dieser Rinne lag Mainwaring verborgen. Zu seinen Füßen kauerte ein junger Hund, den er sich aus den wilden Rüden des Lagers ausgewählt. Auf seinen Knieen ruhte eine Kugelbüchse; eine zweite lehnte am Gestein.

Einige Scheiben Wildprett und eine handvoll Mais bildeten die Kost; das nicht sehr klare Wasser aus den übrig gebliebenen Tümpeln des Wildbaches lieferte den Trunk.

Der weiße Mann war offenbar verstimmt. Schwere Sorgen belasteten sein Herz und umwölkten seine Stirn. Vergebens mühte er sich ab, seiner düstern Laune Meister zu werden. Zwar ließ er sich die Mahlzeit schmecken, doch war das Essen eine unwillkürliche Verrichtung für ihn, die ihm kein Vergnügen gewährte.

Während Mainwaring dieser Beschäftigung oblag, wurde die Einsamkeit unterbrochen. Durch die Büsche am Waldessaum drängten sich Indianer, bedeckt mit der kriegerischen Schminke. Vorsichtig auf den freien Platz heraustretend, folgten sie, wie alsbald klar wurde, einer Pfadspur, welche zum Schlupfwinkel des weißen Mannes leitete.

An ihrer Spitze ging ein Weib, das ihnen den Weg zu zeigen schien.

In der Hand trug sie eine gezogene Büchse, die sie krampfhaft festgepackt hielt.

Huh! rief ein riesiger Krieger, eine kennbare Fußspur betretend, die zum Rinnsal hinführte.

In demselben Augenblick stürzte er Knall und Fall zusammen. Die westliche Kugelbüchse hatte Donner und Blitz entsendet. Die Indianer sprangen ins Gehölz zurück.

Mainwaring handelte mit der Entschlossenheit, die er unter keinen Umständen verleugnete.

Er hatte die Lepans unter Kitsi's Führung kaum wahrgenommen, als ihm auch alsbald klar ward, daß sie ihn zu fangen ausgezogen. An Flucht war nicht zu denken. Er hatte keine Ansicht als den Tod, aber er war entschlossen, sich wie ein Mann zu wehren und sein Leben möglichst theuer zu verkaufen.

Nachdem die Indianer einen der Ihren so unversehens eingebüßt, stand zu erwarten, daß sie jede Vorsicht verachtend sich auf den Widersacher stürzen würden, um den Tod des Genossen zu rächen. Diese Erwartung sah sich getäuscht.

Von allen Ecken und Enden des Waldes her knallten Schüsse, welche Mainwaring nöthigten, sich hinter den umgestürzten Stämmen und aufgehäuften Steinen zu halten.

Gleich knallten ein Dutzend Schüsse, wenn nur ein Zipfel seiner Pelzkappe über die Brustwehr sich erhob.

Mainwaring legte endlich einen dicken Dornbursch auf die Steine, von wo er ungesehen nach den Feinden ausspähen und auf sie feuern konnte.

Der Belagerte hatte bisher immer nur einen Schuß gethan und den andern für dringende Fälle in Bereitschaft gehalten, die nicht ausbleiben konnten.

Die Hauptmacht der Angreifer stand beim Waldessaum auf einer erhöhten Stelle, ungefähr fünfundzwanzig Klaftern weit von der Verrammlung des weißen Mannes. Von dort kamen die meisten Schüsse, und dorthin richtete Mainwaring vorzugsweise sein Feuer, um eine von den dunkeln Gestalten zu treffen, die er durch die Hecken huschen sah.

Nach einer Weile verstummte allmälig das Feuer von beiden Seiten.

Aufmerksam spähte der Belagerte umher, eines neuen Angriffes gewärtig, dessen Art und Weise zu errathen ihm nicht möglich war.

Ein Weilchen blieb es still, wie am ersten Tage der Schöpfung. Ein so unbedingt tiefes Schweigen herrscht wohl selten im Urwalde; jetzt aber hatte der kriegerische Lärm die befiederten Sänger und Schreier der grünen Einöde weit von dannen gescheucht, ebenso wie das schweigsame Wild.

Plötzlich krachte eine volle Lage von Schüssen gegen Mainwarings Zuflucht los.

Er gab Antwort.

Die Indianer hatten sich längst überzeugt, daß sie nur gegen einen einzigen Gegner fochten, und da er nun seinen Schuß hergegeben, wollten sie ihm keine Zeit zum Laden gönnen, sondern stürzten unter furchtbarem Geschrei mit hochgeschwungenen Tomahawks aus dem Dickicht hervor.

Aus dem Versteck des weißen Mannes krachte ein Schuß, ein anderer von felsiger Höhe über dem Versteck.

Zwei tapfere Lepans stürzten tödtlich getroffen auf den Boden hin.

Die Angreifer prallten so schnell zurück, wie sie hervorgebrochen. Abermals herrschte Todesstille im Wald.

Walter beeilte sich, seine Geschosse wieder zu laden, die allein noch sein Dasein ein wenig zu fristen im Stande schienen, und dann erst spähte er nach dem unbekannten Helfer aus, der als Freund in der Noth sich so zu rechter Zeit eingestellt.

Kein Laut ließ sich vernehmen, kein noch so geringfügiges Zeichen entdecken.

Mainwaring neigte das Haupt und seufzte schwer. Sein Pulverhorn enthielt nur noch zwei Ladungen.

Die Lepans begannen wiederum ein wohlgenährtes Heckenfeuer.

Nach einer Weile sah der weiße Mann am steilen Abhang zur linken Seite seiner Stellung einen Indianer auf Händen und Füßen hinkriechen.

Mainwaring fuhr zur Wange und ließ krachen.

Ein Feind war schwer getroffen, doch dem Schützen blieb nur noch eine Ladung im Rückhalt.

Ein kollernder Stein lenkte Mainwarings Aufmerksamkeit nach dem gegenüberliegenden Abhang. Er sah einen Indianer, der bis zur Böschung abwärts kletterte, wo die senkrechte Felswand jedes weitere Vordringen hemmte.

Der Weiße stieß unwillkürlich einen Laut freudiger Ueberraschung aus und fuhr in die Höhe.

Die Unvorsichtigkeit mußte er theuer bezahlen, wie es wenigstens schien. Von einer vollen Lage begrüßt, stürzte er nieder. Offenbar mußte er getroffen sein.

Die Lepans schickten sich an, auf die gefällte Beute loszustürzen. Aber die Büchse auf der Felsenhöhe hielt sie in ehrfurchtsvoller Entfernung.

Aufs neue hielten sie Rath.

Kitsi, glühend vor Begierde nach voller Sättigung ihrer Rache, trieb zum Angriff. Aber obschon die Krieger der muthigen Jungfrau eine Stellung eingeräumt, wie ein Indianerweib sie wohl selten eingenommen, so spürte doch keiner von ihnen besondere Neigung, durch einen abermaligen Anlauf die Kugel herauszufordern, die — wenn sie auch nur einen traf — doch jeden von ihnen zu diesem Einen machen konnte.

Gebeugten Hauptes trat Kitsi zurück und verlor sich trübselig ins Gehölz.

Ihren Kummer achtend ließen die Lepans sie ungestört von dannen gehen.

Im nächsten Augenblicke trat sie auf die Blöße hinaus und eilte mit einer Hast, die jeglicher Verfolgung spottete, über die grüne Fläche hin.

Mit neugierigem Erstaunen sahen die Indianer ihrem unerhörten Beginnen zu.

Unbekümmert um die Gefahr, die ihre Bundesgenossen so begreiflicher Weise abgeschreckt, eilte sie der Schlucht zu, kletterte, die Büchse auf der Schulter, ohne Zaudern empor und erreichte in kürzester Frist das Versteck des weißen Mannes.

Mit gespanntester Aufmerksamkeit harrten die Lepans der weiteren Entwicklung.

Sie erwarteten einen Zweikampf zwischen Kitsi und ihrem Gegner zu sehen, doch statt dessen verlor sie sich unangefochten hinter die Verrammlung.

Die Indianer hielten sich lauschend still. Bald vernahmen sie etwas wie einen Schrei der erstickt worden, bevor er nur recht zum Ausbruch gekommen.

Der Krieger, welcher Kitsi's erklärter Freier war, zauderte nicht länger. Von seinen Freunden gefolgt, stürmte er voran und hatte bald die Schlucht erreicht.

Die Asche eines Feuers und die Ueberreste eines kargen Mahles waren alles, was die Lepans fanden. Von Kitsi war so wenig zu sehen als vom weißen Mann . . .

Als Kitsi über die Waldblöße lief, legte sich Mainwaring so gut es ging in den Hinterhalt, und als sie das Versteck betrat, überfiel er sie mit solchem Erfolg, daß sie in wenigen Augenblicken in seiner Gewalt war. Er knebelte sie ohne ein Wort zu verlieren. Sein grimmig ernstes Wesen flößte dem Mädchen fast noch mehr Entsetzen ein, als sein rauhes Handeln.

Der Indianer auf der Höhe ließ eine Wurfschlinge herab, offenbar die Absichten seines weißen Bruders in allen Einzelheiten verstehend. Der Laso ward um Kitsi's Mitte gelegt und sie hurtig daran hinaufgezogen.

In dem Augenblick, als sie den Boden unter den Füßen verlor, stieß sie den Schrei aus, dessen oben Erwähnung geschah.

Nochmals rollte die Wurfschlinge abwärts und half dem Weißen denselben Weg zurücklegen, auf welchem das rothe Mädchen so ohne Umstände befördert worden war.

Als Kitsi nach der unfreiwilligen Luftfahrt die Höhe erreicht hatte, befand sie sich auf einer schmalen Felsenplatte bei den zwei grimmigen Lepans, mit welchem sie Morgens zuvor die Pawnees bekämpft und die sie zur Mittagszeit an selbigem Tage auf der kleinen Insel verlassen hatte.

Die beiden Herren waren in der vollen scheußlichen Pracht des indianischen Kriegerthums bemalt.

Beide sprachen ihrer gewohnten Weise nach abermals kein Wort.

Sobald der weiße Mann zur Höhe gelangt, wurden Kitsi's Bande gelöst. Dann gings in stiller Eile vorwärts auf schmalem Pfade, der zur Höhe führte.

Auf einem Hügel mit der Aussicht nach dem Zauberstein ward Halt gemacht. Mainwaring und seine rothen Gesellen hatten geheime Zwiesprach gepflogen, aber — wie es schien — sich nicht verständigt. Gegenstand der Unterhaltung war wohl das Mädchen; wenigstens deuteten darauf ihre lebhaftesten Geberden hin. Endlich erfolgte das Einvernehmen. Alle drei gesellten sich wiederum zu Kitsi. Man stieg bergab und suchte die Zuflucht des Waldes auf.

Die Rothen gingen ein Stück voran. Der weiße Mann legte vertraulich die Hand auf der Dirne Schulter, hielt sie trotz ihres Sträubens fest und flüsterte ihr einige Worte ins Ohr.

Ihr Auge blitzte leuchtend auf. Zu Mainwaring gekehrt, wollte sie etwas sagen.

Strengen und kalten Wesens schnitt er die Unterhaltung ab, bevor sie begonnen.

Vollführe Deine Aufgabe, Mädchen, wie ich die meine, sagte er. Sprechen wir ein andermal. Du hast wie ein Krieger gehandelt, — sei nun einer.

Kitsi gab keine Antwort. Sie ließ das Haupt nach rückwärts sinken, sah eine Weile scharf nach den zwei Lepans hin und vertiefte sich dann in dumpfes Hinbrüten.

Am Saum des Waldes standen zwei Rosse. Die Indianer banden sie los, schwangen sich auf und trabten davon. Weder Mainwaring noch Kitsi schienen den Vorgang zu beachten. Schweigend wie zuvor setzten sie ihren Weg fort.

Eine kleine Erhöhung mitten im Walde, dicht mit Bäumen bestanden, schien ein vortreffliches Versteck darzubieten.

Ein Feuer ward angezündet, so klein und mit solcher Vorsicht, daß in der Höhe kein Rauch aus größerer Entfernung wahrzunehmen sein konnte.

Ein kleines Mahl ward eingenommen. Kitsi genoß wenig, aber mit sichtlichem Be-

hagen. Ihr Todfeind mußte ihr wohl etwas gesagt haben, das sie versöhnt hatte. Was er jetzt sprach, schien ihr überaus zu gefallen; sie lachte mit dem ganzen Gesicht, wenn auch kein Ton des Gelächters über ihre Lippen kam.

Nach vollendeter Mahlzeit schmunzelte Mainwaring noch einmal mit vertraulichem Kopfnicken, lehnte sich zurück und schloß die Augen wie einer, der schlafen will. (Forts. fgt.)

Die Sylvesternacht.

Lebensbildchen von Franz Schuselka.

(Schluß.)

Anfangs zwang sich der arme Friedrich aus pflichtschuldiger Demuth, die lustige Gesellschaft durch kein trauriges Gesicht zu stören, bald aber äußerte der goldige Sorgenbrecher auch auf ihn seine Zauberwirkung und er fing an, die Sache vernünftiger, d. i. leichtsinniger zu betrachten. Er philosophirte also: „Ob ich das Geschenk um einen Tag früher oder später gebe, das ist eins. Für die morgigen Auslagen werden wohl die Liebfrauenzwanziger, die meine Lori in ihrem Sparbeutelchen hat, ausreichen. Uebermorgen wechsle ich ihr halt wieder andere und meinetwegen gar funkelneue ein und leg' ihr drei als Interessen dazu.“ Diese Gründe waren an sich allerdings sehr triftig, und nach jedem Glas Wein erschienen sie dem wackern Copisten noch viel triftiger, so daß es ihm alsbald nicht mehr den geringsten Seelenkampf kostete, mit den Lustigen lustig zu sein. Wäre nur noch seine Lori neben ihm gesessen! Bei jedem guten Bissen dachte er; „Ach, wenn nur mein Weibchen auch etwas davon haben könnte!“ Doch da dieß einmal nicht sein konnte, und da Friedrich als frommer Ehemann fest überzeugt war, Mann und Weib sei ein Leib, so ergab er sich mit rührendem Pflichteifer den Freuden der Tafel. Nur als das Zuckerwerk kam, wurde er jenem rechtlichen Grundsatze insofern untreu, daß er mittelst verstellten Schnäuzens mehrere schöne Stückchen in die Tasche zu prakticiren suchte, was ihm auch zu seiner Zufriedenheit und zu noch größerer Belustigung der unbemerkt zusehenden Hausfrau gelang.

Nachdem alles geschehen war, was in der Sylvesternacht allerorten zu geschehen pflegt, brach man auf, um den neuen Lebensabschnitt auf ähnliche Weise wie der Mensch das Leben überhaupt zu beginnen, nämlich zuerst mit einigem Geschrei und dann mit einem tüchtigen Schlafe. Als Friedrich der Hausfrau die Hand küßte, lispelte ihm die Gute zu: „Ich habe Ihnen etwas für Ihre Frau und für Ihren Kleinen in den Mantel gesteckt, geben Sie hübsch Acht darauf.“ Friedrich küßte noch einmal die gütige Hand und empfand einen leisen Gewissensbiß. In seiner Manteltasche fand er ein großes Papier von Süßigkeiten, und eilte, beflügelt von heiterster Aufregung, seiner fernen Wohnung zu. Als er am Hausthore läutete, beschlich ihn wieder einiger Unmuth, weil er nicht einmal so viel Geld hatte, um den Sperrgroschen zu zahlen. „Ich fange das neue Jahr mit Schuldenmachen an; morgen bekommen Sie Ihr Geld, Herr Martin!“ rief er dem Hausmeister zu, und eilte die Stiege hinan. Leise schloß er auf und zog in der Küche die Stiefel aus, um seine Lieben nicht zu wecken. Dann tappte er nach dem Küchenfeuerzeug, machte Licht und nahm einen Teller herab, um das Zuckergebäck darauf zu schichten. Die gute Frau Doktorin hatte eine Auswahl der köstlichsten Stücke gespendet; und Friedrich seg-

nete sie dafür im freudigsten Dankgefühl. Als das Papier geleert war, beutelte Friedrich den abgefallenen Zucker über den Teller, da fiel noch ein Papierchen heraus und so schwer, daß es eine oben aufliegende Apollolehyer zertrümmerte. Verwundert wickelte es Friedrich auf, und es funkelten ihm drei blanke Dukaten entgegen. — O Gott, was war dieß für ein freudenvoller Augenblick — und wie süß muß die edle Geberin eingeschlummert sein, mit dem Gedanken an die Freude, die sie den guten Leuten gemacht! — Man ist gewohnt, das Geld als den bösen Dämon der Welt zu schmähen, aber es wäre nur das Werkzeug unendlichen Segens, wenn es immer und überall edelmüthig verwendet würde. Aber wie oft vergeuden wir eine Summe für Genüsse, über die wir Thränen der Reue weinen müssen, und wir hätten mit dieser Summe mehreren Armen Freudenthränen entlocken können! O möchten die Reichen und Wohlhabenden sich zwar von der lästigen Ceremonie des Glückwünschens entheben lassen, nicht aber von der Pflicht, Glück zu verbreiten! Arme Verwandte, Diener und Arbeiter freuen sich so lange auf den Neujahrstag und berechnen schon, was sie alles mit den Geschenken ausrichten werden; wie bitter muß das Gefühl sein, diese Hoffnungen getäuscht zu sehen, wie süß dagegen das Bewußtsein edler Wohlthäter, nach Kräften beigetragen zu haben, daß der Neujahrstag ein möglichst allgemeiner Freudentag sei!

Friedrich war ganz aufgelöst in Freude, Dankbarkeit und Andacht, und die Freudenthränen, die er weinte, wurden von dem Engel der Vergeltung gesammelt und werden einst glänzen als Perlen in der Verklärungskrone der edlen zartsinnigen Wohlthäterin.

Friedrich breitete das feine Papierchen, worin die Dukaten gewickelt waren, über das oberste Zuckerwerk und legte die Goldstücke neben einander darauf, damit Lori's erster Blick auf sie fallen mußte. Nun horchte er durch's Schlüsselloch, und da sich nichts regte, schlich er leise in's Zimmer. Lori lag halb entkleidet auf dem Bette; der Säugling schmiegte sich in süßem Schlummer an ihre Brust. Friedrich neigte sich über die Geliebten und küßte ihren Athem und segnete sie. Dann stellte er den Teller auf Lori's Tischchen und schlich in seine Kammer. Da fand er auf seinem Schreibtische ein niedlich gesticktes Hauskäppchen und ein Blatt mit folgenden, in lächerlich großen und krummen Zügen geschriebenen Worten:

Lieber Vater! Die Mutter und der kleine Hans wünschen Dir ein recht glückseliges neues Jahr und geben Dir dieß Käppchen, damit Du es aufsetzest, wenn Du morgens in der kalten Küche für den ganzen Tag das Holz klein schneidest. Das Käppchen hat die Mutter gestickt, aber der kleine Hans hat ihr geholfen, denn er hat sie in der Nacht immer aufgeweckt und wach erhalten, daß sie sticken konnte, ohne etwas zu versäumen. Den Brief aber hat der kleine Hans, obwohl er noch ein so kleinwinziges Buberl ist, ganz allein geschrieben, die Mutter hat ihm bloß die Hand geführt.«

Friedrich preßte diese lieben Zeilen an das Herz, an die Lippen, und wollte hinaus eilen, um sein gutes Lorchen wach zu küssen. Aber an der Thür lächelte ihm schon ihr lauschendes, selig glühendes Köpfchen entgegen. Sie hatte nicht geschlafen; es hatte ihr große Mühe gekostet, sich zu verstellen, die freudige Wallung zu verbergen.

»Lori, meine Lori!« rief der glückliche Gatte, und sie sanken sich in die Arme, umschlangen sich fest und innig und ihre Küsse verschmolzen, ihre Freudenthränen mengten sich und sie begannen das neue Jahr mit einer Seligkeit, wie keine größere auf Erden mehr möglich ist.

Elegie auf dem Grabe der Geliebten.

Dir fern zu sein,
  Mein Genius,
O Heißgeliebte!
  Die ohne Schuld,
Mich tief betrübte,
  Welch eine Pein.

In stiller Nacht,
  Seh ich im Traume,
Dein theures Bild,
  Der Kummer flieht,
Wo süß und mild;
  Die Liebe lacht.

Ich bin allein,
  Ach könnt ich nur,
Auf Zephyrschwingen,
  Den süßen Lohn,
Der Liebe mir erringen;
  Und bei Dir sein.

Das zarte Schöne,
  Mein stilles Glück,
Zerstört der Schmerz,
  Ein Trauerflor,
Umhüllt das Herz;
  Leb' wohl Elene!

Im Hochgenuß,
  Gedenke mein,
Zu deinem Sterne,
  Bringt Dir mein Geist,
Aus unermeßner Ferne;
  Den Abschiedskuß.

Joh. Wilh. Lampe.

In Ungarn kam ein Bauer in Begleitung seines Sohnes vor die Amtsstube des Richters, woselbst an die Thüre des Zimmers geschrieben stand: „Alle Freitag ist Amtstag." — Der Bauer, welcher selbst nicht lesen konnte und doch gerne wissen wollte, was dieses Geschriebene bedeute, gab seinem Sohne den Auftrag, ihm dieses vorzulesen. Der Sohn, selbst kein guter Leser, brachte nach langem Buchstabiren heraus: Alle Freitag ist s . . . Samstag. „Ui, Ui!" rief der alte Bauer, schon wieder eine neue Einrichtung."

(Schicksal.) In Würzburg soll ein Kellner leben, der den Namen Schicksal führt. Die Gäste rufen ihn des Scherzes halber stets bei seinem Namen. „Schicksal," einen Zahnstocher! „Schicksal," ein Stück Rindfleisch! &c. &c. tönts an der Wirthstafel wieder. Als dieser Kellner einmal einer jungen Dame eine Sauce übers Kleid goß, entschuldigte ihn ein Gast mit der witzigen Bemerkung: „Das ist nicht des Kellners Schuld, das ist Schicksals-Tücke."

(Schulstube.) Lehrer. „Nun kleiner Georgle, beschäme mir einmal die großen Bengels da! wovon war gestern die Rede?"

Georgle. „Von der atmosphärischen Luft, vom Barometer und Thermometer."

Lehrer. „Richtig Georgle, und wodurch unterscheiden sich diese Instrumente?"

Georgle. „Der Barometer steigt — und der Thermometer fällt."

Lehrer. „Na, gelt ihr großen Schafsköpfe, da steht Euch der Verstand still.

(Theater-Anekdote.) In London wurde oft die Oper: „Die Jäger" gegeben. In einer Scene muß ein Jäger mit einem Bären, der englischen Lieblingssitte gemäß, sich boxen; er überwindet diesen, setzt sich triumphirend auf denselben nieder und singt eine Bravour-Arie. Ein junger Engländer, ein großer Liebhaber vom Boxen, konnte es nicht leiden, daß der Bär immer besiegt werden sollte; er schlich sich daher eines Tages auf das Ankleidezimmer des Theaters, fand sich mit dem Statisten ab, daß er ihn statt seiner für heute die Rolle des Bären spielen lassen möchte, zog die Bärenhaut an und kroch zur gehörigen Zeit gravitätisch auf die Bühne. Der Jäger, der nichts davon wußte, wollte ihn, wie gewöhnlich, zu Boden werfen; aber wie erstaunte er, als er im Bären einen weit geübteren Boxer verspürte, als er selbst war, und von ihm auch zu Boden geworfen wurde. Der Bär war damit nicht zufrieden, er setzte sich nun auf den besiegten Jäger, wie dieser sonst auf ihn, und sang nun bei einem der Bühne den Einsturz drohenden Gelächter der Zuschauer mit aller möglichen Gravität die Bravour-Arie selbst.

(Das politische Kind.) Mutter. „Brav sein, Schani, sonst kommt der Nikolaus."

Knabe. „Ach, mir thut der Niklo nix, ich bin ja kein Türk!!"

In dem Dorfe Salmünster hängt in dem Wirthshaus zur goldenen Traube eine Tafel an der Wand, auf welcher folgende Verse zu lesen sind:

Wer hat den Noah nicht gelesen,
Wie fromm er war, — er pflanzte Wein —
Ist nun der Pflanzer fromm gewesen,
Wie fromm muß nicht der Trinker sein!

Druck und Verlag von J. F. Rietsch. Verantwortlicher Redakteur: J. F. Rietsch.